This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Geschichten,

charakteristische Züge und Sage der deutschen Volksstämme

von

Onno Klopp

Ger 375.9.2

Harvard College Library

FROM THE

SUBSCRIPTION FUND

BEGUN IN 1858

Geschichten,

charakteristische Züge und Sagen

der deutschen Volksstämme.

Erster Band.

Aus der

Zeit der Völkerwanderung.

Nach den Quellen erzählt

von

Onno Klopp.

Nach dem Tode des Verfassers durchgesehene

zweite Auflage.

Freiburg i. B.
Friedrich Ernst Fehsenfeld
1907.

Ger 375.9.2

HARVARD COLLEGE
MAR 21 1914
LIBRARY.
Subscription fund
(3 vols. in 2)

Vorwort zur ersten Auflage.

Den Anstoß zu diesem Buche gaben mir die Worte von Gervinus in seiner Geschichte der deutschen Nationalliteratur Bd. 4. p. 32, wo er eine Anzahl langobardischer Sagen aufführt und dabei bemerkt, daß sie längst eine zweckmäßige Bearbeitung für die Jugend verdient hätten. Indem ich mir eine solche zur Aufgabe stellte und zu diesem Zwecke den Paulus Diakonus und den Prokop durchlas, drängte sich mir der Gedanke auf, daß wie noch keine der Wissenschaft genügende Geschichte der Völkerwanderung sich finde, so noch viel weniger die Ergebnisse der Geschichtswissenschaft auf diesem Felde unserer Jugend und dem ganzen Volke quellengemäß zugleich und in populärem Gewande dargeboten sind. Vielleicht kommt es eben daher, daß über keine andere Zeit so verworrene Vorstellungen umlaufen, und zwar nicht bloß in den Köpfen der Jugend, sondern auch in denen der Gebildeten unseres Volkes, wenn sie sich nicht selbst als gelehrte Forscher damit beschäftigt haben. Man fertigt jene Zeit gemeiniglich kurzweg mit dem Urteile ab, daß sie roh sei; aber wenn ich auch weit entfernt bin, die Richtigkeit dessen zu bestreiten, so glaube ich doch, daß wir in unserer Zeit wohl eine Eigenschaft uns wünschen möchten, welche jene in reichem Maße hatte und oft genug in charakteristischen und selbst in schönen Zügen

an den Tag legte, Festigkeit und Tatkraft. Ich lege in dem Nachfolgenden eine Anzahl von Geschichten, charakteristischen Zügen und Sagen aus der Völkerwanderung vor, welche nach dem Plane gesammelt sind, daß sie uns nicht durch die Beschreibung von Zuständen, sondern wo möglich durch die Erzählung einer Handlung, eines lebendigen Ereignisses einführen sollen in das Leben und Tun jener Zeit und so die Gestalten der alten rohen Helden in den Erweisen ihrer Tatkraft uns nahebringen mögen. Indem es mir darauf ankam, hauptsächlich die sittlichen Triebfedern der Handlungen hindurchleuchten zu lassen, war ich genötigt, durchaus quellenmäßig zu erzählen und frei von allem Schmuck und Beiwerk unserer Zeit, als wo es zum Verständnis durchaus nötig erschien. Am liebsten bin ich den Erzählungen von Augenzeugen gefolgt; wo dies nicht möglich war und die Begebenheit weiter in die Ferne rückte, habe ich mich bemüht, sie darzustellen, wie sie das betreffende Volk als Sage mit sich herumtrug, und der Reflex, den sie dadurch erhält, dient doch immerhin dazu, in das Gemütsleben des betreffenden Volksstammes einen oft wohltuenden, immer aber lehrreichen Blick werfen zu lassen.

Wer mir in dieser Anschauung der Dinge beistimmt, wird die Idee solcher einzeln ausgeführter Bilder willkommen heißen. Das Begräbnis des Königs Alarich im Bette des Busentoflusses, der Heldentod des Königs Tejas wird das Bild der mannhaften Tatkraft der Goten niemals wieder entschwinden lassen und uns Achtung vor dieser Kraft abfordern. Die edle Ritterlichkeit in der Werbung des Autari um Teudelinde wird uns unvergeßlich bleiben, der Trotz des Friesenfürsten Radbod gegen die Annahme der Taufe zeigt uns die Abneigung der seßhaften Stämme gegen das Christentum klarer und einleuchtender, als lange Auseinandersetzungen. In dieser Hinsicht dürfte mein Buch manchem Lehrer der

Geschichte nicht unwillkommen sein, zumal wenn, wie es jetzt häufig geschieht, der Unterricht von früh auf zu Übungen im freien Wiedererzählen angewandt wird. Es kommt ja für unsere Jugend hier ein wesentliches Moment hinzu, das noch niemals die Bedeutung hatte, wie gerade jetzt, das deutsche Nationalinteresse. Den deutschen Knaben, den Jüngling möchte ich sehen, der nicht warm wird für eine Heldengestalt wie Totilas, für den herrlichen Älfred, der zum Kriege gezwungen, mit dem Lorbeer des Sieges in der Feldschlacht die Palme des Friedens verbindet.

Mein Zweck forderte eine ethnographische Anordnung. Ich konnte darum meinen terminus a quo nur da setzen, wo die einzelnen Völker sich sondern, welche nach und nach Staaten zerstörend und neue bildend auftreten. Auch sind ja die Geschichten vom ersten Zusammentreffen der Römer mit den Deutschen hinlänglich bekannt, so daß ein kurzer Rückblick genügen dürfte. Der allgemeine Teil der Germania aber war mir notwendig, weil die dort erzählten Züge, welche wie Grimm sagt, ein so schönes Morgenrot auf die deutsche Urgeschichte werfen, sich auch bei den wandernden Stämmen der Hauptsache nach bis zur Annahme des Christentumes und selbst darüber hinaus wieder finden. Eins der wichtigsten Momente wird im Verlauf der Erzählungen die Christianisierung der germanischen Stämme, und darum konnte ich nicht eher schließen, als bis diese zu Ende geführt war. Auch mit Karl dem Großen durfte ich nicht schließen, weil erst der Vertrag von Verdun der Völkerwanderung oder wenigstens den mit ihr in nächster Verbindung stehenden Ereignissen ein Ziel setzt. Zugleich hat die Geschichte Ludwigs des Frommen ein hohes psychologisches Interesse, auf welches meines Erachtens noch immer nicht hinreichendes Gewicht gelegt ist. Um die deutschen Stämme zu vervollständigen, mußten auch die Angelsachsen mit herangezogen werden, welche unabhängig

von den anderen Stämmen und fast ohne Berührung mit ihnen für sich allein dastehen.

Es sind aber nur diejenigen Stämme behandelt, welche selbst Reiche bildeten, und auch diese nicht einmal alle, sondern nur die, über welche ich eine genügende Anzahl von Berichten fand, die zu meinem Zwecke dienten; denn ich wiederhole es, daß es mir nicht in den Sinn kommen konnte, eine vollständige wissenschaftliche Geschichte der Völkerwanderung zu schreiben, sondern daß mein Interesse vorzugsweise das praktische war, nämlich einzelne Handlungen dem Leser quellengemäß zu erzählen, so daß er aus diesen sich eine Vorstellung jener Zeit machen könne, auch ohne alle Namen und Jahreszahlen im Kopfe zu haben. Deshalb habe ich die Erzählungen von Gepiden, von Thüringern, von Burgunden, von Friesen unter die anderen Volksstämme verwebt; ja ich muß da selbst den Vorwurf hinnehmen, daß die Familien der Völker auseinander gerissen sind, daß die Gepiden und Langobarden, bei denen jene hauptsächlich vorkommen, der Abstammung nach nicht zusammen gehören, und ebensowenig die Burgunden zu den Franken; aber es war nicht anders zu machen, weil die Gepiden nach ihrer Trennung von den stammverwandten Goten mit den Langobarden in Verbindung kommen und nicht mehr mit jenen. Auch das Maß des Raumes, der den einzelnen Stämmen zugedacht ist, hat von den Berichten und Quellen abhangen müssen. Ich leugne z. B. gar nicht, daß die Westgoten mindestens ebensowichtig sind, als die Ostgoten; dennoch ist der Untergangskampf der Ostgoten so sehr weit ausgeführt. Dies liegt nicht bloß darin, daß dem Westgotenreiche fast in einem einzigen Treffen ein Ende gemacht wird, während der Kampf der Ostgoten sechszehn Jahre dauerte; sondern namentlich auch in dem Berichte, der mir darüber zu Gebote stand. Wenn ich überall einen Prokop zum Führer gehabt hätte mit seinen ausführlichen Schilde-

rungen, so würde überhaupt die Sache wohl ein wenig leichter gewesen sein.

Die Erzählungen nach den einzelnen Stämmen sind festgehalten bis dahin, wo sie alle in das große Frankenreich zusammenfließen. Karl der Große und seine Zeit forderte einen selbständigen Abschnitt für sich und eben so dann auch Ludwig der Fromme, unter welchem das Stammesinteresse zu ruhen scheint, bis sich allmählich das durch Zwang und Herrschereigenwillen unnatürlich Verbundene in seine natürlichen Bestandteile auflöst, welche zur Grundlage des neuen Europa bestimmt sind.

* * *

Die günstige Beurteilung, welche die beiden ersten Bände gefunden haben, ermutigen mich, die Geschichten fortzusetzen und zunächst noch auf die karolingisch-sächsisch-fränkische Kaiserzeit auszudehnen. Mein Zweck dabei ist unverändert derjenige geblieben, dem Lehrer unserer Jugend, der wegen seiner sonstigen Berufsgeschäfte keine Zeit hat, die einschlägigen Quellen selbst heranziehen, die letzteren getreu nach ihrem Inhalte und in einer gebildeten Form vorzuführen. Aber mehr noch war mein Ziel dahin gerichtet, die reifere Jugend selber in anschaulichen Bildern an die Taten und Leiden unserer Vorfahren zu mahnen, in ihr die Gefühle und die Gedanken zu erwecken und zu beleben, deren Kräftigung erfordert wird, um eine bessere und ehrenhaftere Zukunft herbeizuführen. Des Vaterlandes Ehre und Macht und Größe fordert vor allen Dingen Bereitwilligkeit zur Hingebung an dieses eine große Ziel, und die Kräftigung dieses Gefühls und Willens in den Herzen unserer Jugend würde ich als den schönsten Lohn meiner Arbeit ansehen. Endlich ist es meine Absicht, die Gebildeten unserer Nation überhaupt, die aus der Geschichte kein Studium machen können, möglichst

lebendig in dieselbe einzuführen. Die Geschichte unserer Nation tragen wir alle in und an uns, äußerlich und innerlich ist jeder einzelne das Ergebnis der Vergangenheit seiner Nation, und doch wissen so viele sich über andere auch ihnen selbst weit mehr entlegene Dinge viel genauere Rechenschaft zu geben, als über die Geschichte der Entwickelung ihrer Nation, auf welcher die jetzige Stellung derselben in der großen Völkerfamilie und mehr oder minder die staatliche Stellung des einzelnen beruht.

Mein Zweck bringt es mit sich, daß ich unsere Geschichte am meisten von der sittlichen Seite ins Auge fasse und vorwiegend den dazu geeigneten Stoff ausgewählt habe. Wenn ich einen Krieg oder eine Belagerung ausführlicher erzähle, einen Ländererwerb oder Verlust berichte, so ist es mir dabei viel weniger um die Tatsache selber zu tun, als um die Gesinnungen und Handlungen der Menschen, die sich dabei offenbaren und die ich gern immer möglichst anschaulich zeichnen möchte.

Nach diesen Gesichtspunkten bitte ich die vorliegende Arbeit zu prüfen, immer aber dabei den leitenden Grundsatz festzuhalten, daß es mein Bestreben gewesen ist, die strenge Wissenschaft zu populariſieren.

Der Verfasser.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Über 50 Jahre sind es her, daß die erste Auflage dieses Werkes erschienen ist. Sie war bald nach dem Erscheinen vergriffen, und die Exemplare sind so sehr in festen Händen, daß es überhaupt unmöglich ist, auf dem antiquarischen Markte solche aufzutreiben.

Unter diesen Umständen bedarf es kaum der Versicherung, daß an den Autor zu Lebzeiten wiederholt Aufforderungen ergangen sind, eine neue Auflage zu veranstalten. Er lehnte dieselben stets ab mit dem Hinweis, daß es ihm bei seinen vielen Arbeiten in der Geschichtsperiode des 16., 17. und 18. Jahrhunderts an Zeit mangele, ein Werk umzuarbeiten, das eine Zeitperiode behandelt, welcher er seitdem seine Aufmerksamkeit nicht mehr zugewendet habe.

Onno Klopp starb am 9. August 1903. Die Bedenken, welche den Historiker auf dem Gipfel seines Ruhmes hinderten, ein zwar nach den Quellen, aber doch populär geschriebenes Werk ohne wesentliche Durcharbeitung wieder erscheinen zu lassen, sind für den unterzeichneten Sohn nicht vorhanden.

Die rege Nachfrage nach dem Buche beweist, daß das Bedürfnis nach derartigen Arbeiten groß ist. Das Werk war nach den Quellen gearbeitet, entspricht somit in den Tatsachen den Anforderungen der Geschichtsschreibung. Die ein-

zige Schwierigkeit bestand darin, die Beurteilung der Tatsachen, welche Onno Klopp in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gegeben hat, zu ersetzen durch die Auffassung, welche er davon im gereiften Alter hatte. Und diese Schwierigkeit löst sich in der glücklichsten Weise dadurch, daß die Aufzeichnungen jener Vorträge vorhanden sind, welche der Historiker in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts den Erzherzögen Franz Ferdinand und Otto von Österreich, sowie dem Herzoge Albrecht von Württemberg über Mittelalter und Neuzeit gehalten hat. Aus diesen Vorträgen sind, soweit es nötig war, Partien entnommen worden, um den Text der ersten Auflage so zu gestalten, wie er Onno Klopps späterer Auffassung entsprochen haben würde.

Im Jahre 1862 gab Onno Klopp ein Werk von A. Friedr. Gförer in vierter Auflage heraus. Er schrieb in der Vorrede: „Es war selbstverständlich nicht mein Zweck und meine Aufgabe, das Werk des verewigten Gförer zu dem meinigen zu machen, sondern nur die Irrtümer zu berichtigen, die nach meiner Ansicht unbestreitbar sind, namentlich solche, die der Verfasser, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, sein Werk noch einmal zu revidieren, selber als Irrtümer erkannt und berichtigt haben würde."

Dasselbe ist mit dem vorliegenden Werke von Onno Klopp geschehen.

Es ist somit durchaus Onno Klopps eigenstes Werk geblieben.

Wien, im September 1905.

Dr. Wiard Klopp.

Einleitung.

Die Völker der Erde wandern von Osten nach Westen. Zwar mag es scheinen, als wäre manchmal ein Zurückzug von Westen nach Osten eingetreten; aber wenn solche Züge gelangen, so waren sie immer nur von einer kleineren Anzahl Menschen unternommen und können darum die Erfahrung des Wanderns nach Westen im Großen nicht aufheben. Im Süden des jetzigen Rußland sind deutsche Ansiedelungen und in Siebenbürgen sogar größere Bezirke, in denen nur Deutsche wohnen; aber was will das sagen gegen die zahllose Menge, die jährlich über das Meer hinzieht, um sich in Amerika eine bessere Heimat zu erwerben! Wenn aber einmal eine größere Volksmenge vom Abendlande nach dem Morgenlande zu ziehen versuchte, so sind sie selbst bei diesem Unternehmen zugrunde gegangen. Als im Mittelalter die Sehnsucht erwachte, die Stätte zu schützen und zu besitzen, wo der Heiland der Welt gewandelt und seine weltumfassende und umbildende Friedensbotschaft gepredigt hatte, zeigte sich ein fortdauerndes Hinstreben der Völker des Westens nach dem Osten, wie ein Sehnen des Jünglings nach den Tagen seiner Kindheit; allein die Massen kamen um und einzelne nur kehrten zurück. Ebensowenig wie der Jüngling oder der Mann wieder Kind zu werden vermag, anders als nur im Traume, so wenig kann

auch Europa oder Amerika wieder heimkehren nach der Wiege des Menschengeschlechts, die in Asien unter den schneeigen Gipfeln der Himalaya stand. Dort hat das ganze Menschengeschlecht seine Kindheit verträumt.

Von jenen Gegenden wanderten auch einst die Urväter der europäischen Völker nach Westen. Wann das geschehen, vermag keiner mehr zu ergründen, nur dunkle Sagen der einzelnen Völker deuten darauf hin; aber unwiderleglich beweist es uns die Sprache. Alle Sprachen der Völker deutschen Stammes, sowie der Griechen, der Römer, der Slaven deuten auf eine einzige Muttersprache, von welcher alle diese nur Töchter sind, so verschieden auch die Gaben der Töchter sein mögen, und diese eine Sprache haben wir in Indien zu suchen.

Als nun die deutschen Stämme vielleicht nach langen Wanderungen und Streifzügen in dem Lande angekommen waren, das im allgemeinen, nur mit bestimmterer und engerer Begrenzung, auch noch jetzt von den Deutschen bewohnt wird, ließen sie sich da bleibend nieder und verdrängten die Kelten, die vor ihnen auch eingewandert waren, in die westlichsten Länder der großen Halbinsel Europa. Aber außerdem wohnten die Deutschen auch noch ferner nach Osten den großen Donaustrom entlang; denn wie J. Grimm*) und außer ihm noch andere**) in unseren Tagen gegen die bisherige Annahme dargetan haben, so waren doch vielleicht die Geten, welche die Römer längst dort kannten, dieselben mit dem deutschen Volke der Goten. Wenn dies sich immer klarer und bestimmter ausweisen sollte, so würde uns die Urgeschichte der Deutschen weniger dunkel sein. Aber die Erwägung dieser Fragen gehört annoch ausschließlich dem Felde der Wissenschaft an.

*) Geschichte der deutschen Sprache, namentlich p. 176 sqq.

**) Besonders vgl. J. G. A. Wirths Geschichte der Deutschen, 2. Aufl. I. p. 220 sqq.

Die ersten Nachrichten von den Taten unserer Vorfahren haben wir aber nicht aus ihren Gesängen und Liedern, in welchen sie selbst ihre Schicksale aufbewahrten und ihre Helden feierten, sondern aus den Berichten der Römer, zu der Zeit da diese von den Deutschen angegriffen wurden.

Zum ersten Male in der Geschichte hören wir von den Deutschen im Jahre 113 vor Christi Geburt. Da vernahm man in Rom die Kunde, aus dem rauhen kalten Norden ziehe ein Volk südwärts und fordere Land für sich zu Wohnsitzen. Es sei von großer Gestalt, langgestreckten Gliedern, mit blondem Haar und blauen Augen, deren drohender Blick allein schon ihre Feinde einschüchterte. Durch die Steiermark wollten die Cimbern und Teutonen südwärts ziehen, und der römische Konsul gestattete es ihnen; aber während sie auf dem Zuge waren, fiel er hinterlistig über sie her, als sie nichts Böses ahnten. Er mußte dies büßen mit seinem ganzen Heere, und die Römer wurden bis auf wenige erschlagen. Da sandten die Römer neue Heere; aber eins nach dem andern unterlag dem gewaltig andrängenden Sturme dieser nordischen Gestalten. Seit der Zeit nannten die Römer einen großen Schrecken einen cimbrischen.

Es war nur ein Mann in Rom, dem man die Rettung des Reiches anvertrauen durfte; das war der finstere Demokrat Marius, der Sieger über den afrikanischen König Jugurtha. Marius führte seine Römer zuerst gegen die Teutonen, die sich von ihren Freunden getrennt hatten und im südlichen Gallien umherirrten; doch ehe er es zum Kampfe kommen ließ, gewöhnte er seine zaghaften Krieger nach und nach an den Anblick der Riesengestalten der Deutschen, der Wucht ihrer Glieder und zeigte ihnen, daß die rohe Kraft des Leibes der Kraft des Geistes unterliegen müsse. Die Römer schraken zusammen vor den grausen Tönen des Barritus, wenn die Deutschen den hohlen Schildrand an den

Mund setzten und also ihre wilden Schlachtgesänge anstimmten; aber Marius lehrte seine Krieger durch die Gewöhnung dieselben verlachen und brachte es zuletzt dahin, daß die Römer ihn baten um den Kampf, den sie anfangs so sehr gescheut hatten. Da endlich gab Marius ihren Bitten nach und der Tag von Aquä Sextiä (Aix) machte dem teutonischen Volke ein Ende. Noch lange nachher erinnerten die bleichen Menschengebeine, welche als Einfassungen der Weinberge dienten und gleichsam die in Reih und Glied aufgepflanzten Teutonen darstellten, an das über diesen deutschen Stamm verhängte Gemetzel. Alsdann wandte sich Marius gegen die Cimbern, die an der Etsch durch Baumstämme und Balken die Brücken des anderen Konsuls, Catulus, zerstörten und ihn sehr bedrängten. Als Marius heranzog, forderten die Cimbern von ihm Land, wie auch für ihre Brüder die Teutonen; aber der Arglistige erwiderte ihnen, daß diese schon Erde genug hätten, soviel sie bedürften, und daß er auch den Cimbern ebensoviel geben wollte. Da wurde das Treffen festgesetzt und zwischen Vercelli und Verona geschlagen. Es ward nicht mit gleichen Waffen gekämpft; denn Sonnenschein und Wind war den Cimbern im Gesicht. Sie teilten das Los ihrer Brüder. Zwar hatten sie ihre vordersten Glieder mit Ketten verbunden; allein dies hatte nur zur Folge, daß ihre Reihen dalagen, wie an der Schnur dahingestreckt.

Von da an schweigt die Geschichte der Römer eine Zeitlang über die Deutschen, bis im Jahre 58 Cäsar nach Gallien kam. Einige Völker deutschen Stammes hatten schon den Rhein überschritten und drängten die Kelten, die in Gallien wohnten. Diese Toren riefen den Römer zu Hilfe; Cäsar führte seine krieggeübten Scharen gegen die rohen Deutschen; aber der cimbrische Schrecken kam abermals über die römischen Legionen; sie saßen in ihren Zelten und weinten, wenn sie an Rom gedachten. Einige auch machten ihr Testament, weil

es doch nun so gar aus wäre mit ihnen. Der Feldherr aber rief das Ehrgefühl der zehnten Legion an; „denn sie," sprach er, „wird mich nicht verlassen". Da folgten ihm auch die andern, und trotzdem daß auch der deutsche Anführer Ariovist mit seinen Scharen 14 Jahre lang ununterbrochen dem Kriege obgelegen, mußte er doch dem größeren Geschicke und Glücke Cäsars erliegen. Da erst, aber zu spät, ermannte sich ein Volk Galliens nach dem andern zum Widerstande gegen die Römer; aber nur vergebens. Wohin Cäsar drang, vernichtete sein Schwert die Menschen mit ihrer eigentümlichen Kultur, ihren Sitten und Gebräuchen, und ihr Reichtum wurde die Beute des bluttriefenden Eroberers. Auch den Rhein wollte er überschreiten ostwärts hin, aber die deutschen Wälder, die deutschen Sümpfe und der kampfgerüstete Sinn ihrer Bewohner, dabei ihre Armut scheuchten den gierigen Mann zurück.

Von da an erlischt die Kunde nicht mehr, die wir durch die Römer von den deutschen Stämmen erhalten; aber sie ist nur das Flackern eines matten Lämpchens bis auf die große Tat im Teutoburger Walde im Jahre 9 nach Christi Geburt. Was der Römer durch die Kraft des Armes nicht hatte erreichen können, das sollte ihm die List gewinnen; der Deutsche sollte durch Gewöhnung an römische Sitte, an römische Gesetze eher ein Römer werden, als er selbst es merkte. Diese List der Römer entging vielen, nur einem nicht, der sich berufen fühlte, sein Vaterland zu retten. Armin, der Cherusker, sammelte um sich die Scharen seines Volkes und der anderen benachbarten Völker, und in dreitägiger Schlacht im Teutoburger Walde wurden die besten Legionen Roms vernichtet, also daß ihr Anführer Varus sich zuletzt selber in sein Schwert stürzte, und daß auf die Nachricht der Kaiser Augustus sich gebärdete wie ein Verzweifelter und vor Schmerz und Zorn ausrief: „Varus, Varus, gib mir

meine Legionen wieder!“ Sechs Jahre nachher drang ein anderer römischer Feldherr, Germanicus, in jene Gegenden an der Ems, der Weser, der Lippe vor und machte weit und breit das Land zur Einöde. Er betrat das Schlachtfeld und forschte da den Spuren des Kampfes nach; denn man sah dort noch die Reste der römischen Lager, welche sie an jedem Abend aufgeschlagen hatten, weiß gebleichte Gebeine, hier zerstreut, dort haufenweise, je nachdem die Römer einzeln oder in Scharen gefallen waren, und in den benachbarten Schluchten und Wäldern noch die Altäre, auf denen die römischen Anführer den Göttern waren zum Opfer dargebracht worden. Doch konnte man die Leichen nicht mehr unterscheiden, und deshalb wurde ein großes Grab bereitet für alle gemeinsam, und der Feldherr selbst warf den ersten Rasen auf den Grabhügel, der die Gefallenen umschließen sollte.

Auch gegen Germanicus kämpfte Armin, und obwohl die Römer sich des Sieges rühmten, so zogen sie sich doch bald zurück und räumten den Deutschen das Feld. Diese wandten die folgende freie Zeit leider nach althergebrachter deutscher Gewohnheit zu Bruderkriegen an, an welchen die Geschichte kaum eines Volkes der Erde so reich ist, als die der Deutschen. Doch auch die Kämpfe mit den Römern nahmen kein Ende; aber es waren von da an trotz aller prunkenden Namen der Römer keine mehr von solcher Bedeutung, wie der des Armin. In der Hauptsache blieb die Freiheit der Deutschen einerseits und das römische Reich andererseits jetzt noch ungefährdet. Erst als um die Mitte des vierten Jahrhunderts der uralte Wandertrieb des deutschen Volkes sich in den gewaltigen Zügen äußerte, die wir im besonderen mit dem Namen der Völkerwanderung bezeichnen, erst da erschütterten die Stöße dieser Züge das römische Reich und lösten es zuletzt in viele Trümmer auf. Aus diesen Trümmern erblühte dann ein neues, reiches Leben.

Doch bevor ich meine Leser zu dieser Zeit der Wanderungen und Erschütterungen führe, möchte es nicht unzweckmäßig sein, einige Züge aus dem Bilde aufzunehmen, welches uns der ernsteste und strengste Geschichtsschreiber der Römer mit unparteiischer Hand von diesen Feinden seines Volkes entwirft. Tacitus erzählt also. In alten Liedern, die ihnen das einzige Denkmal der Erinnerung und der Geschichte sind, singen sie von einem erdgeborenen Gotte Tuisto und seinem Sohne Mannus und preisen beide als die Urheber ihres Geschlechts. Dem Mannus aber schreiben sie drei Söhne zu, nach deren Namen die zunächst am Meere Wohnenden Ingävonen heißen, die in der Mitte Hermionen, die übrigen Istävonen. Einige auch schreiben dem Gotte noch mehr Söhne zu und leiten davon die Namen ihrer Völkerstämme ab. Sie verehren auch einen Gott des Krieges und wenn sie ins Treffen gehen, singen sie ihm zu Ehren jene uns (den Römern) wohlbekannten Gesänge, aus deren schwächerem oder stärkerem Klange sie eine Weissagung von dem Ausgange des Kampfes entnehmen. Die Menschen selbst sind fast alle von derselben Gestalt, sie haben trotzige blaue Augen, rötlich blondes Haar und einen langgestreckten Gliederbau. Aber ihre Wucht ist mehr geeignet zum stürmischen Andrang, als zum Ertragen der Beschwerden, der Hitze und der Kälte. Obwohl das Land hier und da verschieden ist, so ist es doch fast überall mit Wäldern oder Sümpfen bedeckt, mehr feucht nach Westen, mehr stürmisch im Südosten. An Fruchtbäumen ist es arm, reich an Kleinvieh, aber nicht so an Rindern, denen sogar die Hörner fehlen. Die Deutschen aber verwenden Fleiß auf die Viehzucht und haben darin ihre liebsten und einzigen Schätze. Gold und Silber haben ihnen die Götter versagt, und ich weiß nicht, ob das eine Ungnade oder eine Gunst ist, und nur durch den Verkehr mit den Römern erhalten sie goldene und silberne Münzen.

Auch an Eisen haben sie keinen Überfluß, wie man aus ihrer Bewaffnung erkennt; denn selten bedienen sie sich der Schwerter oder größerer Speere; dafür haben sie Wurfspieße mit kurzer aber scharfer und so wohl eingerichteter Eisenspitze, daß sie die Waffe gleichmäßig zum Kampfe aus der Ferne und zum Handgemenge brauchen können. Auch der Reiter ist zufrieden mit Schild und Wurfspieß; die Fußgänger, die entweder nackt oder nur mit einem leichten Überwurf umhüllt sind, schleudern Wurfspieße in eine unglaubliche Entfernung. Auf den Schmuck der Waffen verwenden sie wenig Sorgfalt, nur die Schilde bemalen sie mit hellen Farben. Wenige haben Panzer, kaum einer oder der andere einen Helm.

Ihre Pferde zeichnen sich weder durch ihre Gestalt aus noch durch ihre Schnelligkeit, und im allgemeinen besteht ihre Kraft mehr in den Kämpfern zu Fuß. Diese verteilen sich unter die Reiter; je ein Reiter nimmt einen Freund zu sich aufs Pferd, und wenn sie so dem Feinde nahe sind, treten vor die Reiter auf einmal ebensoviele Fußgänger hervor. Ihre Schlachtordnung ist keilförmig. Sie halten es nicht für schimpflich zurückzuweichen, wenn sie nur nachher wieder vordringen. Die Leichen ihrer Gefallenen nehmen sie mit, auch da, wo das Kriegsglück gegen sie ist. Für die größte Schande gilt es, seinen Schild im Treffen zurückzulassen; ein solcher Feigling darf fortan weder bei der Verehrung der Götter zugegen sein noch in die Volksversammlung treten, und viele, die so aus einem Treffen kamen, haben durch den Strick freiwillig ihre Schande geendet.

Ihre Könige wählen sie nach der vornehmen Abstammung, ihre Anführer nach der Tapferkeit. Jedoch haben jene keine unbeschränkte Gewalt, und diese gelten mehr durch eigenes Beispiel, als durch Befehle. Weder diesen Obersten übrigens, noch einem andern ist es gestattet, einen Germanen

zu binden oder zu schlagen; nur die Priester dürfen es; aber nicht wie zur Strafe oder auf Befehl eines Höheren, sondern nach der Anordnung der Götter; denn diese sind nach ihrer Meinung immerdar zugegen und ihre Bilder begleiten die Kämpfer ins Treffen.

Wenn sie aber zum Treffen gehen, so treten sie nicht zusammen, wie der Zufall sie führt, sondern jede Familie und jede Verwandtschaft macht einen Haufen für sich, und darin sehen sie einen besonderen Sporn ihres Mutes. Die Weiber und Kinder sind nicht fern, so daß die Krieger ihr Weinen und Wehklagen immer vernehmen können, und sie sind auch für jeden die heiligsten Zeugen seines Mutes; denn zu ihnen begeben sie sich mit ihren Wunden, und die Frauen bringen den Kämpfenden Speise zugleich und mit derselben ihre Aufmunterung zum Kampfe. Man erzählt, daß weichende Schlachtordnungen wieder hergestellt wurden durch das Bitten und Flehen der Weiber, welche den Fliehenden entgegentraten und sie zur Umkehr bewogen*). Die Deutschen glauben nämlich, daß den Weibern etwas Heiliges und Ahnungsvolles innewohne, und darum vernachlässigen sie ihre Ratschläge nicht. So genoß zur Zeit des Kaisers Vespasian lange Zeit die Veleda eines göttlichen Ansehens**). Auch die Aurinia und noch andere Frauen haben sie hoch verehrt und nicht aus Schmeichelei, wie man in Rom Kaisern und Kaiserinnen göttliche Verehrung erweist.

Als den höchsten ihrer Götter verehren sie den Wodan. (Der Römer Tacitus nennt ihn Mercurius; aber wir wissen aus anderen Zeugnissen genau, daß dies der deutsche Wodan war.) Zu bestimmten Zeiten werden ihm auch Menschenopfer dargebracht. Donar (Tor) und Ziu (der Römer nennt

*) Vergl. die Lebensgeschichte Theoderichs, des Ostgoten.

**) Veleda wohnte auf einem Turme im Lande der Brukterer.

sie Mars und Herkules) werden mit Tieropfern verehrt. Aber sie halten es der Würde der Götter nicht für angemessen, sie in die Wände eines Tempels einzuschließen oder menschenähnliche Bilder von ihnen zu machen, sondern sie weihen ihnen Wälder und Haine und im geheimnisvollen Rauschen derselben verehren sie die Gottheit, obwohl das menschliche Auge sie nicht erblickt. Die nordöstlichen Stämme haben miteinander die Verehrung der Hertus gemein, d. h. der Mutter Erde. Von ihr glauben sie, daß sie zuweilen die Menschen heimsuche und zu den Völkern fahre. Auf einer Insel des Meeres ist ein Hain, den nie eine Axt berührt hat, und in demselben ein mit Teppichen verdeckter Wagen. Ihn darf nur der Priester berühren. Dieser pflegt auszuspähen, wann die Göttin den Wagen mit ihrer Anwesenheit beglückt; dann schirrt er Kühe daran und leitet den Wagen, auf welchem die Göttin verborgen ist, unter tiefer Verehrung durch das Land. Dann sind Festtage überall und der Boden, den die Göttin besucht, ist durch ihre Anwesenheit geheiligt. Dann ruhen Krieg und Waffen, und nur Friede und Stille herrscht durch das ganze Land, bis der Priester die am Zusammensein mit den Menschen ersättigte Göttin in den heiligen Hain zurückführt. Dann wird der Wagen und seine Teppiche in einem geheimen See abgespült; die Sklaven aber, welche dabei ihre Dienste leisten, verschlingt sofort dieser geheimnisvolle See. Wollen die Deutschen über einen Gegenstand beraten, so pflegen sie vorher durch das Los den Willen der Götter zu erforschen. Sie schneiden eine Gerte von einem Fruchtbaume in kleine Stücke, unterscheiden diese durch gewisse Zeichen und werfen sie alsdann durcheinander auf ein weißes Tuch. Wenn es allgemeine Angelegenheiten sind, so tritt dann der Priester hinzu, wenn es Familiensachen sind, der Vater, betet zu den Göttern und hebt dann, das Auge zum Himmel gewandt,

drei Stücke der Gerte nacheinander auf und deutet sie nach den vorher darauf angebrachten Zeichen. Wenn die Zeichen die Beratung verbieten, so ist an dem Tage nicht mehr davon die Rede; wenn sie dieselbe gestatten, so werden noch andere Vorzeichen befragt. Solche sind wie bei den Römern das Geschrei und der Flug der Vögel; den Deutschen eigentümlich aber ist, auch die Weissagung der Pferde zu erforschen. Es werden nämlich in den Hainen und Wäldern der Götter ganz weiße Pferde gehalten, welche niemals eine Arbeit für die Menschen verrichtet haben. Diese schirrt der Priester oder der König oder der Heerführer an den heiligen Wagen und achtet genau auf das Wiehern und Knirschen der Rosse. Das gilt für die sicherste aller Vorbedeutungen, nicht bloß beim Volke, sondern auch bei den Vornehmen und den Priestern; denn diese halten sich selbst für Diener der Götter, jene Tiere für die Vertrauten derselben. Noch gilt bei ihnen ein anderes Mittel, den Ausgang schwerer Kriege zu erforschen, welches sie für untrüglich halten. Sie lassen einen Gefangenen desjenigen Volkes, mit welchem sie Krieg führen, mit einem aus ihrem Stamme kämpfen, einen jeden mit den eigentümlichen Waffen seines Stammes, und der Sieg des einen oder des andern gilt für eine sichere Vorbedeutung des Ausganges für die beiden Völker.

Über Dinge von minderer Erheblichkeit beraten die Edlen, über wichtigere das ganze Volk, so jedoch, daß diesem auch die Entscheidung über alles das zusteht, was von den Vornehmen beraten ist. Wenn nicht ein unvorhergesehener Zufall sie besonders beruft, so treten sie regelmäßig zu bestimmten Zeiten zusammen, bei Neumond oder Vollmond; denn diese Zeiten halten sie für die günstigsten. Sie rechnen dabei nicht nach Tagen, sondern nach Nächten; denn die Nacht, sagen sie, geht dem Tag voran und führt ihn. Dabei waltet zufolge ihrer Freiheit der Übelstand ob, daß sie nicht

Auch an Eisen haben sie keinen Überfluß, wie man aus ihrer Bewaffnung erkennt; denn selten bedienen sie sich der Schwerter oder größerer Speere; dafür haben sie Wurfspieße mit kurzer aber scharfer und so wohl eingerichteter Eisenspitze, daß sie die Waffe gleichmäßig zum Kampfe aus der Ferne und zum Handgemenge brauchen können. Auch der Reiter ist zufrieden mit Schild und Wurfspieß; die Fußgänger, die entweder nackt oder nur mit einem leichten Überwurf umhüllt sind, schleudern Wurfspieße in eine unglaubliche Entfernung. Auf den Schmuck der Waffen verwenden sie wenig Sorgfalt, nur die Schilde bemalen sie mit hellen Farben. Wenige haben Panzer, kaum einer oder der andere einen Helm.

Ihre Pferde zeichnen sich weder durch ihre Gestalt aus noch durch ihre Schnelligkeit, und im allgemeinen besteht ihre Kraft mehr in den Kämpfern zu Fuß. Diese verteilen sich unter die Reiter; je ein Reiter nimmt einen Freund zu sich aufs Pferd, und wenn sie so dem Feinde nahe sind, treten vor die Reiter auf einmal ebensoviele Fußgänger hervor. Ihre Schlachtordnung ist keilförmig. Sie halten es nicht für schimpflich zurückzuweichen, wenn sie nur nachher wieder vordringen. Die Leichen ihrer Gefallenen nehmen sie mit, auch da, wo das Kriegsglück gegen sie ist. Für die größte Schande gilt es, seinen Schild im Treffen zurückzulassen; ein solcher Feigling darf fortan weder bei der Verehrung der Götter zugegen sein noch in die Volksversammlung treten, und viele, die so aus einem Treffen kamen, haben durch den Strick freiwillig ihre Schande geendet.

Ihre Könige wählen sie nach der vornehmen Abstammung, ihre Anführer nach der Tapferkeit. Jedoch haben jene keine unbeschränkte Gewalt, und diese gelten mehr durch eigenes Beispiel, als durch Befehle. Weder diesen Obersten übrigens, noch einem andern ist es gestattet, einen Germanen

zu binden oder zu schlagen; nur die Priester dürfen es; aber nicht wie zur Strafe oder auf Befehl eines Höheren, sondern nach der Anordnung der Götter; denn diese sind nach ihrer Meinung immerdar zugegen und ihre Bilder begleiten die Kämpfer ins Treffen.

Wenn sie aber zum Treffen gehen, so treten sie nicht zusammen, wie der Zufall sie führt, sondern jede Familie und jede Verwandtschaft macht einen Haufen für sich, und darin sehen sie einen besonderen Sporn ihres Mutes. Die Weiber und Kinder sind nicht fern, so daß die Krieger ihr Weinen und Wehklagen immer vernehmen können, und sie sind auch für jeden die heiligsten Zeugen seines Mutes; denn zu ihnen begeben sie sich mit ihren Wunden, und die Frauen bringen den Kämpfenden Speise zugleich und mit derselben ihre Aufmunterung zum Kampfe. Man erzählt, daß weichende Schlachtordnungen wieder hergestellt wurden durch das Bitten und Flehen der Weiber, welche den Fliehenden entgegentraten und sie zur Umkehr bewogen*). Die Deutschen glauben nämlich, daß den Weibern etwas Heiliges und Ahnungsvolles innewohne, und darum vernachlässigen sie ihre Ratschläge nicht. So genoß zur Zeit des Kaisers Vespasian lange Zeit die Veleda eines göttlichen Ansehens**). Auch die Aurinia und noch andere Frauen haben sie hoch verehrt und nicht aus Schmeichelei, wie man in Rom Kaisern und Kaiserinnen göttliche Verehrung erweist.

Als den höchsten ihrer Götter verehren sie den Wodan. (Der Römer Tacitus nennt ihn Mercurius; aber wir wissen aus anderen Zeugnissen genau, daß dies der deutsche Wodan war.) Zu bestimmten Zeiten werden ihm auch Menschenopfer dargebracht. Donar (Tor) und Ziu (der Römer nennt

*) Vergl. die Lebensgeschichte Theoderichs, des Ostgoten.

**) Veleda wohnte auf einem Turme im Lande der Brukterer.

sie Mars und Herkules) werden mit Tieropfern verehrt. Aber sie halten es der Würde der Götter nicht für angemessen, sie in die Wände eines Tempels einzuschließen oder menschenähnliche Bilder von ihnen zu machen, sondern sie weihen ihnen Wälder und Haine und im geheimnisvollen Rauschen derselben verehren sie die Gottheit, obwohl das menschliche Auge sie nicht erblickt. Die nordöstlichen Stämme haben miteinander die Verehrung der Hertus gemein, d. h. der Mutter Erde. Von ihr glauben sie, daß sie zuweilen die Menschen heimsuche und zu den Völkern fahre. Auf einer Insel des Meeres ist ein Hain, den nie eine Axt berührt hat, und in demselben ein mit Teppichen verdeckter Wagen. Ihn darf nur der Priester berühren. Dieser pflegt auszuspähen, wann die Göttin den Wagen mit ihrer Anwesenheit beglückt; dann schirrt er Kühe daran und leitet den Wagen, auf welchem die Göttin verborgen ist, unter tiefer Verehrung durch das Land. Dann sind Festtage überall und der Boden, den die Göttin besucht, ist durch ihre Anwesenheit geheiligt. Dann ruhen Krieg und Waffen, und nur Friede und Stille herrscht durch das ganze Land, bis der Priester die am Zusammensein mit den Menschen ersättigte Göttin in den heiligen Hain zurückführt. Dann wird der Wagen und seine Teppiche in einem geheimen See abgespült; die Sklaven aber, welche dabei ihre Dienste leisten, verschlingt sofort dieser geheimnisvolle See. Wollen die Deutschen über einen Gegenstand beraten, so pflegen sie vorher durch das Los den Willen der Götter zu erforschen. Sie schneiden eine Gerte von einem Fruchtbaume in kleine Stücke, unterscheiden diese durch gewisse Zeichen und werfen sie alsdann durcheinander auf ein weißes Tuch. Wenn es allgemeine Angelegenheiten sind, so tritt dann der Priester hinzu, wenn es Familiensachen sind, der Vater, betet zu den Göttern und hebt dann, das Auge zum Himmel gewandt,

drei Stücke der Gerte nacheinander auf und deutet sie nach den vorher darauf angebrachten Zeichen. Wenn die Zeichen die Beratung verbieten, so ist an dem Tage nicht mehr davon die Rede; wenn sie dieselbe gestatten, so werden noch andere Vorzeichen befragt. Solche sind wie bei den Römern das Geschrei und der Flug der Vögel; den Deutschen eigentümlich aber ist, auch die Weissagung der Pferde zu erforschen. Es werden nämlich in den Hainen und Wäldern der Götter ganz weiße Pferde gehalten, welche niemals eine Arbeit für die Menschen verrichtet haben. Diese schirrt der Priester oder der König oder der Heerführer an den heiligen Wagen und achtet genau auf das Wiehern und Knirschen der Rosse. Das gilt für die sicherste aller Vorbedeutungen, nicht bloß beim Volke, sondern auch bei den Vornehmen und den Priestern; denn diese halten sich selbst für Diener der Götter, jene Tiere für die Vertrauten derselben. Noch gilt bei ihnen ein anderes Mittel, den Ausgang schwerer Kriege zu erforschen, welches sie für untrüglich halten. Sie lassen einen Gefangenen desjenigen Volkes, mit welchem sie Krieg führen, mit einem aus ihrem Stamme kämpfen, einen jeden mit den eigentümlichen Waffen seines Stammes, und der Sieg des einen oder des andern gilt für eine sichere Vorbedeutung des Ausganges für die beiden Völker.

Über Dinge von minderer Erheblichkeit beraten die Edlen, über wichtigere das ganze Volk, so jedoch, daß diesem auch die Entscheidung über alles das zusteht, was von den Vornehmen beraten ist. Wenn nicht ein unvorhergesehener Zufall sie besonders beruft, so treten sie regelmäßig zu bestimmten Zeiten zusammen, bei Neumond oder Vollmond; denn diese Zeiten halten sie für die günstigsten. Sie rechnen dabei nicht nach Tagen, sondern nach Nächten; denn die Nacht, sagen sie, geht dem Tag voran und führt ihn. Dabei waltet zufolge ihrer Freiheit der Übelstand ob, daß sie nicht

zur bestimmten Frist und nicht zugleich zusammenkommen, sondern daß immer ein oder mehrere Tage durch das Zaudern der Kommenden verloren gehen. Jeder setzt sich in der Versammlung bewaffnet nieder, wo es ihm gefällt. Die Priester, welche dabei das Strafrecht haben, gebieten Schweigen. Dann tritt der König oder sonst ein Vornehmer auf, je nachdem Alter, edler Stand, Kriegesruhm, Beredsamkeit ihn zum Reden vor dem Volke befähigen; aber der Redner erteilt nur Rat und nicht Befehl. Wenn die Meinung des Redners mißfällt, so bringt Gemurmel ihn zum Schweigen; findet sie Beifall, so schlagen sie ihre Speere zusammen; denn es gilt für die edelste Art des Beifalls, also mit den Waffen zu loben.

Bei der Volksversammlung können auch schwere Anklagen vorgebracht werden, die einem andern ans Leben gehen. Die Strafen werden nach dem Verbrechen bestimmt. Verräter und Überläufer werden an Bäumen aufgehängt, Feiglinge und ehrlose Wichte in Schlamm und Sumpf geworfen und durch Flechtwerk, das über sie geworfen wird, in diesem nassen Grabe erstickt. Für geringere Vergehen werden zur Buße eine Anzahl von Pferden und Rindern gegeben und dadurch das Vergehen gesühnt; von diesen kommt ein Teil dem Könige oder der Volksgemeinschaft zu, ein anderer dem Geschädigten oder dessen Verwandten.

Weder in öffentlichen noch in Privatangelegenheiten pflegen sie etwas unbewaffnet vorzunehmen; aber keiner ist eher zur Führung der Waffen berechtigt, als bis die Volksgemeinschaft ihn für befähigt dazu anerkennt. Sobald dies der Fall ist, schmückt in der Volksversammlung selbst einer der Edlen oder der Vater oder ein Verwandter den Jüngling mit Speer und Schild. Das ist fast dasselbe bei ihnen, was bei den Römern die Toga, die im sechzehnten Lebensjahre gegeben wird, es ist die erste Ehre des Jünglings;

denn bis dahin ist er nur ein Glied der Familie, von da aber gehört er seinem Volke an. Edler Stand der Eltern oder große Verdienste der Vorfahren sichern denselben edlen Stand auch dem Sohne zu; es darf dieser sich unter die Kräftigeren und die längst Erprobten mengen, achtet es jedoch seinerseits nicht für eine Erniedrigung, unter den anderen Gefährten zu verweilen, die geringeren Standes sind. Auch unter den Gefährten eines Führers, unter seinem Gefolge, finden höhere und geringere Grade der Geltung bei dem Führer statt, und sie wetteifern untereinander, welcher bei ihm für den ersten gehalten werden möge, und die Führer selbst wieder wetteifern untereinander, welcher das zahlreichste und wackerste Gefolge habe; denn von einem großen Haufen auserlesener Jünglinge umringt zu sein, ist im Frieden eine Zier, im Kriege eine feste Schutzwehr, und solcher Ruhm eines Führers beschränkt sich nicht auf den eigenen Stamm, sondern dringt auch weiter zu den benachbarten Völkern, so daß zu dem Führer eines solchen Gefolges Gesandte geschickt werden, und er oft durch den bloßen Ruhm seines Gefolges Kriege entscheiden kann. Wenn sie ins Treffen kommen, so hält es jeder Führer eines Gefolges für schimpflich, von einem Manne seines Gefolges an Tapferkeit übertroffen zu werden, und jeder Gefolgsmann achtet es seiner unwürdig, seinem Führer an Kampfesmut nachzustehen. Der aber trägt für sein Lebenlang Schande davon, welcher seinen gefallenen Führer überlebt und sich aus dem Kampfe zurückzieht; denn ihn zu verteidigen und zu schützen und die eignen Taten dem Ruhme des Führers hinzuzufügen, ist für jeden Gefolgsmann die heiligste Verpflichtung. Die Führer des Gefolges kämpfen für den Sieg, ihre Mannen für sie. Wenn aber die Volksgemeinschaft, welcher sie angehören, einmal durch langen Frieden erschlafft, so ziehen viele der vornehmen Jünglinge aus eigenem Antrieb zu den Völkern, welche irgendwo in

Krieg verwickelt sind, und dies müssen sie auch schon deshalb tun, weil ein großes Gefolge nur durch Streit und Krieg zu erhalten ist; denn die Gefolgsmannen fordern von der Freigebigkeit ihres Führers, der eine ein Streitroß, der andere einen Speer; denn das tägliche Mahl und der Lebensunterhalt wird für den Sold gerechnet. Die Mittel aber zu dieser Freigebigkeit gewähren Krieg und Raub, und man könnte sie wahrlich nicht so leicht dahin bringen, das Land zu bauen und die Ernte abzuwarten, als die Feinde zum Streite herauszufordern und sich Wunden zu holen im grimmigen Kampfe; denn es gilt für Schlaffheit und Untätigkeit, mit Schweiß erwerben zu wollen, was man durch Blut erringen kann.

So oft sie keinen Krieg führen, verbringen sie ihre Zeit auf der Jagd, noch mehr aber mit Müssiggehen unter Schlafen und Essen. Die Sorge für Haus und Hof wird den Weibern und Greisen und Schwächlingen überlassen, während die mutigsten und stärksten Männer müßig liegen und einen wunderbaren Widerspruch der menschlichen Natur an sich offenbaren, indem dieselben Männer zu einer Zeit so sehr die Untätigkeit lieben und zur andern so sehr die Ruhe hassen.

Es ist bei den Volksgemeinschaften Sitte, daß sie den Fürsten einzeln und unaufgefordert Gaben darbringen an Vieh und Früchten, welche als Ehrengeschenke angenommen, doch für die Bedürfnisse hinreichen. Besonders aber haben sie ihre Freude an Geschenken umwohnender Völker, an auserlesenen Rossen, an vorzüglichen Waffen, an Pferdeschmuck und Halsketten. Auch haben sie von uns schon Geld als Tribut nehmen gelernt.

Die Deutschen wohnen nicht in Städten, ja sie dulden nicht einmal Anhäufung von Wohnungen, sondern bauen sich allein und getrennt voneinander an, je nachdem den einen

oder den andern ein Feld, ein Hain oder eine Quelle anlockt. Auch ihre Dörfer bestehen nicht aus mehreren Gebäuden, die aneinanderstoßen, sondern jeder umgibt sein Haus mit einem freien Raume, sei es, daß sie es nicht verstehen ordentlich zu bauen, oder daß sie sich sichern wollen gegen Feuersgefahr. Sie kennen weder Bruchsteine noch Ziegel, sondern bedienen sich eines beliebigen Baustoffes, der ihnen zur Hand ist, gewöhnlich roher Stämme, die sie zusammenfügen, und deren Zwischenräume sie mit Rasen oder anderen Dingen ausfüllen, unbekümmert um Schönheit oder gefälliges Ansehen; aber sie überstreichen den Bau dann noch stellenweise mit einer weißen, glänzenden Erdart, so daß er doch dadurch dem Auge ein gewisses Farbenspiel zeigt. Sie höhlen sich auch Gruben unter der Erde aus als Zufluchtsorte im Winter und namentlich zur Aufbewahrung der Früchte, einesteils gegen den Frost, dann aber auch, weil ein etwa eindringender Feind doch nur das verwüsten und hinwegnehmen kann, was ihm in die Augen fällt.

Zur Kleidung bedienen sie sich alle eines Überwurfes, der entweder durch eine Spange, oder wenn diese fehlt, durch einen Dorn festgehalten wird; im übrigen unbekleidet liegen sie ganze Tage um ihre Feuer umher. Die Wohlhabendsten tragen auch eng anliegende Kleidungsstücke, welche die einzelnen Glieder hervortreten lassen. Auch tragen sie Tierfelle und zwar die den Römern zunächst Wohnenden weniger ausgesuchte, weil sie die besseren an die Römer verhandeln; die Entfernteren jedoch schmücken sich so, daß sie die Felle der wilden Tiere aus ihrer Heimat mit Streifen fremder Häute besetzen. Gemeiniglich haben auch die Frauen keine andere Kleidung als die Männer, außer daß sie sich häufig leinener Kleider bedienen, jedoch ohne Ärmel.

Die Ehe wird bei ihnen heilig gehalten, und es gibt schwerlich einen anderen Teil ihrer Sitten, der solchen Ruhm

verdiente; denn die Deutschen sind von allen ungebildeten Stämmen fast die einzigen, wo der Mann sich mit einer Frau begnügt, mit wenigen Ausnahmen, wo ein vornehmer Mann es seines Standes willen für nötig hält, mehrere Weiber zu nehmen. Nicht die Frau übrigens bringt dem Manne eine Mitgift, sondern der Mann muß seiner Frau gleichsam eine Mitgift darbringen. Die Eltern und nahen Verwandten prüfen das Geschenk, welches nicht auf weiblichen Putz und Schmuck berechnet ist, sondern es sind Rinder, ein Roß mit Zaum und Zügel und ein Schild mit dem Speere. Auf diese Geschenke hin erwirbt der Gatte die Gattin und diese bringt ihrerseits auch dem Mann etwas von Waffen dar. Das gilt für das stärkste Band und für ein Heiligtum der Ehe. Und damit die Frau nicht etwa glaube, daß kriegerische Gedanken und die Wechselfälle des Kriegs sie nichts angehen, wird sie eben bei der Schließung des ehelichen Bundes daran erinnert, daß sie eine Genossin des Mannes sei in Mühsal und Gefahr und mit ihrem Gatten in Krieg und Frieden dasselbe zu dulden und zu wagen habe; denn das sollen die angeschirrten Rinder, das das gezäumte Pferd und das die Waffen anzeigen. So soll sie auch leben und sterben, und was sie empfangen, einst ihren Kindern würdig und unentehrt hinterlassen.

Die Frauen leben auch in strenger Keuschheit, von keinem Reizmittel des Schauspiels, von keiner Verführung bei Schwelgereien verderbt. So zahlreich das Volk ist, so hört man nie von einem Ehebruch, und wenn er vorkommt, so folgt ihm augenblicklich die Strafe, die der Mann bestimmt. Er jagt seine Gattin, nachdem er ihr das Haar abgeschnitten, mit Schlägen aus dem Hause und durch das Dorf. Die einmal verletzte Keuschheit findet niemals Verzeihung, weder durch Schönheit, noch durch Jugend, noch durch Reichtum; denn es lacht bei ihnen niemand über die Sünde, und

verführen und sich verführen lassen, heißt bei ihnen nicht der Zeitgeist. Bei vielen von den deutschen Völkerschaften heiraten nur die Jungfrauen, nicht die Witwen, und es wird also nur einmal dort von einer Frau der Ehebund geschlossen. So haben sie nur einmal einen Gatten, wie sie nur ein einziges Leben haben, und denken über diesen nicht hinaus und lieben ihn nicht sowohl als ihren Gatten, als vielmehr in ihm allein die Ehe selbst; denn es haben dort die guten Sitten mehr Kraft, als anderswo gute Gesetze.

In allen Häusern wachsen die Kinder nackt und schmutzig zu dem gewaltigen Körperbau heran, welcher die Bewunderung der Römer erregt. Jede Mutter nährt ihr Kind selbst und übergibt es nicht Wärterinnen und Ammen. Den zukünftigen Herrn kann man von dem künftigen Sklaven durch keine Feinheiten der Erziehung unterscheiden; sie weilen unter demselben Vieh, liegen auf demselben Boden umher, bis das Alter sie scheidet und den Freien seine Kraft als solchen erweist. Spät entwickelt sich die Mannbarkeit bei den Jünglingen und Jungfrauen, deren Glieder dieselbe Länge und Kraft zeigen.

Vor seinem Tode macht der Deutsche kein Testament; denn seine Kinder sind seine Erben. Wenn keine Kinder da sind, treten dafür die nächsten Verwandten ein; je mehr Verwandte aber einer hat, desto angenehmer ist sein Alter. Jeder ist verpflichtet, sowohl die Freundschaften als die Feindschaften seiner Angehörigen zu seinen eigenen zu machen. Die Feindschaft ist jedoch nicht unversöhnlich, denn selbst der Mord kann gebüßt werden durch eine Anzahl Rinder oder Schafe oder anderes Vieh, und die ganze Verwandtschaft empfängt ihren Anteil an der Genugtuung. Dies ist dem Gemeinwohl ersprießlich, weil die Feindschaften in solchen nicht streng durch Gesetze verbundenen Staaten gefährlicher sind, als in anderen.

Kein Volk hält mehr auf Gastfreundschaft gegen Fremde und untereinander. Einen Menschen, wer er auch sei, von der Tür abzuweisen, gilt für gottlos; ein jeder nimmt ihn auf und bewirtet ihn nach seinen Mitteln. Sind diese verzehrt, so wird der, welcher eben noch Wirt war, Führer und Geleitsmann zu seinem Nachbar und uneingeladen betreten beide dessen Haus. Dem Gaste wird beim Scheiden gegeben, was er wünscht, und er selbst gestattet auch seinem Wirte zu fordern, was er will. Sie haben ihre Freude an Geschenken; aber sie rechnen die gegebenen weder an, noch werden sie dadurch zu Gegengeschenken verpflichtet.

Sie schlafen gemeiniglich bis in den Tag hinein und waschen sich sogleich nach dem Schlafe, meist mit warmem Wasser; denn die rauhe Zeit nimmt die meiste Zeit ihres Jahres ein. Nach dem Waschen essen sie, wobei jeder seinen besonderen Sitz und Tisch hat. Dann gehen sie bewaffnet an ihre Verrichtungen und nicht minder häufig zu Gelagen; denn es gereicht keinem zum Schimpfe, Tag und Nacht unabläßig beim Gelage zu sein. Wie sich bei Trunkenen leicht denken läßt, so entsteht unter ihnen auch häufig Streit, der selten mit Worten und Schmähungen, viel öfter mit Wunden und Totschlag endet. Aber auch über Ausgleichung von Feindseligkeiten, über Anknüpfung von Verschwägerungen und Wahl ihrer Fürsten, ja auch über Krieg und Frieden beraten sie gemeiniglich bei Gelagen, wie wenn das Gemüt sonst nie so leicht für einfache Fragen offen oder für wichtige warm genug sei. Schlau und verschmitzt sind sie nicht und verraten häufig ihre Geheimnisse in ihrer Fröhlichkeit; denn ihr Gemüt ist offen und treuherzig. Am folgenden Tage aber wird die Sache wieder überlegt, und so behält die Trunkenheit ihr Recht, wie die Nüchternheit; denn sie beraten zu einer Zeit, wo sie nicht imstande sind zu heucheln, sie beschließen zu einer Zeit, wo sie nicht mehr irren können.

Ihr Getränk ist ein Saft aus Gerste oder Weizen, welchen sie gähren lassen, bis er eine gewisse Ähnlichkeit mit Wein erreicht. Die den Römern zunächst Wohnenden tauschen auch Wein ein. Ihre Speisen sind einfach: Früchte, frisches Wildbret, geronnene Milch, und sie vertreiben den Hunger ohne Kochkunst und Gewürze. Beim Durste aber sind sie nicht so mäßig. Wollte man ihrer Trunksucht gewähren, so viel sie wünschen, so könnte man sie leichter durch dieses Laster, als durch Waffen sich unterwürfig machen.

Sie kennen nur eine Art der Spiele, die immer dieselbe bleibt. Nackte Jünglinge, die sich daraus eine Kurzweil machen, tanzen zwischen Schwertern und schneidig drohenden Speeren umher; die Übung gewährt ihnen Fertigkeit, und diese selbst Anmut der Bewegungen. Dies tun sie jedoch nicht um Gewinnes oder Lohnes willen, denn der einzige Lohn des kühnen Mutwillens ist das Wohlgefallen der Zuschauer.

Das Würfelspiel treiben sie nüchtern, wie eine ernste Sache und mit ungeheurem Wagen auf Gewinn oder Verlust, daß wenn alles fehlgeschlagen ist, sie Leben und Freiheit auf den allerletzten Wurf setzen. Wer verloren hat, geht willig in die Knechtschaft, und wäre er auch jünger und kräftiger als der Gewinner, er läßt sich ruhig von ihm binden und zum Verkaufe führen. So groß ist ihre Beharrlichkeit in einer so schlechten Sache; sie selbst nennen es Treue. Der Gewinner aber verkauft den also gewonnenen Sklaven darum, damit er sich der Scham über seinen Sieg entledige. Die übrigen Sklaven haben nicht, wie die der Römer, jeder seinen besonders vorgeschriebenen Dienst, sondern jeder hat sein eigenes Haus, und der Herr legt dem Sklaven auf, ein Maß Weizen, ein Stück Vieh oder ein Gewand zu liefern, und in soweit ist der Sklave ihm untertan. Die Frau aber und die Kinder besorgen die Geschäfte des Hauses. Selten wird ein Sklave mit Schlägen, mit Fesseln oder mit Zwangsarbeit bestraft.

Die Deutschen töten sie auch wohl, aber nicht aus überlegter Zucht und Strenge, sondern im Zorn und in der Aufwallung und fast wie einen Feind, nur daß sie eine solche Tat nicht zu büßen haben.

Die Freigelassenen stehen nicht viel über den Sklaven; sie haben im Hause des Herrn nur selten Bedeutung, in der Volksgemeinschaft gar keine, ausgenommen bei denjenigen Völkern, welche unter Königen stehen; denn dort steigen sie durch die Gunst des Königs selbst über Freie und Edle empor.

Zinsen zu fordern und dies bis zum Wucher auszudehnen, ist bei ihnen unbekannt, und darum fällt es weniger vor, als wenn es verboten wäre. Es wird eine Anzahl Äcker nach Verhältnis der Bebauenden von ganzen Gemeinen in Besitz genommen und dann unter die einzelnen nach dem Verhältnis ihres Standes verteilt; das Verteilen erleichtert die weite Ausdehnung der Ländereien. Sie wechseln jährlich die Felder, und doch bleibt noch Land genug übrig. Sie mühen sich aber nicht sehr ab, durch Anstrengung dem Boden Fülle und Üppigkeit abzugewinnen, Obstpflanzungen anzulegen, Gärten abzuteilen und Wiesen zu bewässern, sondern übergeben die Saat der Erde und überlassen das Weitere dem Zufall. Das Jahr teilen sie in drei Teile: Winter, Frühling, Sommer; der Name des Herbstes ist ihnen unbekannt, wie seine Gaben.

Bei dem Bestatten ihrer Leichen zeigen sie keinen Wetteifer in der Prunksucht, nur beobachten sie streng die Sitte, daß bei der Verbrennung der Leichen vornehmer Männer bestimmte Hölzer angewandt werden. Der Scheiterhaufen wird weder durch schöne Decken verziert, noch mit Wohlgerüchen beduftet; einem jeden werden seine eigenen Waffen, manchem auch sein Pferd beigegeben. Das Grab wird mit einem Rasenhügel bedeckt; aber sie verschmähen eine mühsame und kostspielige Verzierung mit Denksteinen und meinen, das drücke die Toten. Wehklagen und Tränen legen sie bald ab,

aber Schmerz und Trauer bleibt ihnen lange. Das Klagen gehört für die Frauen, für die Männer ein treues Andenken.

So waren im allgemeinen die Sitten der Deutschen beschaffen, als der Römer Tacitus gegen Schluß des ersten Jahrhunderts nach Christus diese Stämme zu erforschen suchte. Er hatte Gelegenheit zu solchen Forschungen, weil die Kriege der Römer mit den Deutschen fast nicht wieder aussetzten, und wir haben nur das zu bedauern, daß er nicht daran dachte, oder vielleicht auch nicht vermochte etwa ein oder das andere Heldenlied der Deutschen zu sammeln und der Nachwelt zu überliefern. Freilich hat Tacitus uns die Sitten der Deutschen seiner Zeit geschildert; aber wir haben keinen Grund anzunehmen, daß sie sich in den nächsten Jahrhunderten sehr geändert hätten, und manche Einzelheit in den folgenden Geschichten wird meine Leser wieder an die Schilderung des Römers erinnern.

Die Kämpfe freilich in den ersten drei Jahrhunderten nach Christi Geburt bieten uns im ganzen ein ewiges Einerlei von Raub und Mord und Zerstörung, und nachdem Tacitus seine Erzählung der deutschen Kämpfe beendet hat, schimmern in den späteren Berichten der kaiserlich römischen Hofschmeichler nur wenige Züge durch, welche uns unsere Vorfahren in lebendigen und ansprechenden Bildern zeigen können. Darum übergehe ich die ganze Zeit und wende mich sofort zu unserer eigentlichen Aufgabe, der Völkerwanderung.

Schon oben zu Anfang ist gesagt, daß die Völker von Osten nach Westen wandern, und von diesem Gesichtspunkt aus zeigt uns in der Tat die ganze uns bekannte Geschichte des Menschengeschlechts ein ewiges Drängen nach Westen, und namentlich sehen wir die deutschen Stämme von Anfang ihrer Geschichte an bis auf den heutigen Tag immer auf

dieſer Wanderung begriffen. Aber dennoch nennen wir eine Zeit vorzugsweiſe die Zeit der Völkerwanderung; denn in der Mitte des vierten Jahrhunderts zeigt ſich auf einmal dieſer Wandertrieb in wunderbarer Stärke. Von Oſten her drängt auf die deutſchen Stämme das wilde Volk der Hunnen, und von dieſem Andrange geſtoßen, geraten die weſtlich von ihnen wohnenden deutſchen Stämme alle in Unruhe und Bewegung. Dieſe Bewegung iſt ſüdweſtlich gerichtet und hört auch nicht wieder auf, als die Hunnen in der gewaltigen Völkerſchlacht auf den katalauniſchen Feldern erliegen, ſondern drängt weiter und weiter. Die deutſchen Völkerſtämme zerſtören das weſtrömiſche Reich und ſetzen neue Reiche an ſeine Stelle; aber ein wunderbares, unbegreifliches Geſchick will es, daß gerade die herrlichen Stämme der Goten untergehen, und daß es zuletzt einem der roheſten und wildeſten von allen, dem Frankenſtamme gelingt, ſeine Herrſchaft über die anderen noch vorhandenen zu befeſtigen. Das innerlich morſche Reich der Franken wird durch keinen äußeren Feind bedroht und hält ſich ſo, bis das kraftvolle Geſchlecht der Karolinger ſich zu Leitern der Geſchicke Weſteuropas aufſchwingt und nach und nach faſt alle Völker deutſchen Stammes mit Hilfe des Chriſtentums unter ſeiner Herrſchaft vereint. „Denn Karl diente der Kirche," ſagte Möſer, „und die Kirche diente ihm".

Aber mit Karls ſchwachem Sohne Ludwig zerfällt dies große Reich ſchon wieder, und eine Folge ſeiner Schwächen und der Feindſeligkeit der Enkel Karls des Großen iſt die Teilung im Vertrage zu Viridun (Verdun). Damals mochte der Patriot des fränkiſchen Reiches dieſe Teilung beklagen, wir aber gedenken ihrer mit Freuden; denn ſie löſte, was auf die Dauer nicht verbunden bleiben konnte. Ich will nun meinen Leſern dieſe Begebenheiten in einzelnen Bildern vorführen, wo ich es vermag, mit den Worten und in der

Denkweise jener Zeit selbst und ihrer Augenzeugen, wo dies nicht möglich war, doch so, daß der Kundige meine Zugabe von der Überlieferung jener Zeit wird scheiden können.

Zuerst wollen wir uns wenden zu den Völkern, welche Reiche gründeten, die im Sturme der Zeit wieder untergingen, zu den Goten, Vandalen, Langobarden. Bei den Goten müssen wir zugleich auch von dem Stamme der Hunnen reden, der mit keinem der deutschen verwandt ist, aber den äußerlichen Anstoß zu den gewaltigen Bewegungen der Völkerwanderung gibt. Der Anfang der Geschichte aller deutschen Stämme beginnt mit Sagen. Diese sind uns aber nicht mehr in deutscher Sprache erhalten, sondern wo sie uns überliefert sind, ist es durch die lateinische Sprache geschehen, in welcher die Geschichtsschreiber uns erzählen.

Goten.

1. Die Herkunft der Goten.

Die Goten des sechsten Jahrhunderts nach Christi Geburt erzählten von ihrer Herkunft folgende Sage:

Hoch im Norden liegt eine große Insel, Namens Skanz (Skandinavien), aus deren Innern einstmals das Volk der Goten wie ein Bienenschwarm hervorbrach und sich über Europa ergoß. Wie das Blatt eines Zederbaumes breitet sich diese Insel aus und ihr gerade gegenüber mündet in drei Armen die Weichsel aus, welche von den sarmatischen Bergen niederfließt und Germanien von Scythien trennt. Von Osten und Westen wird Skanz von einem gewaltigen Meere umflossen, auch von Norden her entsendet der dort unzugängliche Ozean gleichsam wie einen Arm dasjenige Gewässer, welches das deutsche Meer genannt wird. Die Völker, welche die Insel bewohnen, leben nur von Fleisch. Es gibt dort noch mehrere kleinere Inseln, die durch Meeresarme getrennt sind. Diese Gewässer erstarren im Winter von der allzugroßen Kälte, und wenn dann die Wölfe sie überschreiten, so werden sie blind. So ist dieses Land nicht bloß den Menschen unwirtlich, sondern auch grausam gegen die Tiere; selbst Honig findet man da nicht wegen des gar zu strengen Frostes. Da wo im nördlichen Teile das Volk

Adogit wohnt, soll man mitten im Sommer vierzig Tage und vierzig Nächte ununterbrochen die Sonne erblicken, und ebensolange muß man dort in der Winterszeit ihren Glanz entbehren. Während aber uns die Sonne von unten aufsteigt, soll sie ihnen am Rande der Erde hinzuschleichen scheinen.

Aus dieser Insel Skanz, die gleichsam eine Werkstatt der Völker und eine Scheide der Nationen (vagina gentium) ist, wanderten einstmals die Goten unter ihrem König Berich nach Süden aus. Sie vertrieben die Völker, auf welche sie trafen, und nachdem sie auch die Vandalen besiegt hatten, nahmen sie diese als Gefährten ihrer Siege mit. Die wachsende Menge ihres Volkes zwang sie, immer weiter zu wandern, bis sie in das Land Scythien kamen. Da ergötzten sie sich an der reichen Weide, die sie fanden. Als aber hier einstmals ein Haufe Goten einen Fluß überschritt, soll die Brücke, über die sie gingen, elendiglich zusammengebrochen sein und keinem war es gestattet, vorwärts noch zurück zu gehen; denn der Ort, wo dies geschah, ist umschlossen von trügerischen Sümpfen, welche niemand mehr zu betreten wagte. Aber auch heute noch soll man da das Gebrüll der Herden vernehmen und Spuren von Menschen finden; denn das bezeugen die Kaufleute, die in jene Gegend gekommen sind.

Der größte Teil der Goten war glücklich in das ersehnte Land gekommen, ließ sich da nieder und vertrieb die Völker, welche früher daselbst wohnten. Die Goten bauten sich zunächst dem Mäotischen See (dem asowschen Meere) an, und westlich von ihnen wohnten die Gepiden. Weiter östlich hinaus aber waren die Sitze der Bulgaren, und auf sie folgten ostwärts die Hunnen, der fruchtbare Stamm vieler tapferen Völker.

So erzählten die Goten selbst von ihrer Herkunft; aber diese Sage hebt die geschichtliche Wahrheit nicht auf, daß

die Voreltern des ganzen Stammes aus Asien eingewandert sind. Dieses Zurückgehen der Goten wieder nach Osten ist auch nur ein vorübergehendes; denn nicht lange hernach dringen sie ja mit aller Macht gegen Westen. Jakob Grimm aber nennt diese Sage von dem Zurückweichen der Goten nach Osten hin eine reine Erdichtung.

2. Die Goten in Scythien.

Die Goten erzählten sich im sechsten Jahrhundert von ihren Vorfahren also:

Während die Goten in Scythien wohnten, fehlte es ihnen nicht an Männern, welche sie in allen Dingen unterrichteten, und es waren selbst bei ihnen einige, welche sich durch Weisheit auszeichneten. Darum waren sie auch alle weniger roh, als die übrigen Barbaren*), und hießen fast Verwandte der Griechen. Sie hatten edle Geschlechter, aus denen sie ihre Könige und Priester wählten. Diese edlen Geschlechter stammten ab von den Anses d. i. Halbgöttern, wie die Goten in den Liedern ihres Volkes sangen. Der erste dieser Anses hieß Gapt und sein Urenkel war Amal, von dem das unter allen Völkern gotischen Stammes berühmte Geschlecht der Amelungen herkommt.

Sie verehrten einen Gott, den die Römer Mars nennen, vorzüglich aber mit einem grausamen Gottesdienste; denn die Gefangenen wurden ihm zum Opfer dargebracht, weil die Goten glaubten, daß der Gott des Krieges nur durch die Vergießung von Menschenblut zu versöhnen wäre. Darum wurden diesem Gotte die Erstlinge der Beute geweiht und an Baumstämmen im heiligen Haine aufgehängt. Hernach aber, als sie weiter westlich wohnten, wurden sie weiser und milder und teilten sich damals auch in zwei Völker, von

*) Barbar war den Griechen jeder Nichtgrieche; die Römer nahmen mit der griechischen Kultur auch dies Wort an, und ihnen waren daher alle Deutsche Barbaren.

denen die Westgoten der Familie der Balten, die Ostgoten derjenigen der Amaler oder Amelungen gehorchten. Unter den Königen aus diesen Geschlechtern haben sie lange am Pontus Euxinus (dem schwarzen Meere) gewohnt und viele Kriege geführt.

Was bedeuten die Namen der Balten und der Amaler? Im Neuhochdeutschen ist von dem gotischen Stamme balths kaum noch ein anderes Wort übrig, als das Adverbium bald. Im Mittelhochdeutschen aber sagte man: ein ritter balt, ein balder recke, und es bedeutete kühn, schnell. Man kann das gotische balths oder in der schwachen Form baltha auch zusammenhalten mit dem nordischen Lichtgotte Baldr, dann würden die gotischen Balten die Lichten, die Göttlichen sein. In Amala liegt der Begriff von Amal, altnordisch aml, das ist labor die Anstrengung, und die Amaler oder Amelungen wären dann die tapferen, geschäftigen, mühevollen Helden. So urteilt Jakob Grimm.

3. Sage vom Kaiser Maximinus.

Von dem Kaiser Maximin erzählten die Goten des sechsten Jahrhunderts folgende Geschichte.

Als der Kaiser Severus den Geburtstag seines Sohnes feierte, kam ein gotischer Hirtenjüngling ins römische Lager. Der Kaiser hatte für die römischen Soldaten Spiele angeordnet und Preise ausgesetzt für die Sieger. Als das dieser noch rohe Gote Namens Maximinus sah, bat er in seiner Sprache den Kaiser, daß er ihm doch erlauben möchte, mit den römischen Soldaten zu ringen. Severus erstaunte über die gewaltige Größe des Jünglings; denn er soll mehr als acht Fuß lang gewesen sein. Dennoch erlaubte der Kaiser ihm mit den Troßknechten zu ringen, aber ohne Waffen, damit von dem ungeschlachten Menschen seinen Leuten kein

Unglück widerführe. Maximin warf dann sechszehn solcher Troßbuben mit so vielem Glücke zu Boden, daß er sich nicht einmal nach jedem Siege auch nur einen Augenblick Ruhe gönnte. Als er deshalb seine Belohnung empfing, erhielt er auch zugleich die Erlaubnis, ins Heer zu treten und zwar unter die Reiterei.

Am dritten Tage, als der Kaiser durch das Lager ging, sah er ihn sich nach der rohen Weise seiner Landsleute herumtummeln und befahl deshalb, daß man ihn besser nach der römischen Sitte unterweisen sollte. Sobald aber Maximin bemerkte, daß der Kaiser über ihn zu seiner Umgebung redete, eilte er schnell herbei und fing an zu Fuß neben dem reitenden Kaiser her zu laufen. Dieser spornte sein Roß zum Galopp und versuchte allerlei Schwenkungen und Querritte, um den Goten zu ermüden; aber es gelang ihm nicht. Endlich sprach Severus: „Willst du dich nun nachher auch noch nach deiner thrazischen Weise üben?“ Maximin antwortete: „Wie es dir beliebt, Kaiser.“ Dieser sprang vom Rosse, rief die nächsten Soldaten herbei und befahl ihnen, mit dem Goten zu ringen. Aber er warf wiederum sieben der kräftigsten Leute zu Boden und so schnell, daß er sich nicht einmal Zeit ließ, frischen Atem zu schöpfen. Der Kaiser beschenkte ihn darauf mit Geld und einer goldenen Kette und ließ ihn unter seine Leibwache aufnehmen.

Nach Severs Tode stieg Maximin unter Caracalla zu höheren Befehlshaberstellen und trug bei den Anstrengungen des Kriegsdienstes immer den Preis davon. Aber als Macrinus Kaiser wurde, zog er sich drei Jahre von den Waffen zurück, weil er diesen nicht gern sah, und erst unter Alexander, dem Sohne der Mammäa, kämpfte er wieder mit und zwar gegen die Parther, wo er sich vielen Ruhm erwarb. Als Alexander zu Mainz ermordet war, wurde Maximin von den Soldaten zum Kaiser erhoben; aber als Kaiser ver-

dunkelte er seinen früher erworbenen Ruhm durch die abscheulichen Verfolgungen, welche er gegen die Christen richtete.

4. Sage vom Kampfe der Goten mit den Gepiden.

Einstmals fiel Ostrogota, der König der Goten, mit großer Heeresmacht in das römische Reich ein und brachte herrliche Beute zurück. Als das die Gepiden erfuhren, wurden sie neidisch und fingen Krieg mit ihren bisherigen Freunden an. Beide Völker waren aber auch miteinander verwandt und zwar auf folgende Weise. Wir haben vorher erfahren, daß die Goten unter ihrem König Berich von der Insel Skanz ausgewandert sind. Sie waren auf drei Schiffen an das andere Meeresufer gefahren, von denen aber das eine Schiff später, als die beiden andern ankam und davon dem einen Volke den Namen gegeben haben soll. Gepanta bedeutet nämlich in ihrer Sprache träge. So geschah es, daß von dem Schimpfe ihnen der Name blieb und nur ein wenig verändert wurde. Der Name sagt aber auch die Wahrheit; denn die Gepiden sind langsamen Geistes. Der König Fastida und seine Gepiden nun waren neidisch, und weil ihnen schon länger ihr Land nicht mehr behagte und sie deshalb auch schon vorher die Burgunden bekriegt hatten, so schickten sie auch Boten an ihre Verwandten, die Goten, und beklagten sich über die Rauheit und Unfruchtbarkeit ihres Landes. Sie sagten, sie wären von rauhen Gebirgen und dichten Wäldern allzusehr beschränkt, und darum forderten sie, daß die Goten ihnen ihr Land abtreten oder mit ihnen kriegen sollten. Darauf antwortete ihnen Ostrogota, der sowohl über die Ost- als die Westgoten König war: es wäre freilich hart und grausam mit Blutsverwandten zu kämpfen, und er schauderte zurück vor einem solchem Kriege; aber die Gepiden könnten darum doch nicht verlangen, daß die Goten ihnen die eigenen Wohnsitze freiwillig abtreten

sollten. Doch die Gepiden zauderten nicht lange, sondern kamen mit Heeresmacht heran. Von beiden Seiten ward mit großem Mute gekämpft; aber die bessere Sache und die größere Lebhaftigkeit verschaffte den Goten den Sieg. Die einbrechende Nacht machte dem Treffen ein Ende; aber beim Anbruch des Morgens eilte Fastida mit den Seinigen in die Heimat zurück, ebenso sehr gedemütigt und niedergeschlagen, als er vorher aufgeblasen und stolz gewesen war. Die Goten aber waren zufrieden, daß die Gepiden sich zurückgezogen, und verfolgten sie nicht.

5. Die Lebensweise der Alanen.

Zu der Zeit, als das Gotenreich sich am weitesten nach Osten ausdehnte, bis an den Don, wohnten an der andern Seite derselben die Alanen. Der Name dieses Volkes wurde auch andern Völkern mitgeteilt, welche durch die überlegene Macht der Alanen bezwungen, sich ihnen angeschlossen hatten. Von ihrer Lebensweise erzählt uns ein byzantinischer Schriftsteller jener Zeit folgendes. Sie streifen mit ihren Herden in dem Lande weit umher; denn sie haben keine festen Wohnsitze und verstehen es nicht, den Pflug zu gebrauchen. Sie leben von Fleisch und der reichlichen Milch ihrer Herden, sie sitzen auf ihren großen Wagen, welche sie mit einem Dache von Baumrinde überdecken und auf diese Weise durch die endlosen Steppen fahren. Wenn sie zu grasreichen Plätzen gekommen sind, so stellen sie die Wagen in einen großen Kreis und leben dann von dem Ertrage ihres Viehes. Wenn aber der Boden leer gefressen ist, so werden die Herden weiter getrieben, und die Menschen fahren auf ihren Fuhrwerken fort. Auf diesen werden die Kinder geboren und erzogen und haben da ihren beständigen Wohnsitz, und wohin sie auch gehen mögen, ihre Wagen sind ihre Heimat. Die Rinderherden treiben sie vor sich her; aber sie verwenden

mehr Fleiß auf die Zucht der Pferde. Das Land dort am Don ist weidereich und bringt immer Gras, an einigen Stellen auch Obstbäume hervor; denn es wird von großen Strömen durchflossen, und darum fehlt es ihnen nicht leicht an Nahrung. Die Weiber und Töchter sind beständig auf den Wagen; aber die männliche Jugend übt sich von früh an zu reiten und hält es für schimpflich, zu Fuß zu gehen. Darum sind sie auch alle vortreffliche Krieger. Die Alanen sind beinahe alle von langem Wuchse und schöner Gestalt, mit mäßig gelbem Haar und den Feinden fürchterlich durch den zornigen Blick der Augen, wie durch ihre Schnelligkeit und ihre leichte Bewaffnung. Sie sind den Hunnen in vielen Dingen ähnlich; aber in Lebensart und Sitte milder als diese*). Raubend und jagend durchstreifen sie die Länder am mäotischen Sumpfe und dem kimmerischen Bosporus, ja sie dringen sogar bis nach Armenien und Medien. Wie den ruhigen und betrachtenden Menschen die Muße erwünscht ist, so erfreuen sie sich an Kampf und Gefahr. Sie preisen den glücklich, der im Kampfe sein Leben aushaucht; diejenigen aber, welche altern und durch den Zufall an einer Krankheit sterben, werden als Entartete und Feige mit Schmähungen überhäuft. Auch ist es der höchste Ruhm, einen Feind getötet zu haben. Den Erschlagenen wird die Kopfhaut abgezogen und als Schmuck den Pferden und Wagen der Sieger angehängt. Kein Tempel findet sich bei ihnen, nicht einmal eine Hütte zur Ehre der Götter, sondern ein nacktes Schwert

*) J. Grimm sagt, daß die Alanen scythische Völker (Hunnen) und gotische vermitteln. Jordanes oder Jornandes, der uns einige der gotischen Sagen überliefert hat, wie z. B. Nr. 1, 2, 3, ist von alanischer Abstammung; denn sein Großvater Peria war Schreiber beim Alanenkönige Kandax im fünften Jahrhundert. Von der andern Seite her aber war Jordanes aus gotischem Stamme und nennt sich deshalb selbst einen Goten.

wird in die Erde gestoßen und dann verehrt als der Gott des Krieges; denn dieser Gott beherrscht nach ihrem Glauben das Land, in welchem sie umherziehen. Die Zukunft erforschen sie auf eine wunderliche Weise; denn sie sammeln Weidenruten und lösen sie unter Absingung geheimer Gesänge zu einer vorherbestimmten Zeit wieder voneinander und dann wissen sie genau, was die Ruten ihnen anzeigen. Aber was Knechtschaft ist, wissen sie nicht; denn alle sind von gleich edler Art. Ihre Richter wählen sie und zwar solche Männer, welche sich durch Kriegserfahrung bewährt haben.

6. Sagen vom Könige Ermanrich und dem Andrange der Hunnen.

Jordanes erzählt uns ferner also: Nachdem der Gotenkönig Geberich gestorben war, folgte ihm in der Herrschaft Ermanrich, der Edelste aus dem Geschlechte der Amaler oder Amelungen, welcher weit und breit viele kriegerische Völkerschaften sich unterwarf. Darum haben ihn einige nicht mit Unrecht mit Alexander, dem Könige der Makedonier, verglichen. Nachdem er schon viele andere bekriegt hatte, wendete er sich auch gegen die Heruler, über die damals Alarich herrschte, tötete einen großen Teil derselben und vereinigte die übrigen mit seinem Reiche. Das Volk der Heruler wohnte vordem an den Sümpfen, die um das mäotische Meer herumliegen, und war berühmt wegen seiner leicht bewaffneten Streiter; denn es war damals kaum ein Volk, welches nicht unter seinen leicht Bewaffneten einige Männer aus dem Stamme der Heruler hatte. Aber wiewohl ihre leichte Behendigkeit ihnen fast immer den Sieg gewann, so mußten sie doch der gotischen Festigkeit und Standhaftigkeit unterliegen, und so kam es, daß auch sie mit den übrigen Völkern gotischen Stammes dem Könige Ermanrich gehorchten.

Nach der Besiegung der Heruler wendete sich Ermanrich auch gegen die Veneter (Wenden), welche im Kriege zwar

unerfahren, doch auf ihre große Anzahl pochten und deshalb anfangs zu widerstehen wagten. Aber im Kriege ist die Menge nicht die Hauptsache und vermag sehr wenig, wenn ihr eine andere sei es auch geringere Zahl, aber wohlbewaffnet und kriegserfahren, entgegentritt. Darum unterlagen auch die Veneter und wurden dem großen Gotenreiche beigesellt.

Nicht lange hernach aber brach das übermäßig wilde und rohe Volk der Hunnen gegen die Goten vor. Über den Ursprung dieses entsetzlichen Volkes, das mit den deutschen Stämmen gar nichts gemein hatte, erzählen die Goten folgendes. Einstmals, nachdem die Goten schon lange aus Skanz ausgewandert waren, hatte Filimer, der König der Goten, unter seinem Volke einige Zauberinnen gefunden, und weil sie ihm verdächtig waren, weit von seinem Heere und Reiche in eine öde Wüste verbannt. Aber da verbanden sich diese Zauberinnen mit unreinen Geistern und aus dieser Verbindung ging das grausige Volk hervor. Anfangs waren diese kleinen und kaum menschenähnlichen Geschöpfe, auch kaum mit einer menschlichen Stimme begabt, innerhalb der Sümpfe und Wüsten geblieben, dann aber weiter gegen die Goten vorgedrungen. Sie lebten nur von der Jagd und kannten kein anderes Mittel, sich auch andere Dinge zu erwerben, als Betrug und Raub an den benachbarten Völkerschaften.

Als einstmals ein Teil der Hunnen am jenseitigen Ufer eines großen Sumpfes jagte, bemerkten sie, wie auf einmal eine Hirschkuh nahe vor ihnen stand. Diese ging dann über den Sumpf und stand bald still, bald lief sie vorwärts, gleich als wollte sie sich zum Wegweiser darbieten. Da folgten ihr die Jäger und überschritten trockenen Fußes den Sumpf, welchen sie bis dahin für unzugänglich gehalten hatten. Als dann an dieser Seite des Sumpfes das scythische Land sich

ihrem Anblicke darbot, war die Hirschkuh verschwunden. Daher glaubte man, daß einer der bösen Geister, von denen die Hunnen herstammten, ihnen diesen Weg gezeigt hätte. Die Jäger aber, welche nie gewußt hatten, daß auch jenseits des großen Sumpfes noch ein Teil der Welt wäre, bewunderten das schöne Land und, wie sie denn erfinderisch sind, so glaubten sie, daß dieser ihnen vormals unbekannte Weg ihnen nur von den Göttern gezeigt sein könnte. Darum kehrten sie froh zu den Ihrigen zurück, erzählten, was vorgefallen, lobten das herrliche Land, das sie gesehen, und baten ihre Freunde, mit ihnen hinüberzugehen. So geschah es. Sie wanderten alle hinüber und die ersten Scythen, die sie fingen, wurden dem Gotte des Sieges zu Ehren geschlachtet, die anderen bezwungen und unterworfen und genötigt, ihnen Kriegsdienste zu tun. Unter diesen waren auch die Alanen, die ihnen im Kampfe wohl gewachsen, aber an Bildung und Sitte ihnen weit überlegen waren. Die Hunnen drängten und ermüdeten dies Volk solange durch unaufhörliche Angriffe, bis sie es endlich bezwangen.

Bevor noch die Hunnen ihre Gegner im Kampfe überwinden, schrecken sie dieselben durch ihr abscheuliches Aussehen in die Flucht; denn ihr Anblick ist äußerst widerwärtig durch ihren Schmutz. Ihr Gesicht ist nicht einem menschlichen Gesichte, sondern eher einem Klumpen Fleisch zu vergleichen, und wo sonst die Augen stehen, sieht man bei ihnen nur schwarze Punkte. Ihr Selbstvertrauen stützt sich auf ihr ekelhaftes Aussehen, und darum verunstalten sie ihre Kinder gleich am Tage der Geburt. Denn den männlichen Kindern zerschneiden sie mit einem Messer die Wangen, damit sie lernen Wunden zu ertragen, noch bevor sie die Milch an der Brust der Mutter saugen. Daher kommt es, daß den Jünglingen die Farbe der Jugend fehlt und die Männer bartlos sind, weil das durch Messerstiche gefurchte Antlitz in den Narben keine Haare wachsen

läßt. Sie sind zwar klein von Gestalt, aber lebhaft, gewandt und die schnellsten Reiter, auch sind sie geübt im Gebrauch des Bogens und der Pfeile. Sie sind breit von Schultern und stark von Nacken, den sie immer aufgerichtet tragen.

Als die Goten dies leichte, gewandte Volk, die Verderber so vieler Nationen, erblickten, entsetzten sie sich und berieten mit ihrem Könige, wie sie einen solchen Feind von sich abwehren könnten. Denn obwohl Ermanrich als der Besieger so vieler Völker berühmt war, so war er doch sehr bedenklich. Während er einmal so in Nachdenken versunken saß, benutzte dies das Geschlecht der Roxolanen zu seinem Verderben und rächte sich an ihm. Denn eine Frau aus diesem Geschlechte, welche ihren Mann böslich verlassen hatte, war auf Befehl des erzürnten Königs an wilde Rosse gebunden und darauf, während die Tiere nach verschiedenen Richtungen auseinandergetrieben wurden, elendiglich zerrissen worden. Ihre Brüder stießen ihm dafür, als er ruhig da saß, ein Schwert in die Seite. Krank an dieser Wunde führte der König ein hinfälliges Leben. Als nun Balamir, der König der Hunnen, dies erfuhr, stürzte er sogleich auf die Ostgoten los, von denen sich die Westgoten schon damals gleich getrennt hatten, als der König verwundet und krank wurde. Da konnte Ermanrich den Schmerz seiner Wunde und den Jammer über den Einbruch der Hunnen nicht länger mehr ertragen und starb im hundert und zehnten Jahre seines Lebens. Durch seinen Tod aber erlangten die Hunnen die Übermacht und machten sich die Ostgoten völlig untertan.

7. Die Lebensweise der Hunnen.

Wir haben in der vorhergehenden Erzählung gesehen, was die Goten von den Hunnen berichteten; wir wollen nun damit vergleichen, was ein byzantinischer Schriftsteller jener Zeit von ihnen sagt.

Das Volk der Hunnen wohnt jenseit des mäotischen Sumpfes bis an das Eismeer und geht über alles bekannte

Maß der Wildheit hinaus. Gleich nach der Geburt werden den Kindern mit scharfen Messern tiefe Furchen in die Wangen geschnitten, damit, wenn die Zeit des Bartwuchses kommt, die Falten der Narben ihn unmöglich machen. So wachsen die Hunnen heran und altern bartlos, ohne alle Schönheit, mit gedrungenen Gliedern und kurzem Nacken. Es sind wunderliche Gestalten, die man fast für zweifüßige Tiere oder für roh behauene Brückenpfähle halten möchte. Sie kennen weder den Gebrauch des Feuers zum Kochen, noch überhaupt schmackhaft zubereitete Speisen, sondern sie verzehren Wurzeln von Kräutern und halbrohes Fleisch von ihren Herden. Dieses Fleisch legen sie unter ihren Sattel auf das Pferd und reiten es so zu, bis es auf diese Weise warm und einigermaßen gar wird, und so essen sie es dann. Sie haben keine Wohnungen, sondern sehen solche an als Grabmäler, die zum Gebrauch des Lebens sich nicht eignen; nicht einmal haben sie schilfbedeckte Hütten, sondern sie schweifen wild in Wald und Feld umher und lernen von frühester Kindheit an, sich an Frost, Hunger und Durst gar nicht zu kehren. Auch in einem anderen Lande gehen sie nicht unter Dach, wenn nicht die Notwendigkeit sie zwingt; denn unter einem Dache halten sie sich nicht für sicher. Ihre Kleider sind von Leinen oder auch aus zusammengenähten Fellen von Waldtieren, und von einem Unterschiede eines Hauskleides und eines anderen für das öffentliche Leben wissen sie nichts. Das einmal angelegte Gewand wird nicht eher wieder abgelegt oder verändert, als bis es nach langer Fäulnis in Lumpen zerstückelt abfällt. Sie bedecken ihr Haupt mit runden Mützen, ihre struppigen Beine mit Ziegenfellen, und ihre formlosen Schuhe verstatten ihnen nicht, mit freien Schritten einherzugehen. Deshalb sind sie auch allen Kämpfen zu Fuß abgeneigt; dagegen sind sie an ihre zwar dauerhaften, aber häßlichen Pferde wie angeheftet und verrichten so selbst

die gewöhnlichsten Beschäftigungen, indem sie sich auch zuweilen wie die Weiber darauf setzen. Zu Pferde sitzend ist jeder von ihnen imstande, Tag und Nacht hindurch zu kaufen und zu verkaufen, Speise und Trank zu sich zu nehmen und auf den Rücken des Tieres gelehnt sich dem tiefsten Schlafe hinzugeben. Auch wenn eine Beratung über ernste Dinge gepflogen werden soll, kommen sie zu Pferde sitzend zusammen und besprechen sich auf diese Weise. Sie sind keiner königlichen Strenge unterworfen, sondern, zufrieden mit der willkürlichen Leitung ihrer Vornehmsten, brechen sie auf alles los, was ihnen aufstößt; zuweilen jedoch entschließen sie sich erst dann zum Kampf, wenn sie gereizt sind. Sie gehen in keilförmiger Ordnung zum Treffen und zwar mit verworrenem Geheul. Leicht und schnell nahen sie heran und auch wenn sie sich einmal zerstreut haben, sammeln sie sich schnell wieder und fallen mit großem Blutvergießen auf die Schlachtordnung der Feinde. Sie befestigen mit merkwürdiger Kunst spitze Knochen an ihre Geschosse und kämpfen mit diesen aus der Ferne, aus der Nähe aber mit dem Eisen ohne alle Rücksicht auf sich selbst und binden dann die Glieder ihrer gefangenen Feinde. Keiner pflügt bei ihnen und berührt auch nur eine Pflugsterze. Denn alle schweifen wild umher ohne festen Wohnsitz, ohne Gesetz und beständige Sitte, und mit ihren Wagen, auf denen sie wohnen, sind sie immer Fliehenden ähnlich. Keiner von ihnen kann die Frage beantworten, wo er geboren ist; denn er kennt die Stätte nicht und ist anderswo geboren, anderswo erzogen. In der Waffenruhe sind sie treulos und unbeständig; wo nur eine leise Hoffnung sich darbietet, sind sie zur Veränderung geneigt und schieben dann die Schuld auf ihren nicht zu bändigenden Kampfesmut. Fast wie unvernünftige Tiere scheinen sie gar nicht zu wissen, was ehrenhaft oder unehrenhaft ist; sie reden zweideutig und lassen sich durch keinen Eid und keine Gottesfurcht binden, ja sie sind so veränderlich und zum

Zorne gereizt, daß sie ohne alle Anreizung an einem und demselben Tage sich mit ihren Freunden entzweien und wieder versöhnen können. Am leichtesten aber werden sie entflammt durch den Durst nach Gold und unternehmen darum häufig Raubzüge. Auf einem solchen Zuge kam dies ungezähmte Volk an die Alanen und zwang dieselben, sich ihnen anzuschließen, gegen die Goten.

8. Sage von dem Einbruch der Goten in das römische Reich.

Im vierten Jahrhundert nach Christi Geburt, als die Macht der Goten sich immer weiter ausdehnte und sie schon anfingen das römische Reich zu bedrohen, erzählte man folgende Sage. Als der Kaiser Constantius regierte, ward einmal dem Präfekten von Thrazien, namens Valerius, Anzeige von einem Schatz gemacht, den man entdeckt hatte. Er begab sich hin an den bezeichneten Ort und vernahm von den Umwohnern der Gegend, daß ein altes Heiligtum dort im Boden läge, welches nur mit Gefahr gehoben werden könnte. Er berichtete dies an den Kaiser Constantius, und dieser gab ihm sogleich den Auftrag, den Schatz heraus zu nehmen. Als man nun die Erde ausgrub, fanden sich drei Bildsäulen aus gediegenem Silber gearbeitet, die Arme in die Seite gestemmt, mit bunten Gewändern und Haaren auf dem Haupte. Ihr Gesicht war nach Norden gewandt, nach dem Lande, woher die Barbaren kamen. Sobald aber diese Bildsäulen hinweggenommen waren, brachen wenige Tage darauf die Goten ein, zuerst in Thrazien, und bald folgten ihnen andere barbarische Völkerschaften und überschwemmten verheerend und zerstörend das ganze Land.

9. Der Übergang der Westgoten über die Donau.

Als das zahllose Volk der Hunnen gegen die Goten anstürmte, wurden die Ostgoten ihnen sofort untertan. Auch zu den Westgoten und den anderen Stämmen drang die Kunde, daß ein wunderliches Menschengeschlecht, unwider-

stehlich wie ein Wirbelwind von hohen Bergen, gegen Westen drängte. Ein Teil von ihnen wagte es sich zur Wehre zu setzen und wurde bald besiegt; aber die meisten zogen mit Weib und Kind, mit Hab und Gut südwestwärts in das römische Gebiet und lagerten sich dem Ufer der Donau entlang. Dann sandten sie Boten an den römischen Kaiser Valens und baten ihn um Aufnahme in sein Reich und versprachen, daß sie nach seinen Gesetzen leben und ihm untertan sein wollten. Flehend streckten die Goten ihre Arme aus und baten um Hilfe und Rettung vor den nahenden Feinden, vor dem Schwerte der Hunnen und vor dem Hunger. Valens ließ sich erweichen; doch stellte er die Bedingung, daß die Goten ihre Waffen abliefern sollten.

Darauf ward der große Übergang gestattet. Die Römer brachten alle Fahrzeuge zusammen, die sie hatten; aber sie reichten nicht aus, und die Goten zimmerten sich selbst Flöße und setzten sich in ausgehöhlte Baumstämme, einige wagten es auch sich in die Wellen zu stürzen, um ans andere Ufer zu schwimmen. Aber die Donau war angeschwollen und über eine halbe Stunde breit, und ihre Wellen rissen manchen mit hinab. Als alle Goten hinübergekommen waren, schlugen sie ein Lager auf, und die Römer erschraken vor der gewaltigen Anzahl. Sie verlangten nun von den Gästen ihre Waffen; allein diese machten den römischen Anführern allerlei Geschenke, ja sie erduldeten schimpfliche Behandlung, um nur ihre Waffen zu behalten, und so kam es, daß die Römer, die lieber ihre Habsucht und alle ihre Lüste befriedigten, nur wenige Waffen erhielten. Nur mußten die vornehmen Goten viele ihrer Söhne abgeben, und diese wurden als Geiseln für die Treue ihrer Eltern weggeführt und in römische Städte gebracht, um dort erzogen zu werden.

Eine Zeitlang ging nun alles gut und beide Teile lebten in Frieden und Freundschaft miteinander. Aber bald

litten die Goten Hunger, denn sie mußten ihre Lebensmittel von den Römern kaufen, und die Anführer derselben wollten großen Vorteil davon haben und verkauften ihnen die Lebensmittel zu teuren Preisen. Ja sie verhöhnten sie noch dazu und verkauften ihnen bald nicht bloß das Fleisch gesunder Tiere, sondern gaben ihnen auch für ihr Geld unreine Tiere, welche die Menschen sonst nicht zu essen pflegen. So hoch stieg der Preis, daß die Römer den Goten für einen Sklaven oder zehn Pfund Silber nur ein einziges Brot verkauften. Aber bald hatten die Goten alles Gerät und alle Sklaven verhandelt; da forderte der hartherzige Kaufmann ihre Kinder von ihnen. Die Eltern aber hielten es für besser, die Freiheit ihrer Kinder hinzugeben, wenn sie nur am Leben blieben, und glaubten durch den Verkauf derselben zugleich das eigene Leben und das ihrer Kinder zu erhalten. Zwar blickten die Väter murrend auf ihre Waffen, welche die unklugen Römer in ihrer Gewalt gelassen hatten; doch Fridiger, der vorsichtige Anführer, ermutigte sie zur Geduld, bis ihre Zeit gekommen wäre.

Aber der römische Feldherr Lupicinus fürchtete den Fridiger und seinen ruhigen überlegenden Blick und gedachte sich seiner zu entledigen. Darum lud er ihn eines Tages zu einem großen Gastmahle ein. Fridiger kam mit wenigen Begleitern; denn die anderen Goten wurden an den Toren der Stadt zurückgewiesen. Als sie nun beim Gastmahle saßen, entstand draußen Streit, und die Goten erschlugen einige Römer, welche diese um ihres Hungers willen verhöhnten. Diese Nachricht wurde dem Lupicinus gebracht, als er von Wein und Schlaf schon trunken war, und er gab den Befehl, die Römer sollten die Begleiter des Fridiger erschlagen. Doch dieser hörte das Geschrei der Kämpfenden und ihn durchfuhr die Ahnung des Frevels. Er zog sein Schwert und stürzte schnell hinaus, so daß ihn keiner zu halten ver-

mochte. Draußen fand er die Seinigen, von welchen die Römer schon einige erschlagen hatten. Er schied den Streit, befreite die Seinen und eilte dann schnell seinem Lager zu. Dort forderte er das Heer der Goten auf, die Freveltat zu rächen, und sie folgten ihm mit Jubel; denn sie hatten längst diesen Tag herbeigewünscht. Lupicinus raffte auch sogleich seine Scharen zusammen und rückte mit ihnen aus; aber die Goten stürzten mit so heftigem Andrange auf die Römer, daß sie sofort in blutiges Handgemenge kamen. Da verloren die Römer alle ihre Feldzeichen und fielen bis auf wenige, nur Lupicinus rettete sich früh genug und erreichte die Stadt. Frohlockend legten nun die Goten die besseren Waffen der Gefallenen an. So geschah es, das jener Tag für die Goten das Ende ihres Hungers, für die Römer aber das Ende ihrer Ruhe und Sicherheit war. Denn die Goten nahmen Besitz von allem, was den Römern dort eigen war, und lebten fortan nicht mehr als hungernde Fremde und der Hilfe Bedürftige, sondern als Herren und Gebieter und unterwarfen sich das Land weit und breit umher.

10. Das Treffen bei Adrianopel (378) und die Folgen desselben.

Die Nachricht von Fridigers Aufstande verbreitete sich schnell und erfüllte alle Römer mit großem Schrecken. Unermüdlich setzten die Goten ihren Siegeslauf fort und belagerten mehrere Städte; aber es war ihnen unmöglich, sie zu gewinnen, weil es ihnen an allem Belagerungsgerät und an aller Erfahrung in diesen Dingen mangelte. Nach vielen vergeblichen Versuchen erkannte dies Fridiger, ließ deshalb bei den wenigen Städten, die er bestürmt hatte und die in seinem Rücken lagen, eine Anzahl seiner Leute zurück, die hinreichte gegen einen Ausfall der Besatzungen, und zog mit den anderen von dannen, indem er zu ihnen sprach: „Wir wollen mit Menschen kämpfen, aber nicht mit Mauern!“

Raubend und plündernd ergossen sich dann die Goten durch das Land.

Alle diese Nachrichten aber bekümmerten den Kaiser Valens sehr und er entschloß sich selbst an der Spitze eines Heeres diese furchtbaren Feinde zu bezwingen. Er gab auch seinem Mitkaiser Gratianus Nachricht davon, der am Oberrheine mit den Alemannen kämpfte, und bat ihn zur Hilfe herbeizueilen. Er selbst sammelte in Kleinasien ein mächtiges Heer und als er mit diesem über die Meerenge gesetzt war, erfuhr er bald, daß die Goten mit ungeheurer Beute von ihren Streifzügen zurückgekehrt, bei der Stadt Adrianopel stünden, diese selbst umlagernd. Obwohl nun Gratian schon auf dem Marsche war und bei Singidunum (Belgrad) angelangt, nur durch die Sumpffieber der Donauniederungen eine Zeitlang aufgehalten wurde, duldete doch die Ungeduld des Kaisers Valens keinen Aufschub; denn seine Schmeichler stellten ihm vor, wie unangenehm es für ihn sein würde, wenn er den Ruhm des Sieges über die Goten mit seinem Mitkaiser Gratian teilen müsse, der doch erst die Alemannen niedergeworfen hätte. Diesen Reden gab Valens Gehör; denn als er nur erst in der Nähe der Feinde bei Adrianopel war, hielt er den Sieg schon für halb errungen. Während aber alles zum Treffen vorbereitet wurde, kam ein christlicher Priester als Gesandter von Fridiger zum Lager des Kaisers. Dieser nahm ihn freundlich an; da reichte ihm der Priester einen Brief des gotischen Führers, in welchem er bat, daß ihm und seinen Goten, welche schon seit langer Zeit heimatlos umherirrten, in Thrazien feste Wohnsitze mit Vieh und Früchten angewiesen würden. Wenn ihnen der Kaiser das bewilligte, so wollten sie für immer friedlich und ruhig leben. Zugleich setzte der christliche Priester hinzu, daß der Trotz seiner Landsleute nur dadurch gebrochen werden könnte, daß man sie allgemach vom Krieg entwöhne. Valens aber wollte

darauf nicht eingehen, weil diese Versprechung ihm nicht sicher genug schien.

Als nun der Morgen des achten August 378 anbrach, weckten von beiden Seiten die Hörner zum Kampfe. Das Gepäck der Römer, der Kriegsschatz und die kaiserlichen Abzeichen wurden nahe an die Mauern der Stadt in Sicherheit gebracht. So ging ein Teil des Morgens hin und die Sonne stieg heiß am Himmel empor, als die Römer so weit vorgedrungen waren, daß sie die runden Fuhrwerke der Goten erblickten. Unter dem dumpf ertönenden Geheul der Goten stellten sich die Römer in Schlachtordnung. Der rechte Flügel, auf welchem die meiste Reiterei stand, war vorgeschoben, in der Mitte stand als feste Stütze der Schlachtordnung das Fußvolk, und der linke Flügel mußte sich erst noch ordnen, da der Boden sehr schwierig war, auf welchem er sich zu bewegen hatte. Während auch dieser Flügel sich endlich in Ordnung stellte, vernahm man ein entsetzliches Geräusch von dem Klange der Waffen, dem drohenden Aneinanderschlagen der Schilde und dem Geschrei der Menschen im gotischen Lager; denn weil diesen noch zwei Führer mit ihren Scharen ausgeblieben waren, schickten sie erst noch einmal Gesandte an den Kaiser, um den Frieden zu erbitten, und standen deshalb noch nicht in Schlachtordnung. Die Boten aber waren gewöhnliche Goten aus dem Heere, deshalb wollte der Kaiser ihre Sendung nicht anerkennen, sondern verlangte Männer von vornehmerem Stande, damit der Vertrag eine bessere Bürgschaft erhielte. Die Goten aber zauderten klüglicherweise, damit unterdessen die sehnlichst erwarteten Truppen heimkehren möchten. Währenddem standen die römischen Soldaten den Strahlen der heißen Augustsonne schutzlos ausgesetzt, sie lechzten nach Labung; denn zu der dörrenden Sommerhitze kam noch der Schein der Feuer, welche die Goten angezündet hatten und mit Reisig und

dürrem Holze nährten. Auch der Hunger quälte die Römer, denn sie hatten noch nichts gegessen, sondern standen nüchtern seit dem Morgen.

Fridiger schickte darauf einen Herold aus seinem Volke zu dem Kaiser und verlangte von diesem, daß er ihm erst einige vornehme Geiseln schicken sollte. Diese Forderung des klugen Gotenführers schien dem Kaiser billig, und er wollte ihm sogleich seinen Verwandten Equitius schicken. Der aber weigerte sich; da bot sich von selbst ein anderer, namens Richomer an; denn er hielt es für eine schöne Tat und eines tapferen Mannes wohl würdig, sich als Bürgen für seine Freunde in die Gewalt der Feinde zu begeben. Als er dem gotischen Lager schon nahe war, hatten einige Bogenschützen der Römer es nicht länger aushalten können, sie hatten die Feinde unzeitig angegriffen. Da wagte auch Richomer nicht weiter vorzugehen; während er aber zurückkehrte, sah er die erwarteten gotischen Führer Alatheus und Saphran mit ihren Reiterscharen von den benachbarten Höhen herunterſprengen. Das ganze gotische Heer war beisammen.

Da erklangen auf einmal von allen Seiten zugleich die Hörner zum Angriff, und das Kampfgewühl war allgemein. Wie im Seetreffen die Schiffe aufeinander losfahren und mit ihren Schnäbeln sich gegenseitig in den Grund zu bohren suchen, so drangen im Felde die Scharen der Krieger aufeinander, bereit sich gegenseitig zu vernichten. Der linke Flügel der Römer war durch eine Schwenkung bis an die Fuhrwerke der Goten vorgedrungen und hätte sie genommen, wenn man ihn unterstützt hätte; aber die übrigen Reiter ließen ihn im Stich und darum stürzten die Feinde mit ungeheurer Gewalt über ihn her und zersprengten ihn. Eine Zeitlang stand noch das Fußvolk, dessen Scharen so dicht zusammengedrängt waren, daß einer kaum das Schwert ziehen oder wieder einstecken konnte. Die Staubwolken wirbelten

hoch und dicht empor, so daß man den Himmel nicht zu sehen vermochte, und alles hallte wieder vom schrecklichen Geschrei. Die Geschosse der Goten aber fielen in die dichtgedrängte Menge der Römer, und auch ohne zu zielen, trafen sie. Laut erklangen die Helme und die Panzer von den Schlägen der Streitäxte; aber lange konnte der ungleiche Kampf an dieser Stelle nicht dauern, denn es reichte weder die geistige, noch die Körperkraft der Römer lange hin, diesen Andrang auszuhalten, und doch wußten sie, daß kein Entrinnen möglich war. Der Boden unter ihnen wurde schlüpfrig von dem niederrinnenden Blute, und die Füße glitten aus; wer aber fiel, wurde ohne Erbarmen zertreten. Immer heißer und heißer wurden die Strahlen der Augustsonne, da brach zuletzt der ganze linke Flügel des römischen Heeres zusammen. Nun wurde die Verwirrung bald allgemein, jeder suchte sich zu retten, wo und wie er konnte.

Der Kaiser wandte sich fliehend zu den Mattiariern, welche allein noch unerschütterlich standen und den Andrang der Feinde abwehrten. Einer der Führer sah es und rief dem Kaiser zu, er habe gar keine Hoffnung auf Rettung, wenn nicht seine Waffenträger ihn verließen, und er sich nur der Hilfe dieser fremden Krieger anvertrauen wollte. Das mochte aber der Kaiser nicht. Unterdessen fochten unermüdlich die Barbaren, denen die Wut aus den Augen leuchtete, während die Römer erschlafften vor Furcht und Schrecken. Einige stürzten unter den Streichen der Verfolger, andere bloß durch die Wucht der Nachdringenden und konnten sich dann nicht wieder aufrichten, wieder andere wurden durch ihre eigenen Freunde niedergestoßen. Der Weg war wie besäet mit Leichen von Menschen und Pferden und halbtoten Verwundeten. Über allem diesen Würgen brach der Abend und die Nacht herein, aber kein Schimmer des Mondes durchdrang die Finsternis derselben. In der ersten

Dunkelheit des Abends soll der Kaiser von einem Pfeilschusse getroffen worden sein, wie man nachher erzählte; denn niemand hatte es gesehen. Er war aber nur verwundet und begab sich mit einigen Begleitern in eine nahe Hütte, wo er verbunden werden sollte. Bald aber kamen die Feinde nach und hielten die Hütte rings umlagert. Während sie versuchten die Tür zu erbrechen, schossen die Begleiter des Kaisers von oben nieder und töteten einige der Goten. Diese aber wollten an einer solchen kleinen Hütte die Zeit nicht verlieren, welche sie beim Plündern nützlicher anwenden zu können meinten, schleppten deshalb Reisig und anderes dürres Holz zusammen vor die Tür und zündeten den Haufen an. So verbrannte die Hütte mit allen, die darin waren. Nur einem von den Dienern gelang es durch das Fenster zu entkommen. Die Goten jedoch faßten ihn sogleich und waren auf seine Erzählung sehr ärgerlich, daß sie sich eine solche Beute hatten entgehen lassen. Jener Diener aber entkam später aus seiner Gefangenschaft und erzählte es den Römern. Da erinnerten sich diese aus ihrer Geschichte, daß auf ähnliche Weise einst der eine der Scipionen in Spanien sich in einen Turm geflüchtet haben und dort verbrannt sein soll. Kaum der dritte Teil des Heeres entkam aus diesem Treffen bei Adrianopel, und die Jahrbücher der römischen Geschichte haben außer dieser keine andere so mörderische Schlacht verzeichnet, als nur die bei Cannä. Aber nach der Niederlage von Cannä hatte sich erst die wahre Größe Roms, nämlich der Mut im Unglücke gezeigt, und der größte Sieg Hannibals war der Anfang seines Falles; die Folgen des Sieges der Goten aber waren verderblicher für die Römer.

Sofort drangen nun die Goten vor die Mauern der Stadt Adrianopel. Dort faßten sie einen schlauen Plan. Am Tage vor der Schlacht waren einige Römer zu ihnen übergegangen; diesen befahlen sie sich zu stellen, als kämen

sie auf der Flucht an die Tore und bäten um Schutz vor den nachsetzenden Goten. Wenn dann die Römer die Tore öffneten, so wollten die Goten zugleich mit ihnen hineindringen, oder wenn dies nicht ginge, so sollten sie nachher den Goten die Tore öffnen. Sie wurden in die Stadt gelassen, aber sogleich einzeln über die Pläne der Goten befragt. Als ihre Antworten alle verschieden waren, schöpften die Römer Verdacht, spannten sie auf die Folter und da bekannten alle, was sie gewollt hatten. Sie wurden getötet, aber die Goten stürmten auch so heran. Sie hatten ihre frühere Furcht vor den Wurfgeschützen der Römer vergessen und berannten die Stadt von allen Seiten. In dichten Haufen umdrängten sie die Mauern, aber um so eifriger schossen die Römer; denn die Menge der Goten war so dicht, daß oft ein Pfeil, der aufs Geratewohl abgeschossen war, seinen Mann unter ihnen nicht verfehlte. Bald bemerkten die Römer, daß die Barbaren dieselben Geschosse wieder zurückwarfen, welche erst auf sie geschleudert waren. Deshalb wurde Befehl gegeben, in die Stricke und Sehnen, welche das Holz und das Eisen der Pfeile miteinander verbinden, Einschnitte zu machen, so daß sie zwar noch auf die Goten geschossen werden und diese töten konnten, aber dann zerbrachen und ebenso auch zerbrechen mußten, wenn sie ohne zu treffen niederfielen. Die Goten aber selbst vermochten nicht solche Pfeile zu verfertigen. Die Römer hatten auch eine Art Wurfgeschütze, welche sie Skorpionen oder mit einem anderen Namen Onagri, das ist wilde Esel nannten. Mit einem dieser Geschütze warfen sie einstmals einen ungeheuren Stein nach der Richtung, wo die gotischen Haufen am dichtesten standen. Zwar fiel der Stein zu Boden ohne einen Goten zu verletzen; aber sie wurden von der Wucht desselben so erschreckt, daß sie davon eilen wollten, und nur mit großer Mühe vermochten ihre Anführer sie dort zu halten. Aber bald sachte die Lust nach

Beute ihren Mut von neuem an, und wiederum stürmten sie gegen die Mauern, und die Leichen ihrer gefallenen Freunde und Brüder schreckten sie nicht zurück. Aber alles war umsonst, und als sie am späten Abend traurig in ihre Zelte heimkehrten, machten sie sich untereinander Vorwürfe, daß sie nicht dem früheren Rate Fridigers treu geblieben, sondern nun doch von ihm die Belagerung und Bestürmung der Stadt verlangt hatten.

Die Nacht hindurch hatten sie genug zu tun mit ihren Wunden und ihren Vorwürfen gegeneinander; am andern Morgen aber wurden verschiedene Vorschläge gemacht, was sie nun beginnen sollten. Am Ende hielten sie es für das beste, weiterzuziehen, das Land auszuplündern und dadurch die Römer zu einem vorteilhaften Frieden zu zwingen. Sie lagerten sich in der Nähe von Perinth und durchstreiften von da aus das Land, nur die Mauern der Städte vermieden sie. Einmal rückte eine große Schar Goten auch gegen Konstantinopel vor. In dieser Stadt war eine Anzahl Sarazenen, die erst kurz vorher in die Dienste der Römer getreten waren. Sobald diese die herannahenden Goten erblickten, brachen sie ohne Furcht aus der Stadt hervor und kämpften mit den Goten. Schon schien es, als wollten sie sich voneinander trennen, ohne daß ein Trupp über den andern den Sieg erhalten konnte; da ward der Kampf auf eine sonderbare Weise entschieden. Unter den Sarazenen war einer mit lang herabwallendem Haupthaar, nackt bis an den Gürtel, mit heiserer Stimme. Dieser zog seinen Dolch, ritt mitten hinein unter die Schar der Goten und stieß einem derselben sein Messer in die Kehle. Als dieser fiel, ergriff er ihn und zog ihn auf sein Pferd hinüber, setzte seine Lippen an die Wunde und sog dem sterbenden Goten das warme Blut aus. Über diesen Anblick entsetzten sich die Goten und eilten davon.

Im ganzen römischen Kaiserreich aber war Furcht vor allem, was gotisch hieß, zumal da in vielen Städten die großen kräftigen Gestalten der Goten vor aller Augen waren. Dies verhielt sich aber also. Valens hatte früher die Goten über die Donau gelassen; aber nur unter der Bedingung, daß sie ihre Waffen ablieferten und die männliche Jugend als Geiseln stellten. Die Waffen hatten die Goten damals freilich behalten, aber ein großer Teil ihrer Jugend war hinweggeführt worden. Ein gewisser Julius war vom Kaiser Valens mit der Sorge für die Erziehung dieser Jünglinge beauftragt und hatte sie durch alle Städte verteilt, damit nicht die große Zahl der jungen Leute sie veranlaßte, irgend eine Unternehmung auszusinnen. Allmählich waren nun diese zum Teil herangewachsen und hatten auch vernommen, was mit ihren Landsleuten geschehen war. So viele nun ihrer in einer Stadt waren, die traten zusammen und redeten miteinander von allen diesen Geschichten. Auch gaben sie ihren Freunden in den benachbarten Städten einen Wink und alle kamen überein, sobald die Gelegenheit sich böte, wollten sie sich der Städte bemächtigen und Rache nehmen für ihre gefallenen Stammesgenossen. Julius aber vernahm von diesem Plane und war ratlos, was er tun sollte. Denn an den Kaiser Theodosius, welcher nach Valens Tode von Gratian zum Mitkaiser angenommen und nachher der Große genannt wurde, wollte er sich nicht wenden, weil ihm Valens dies Amt anvertraut hatte und nicht Theodosius, und weil dieser auch noch so neu in der Herrschaft war. Deshalb wandte er sich an den Senat in Konstantinopel um Rat, was er tun sollte, und erhielt von diesem die Antwort, er solle tun, was er dem Staate für zuträglich halte. Er berief nun alle Befehlshaber der Städte zu sich und legte ihnen seinen Plan vor, wie der Gefahr am besten zu begegnen wäre. Diese verbreiteten unter die gotischen Jünglinge das Gerücht, der

Kaiser habe vor, ihnen viele Wohltaten zu erweisen, er wollte ihnen nicht bloß Geld, sondern auch Äcker geben, um sie sich und den römischen Volke geneigt zu machen. Deshalb befehle der Kaiser, daß sie an einem bestimmten Tage alle zugleich in die Hauptstädte der Provinzen zusammenkommen sollten. Durch diese Hoffnung wurden die gotischen Jünglinge hocherfreut und ließen von ihrem Zorne gegen die Römer und ihrem Plane zum Verderben der Städte gerne ab. Am festgesetzten Tage strömten sie in großer Menge an den bekannten Orten zusammen. Die Soldaten aber hatten Befehl und begaben sich in einer jeden Stadt auf die Dächer, welche auf den Marktplatz schauten. Sobald die gotischen Jünglinge diesen betreten hatten, wurden die Zugänge durch Soldaten abgesperrt und dann begann von den Dächern das Schießen und Werfen auf die wehrlosen gotischen Jünglinge. Vergebens versuchten diese den Römern die Waffen zu entreißen, um sich einen Weg zu bahnen; die Menge war zu groß und alle Goten starben.

Diese Nachricht reizte die Wut ihrer Landsleute noch mehr; dennoch konnten diese sehr wenig ausrichten, weil sie die Städte weder zu erobern noch zu behaupten vermochten. So war es endlich der Vorteil beider Parteien, daß wieder Friede wurde, und der Kaiser Gratian brachte ihn zustande. Er versprach den Goten Lebensmittel und Geschenke und Wohnungen im römischen Gebiet. Fortan wohnten die Westgoten nach ihren eigenen Sitten und Gesetzen im römischen Gebiete und hatten Frieden und Bündnis mit dem Kaiser.

11. Die Westgoten werden Christen.

Als die Westgoten im römischen Reiche wohnten, drang auch die Botschaft des Christentums zu ihnen; denn schon der Kaiser Valens bemühte sich darum und sorgte dafür, daß sie Lehrer erhielten, die der gotischen Sprache kundig

waren. Von den Westgoten kam dann nachher das Christentum auch zu den Ostgoten und Gepiden und überhaupt allen denjenigen Stämmen, welche gotisch sprachen. Einer der Bischöfe eines Teiles der Westgoten, benannt die kleineren oder mösischen Goten, war Ulfilas oder Wulfila, der seinem Volke die Bibel in die gotische Sprache übersetzte. Nur die vier Bücher von den Königen ließ er aus, damit durch die Kriegsgeschichten sein Volk nicht noch mehr zu kriegerischen Unternehmungen angereizt würde. Damit meine Leser eine kleine Probe der gotischen Sprache haben und sie als eine deutsche erkennen, setze ich das Vaterunser hierher.

Atta unsar thu in himinam, veihnai namo thein.
Vater unser du in Himmeln, geweiht werde Name dein.
Qvimai thiudinassus theins. Vaírthai vilja theins, sve in
Es komme Reich dein. Es werde Wille dein, wie im
himina, jah ana aírthai. Hlaif unsarana thana sin-
Himmel, auch auf der Erden. Brot unseres das immer dau-
teinan gif uns himma daga. Jah aflet uns, thathei
ernde (tägliche) gib uns an diesem Tage. Und erlaß uns, daß
skulans sijaima, suasve jah veis afletam thaim skulam
Schuldner wir seien, so wie auch wir erlassen den Schuldnern
unsaraim. Jah ni briggais uns in fraistubnjai, ak
unseren. Und nicht bringest du uns in Versuchung, sondern
lausei uns af thamma ubilin. Amen.
löse uns von dem Übel. Amen.

Jahrhundertelang war diese Bibel vergessen; gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts vernahm die staunende Welt, daß in der Abtei Werden die Handschrift einer Bibelübersetzung in einem unbekannten deutschen Dialekte liege. Vielleicht war sie in früheren Zeiten aus dem westgotischen Reiche bei Gelegenheit der Vermählung irgend einer westgotischen Königstochter mit einem fränkischen Könige dahin gekommen; denn die Abtei Werden liegt im ehemaligen ripuarischen Franken. Diese

Handschrift kam nach Prag und wurde 1648, als die Schweden Prag einnahmen, von dort mit nach Upsala geschleppt. Dort ist sie seitdem geblieben und bekannt geworden unter dem Namen des silbernen Kodex, weil die Buchstaben in Silber eingezeichnet und das Ganze in massives Silber eingebunden ist. Auch in der Lombardei, namentlich im Kloster Bobbio, hat man in neuerer Zeit einzelne Stücke der gotischen Bibel gefunden und sie bekannt gemacht. Diese Bibelübersetzung, das einzige zusammenhängende gotische Sprachdenkmal, welches auf uns gekommen, ist zugleich das älteste Überbleibsel der deutschen Sprache und darum das wichtigste Buch, welches es für die Erforschung unserer Sprache gibt.

Der Gotenkönig Fridiger schützte und hegte das Christentum; aber so dachten nicht alle gotischen Fürsten; namentlich war Atanarich, der Freund des römischen Kaisers Theodosius, den man den Großen nennt, ein Feind und Verfolger der neuen Lehre. Um die rechten Anhänger des Christentums aus seinem Volke herauszufinden, ließ er die Bildsäule des Hauptgottes der Goten, des Wodan, auf einem Wagen vor den Wohnungen aller derer, die des Christentums verdächtig waren, herumführen. Weigerten sich Goten niederzufallen und zu opfern, so galt ihr Abfall von dem Glauben der Väter für erwiesen und das Haus wurde ihnen über dem Kopfe angezündet. Solche Götterwagen hatten die alten Deutschen oft; denn wir haben schon oben von einem solchen vernommen, auf welchem die Göttin Hertus umhergefahren wurde, und eben so zog auch der nordische Gott Freyr und seine Priesterin zu heiliger Zeit unter dem schwedischen Volke auf einem vagn (Wagen) umher. Ja auch im Mittelalter hatte man noch solche heilige Wagen, die man Karraschen nannte, und das caroccio der Mailänder in dem Kampfe der lombardischen Städte gegen die Gewalt der hohenstaufischen Kaiser war ein Überbleibsel jener alten Sitte.

12. Atanarich.

Von dem Könige Atanarich erzählten die Goten folgendes.

Während die Westgoten mit den Römern in Frieden und Bündnis lebten, war Atanarich ihr König. Er war ein guter Freund des Kaisers Theodosius, und darum lud ihn auch dieser ein, daß er zu ihm nach Konstantinopel kommen und ihn besuchen möchte. Als man nun dem Atanarich alle Herrlichkeiten der Stadt zeigte, rief er aus: „Fürwahr, ich erblicke mit eigenen Augen, was ich früher nur ungläubig vernahm, die Pracht und die Herrlichkeit dieser Stadt.“ Er wendete die Augen bald auf den weiten Umfang der Stadt, bald auf den mit Schiffen gefüllten Hafen, bald auf die Stärke der Mauern. Alsdann betrachtete er das Gemisch der Menschen aus verschiedenen Völkern und Gegenden, wie sie alle in der großen Weltstadt zusammenströmten, und die geordneten Reihen der Soldaten. Überwältigt von allem, was sich seinen Blicken darbot, sprach er dann: „Wahrlich, der Kaiser ist einem Gott der Erde zu vergleichen, und wer gegen ihn die Hand zu erheben wagt, ist schuld an seinem eigenen Blute.“

Er gedachte noch einige Zeit bei dem Kaiser zu verweilen; aber nicht lange hernach überraschte ihn der Tod, und er starb in der Hauptstadt des oströmischen Reiches. Der Kaiser ehrte ihn, wie es seinem Freunde zukam, und ließ ihn in ein prächtiges Grab legen, ja bei dem Begräbnis schritt er selbst der Bahre voran. Als Atanarich gestorben war, blieben die Goten im Reiche des Kaisers und waren nach wie vor eng mit ihm verbunden, und ein großer Teil der Goten diente im Heere des Kaisers.

13. Erste Züge des Westgotenkönigs Alarich.

Als der große Theodosius, der Friedliebende und Freund der Goten, gestorben war, teilten seine beiden Söhne Arcadius und Honorius das römische Reich unter sich, zerrütteten es

aber beide teils durch ihr zügelloses Leben, teils durch ihre Schwäche. Arcadius residierte in Byzanz, das ist Konstantinopel, der Hauptstadt des oströmischen Reiches, Honorius in Rom oder gewöhnlich in Ravenna; denn er besaß das weströmische Reich, wählte aber nicht Rom, sondern Ravenna als dauernde Residenz und Mailand zum zeitweiligen Aufenthaltsort. Von da an (395) blieben die beiden Reiche für immer getrennt. Der schwache Arcadius entzog bald seinen Verbündeten, den Westgoten, aus Geiz die gewöhnlichen Geschenke. Dazu war auch Rufin, der bei dem schwachen oströmischen Kaiser allmächtig und der eigentliche Regent des Reiches war, ein übermütiger und stolzer Mann. Die Goten wurden mit Geringschätzung gegen solche Menschen erfüllt, und da sie fürchteten, daß durch einen allzulangen Frieden ihre Mannhaftigkeit erschlaffen möchte, wählten sie Alarich zum Anführer über sich. Alarich war aus dem Geschlechte der Balten, welches nach dem der Amelungen bei den Goten am meisten galt, und um seiner Kühnheit willen diesen Namen erhalten hatte. Sobald Alarich zum Führer erwählt war, beschloß er die Kraft seiner Goten durch einen neuen Kriegszug zu erproben und zu stählen. Das billigten alle und darum zogen sie zuerst südwärts ins oströmische Reich hinein durch Makedonien und Thessalien (396).

Da wo das Oetagebirge nahe an den malischen Meerbusen herantritt und an einigen Stellen einen Engpaß von nur etwa hundert Fuß Breite übrig läßt, in derselben Gegend, wo einst Leonidas mit seinen dreihundert Spartanern dem unermeßlichen Perserheere sich entgegenstemmte, da hätte auch dem Andrang der gotischen Scharen mit leichter Mühe ein Damm entgegengesetzt werden können; aber die dort aufgestellten Griechen zogen sich zurück, sobald Alarich heranrückte, und man sagt, daß auf die Botschaft des Gotenführers von seiner Annäherung der kaiserliche Befehlshaber sogleich verräte-

rischer Weise abgezogen sei. So ergossen sich die Goten über die fruchtbaren Gefilde von Böotien, schlugen alle Männer nieder und führten die Frauen und Kinder als Beute mit sich auf ihrem Zuge, den die Flammen und die Asche der Dörfer bezeichneten; nur die Mauern Thebens waren den Goten zu stark. Von da eilte Alarich nach Athen, in der Meinung, diese Stadt leicht einnehmen zu können, weil sie wegen ihrer ungeheuren Ausdehnung schwer zu verteidigen war. Doch bevor er einen Angriff unternahm, ließ Alarich die alte hochberühmte Stadt zur Übergabe auffordern, und kaum hatten die Athener die Stimme des Herolds vernommen, als sie gerne bereit waren, einen großen Teil ihrer Habe als Lösegeld für die Stadt der Göttin Pallas hinzugeben. Alarich nahm dies an, weil er auch hier seine Zeit nicht mit einer Belagerung verlieren wollte; die wenigen noch übrigen Heiden aber erzählten diese Sache also. Als Alarich rund um die Stadt ritt und ihre Befestigung besichtigte, blickte ihn von der Mauer die Göttin Pallas Athene in vollem kriegerischen Schmucke drohend an, so daß er erschrak und zur Nachgiebigkeit bewogen wurde. Ferner erzählten sie, daß dem Alarich da der Held Achilles erschienen sei, so wie ihn Homer beschreibt, als er an den Trojanern den Tod seines Freundes Patroklus rächen wollte. Dagegen ließe sich aber die Frage aufwerfen, ob wohl der damals noch so jugendliche Held der Goten jemals schon die Namen der Pallas und des Achilles gehört haben sollte. Wie dem auch sei, Alarich betrat mit wenigen Begleitern die Stadt Athen und wurde mit einem glänzenden Gastmahle empfangen, während seine Scharen das Land verheerten; nur das attische Gebiet wurde verschont.

Von da aus drang Alarich weiter vor und der Isthmus, welcher zum Peloponnes führte, wurde ihm ebenso überliefert, wie die Pässe der Thermopylen. Auch im Peloponnes ergaben sich ihm alle Städte ohne Widerstand. Die kostbarsten

Werke der Kunst fielen in die Hände der Goten, welche sie unter sich verteilten, aber nicht nach dem Werte der Kunst, sondern nach dem des Stoffes, aus welchem sie gebildet waren. Denn die Goten hatten wohl so ziemlich dieselbe Ansicht über die Werke der Kunst, welche ein halbes Jahrtausend vor ihnen der römische Feldherr Mummius bei der Eroberung von Korinth in dem Gebote aussprach, daß jeder Soldat, der ein Kunstwerk zerbräche, dasselbe wieder machen sollte. Die Goten drangen immer weiter. Auch die Spartaner hatten längst die Antwort vergessen, welche einst ihre Vorfahren einem gefährlicheren Feinde als Alarich, dem Epirotenkönige Pyrrhus auf seine Aufforderung zur Übergabe gegeben hatten: „Wenn du ein Gott bist, so wirst du die nicht kränken, die dir nichts Böses zugefügt haben; wenn du aber ein Mann bist, so komm heran und du sollst Männer finden, welche dir gleich sind.“ Dem Gotenführer Alarich ergab sich Sparta ohne Widerstreben.

Rufin, der erste Minister des Kaisers Arcadius in Byzanz, vernahm wohl die Botschaft und das Hilfeflehen der Griechen; aber er konnte oder wollte auch nicht helfen. Da mußten wohl die Griechen ihre Blicke sehnsuchtsvoll nach Westen lenken. Dort war Stilicho, selbst von gotischem oder vandalischem Ursprunge, der Vormund des weströmischen Schattenkaisers Honorius. Er setzte sein Heer auf Schiffe und fuhr über das ionische Meer nach Griechenland, nahe bei den Trümmern von Korinth landend. Bald drängte er die Goten zurück und schloß sie nahe bei den Quellen des Flußes Peneus ein. Das Wasser des Flusses ward in einen anderen Kanal abgeleitet, und während die Zahl der Goten schmolz unter dem täglich mehr lastenden Drucke des Durstes und des Hungers rückte die Umwallung des römischen Feldherrn näher und näher an ihr Lager heran.

Aber Stilicho freute sich zu früh über seinen Sieg; er

ergötzte sich an den Spielen und Tänzen der Griechen, und seine Soldaten, die ihren Feind sicher in die Wälle eingeschlossen zu haben glaubten, ergossen sich über das Land, um auch ihrerseits zu rauben und zu plündern, was der begehrlichen Hand der Goten etwa noch entgangen sein möchte. Diesen Augenblick benutzte Alarich; im Sturme durchbrach er die Verschanzung, innerhalb deren er verschmachten sollte, und zog dann mit aller seiner Mannschaft, seiner Beute und seinen Gefangenen durch das feindliche Land bis an den korinthischen Meerbusen. Ehe noch Stilicho herankommen konnte, hatte Alarich den Meeresarm überschritten, wo er am schmalsten ist, und war so vollkommen in Sicherheit. Darauf leitete er Friedensunterhandlungen mit dem Kaiser Arcadius in Konstantinopel ein, und als diese gelangen, mußte Stilicho in dem Feinde Westroms den Freund und Verbündeten Ostroms ehren. Stilicho ging wieder zurück nach Italien.

Alarich benutzte dann diese Frist sich aufs neue auszurüsten. Er verlangte von den Städten des Reiches neue Schilde, Helme, Schwerter und Speere; und die unglücklichen Bewohner der oströmischen Provinzen mußten demselben Manne, der sie kurz vorher so sehr bedrängt und ihre Freunde und Brüder erschlagen hatte, aufs neue die Werkzeuge zu ihrer eigenen Unterdrückung liefern. Alsdann begab er sich wieder nach Illyrien und ward hier nach dem gemeinsamen Willen aller Westgoten auf dem Schilde als König der Westgoten emporgehoben.

Dort stärkte er noch einige Jahre hindurch seine Macht, dann aber lockte ihn der Ruhm und die Schönheit Italiens und er beschloß dies reiche Land für sich und für sein Volk zu erwerben. Darum berief er die Seinen und fragte sie, ob es nicht besser wäre, durch eigene Anstrengung ein neues Reich zu erwerben, als im fremden Lande sich zu verliegen.

Da forderten alle von neuem auszuziehen, und Alarich betrat mit ihnen den Weg nach Italien (402). Schrecken und Angst überkam die Bewohner Italiens und viele brachten ihre Habe auf Schiffe und entflohen. Honorius, durch seine kaiserliche Würde der erste, zeigte sich auch als den ersten in Furcht und Schrecken und entfloh aus seinem Palaste in Mailand, lange bevor Alarich herankam. Nur Stilicho verlor den Mut und seine Zuversicht nicht. Mitten im Winter überstieg er den Schnee der Alpen und zog so viele Legionen aus den nordwestlichen Ländern herbei, als er nur vermochte; auch auf die deutschen Stämme am Oberrhein, die Alemannen, denen wie allen andern Deutschen noch immer Ehrfurcht vor dem römischen Namen innewohnte, übte das stolze gebietende Wesen des mächtigen Feldherrn des römischen Reiches großen Einfluß, und sie folgten Stilichos Rufe, als er einen Teil von ihnen aushob, damit sie Italien gegen ihre Stammverwandten schützen sollten.

Unterdessen war Alarich weiter gedrungen und hatte sich schon in mehreren italienischen Städten reiche Beute gesammelt. Honorius war auf seiner Flucht von Mailand nur bis Asta (jetzt Asti) gekommen, und als Alarich das vernahm, eilte er dahin und säumte nicht ihn in dieser Stadt zu belagern. Die Not wurde groß und man beriet schon über die Bedingungen der Übergabe, da erhielten die Eingeschlossenen die Kunde, daß Stilicho zu ihrer Rettung herannahe. Rasch zog dieser am Addafluße herunter und schlug sich mit einer auserlesenen Schar mitten durch das Lager der Goten hindurch bis in die Stadt hinein. Die Macht der Römer war nun gewaltig und wohl geeignet, die Goten in Furcht zu setzen. Da trat Alarich mit den Führern der gotischen Scharen zum Kriegsrate zusammen, und diese meinten alle, es wäre besser, zunächst die gegenwärtige Beute in Sicherheit zu bringen und später einen Versuch zu wagen;

aber Alarich sprach: „Ich will mir in Italien ein Königreich erwerben, oder ein Grab".

Stilicho faßte seinerseits den Plan, die Goten zu überfallen, während sie das Osterfest feierten und an Kampf nicht dachten. So geschah es; aber Alarich war schnell besonnen und trotz der ersten Verwirrung stand bald sein Heer dem römischen gerüstet gegenüber. Der Führer der Alanen, welche auf Stilichos Seite kämpften, fiel und sein Volk zerstreute sich in wilder Flucht, aber Stilicho führte das römische Fußvolk heran und bedrängte damit wieder die Goten. Am Abend des blutigen Tages zogen sich diese vom Schlachtfelde zurück und ließen selbst einen Teil ihres Lagers in den Händen der Römer. Da ward den westlichen römischen Legionen aus Gallien und Britannien die Beute zu teil, welche die Goten von Korinth und Argos her mit sich umhergeführt hatten. Noch einmal griff nicht lange darauf Stilicho den Gotenkönig an, der durchaus Verona erobern wollte, um sich da schadlos zu halten; aber wiederum wurden die Goten geschlagen. Dennoch fürchtete Stilicho den Gotenkönig und trug im römischen Senate darauf an, daß man um des Friedens willen Alarich ein Jahrgehalt von viertausend Pfund Goldes anbieten möge. Die Senatoren schwiegen und keiner wagte zu widersprechen, nur einer, namens Lampadius, erzürnte sich über diesen Vorschlag und rief: Non est ista pax, sed pactio servitutis! (das ist nicht ein Frieden, sondern ein Vertrag zur Knechtschaft!) Die andern aber bewilligten den Vorschlag, und Lampadius flüchtete sich aus Furcht vor Stilicho in die nächste christliche Kirche und hielt sich da verborgen.

Diesen Vorschlag eines Jahrgehalts nahm Alarich an, und erst sein Rückzug ward als die Befreiung Italiens betrachtet. Stilicho ward als der Erretter Roms begrüßt und hielt neben seinem Schützling Honorius sitzend, seinen Ein-

zug in Rom. Zur Feier des Sieges wurden dann Gladiatorenspiele aufgeführt oder mit anderen Worten: es wurden Menschenopfer dargebracht, aber nicht zur Ehre eines Gottes, wie bei den rohen Barbaren in den deutschen Wäldern, sondern zum grausamen Vergnügen eines rohen Pöbelhaufens, der sich christlich nannte. Eine Erzählung aber berichtet, es sei damals dem blutigen Spiele der Todesstoß gegeben worden. Ein asiatischer Mönch, namens Telemach, stieg unbemerkt auf die Arena nieder und warf sich zwischen zwei kämpfende Gladiadoren um sie auseinander zu bringen. Von Zorn erfüllt über die Störung der Freude warfen die Zuschauer einen Hagel von Steinen auf den unglücklichen Mönch nieder, der augenblicklich starb. Aber sein Tod nützte der Menschheit mehr, als sein Leben; denn nicht lange nachher beklagte man seinen Tod, und der Greuel dieser blutdürstigen Vergnügungen begann auch andern zu mißfallen. Damit war die Bahn zur Aufhebung derselben beschritten.

14. Radagais (406).

Während Alarich von seinem ersten italischen Zuge zurückgekehrt, nordwestlich von Italien ruhig abwartete, bis eine zweite günstigere Gelegenheit sich darbieten möchte, drang ein unendlicher Völkerschwarm, wahrscheinlich von den Ufern des baltischen Meeres, südwärts gegen die Alpen vor. Es waren Alanen, Vandalen, Burgunden, Sueven, vielleicht auch Sachsen und Franken, und eine große Anzahl Goten. Ihr Anführer nannte sich Radagais, und die Römer erzählen uns von ihm, daß er ein grausamer Mann und von den damaligen Feinden Roms der allerwildeste und unbändigste gewesen sei. Er selbst war ein Heide, wie fast alle Krieger seiner großen Schar, und hatte gelobt, nach der Sitte der deutschen Volksstämme alles römische Blut dem Wodan zum Opfer darzubringen. Als er in Italien einfiel und der Schrecken ihm vorherging,

traten die Heiden in Rom zusammen und sagten, Radagais wäre nicht bloß stark durch seine unzählige Schar, die man auf zweihunderttausend angab, sondern namentlich auch durch den Schutz der Götter: die Stadt aber sei darum von aller Hilfe verlassen und ihrem Untergange nahe, weil sie die alten Götter und ihre Heiligtümer verlassen habe. Darum tue es not, alsbald den Dienst der alten Götter wieder zu beginnen, damit sie dem römischen Volke wieder gnädig gesinnt würden. Jammer und Klage erfüllte ganz Italien, und die Römer rühmten den Alarich, daß er doch wenigstens ein Christ und nutzlosem Blutvergießen und Morden nicht geneigt wäre; aber außer diesem durchzog nun noch ein zweiter Feind die römischen Länder, und zwar ein solcher, der nach der Beschreibung aller, die von ihm gehört hatten, der wildeste und grausamste Feind alles dessen war, was sich römisch nannte.

In dieser Not zog sich Kaiser Honorius hinter die unzugänglichen Sümpfe und festen Wälle von Ravenna zurück, wie es seine Gewohnheit war, und harrte da der Entscheidung; Stilicho aber sammelte alle Mannschaft, die er nur aus allen nahegelegenen römischen Ländern herbeiziehen konnte. Unter diesem Heere waren auch Goten und Alanen und andere deutsche Völker im Dienste der Römer. Aber Stilicho wußte wohl, daß es das einzige römische Heer war, welches er zusammen bringen konnte, und daß, wenn er geschlagen würde, keine Rettung mehr übrig war. Darum vermied er eine Schlacht und ließ das Gewimmel der deutschen Völkerschaften ruhig ziehen, bis die Mauern von Florenz ihnen einen Damm entgegensetzten. Fruchtlos erschöpften da die Deutschen ihre Kraft; denn auch sie kannten die Künste der Belagerung nicht und von den hohen Mauern herab konnten die Bewohner von Florenz ruhig dem Treiben zusehen. Da rückte auch Stilicho heran und zwang durch seine Feldherrn-

künſte und ſeine Liſt den Radagais, ſich auf die Gebirge von Fäſulä (Fieſole) zurückzuziehen, damit er nicht nahe bei Florenz dem doppelten Angriffe ausgeſetzt würde. Aber nun begann die Kunſt des Stilicho ſich erſt recht zu zeigen. Immer enger und enger umgab er die Deutſchen mit einer Verſchanzung, und wo Radagais ſtürmend durchbrechen wollte, da war auch Stilichos Macht an der Verſchanzung ihm entgegengeſtellt, und alle Verſuche zu einer offenen Feldſchlacht waren vergebens. Da begann Hunger und Durſt die Reihen der Deutſchen zu lichten; denn das Gebirge von Fäſulä konnte ihnen wenig Nahrung liefern. Die Römer aber aßen und tranken und ſpielten und höhnten währenddeſſen die Unglücklichen, die bei aller Begierde nach Kampf und Blutvergießen innerhalb des Lagers jämmerlich hinſtarben. Der König Radagais verließ endlich die Seinen, um allein zu Stilicho hinüberzugehen und Bedingungen des Friedens zu vermitteln; aber Stilicho ſetzte ihn gefangen und ließ ihn nach wenigen Tagen töten. Die noch übrigen Deutſchen ergaben ſich den Siegern, um nur Nahrung zu erhalten, und wurden als Sklaven verkauft. So groß war ihre Menge, daß je einer für ein Goldſtück verkauft wurde. Allein Hunger und Entbehrung und die ungewohnte Luft Italiens hatten ihre Geſundheit zerüttet, und ſie ſtarben haufenweiſe. Darum konnte man ſagen, daß die Römer das, was ſie am Preiſe dieſer Sklaven erſpart, doch zu bezahlen hatten, weil ſie die Leichen begraben laſſen mußten.

So war Rom auch diesmal gerettet. Allein der Völkerſchwarm des Radagais war nicht in ganz Italien eingebrochen, ſondern es waren viele an den Alpen ſtehen geblieben, und dieſe ergoſſen ſich nun über das ungeſchützte Gallien und nahmen es ein. Es waren Alanen, Vandalen, Burgunden und Sueven. Eine große Zahl von dieſen Volksſtämmen, die von den Ufern des baltiſchen Meeres ſüdweſt-

wärts gezogen waren, fingen dort allmählich an, ihrer wild umherschweifenden Lebensweise zu entsagen und sich dem Ackerbau zuzuwenden, andere von ihnen aber wie die Sueven und Vandalen trieb die deutsche Wanderlust immer weiter südwestwärts.

15. Alarichs zweiter Zug in Italien (409).

Alarich ruhte nicht. Von seinem Lager aus an der Grenze Italiens beobachtete er aufmerksam alles, was vorging, und mit großer Freude vernahm er die Torheit des Kaisers Honorius, der den Ränken und Tücken in seinem Palaste ein williges Ohr lieh und die Stütze des Reiches, den klugen, umsichtigen und mutvollen Stilicho seinen Feinden überlieferte. Nun fielen sofort die Römer über die Weiber und Kinder aller deutschen Krieger her, die in Italien verweilten, und mordeten sie und, um das Maß der Beleidigung vollzuhäufen, verweigerte der römische Senat dem Gotenkönige sein Jahrgehalt von viertausend Goldstücken, welches einst Stilicho ihm bewilligt hatte. Dafür verlangte Alarich Genugtuung; er brach mit einem gewaltigen Gotenheere in Italien ein und hieß seinen Schwager Ataulf ihm mit einem anderen Heere nachfolgen. Alarich plünderte alle Städte auf seinem Wege und, ohne daß sich ihm ein Feind entgegenstellte, gelangte er bis an die Moräste, welche Ravenna umgeben. Hier hatte Honorius in Erinnerung an seine Flucht aus Mailand, das ihm nicht fest genug schien, sich für immer einen Sitz ausersehen, den die Macht der Natur fast unangreifbar gemacht hatte; denn über die Sümpfe, welche Ravenna umgeben, führt nur ein schmaler Zugang, der mit einer geringen Schar zu verteidigen ist. Allein Alarich mochte nicht seine Kräfte hier nutzlos vergeuden, er hatte sich die Eroberung und Plünderung der Weltstadt selbst als sein Ziel gesteckt.

Unterwegs wollte ihn ein Einsieler, von dessen Glaubenseifer und Heiligkeit die Kunde auch zu den gotischen Völkerschaften gedrungen war, und der darum auch bei ihnen in großem Ansehen stand, von seinem Zuge zurückhalten. Er ließ sich vor den Gotenkönig führen und verkündete ihm den Zorn des Himmels über die Unterdrücker der Erde; aber Alarich erwiderte ihm: „Es ist mir ein unwiderstehlicher und übernatürlicher Drang, meine Goten gegen die Hauptstadt der Welt zu führen und sie zu plündern.“ Da schwieg der Einsiedler und die Goten zogen weiter.

Es waren 619 Jahre verflossen, seit zum letzten Male die stolze Stadt einen Feind vor ihren Mauern erblickt hatte. Damals aber waren Senat und Volk gleichmäßig entschlossen das Vaterland zu retten, und vor den Toren Roms hatte der kluge Hannibal umkehren müssen. Auch dieses Mal zürnten die Römer, daß ein Barbar es wagen durfte, sie im Kerne des römischen Lebens zu bedrohen; aber ihr Zorn war macht- und tatlos und kehrte sich zunächst nur gegen eine hilflose Frau. Einsam und verlassen lebte in Rom Serena, die Witwe Stilichos. Das unsinnige Volk beschuldigte sie des Einverständnisses mit Alarich, den sie aus Rachsucht um den Tod ihres Gemahls herbeigerufen haben sollte, und forderte vom Senate ihr Todesurteil. Ohne einen Beweis ihrer Schuld zu haben, sprach der Senat das Urteil aus, und die unglückliche Frau ward erdrosselt. Die betörte Menge vermeinte, daß infolge dieser Mordtat Alarich abziehen würde, und war sehr verwundert, als das nicht geschah. Vielmehr schloß er die Stadt enger und enger ein und schnitt ihr alle Zufuhr ab, bis der Hunger in grausiger Gestalt die Bevölkerung der Stadt verminderte. Da mußte wohl mancher, der im Genusse des Luxus und aller Bequemlichkeiten des Lebens erzogen war, auf schmerzliche Weise erfahren, wie wenig hinreicht, die notwendigen Bedürfnisse

des Lebens zu befriedigen, und wie selbst dies wenige nur mit Mühe zu erlangen war und mit Gold und Silber aufgewogen werden mußte. Tausende der Bewohner Roms starben in den Häusern, tausende auf den Straßen, und es wurden zur Erhaltung des eigenen Lebens Greueltaten ohne Maß verübt, wie sie nur in solchem Elende möglich sind. In dieser Not rieten wieder einige, man solle zurückkehren zu den alten Göttern; denn Alarichs Angriff wäre nur eine Strafe der Götter für den Abfall von ihnen. Ja einige Männer aus Etrurien versprachen, durch Opfer die Götter dazu zu bewegen, daß sie mit Blitz und Donner die Feinde zerschmetterten. Aber obwohl im Senate noch viele heidnisch gesinnt waren, wagten sie es doch nicht, die Opfer zu gestatten.

Der Kaiser Honorius saß indessen in Ravenna und ließ von dort aus versichern, daß er bald zur Hilfe kommen würde; aber die Hoffnung der Belagerten schwand immer mehr, und der Zustand in der Stadt ward immer schrecklicher. Die zahlreichen Begräbnisplätze um die Stadt waren in den Händen Alarichs, und die Menschen, die haufenweise hinstarben, konnten nicht begraben werden, sondern lagen zum Teil faulend in den Straßen der Stadt und erfüllten die Luft mit tödlichen Dünsten. Als alle Hoffnung geschwunden war, da mußten wohl die Römer die letzte Zuflucht suchen, die sich ihnen bot, die Milde des Belagerers. Der Senat schickte zwei Gesandte ab, welche bei dem gotischen Anführer günstige Bedingungen der Übergabe answirken sollten. Die Abgeordneten sagten dem Gotenkönige, daß die Römer entschlossen wären, ihre Würde zu behaupten, und wenn Alarich ihnen ehrenvolle Bedingungen verweigerte, so möchte er nur seine Hörner ertönen lassen und er würde sehen, mit welchem unzähligen und durch die Verzweiflung gestählten Volke er zu tun haben würde. Alarich blickte sie an und sprach: „Je

dichter das Heu, desto leichter ist es zu mähen" und brach dann in ein gellendes Hohngelächter aus. Die beiden Römer standen stumm und blickten zur Erde. Endlich fragten sie ihn, was er denn begehre, wenn er abziehen wollte, ohne die Stadt zu plündern, und Alarich erwiderte: „Alles Gold, alles Silber, mag es das Eigentum des Staates oder des einzelnen sein, alle reiche und kostbare Gerätschaften, und alle Sklaven, welchen ihren deutschen Ursprung nachweisen können". Die römischen Gesandten fragten demütig: „Wenn das, o König, deine Forderungen sind, was willst du uns denn noch übrig lassen?" Alarich erwiderte kurz und ruhig: „Euer Leben," und die Gesandten zogen sich zitternd zurück. Dennoch bewilligte er dann einen Waffenstillstand, und die Römer schickten eine zweite Gesandtschaft, die nicht mehr, wie die erste, mit einem Mute prahlte, der in Rom längst verloren gegangen war.

Als die Römer nun ihre hoffnungslose Lage bekannten, ward Alarich milder gesinnt. Er verlangte jetzt nur fünftausend Pfund Gold, dreißigtausend Pfund Silber, viertausend seidene Gewänder, dreitausend von feinem Scharlachtuche und dreitausend Pfund Pfeffer; denn dies Gewürz war bei den Goten sehr beliebt und damals selten und teuer. Aber es war schwer, dies Lösegeld aus den öffentlichen Kassen herbeizuschaffen, weil die Kriegsnot diese fast ganz geleert hatte, und die einzelnen hielten mit dem Ihrigen zurück, bis man erst die öffentlichen Mittel verwendet hätte. Mit den Überbleibseln der Beute, welche die Krieger Roms in glücklicheren Tagen den Göttern geweiht hatten, mußten nun die entarteten, weibischen Nachkommen der Helden sich Frieden und Schonung erkaufen. Der Geschichtschreiber jener Zeit, der uns dies erzählt, war noch ein Heide. Er beklagt es bitterlich, daß die Römer auch das Bild der Tapferkeit mit in den Schmelztiegel geworfen hätten, und meint, damit wäre

nun zugleich auch alle Mannhaftigkeit der Römer untergegangen; aber es war ja nichts mehr davon da, was untergehen konnte. Sobald Alarich das Lösegeld empfangen hatte, hob er die Belagerung auf und zog mit seiner reichen Beute nach Etrurien in die Winterquartiere. Dort ward sein Lager der Zufluchtsort für mehr als vierzigtausend Sklaven deutschen Ursprungs, welche in allen Teilen Italiens ihre Ketten zerbrachen, um mit dem Gotenheer vereint sich für die Schmach zu rächen, welche sie in der Gewalt ihrer Feinde hatten erdulden müssen.

Um diese Zeit kam Ataulf, der Schwager Alarichs, mit seinem Heere über die Alpen, um sich zu seinem Könige zu begeben. Ein römisches Heer zog ihm entgegen, und da es einige Vorteile über ihn erlangte, ward Honorius hinter den Sümpfen von Ravenna wieder übermütig. Aber sein Minister Jovius urteilte nicht wie er, sondern schlug dem Kaiser vor, er wolle mit Alarich zusammenkommen, damit sie sich gütlich über einen Frieden besprächen. Das war Honorius zufrieden, und auch Alarich war bereitwillig und kam nach Arimimum (Rimini), dort mit Jovius sich zu besprechen. Er forderte eine jährliche Summe Geld, Getreide, die Länder nördlich um das adriatische Meer als Wohnsitze für die Westgoten und für sich selbst die Oberanführung aller römischen Heere. Das schien Jovius nicht zu viel verlangt, und er schrieb an den Kaiser und riet ihm, dies zu bewilligen. Aber Honorius ward zornig über seinen Minister und schrieb ihm wieder, daß er dem Barbarenkönige so viel Geld geben könne, als er wolle; aber die kriegerische Ehre Roms solle niemals angetastet werden durch die Verleihung des Oberbefehls an einen Barbaren.

Dieser Brief gelangte an Jovius, als gerade wieder Alarich bei ihm war und sich mit ihm besprach. Jovius erbrach das Schreiben, und weil er dachte, der Kaiser würde

nach seinem Rate handeln, las er es laut in Alarichs Gegenwart. Der Gote hörte erst ruhig zu; als Jovius ihm aber vorlas, wie der Kaiser über ihn dachte, ward er zornig. Er eilte weg und befahl sogleich den Goten, sich zu rüsten zum abermaligen Marsch gegen Rom. Jovius reiste nach Ravenna; aber er sah das nahende Unglück vorher, und weil er sich von aller Schuld befreien wollte, forderte er vom Kaiser Honorius, daß er nun auch schwören sollte, bei seinem Entschlusse zu bleiben, und daß auch alle Feldherren und Beamte denselben Eid bei dem Haupte des Kaisers schwören sollten. Ein Eid beim Haupte des Kaisers aber galt den Römern für heiliger, als der bei der Gottheit.

Alarich zog zum zweiten Male vor Rom. Aber dennoch war er erst mild und forderte die Bischöfe aus allen Städten Italiens auf, daß sie als Friedensboten zum Kaiser gehen und ihn bewegen möchten, die Weltstadt vor dem Feuer und dem Schwerte der Goten zu bewahren. Aber Honorius war in Ravenna und dort war keine Gefahr. Da ließ Alarich hinzufügen, daß er abstünde von seiner Forderung eines Jahrgehalts, daß er aber den Oberbefehl aller Heere des Kaisers um so fester verlange; aber Honorius und seine Minister antworteten: „Wir haben geschworen, und unser Eid ist heilig und unverletzlich; wir dürfen ihn nicht brechen.“ Als dem Gotenkönige diese Antwort überbracht wurde, besetzte er Ostia, die Hafenstadt am Tiber, wo die Vorräte zur Versorgung der ungeheuren Weltstadt aufgeschüttet lagen, und forderte nun von den Römern und dem Senate, daß sie seinen Willen tun sollten gegen Honorius. Das Volk jammerte und schrie über Hunger, wie bei der ersten Belagerung; der Senat aber wollte es jetzt nicht wieder so weit kommen lassen wie früher; er setzte Honorius ab und wählte auf Befehl des Gotenkönigs dessen Schützling Attalus zum Herrn der Welt, und dieser tat sofort, was Alarich von Honorius vergebens verlangt hatte: er ernannte

den Gotenkönig zum Anführer aller Heere des römischen Kaiserreichs.

Alsdann wurden die Tore der Stadt geöffnet, und Attalus hielt seinen Einzug unter dem Schutze gotischer Waffen. Attalus aber war stolz und hochmütig und unfähig dazu, und verscherzte dadurch die Gunst Alarichs. Dieser riet ihm, sofort sich auch Afrikas zu bemächtigen; allein Attalus war säumig, und es geschah nichts. Zwar gingen die früher so hochfahrenden Minister und Feldherren des Kaisers Honorius zu Attalus über, und Honorius erbot sich selbst, mit Attalus seine Länder zu teilen; aber Attalus verlangte in seinem Stolze, daß Honorius den Rest seines Lebens fern vom Verkehr mit Menschen auf einer einsamen Insel zubringen sollte. Allein das war selbst dem Kaiser Honorius zu viel, er wartete ruhig ab, was andere Menschen und der Zufall für ihn tun würden, und fütterte seine Hühner. Das Beste für Honorius tat sein Statthalter in Afrika; denn er sperrte alle Häfen in Afrika, so daß weder Korn noch Öl nach Rom gelangen konnte, und eine entsetzliche Hungersnot in Rom ausbrach. Es kam soweit, daß bei den Gladiatorenspielen in Rom einige Bürger vor Hunger schrien: „Laßt doch das Menschenfleisch verkaufen!" Da entstand eine allgemeine Erbitterung gegen Attalus, und selbst sein Gönner Alarich verachtete ihn. Er gedachte, daß es doch wohl geraten wäre, einen solchen Kaiser wieder abzusetzen, und berief deshalb viele Römer zu einer Versammlung mit den Goten auf eine weite Ebene bei Ariminum (Rimini). Dort ward Attalus als unfähig und unwürdig der kaiserlichen Abzeichen beraubt, und Alarich schickte diese an den Honorius als Zeichen seiner Freundschaft. Das brach die Bahn zum Frieden und es schien, als ob die Goten fortan mit den Römern nur ein Reich ausmachen würden.

Aber es war nur ein Schein, denn wiederum erwachte der alte Hochmut des römischen Hofes, und zum dritten Male

mußte Rom ihn büßen. Honorius gab einem Erbfeinde Alarichs eine Stelle in seinem Heere, und dieser griff einen Haufen Goten an, die nichts Böses dachten, und vernichtete die ganze Schar. Da forderten die Goten Rache, und Alarich gab ihrem Verlangen nach und zog zum dritten Male vor Rom. Der Senat und die Bürger wußten, was ihrer wartete, und entschlossen sich zu einer mutigen Gegenwehr; aber sie dachten nicht daran, daß außer ihnen auch noch Sklaven in großer Menge in der Stadt waren, und daß diese durch die Eroberung der Stadt nur zu gewinnen hatten. In der Nacht öffneten einige Sklaven ein Tor, und der schreckliche Klang der gotischen Hörner scheuchte die unglücklichen Römer aus dem Schlafe auf.

Dennoch suchte Alarich auch da noch seine Truppen zurückzuhalten, soweit es möglich war. Zwar gestattete er ihnen und ermunterte sie auch, sich mit der Beute des schwelgerischen und weichlichen Volkes zu bereichern; aber er ermahnte sie zugleich, das Leben Unschuldiger zu schonen und die Kirchen zu achten. Dann ergossen sich die Goten durch die Straßen drangen in die Häuser, um Beute zu suchen, und Raub und Plünderung begann an allen Ecken und Enden. Wie reich aber Rom damals war, kann man daraus ersehen, daß es viele Paläste gab, in denen sich eine Rennbahn zu einem Pferderennen befand, ferner ein großer Platz, Tempel, Springbrunnen und Bäder. Darum sagte ein Römer damaliger Zeit: Die ganze Stadt ist ein Palast, tausend Städte enthält die eine Stadt. Die öffentlichen Bäder waren von ungeheurer Größe; in dem des Antoninus z. B. waren sechzehnhundert Sitze von poliertem Marmor und in dem des Diokletian noch einmal so viele. Viele römische Familien sollen ein Einkommen von je vier Millionen Goldstücken jährlich gehabt haben. Ein Prätor namens Probus wande bei seinem Amtsantritt zu Spielen und Festen eine Million und zweihunderttausend Gold-

stücke auf, ein anderer zwei Millionen und ein dritter gar vier. Danach können wir abmessen, was die Goten zu plündern vorfanden. Aber es kamen auch Beweise von Mäßigung vor. So trat ein Gote in die Wohnung einer alten Frau, die ihr Leben dem Dienste Gottes geweiht hatte, und forderte von ihr alles Gold und Silber, das in ihrem Besitze wäre. Er war erstaunt über die Willfährigkeit, mit welcher sie ihn zu einem Schranke führte, der angefüllt war mit den kostbarsten Gegenständen, von künstlerischer Hand gearbeitet. Der Gote betrachtete erstaunt den wunderbaren Reichtum, als die alte Frau zu ihm sprach: „Diese heiligen Gefäße gehören dem Apostel Petrus. Willst du sie anrühren, so magst du die kirchenschänderische Tat auf dein Gewissen nehmen. Was mich anbetrifft, so wage ich nicht, das noch zu bewahren, was ich doch nicht verteidigen kann.“ Als der Gote die Kostbarkeiten seinem Anführer brachte, schickte dieser sofort einen Boten zu Alarich, ihn von diesem Schatze in Kenntnis zu setzen, und empfing auch sogleich den Befehl zurück, ihn ungefährdet und unverzüglich in die Kirche des Apostels zu bringen. Eine zahlreiche Abteilung der Goten ward herbeigerufen, nahm den Schatz in ihre Mitte und schritt dann in geschlossener Reihe durch die Hauptstraßen und beschützte mit gezogener Waffe den heiligen Schatz. Ein Haufe von Christen sammelte sich rund um sie und ohne Unterschied des Ranges, des Geschlechts und des Alters sangen sie im Geleite gotischer Waffen ihre kirchlichen Lieder zum Preise des Apostels, bis sie in die Kirche desselben und in seinen Schutz gelangten.

Doch das war nur eine augenblickliche Unterbrechung des allgemeinen Elends; denn vorher und nachher wütete Plünderung und Gemetzel an allen Orten der Stadt. Der Durst nach Gold und Silber war die hauptsächlichste Leidenschaft der Goten, und wenn sie nur dieser frönen konnten, schien alles andere gleichgültig. Auch nur um deswillen

führten die Goten Gefangene mit sich fort, welche ihnen auf die Dauer sehr beschwerlich werden mußten; sie forderten für dieselben ein Lösegeld, welches oft die Anhänglichkeit der Freunde der Unglücklichen, oft auch das Mitleiden Fremder bezahlte. Gläubige Christen damaliger Zeit deuteten die Offenbarung Johannis auf diese Eroberung Roms durch die Goten. Vom Kaiser Honorius aber erzählen uns griechische Schriftsteller, die nicht lange nachher geschrieben haben, folgende Geschichte. Es kam ein Bote eilig nach Ravenna, und als er mit seiner traurigen Nachricht sogleich vor den Kaiser gelassen wurde, sprach er zu diesem: „Ach Herr, die Goten haben Rom genommen!“ Da schlug Honorius seufzend die Hände zusammen und sprach: „Aber wie ist das nur möglich, Roma war ja noch vor kurzem hier?“ Er beschäftigte sich aber viel mit Hühnern und hatte einer Lieblingshenne den Namen Roma gegeben und diese meinte er. Der Bote aber erwiderte traurig: „Herr, ich rede nicht von einem Vogel, sondern von der Weltstadt Rom.“

Am sechsten Tage verließ Alarich mit seinen Goten die noch rauchende Stadt und zog südwärts auf der appischen Straße weiter. Alle Städte, die sich auf diesem Wege dem siegreichen Heere darboten, erfuhren das Schicksal Roms, sie wurden geplündert und zum Teil auch zerstört. Die Früchte eines langen Friedens schienen nur für die Hand der Goten gereift zu sein, und der rohe Eingriff dieser Krieger, die die Annehmlichkeiten eines gebildeten Lebens nicht zu schätzen wußten, zerstörte mit dem, was ihnen dienen konnte, auch oft ganz nutzlos die höheren Werke der Kunst und der Kultur überhaupt. Die gotischen Führer wohnten in den Villen und Gärten der römischen Großen längs der schönen Küste von Kampanien, und ihre zitternden Gefangenen, die feingebildeten Söhne und Töchter römischer Senatoren, boten in kunstvollen Schalen und Bechern die herrlichsten Weine Italiens

ihren Überwindern dar, welche ihre kräftigen Glieder auf den schönen Polstern streckten und im Schatten der Platanen, welche sie vor den Strahlen der italischen Sonne schützten, sich erinnerten an ihre heimatlichen Wälder und die Entbehrungen ihrer Wanderzüge.

Aber Alarichs rastloser Sinn fand dort noch keine Ruhe; denn ihn lockte schon wieder ein anderes Land; das schöne Sizilien, welches über die Meerenge von Messina herüber ihn einzuladen schien, gedachte er sich zur nächsten Beute zu erwerben. Die Felsen der Scylla und der Strudel der Charybdis schreckten ihn nicht, seine Goten mußten Schiffe bauen, um ihre Kraft an dem ihnen noch unbekannten Elemente zu versuchen. Aber hier war ihnen ein Ziel gesteckt. Als die erste Abteilung der Goten eingeschifft war, erhob sich plötzlich ein gewaltiger Sturm und zerstreute und versenkte die Fahrzeuge. Aber Alarich gab sobald nicht den einmal gefaßten Plan auf und ermutigte seine Goten zu neuen Versuchen; allein da traf die Goten ein Schlag, den sie nicht erwartet hatten. Ihr König starb in der Blüte seiner Jahre, 410 nach Christi Geburt.

Bei seinem Begräbnis zeigte sich der kräftige und trotzige Charakter seines Volkes. Sie lenkten unfern der Stadt Cosenza die Wellen des Flusses Busento in ein anderes Bett, das ihre Gefangenen hatten graben müssen, und begruben dann in dunkler Nacht die Leiche ihres geliebten Führers im alten Bette des Busento. In voller Rüstung wurde er hineingelegt mit seinem Rosse und vielen Schätzen, während die Goten seine Taten in Liedern priesen. Nachdem dann das Grab geschlossen war, wurden die Gewässer des Busento wieder in ihr altes Bett gelenkt, und damit niemand die Stelle erführe, mußten die unglücklichen Gefangenen, die das Grab dort gegraben hatten, am Flusse sterben.

16. Ataulf. Wallia.

Nach Alarichs Tode hoben die Goten seinen Schwager Ataulf auf dem Schilde als König empor. Er zeichnete sich vor allen Goten durch die Schönheit seines Körpers wie durch die Gaben seines Geistes aus. Er gab sogleich den Plan Alarichs auf, noch weiter nach Süden zu dringen, kehrte wieder um nach Rom und nahm die Beute mit, welche Alarich dort noch übriggelassen hatte. Auch Placidia, die Schwester des Kaisers Honorius, die Tochter des großen Theodosius, nahm er gefangen und führte sie mit sich fort. Dann schlug er dem Kaiser Honorius vor, daß er weiter westwärts ziehen wolle nach Gallien und Frieden mit ihm halten würde, wenn der Kaiser seinen Goten dieses Land übergebe. Das wollte Honorius wohl zugestehen, aber erst forderte er seine Schwester Placidia zurück. Allein dies war nicht nach Ataulfs Sinn; denn er hatte Placidia liebgewonnen, und sie ihn, und er meinte, der Bund des Friedens würde um so fester sein, wenn die Kaiserstochter Königin der Goten würde. Das schien zwar dem Kaiser Honorius unerträglich, daß seine Schwester den Barbarenkönig heiraten sollte; aber um des Friedens willen mußte er einwilligen. Zu Narbo, das jetzt Narbonne heißt, ward dann die Hochzeit gehalten. Placidia saß auf einem höheren Sitze, als Ataulf, nach römischer Sitte geschmückt, auch Ataulf hatte seine gotische Kleidung abgelegt und sich nach römischer Sitte mit Wollkleidung angetan. Unter anderen Hochzeitsgeschenken brachten die Goten ihrem Könige fünfzig schöne in Seide gekleidete Knaben, deren jeder ihm zwei Schüsseln darbot, die eine mit Gold und die andere mit edlen Steinen gefüllt. Das alles war aus der römischen Beute genommen. Dann wurden Hochzeitslieder gesungen, und Attalus, der eine Zeitlang auf Alarichs Befehl römischer Kaiser gewesen und dann um seiner Unfähigkeit willen von dem Gotenkönig selbst wieder abgesetzt

war, stimmte die Lieder an. Römer und Goten schienen von gleicher Freude erfüllt, einen ewigen Bund geschlossen zu haben. Man deutete auf diese Vermählung die Worte des Propheten Daniel, welche lauten: „Die Tochter des Königs gegen Mittag wird kommen zu dem Könige gegen Mitternacht, um Frieden zu machen.“ Einige aber vergessen nicht, die folgenden Worte hinzuzusetzen: „Aber sie wird nicht behalten die Kraft des Armes, dazu wird ihm kein Nachkomme erstehen“.

Ataulf wurde bald vom Unglück ereilt. Zuerst mußte er seinen und Placidias einzigen Sohn begraben, und alsdann nahte auch ihm der Tod. An seinem Hofe war ein verwachsener Sklave, über dessen Gestalt der König oft zu spotten pflegte. Der Sklave sann auf Rache, und eines Tages, als der König arglos seine Pferde im Stalle betrachtete, nahte sich ihm der Mörder und erstach ihn; das geschah zu Barcelona im Jahre 415.

Da brach auch über Placidia schweres Leid herein. Eine Partei der Goten bemächtigte sich der Herrschaft und machte ihren Anführer zum Könige. Dieser achtete das Unglück der Königin nicht; er ermordete erst ihre Stiefkinder, die ein alter ehrwürdiger Bischof mit seinen schwachen Armen vergebeus schützend zu bedecken suchte, und dann ließ er die Königin selbst unter einem Haufen von Gefangenen viele Stunden weit vor seinem Pferde hergehen. Das duldeten die Goten aber nicht lange. Die Herrschaft des Mörders dauerte nur sechs Tage, alsdann wählten die Goten Wallia zum Könige, der nachher das Reich der Westgoten in Gallien und Spanien fest begründete. Er sendete Placidia mit den Ehren, die ihr gebührten, ihrem Bruder Honorius wieder zu und versprach dann dem Kaiser treue Dienste mit seinem Gotenheere. Er durchzog Spanien und blickte von der südlichen Küste des Landes auf das nahegelegene Afrika, dessen

Fruchtbarkeit ihn lockte. Dorthin wollte er mit seinen Goten über das Meer; aber Wind und Wellen zerstörten auch seine Schiffe, wie einst die des Alarich, und er kehrte wieder um in die Wohnsitze der Goten. Weil aber diese auf dem Kriegszuge alle ihre Lebensmittel verzehrt hatten und der Hunger sie drängte, schickte Honorius ihnen 600000 Maß Weizen. Von da an wanderten die Westgoten nicht weiter, aber sie machten sich später, als die Vandalen aus Spanien weggezogen waren, beinahe das ganze Land untertan und wohnten dann von der Loire bis an die Meerenge von Gibraltar. In diesem schönen Lande fingen sie nach und nach an, das rohe Handwerk des Krieges zu vergessen und sich den Künsten des Friedens zuzuwenden. Wallia schlug seinen Sitz in Tolosa (Toulouse in Frankreich) auf, welches 88 Jahre die Hauptstadt der Westgoten blieb, bis sie später durch Chlodwig gezwungen wurden, ganz nach Spanien hinüberzugehen.

Aber schon während dieser Zeit fingen die Goten allmählich an, sich mit den ehemaligen römischen Einwohnern zu verschmelzen, wie nachher die Franken ganz mit den Römern in Gallien zusammenwuchsen und ihre deutsche Weise vergaßen vor der römischen. Die gotischen Einwanderer waren auch gar nicht schlimm gegen die Römer. Als der Kaiser ihnen das Land abgetreten hatte, waren dadurch den Goten alle Hoheitsrechte der römischen Herrschaft zugefallen, und wegen der Ländereien bestand bei den Goten die feste Gewohnheit, daß die Unterworfenen ein Drittel ihres Landes abgeben mußten. Wollte aber einer der Goten außerdem das Haus oder die Besitzung eines römischen Mannes an sich bringen, so mußte er es vertragsweise durch Kauf erwerben. Das war überhaupt nicht bloß die Sitte der Westgoten, sondern aller wandernden deutschen Völkerstämme. Der Anteil des Bodens, den die deutschen Völkerstämme er-

hielten, wurde von ihnen sors d. i. Los genannt, und so entstanden je nach den verschiedenen Ländern sortes Gotorum, Vandalorum, Burgundionum usw.

17. Attila und die Hunnen, um die Mitte des fünften Jahrhunderts.

Als die Westgoten so sich in Südgallien und in Spanien festsetzten, herrschte gegen die Mitte des fünften Jahrhunderts, über das von Osten her immer mehr herandrängende Volk der Hunnen Attila, der Sohn Mundzuks. Vor ihm regierte über die Hunnen sein Oheim Rugilas, der dem oströmischen Reiche sich so furchtbar gemacht hatte, daß der Hof von Byzanz ihn nur durch ein Jahrgehalt von dreihundertfünfzig Pfund Gold jährlich beschwichtigen konnte. Als Attila zugleich mit seinem Bruder Bleda die Herrschaft über die Hunnen übernahm, forderte er eine Zusammenkunft mit den Gesandten Ostroms. Diese erschienen bei ihm in Obermösien, und die Hunnenkönige legten ihnen die Forderung vor, indem sie auf ihren Pferden sitzen blieben, und jede Forderung war eine Beleidigung für den oströmischen Kaiser. Sie verlangten die Verdoppelung des bisherigen Jahrgehaltes, ferner acht Goldstücke für die Auslösung jedes römischen Gefangenen, auch wenn dieser bereits entflohen war, und Auslieferung aller hunnischen Flüchtlinge, die am Hofe und in den Ländern des Kaisers waren. Die Gesandten bewilligten alles, und Attila ließ dann einige der Ausgelieferten, die aus königlichem Stamme waren, auf der Grenze des oströmischen Kaiserreichs ans Kreuz schlagen.

Nicht lange darauf meinte Attila, sein Bruder Bleda möchte ihn in seinen Entwürfen stören, und darum tötete er ihn. Er hielt sich berufen, die Welt zu erschüttern, und darum nannten ihn die Menschen seiner Zeit die Gottesgeißel. Er rechtfertigte diesen Namen, denn man sagt von ihm,

daß an der Stelle, welche der Huf seines Rosses betrat, fernerhin kein Gras mehr wuchs. Er war stolz von Gang, seine Augen gingen überall hin und wieder, und schon die Bewegung seiner Glieder deutete den Herrscher an. Zwar liebte er den Krieg, doch schlug er nicht selbst mit drein, sondern begnügte sich der klügste zu sein im Rate. Gegen Bittende war er mild und stets denen geneigt, welche er einmal als seine Freunde angenommen hatte. An Gestalt war er nur klein, aber breit von Brust; er hatte einen dicken Kopf, kleine tiefliegende Augen, nur wenige Spuren von Bart, dünnes Haar, eine glatte, unten aufwärts gebogene Nase, häßliche, dunkle Farbe, kurz er trug alle Spuren seiner hunnischen Herkunft deutlich an sich.

Zwar hatte er schon von Natur ein großes Selbstvertrauen; aber doch wurde dies noch durch andere Dinge erhöht. Namentlich verließ er sich viel auf das Schwert des Kriegsgottes, welches die scythischen Könige immer zu führen pflegten, und welches auf folgende Weise in seine Hände gekommen sein soll. Einmal bemerkte ein Hirt, daß eine seiner Kühe hinkte, und konnte die Ursache nicht gleich entdecken. Bekümmert ging er den Blutspuren nach und kam bei seinem Forschen endlich zu einem Schwerte, auf welches die Kuh beim Weiden mit dem verwundeten Fuße getreten hatte. Er grub das Schwert völlig heraus und brachte es alsbald zu Attila. Dieser freute sich sehr über das Geschenk und nach seinem großen Sinne sagte er, daß er zum Herrn der ganzen Welt bestimmt, und daß durch dies Kriegsschwert des Mars ihm die Gewalt der Schlachten verliehen wäre.

Attilas Macht erreichte bald eine gewaltige Ausdehnung; denn außer seinen scythischen Völkerschaften gehorchten ihm die Ostgoten, die Gepiden, die Thüringer, die damals südlich fast bis an die Donau sich erstreckten, die Bayern, und

außer diesen noch viele andere kleinere Völkerschaften. Aber er wollte noch mehr und griff aufs neue das oströmische Kaisertum an. Der Kaiser Theodosius, der sich nach dem Titelgepränge des byzantinischen Hofes noch immer den Unbesiegbaren nannte, mußte bald wieder die Milde des Siegers anflehen, der die Friedensbedingungen angab, und was Attila einmal gesagt hatte, war unumstößliches Gesetz. Er forderte einen großen Landstrich auch noch südlich von der Donau, statt des bisherigen Jahrgehalts von siebenhundert Pfund Gold verlangte er das dreifache und die freie Auslieferung aller Gefangenen, die in den Händen der Römer waren, während diese ihre Landsleute jeden mit zwölf Goldstücken loskaufen mußten. Es war nur eine Stadt in Thracien, namens Azimus, welche Attila zu widerstehen wagte, und zum Übermaße der Schmach verlangte Attila von dem oströmischen Kaiser, daß er dieser Stadt die Übergabe anbefehlen und im Falle der Weigerung sie selbst bezwingen sollte. Aber die Minister des Kaisers mußten eingestehen, daß sie das nicht vermöchten, und da ließ Attila sich herab, mit den Bürgern der Stadt, die er nicht nehmen konnte, zu unterhandeln, und ihnen Leben und Freiheit zu lassen.

Dennoch hatte Theodosius keine Ruhe; denn Attila schickte wiederholt Gesandte an ihn mit der Klage, daß immer noch Hunnen im oströmischen Reiche wären, und verlangte deren Auslieferung. Um ihn vom Gegenteil zu überzeugen und zugleich den Frieden zu befestigen, schickte Theodosius endlich auch eine Gesandtschaft an Attila. Aus der Geschichte derselben lernen wir das Hunnenreich näher kennen. Die Gesandten machten zum ersten Male Halt in Sardika, dreizehn Tagereisen von Konstantinopel, aber noch innerhalb des oströmischen Gebiets. Aus diesem Grunde war es die Pflicht der Oströmer, die sie empfangenden Hunnen zu bewirten; aber wenig fehlte, so wäre es während des Gast-

mahls zum blutigen Kampfe gekommen; denn die Römer priesen die Macht und Erhabenheit ihres Kaisers Theodosius, und die Hunnen behaupteten die Überlegenheit Attilas, und nur mit Mühe gelang es den milderen unter ihnen, die vom Wein erhitzten Streitenden auseinander zu bringen.

Dann zogen sie weiter bis zur Stadt Naissus (jetzt Nissa in Serbien), wo einst Konstantin geboren war, der den Beinamen des Großen führt. Die Stadt war von den Hunnen fast dem Boden gleich gemacht, nur einige Kranke und Elende schlichen zwischen den Trümmern der Kirchen und Häuser umher, und der Boden war bedeckt mit den Gebeinen der Erschlagenen. Sie überstiegen dann das serbische Gebirge und kamen von da in die Niederungen, welche die Donau umgeben. Die Hunnen beherrschten den Strom, sie schifften auf demselben in langen Booten, die aus einem einzigen ausgehöhlten Baumstamme verfertigt waren. Doch kamen die Gesandten glücklich mit diesen Fahrzeugen über den Strom und näherten sich nun dem Lager des Attila, wie sie bald erfahren mußten. Denn, als sie am Abend des Tages ihre Zelte in einem schönen Tale aufschlagen wollten, wurde ihnen dies ernstlich untersagt, damit die Ehrfurcht vor dem großen Könige, welche dies nicht litt, auch nicht aus der Ferne verletzt werde. Dann verlangten die Minister Attilas zu wissen, was die oströmischen Gesandten dem Könige mitzuteilen hätten; allein sie weigerten sich dessen, obwohl sie bald merkten, daß die Beschlüsse des geheimen Rats in Konstantinopel, welche niemand erfahren durfte, den Hunnen ganz bekannt wären. Als Maximin, dies war der Name des ersten Gesandten, seinen Auftrag nicht offenbaren wollte, befahlen ihm die Hunnen, sofort wieder umzukehren. Allein Maximin blieb ruhig und fest, da gaben sie nach und führten ihn vor den König. Das Zelt des Königs war von einer zahlreichen Wache umgeben.

Er selbst saß in einem hölzernen Sessel. Sein ernstes Gesicht, seine zornigen Gebärden, seine ungeduldige Sprache setzten den festen Maximin in Verlegenheit; aber Vigilius, der andere römische Gesandte, hatte mehr Ursache besorgt zu sein, denn Attila sprach zornig und drohend zu ihm: „Wenn ich nicht das Völkerrecht achten müßte, so würde ich dich treulosen Unterhändler ans Kreuz schlagen und deinen Leichnam den Geiern zum Fraße überlassen.“ Dann zog der König eine genaue Liste seiner Leute hervor und überführte den Vigilius der Lüge, da dieser behauptet hatte, daß im römischen Reiche nicht mehr als siebzehn hunnische Überläufer gefunden wären. Nachdem dies geschehen, fuhr Attila weiter drohend fort und sagte, daß er nur die Unannehmlichkeiten scheue, mit seinen flüchtigen Sklaven kämpfen zu müssen, da er ja ihre machtlosen Anstrengungen, mit welchen sie die vom Kaiser Theodosius ihnen anvertrauten Provinzen schützen würden, nur verachten könnte. „Denn welche Stadt“, sprach Attila, „welche Festung in der weiten Ausdehnung des römischen Reiches wagt es zu hoffen, daß sie sicher und unüberwindlich sei, wenn es mein Wille ist, daß sie von der Erde vertilgt werden soll?“ Jedoch entließ er sogleich darauf den Vigilius, der sofort nach Konstantinopel zurückreiste, um die Hunnen ausliefern zu lassen, die dort noch verweilen möchten. Dem anderen Gesandten Maximin aber wollte der König da noch keine bestimmte Antwort auf die Anträge des oströmischen Kaisers geben, sondern verlangte von ihm, er solle erst nordwärts zu seinem Hoflager reisen, wohin auch er selbst bald aufbrechen würde. Dort wollten sie alle Fragen verhandeln, weil dahin auch die Gesandten Westroms kommen würden. Das tat aber Attila, um sich allen ihm unterworfenen Völkern in seiner vollen Herrlichkeit als König der Könige zu zeigen, zu welchem selbst die Kaiser des römischen Reiches bittend ihre Gesandten schickten.

Die Hunnen leiteten die Reise, und Maximin mußte anhalten oder weiter ziehen, je nach dem Willen seiner Führer. Sie setzten über die Maroſch und über die vielfach gewundene Theiß auf ähnlichen Booten, wie die Hunnen bei der Donau gebrauchten. Von den umliegenden Dörfern erhielten sie die nötigen Lebensmittel, jedoch statt des Weines Met und ein anderes Getränk, das Kamus genannt wurde und wahrscheinlich aus Gerste bereitet war. Zwar mochte dem kaiserlichen Gesandten, dessen Gaumen in Byzanz an alle feinsten Genüsse gewöhnt war, die hunnische Kost nicht sehr angenehm schmecken, aber die Hunnen bemühten sich in anderen Dingen durch Gefälligkeit und Gastfreiheit sich bei den Fremden beliebt zu machen.

Eines Abends kamen sie an einen großen Moraſt und schlugen am Rande desselben ihr Lager auf. Da brach ein heftiges Gewitter los; Blitz und Donner, Regen und Wind kamen mit allen ihren Schrecken über die wenig geschützten Reisenden. Ihre Zelte stürzten um, ihr Gepäck und ihr Gerät wurde vom Wasser fortgeschwemmt, und der Nachtrab des Zuges, der noch nicht angelangt war, wurde in der Dunkelheit der Nacht überallhin zerstreut. Denn sie waren des Weges unkundig und fürchteten noch mehr Gefahren, als da vorhanden waren. In dieser Verwirrung riefen sie durch ihren Lärm und ihr Geschrei die Bewohner eines benachbarten Dorfes herbei, welches der Witwe des früheren Königs Bleda gehörte. Diese nahm die Irrenden freundlich auf, ließ sogleich mächtige Feuer anzünden und allen Wünschen Maximins und seiner römischen und hunnischen Begleiter zuvorkommen.

Am nächsten Tage stieg die Sonne rein und heiter auf; aber die Reisenden waren genötigt, den Tag da zu verweilen, um das Gepäck zu sammeln und zu trocknen und Menschen und Tiere zu erquicken und zu stärken. Am Abend aber,

bevor Maximin und sein Begleiter Priscus weiter reisten, brachten sie der freundlichen Wirtin ihre Geschenke dar, nämlich silberne Schalen, feine rote Wolle, getrocknete Früchte und indischen Pfeffer. Bald nach diesem Abenteuer erreichten sie den Zug des Attila, von welchem sie sieben Tage lang getrennt gewesen waren, und näherten sich mit ihm dem Hauptorte des Reiches, welches auf weite Strecken nicht eine einzige Stadt enthielt.

Wo dies Lager des Hunnenkönigs gewesen sein mag, ist schwer für uns zu entscheiden; allein da Maximin und Priscus nordwärts reisten und nicht bis ans Karpathengebirge kamen, so vermutet man, daß es entweder die jetzige Stadt Tokay oder Jaszberin in Ungarn gewesen sein müsse. Innerhalb dieses Lagers waren die Bäder, welche unter der Leitung eines Römers aufgeführt waren, das einzige Gebäude von Stein. Die hölzernen Wohnungen der vornehmeren Hunnen waren mit roher Pracht erbaut und ausgeschmückt, je nachdem der Rang, das Vermögen oder der Geschmack des Eigentümers es verlangte.

Sie schienen ansehnlicher zu werden, je mehr die Reisenden sich dem Wohnsitz des Königs näherten. Dieser Palast, welcher alle anderen Gebäude überragte, war ganz von Holz erbaut und bedeckte eine große Fläche Landes. Er war umgeben von einer Umzäunung von Pallisaden, die viereckig und glatt zubehauen und an einigen Stellen durch hohe Türme unterbrochen waren, aber diese dienten mehr zur Zierde, als zum Schutze.

Innerhalb dieser Umzäunung stand eine große Zahl verschiedenartiger hölzerner Gebäude. Jede der zahlreichen Frauen des Königs hatte ein Haus für sich, und dorthin luden sie auch die römischen Gesandten zum Besuche und an ihren Tisch. Als Maximin der Königin Cerka, der Lieblingsfrau des Königs, seine Geschenke anbot, betrachtete er die

eigentümliche Bauart ihrer Wohnung, die Höhe der Säulen, die Schönheit des Holzes, welches auf besondere Weise gehobelt und gedrechselt, ausgeschnitten und poliert war; und sein aufmerksames Auge bewunderte die Verzierung und die Regelmäßigkeit in den Verhältnissen. Nachdem die Gesandten die Wachen durchschritten hatten, wurden sie in das Zimmer der Cerka selbst geführt. Die Frau Attilas saß oder lag vielmehr auf einem Lager, der Boden war mit einem Teppich bedeckt, die Dienerinnen, welche ihr aufwarteten, standen in einem Kreise um sie herum, und ihre Gesellschafterinnen saßen auf dem Teppich und waren mit einer bunten Stickerei beschäftigt, wie sie den Anzug der Hunnen zu schmücken pflegte. Diese setzten ihren Stolz darein, diese Reichtümer zur Schau zu tragen, welche Zeugnis von ihren Siegen ablegten; die Decken ihrer Pferde, ihre Schwerter und selbst ihre Schuhe waren mit Gold und kostbaren Steinen ausgeschmückt.

Der Einzug des Hunnenkönigs in seine hölzerne Stadt bot den Römern einen merkwürdigen Anblick dar. Eine zahlreiche Schar von Weibern kam hervor ihn zu begrüßen. In zwei lange regelmäßige Reihen eingeteilt, gingen sie dann vor ihm einher und trugen über ihren Häuptern große weißleinene Tücher und zwar so, daß diese von der einen Reihe querüber nach der anderen ausgespannt waren. Auf diesen Tüchern, welche die Frauen von beiden Seiten festhielten, standen junge Mädchen, welche in hunnischer Sprache Lieder zu Ehren des Königs Attila sangen. Auf dem Wege nach seinem Palaste trat ihm die Frau seines Lieblings Onegesius, umringt von einer Anzahl dienender Frauen, entgegen und begrüßte den König an der Tür ihrer Wohnung. Sie bot ihm nach hunnischer Sitte Wein und Met an, welchen sie für seinen Empfang zubereitet hatte. Der Fürst nahm ihre gastfreundliche Gabe an; da hoben seine Diener einen kleinen silbernen Tisch zu einer schicklichen Höhe, während der König auf dem Pferde

sitzen blieb, und nachdem Attila den Becher an die Lippen gesetzt und ein wenig daraus getrunken hatte, begrüßte er die Frau des Onegesius wieder und setzte seinen Weg fort.

Als die Gesandten des oströmischen Kaisers in ihr Zelt zurückgekehrt waren, trat ein Diener des Hunnenkönigs zu ihnen herein und sprach: „Der König Attila läßt euch beide auf morgen zum Gastmahle einladen. Es beginnt um die neunte Stunde“ (drei Uhr nachmittags). Wie es dabei herging, mögen uns die eigenen Worte eines Geladenen sagen. „Zur festgesetzten Stunde traten wir ein und mit uns zugleich die Gesandten des weströmischen Kaisers. Als wir noch auf der Schwelle des Speisesaals waren, wo wir Attila schon erblickten, traten uns die Mundschenken entgegen und überreichten uns gefüllte Becher, damit wir, wie es bei ihnen Sitte ist, vor dem Niederlassen unsere Wünsche für das Wohlergehen des Wirtes aussprächen. Als dies geschehen, und wir an dem Becher ein wenig genippt hatten, traten wir zu den Plätzen, auf welchen wir sitzend essen sollten. (Die Römer lagen sonst beim Gastmahle.) Rundum an den Wänden her waren diese Sitze aufgestellt, Attila saß in der Mitte auf einem Ruhebett, zu dem man auf einigen Stufen hinanstieg, und ihm gegenüber stand noch ein anderes, das auch nur für Attila bestimmt war. Beide waren bedeckt mit feinem weißen Leinen und bunten Tapeten, wie sie bei den Griechen und Römern bei sehr festlichen Gelegenheiten, wie bei Hochzeiten, bereitet zu werden pflegen.“

„Die erste Reihe der Gäste begann zur Rechten Attilas, die zweite zur Linken, an welcher auch wir unseren Platz erhielten nächst Berich, einem vornehmen Goten; aber Berich hatte den höheren Platz. Onegesius saß zur Rechten Attilas und ihm zunächst zwei von Attilas Söhnen. Der ältere derselben saß auf einem ähnlichen Ruhebette, wie sein Vater, aber nicht nahe bei ihm, sondern noch weit ab und hielt aus

Scheu vor der Anwesenheit seines Vaters die Augen immer zu Boden geschlagen. Als alle endlich nach der festgesetzten Ordnung saßen, überreichte der Mundschenk ihm einen Becher mit Wein. Attila nahm ihn und begrüßte damit den vornehmsten der Anwesenden. Dieser erhob sich und durfte sich nicht eher wieder setzen, als bis der König den Becher, nachdem er bloß genippt oder ihn ganz ausgetrunken hatte, dem Mundschenken wieder zurückgab. Sobald Attila wieder saß, tat der ihm zunächst im Range Folgende dasselbe und so folgte einer dem andern. Jeder aber hatte seinen besonderen Schenken, der erst dann herzutrat, wenn der nächst vornehmere Mundschenk wieder weggegangen war. Nachdem alle an die Reihe gekommen waren, forderte Attila uns nach thrazischer Sitte zu einem Wettrinken mit gleichgroßen Bechern auf. Bei diesem unterblieb alle Förmlichkeit, und die Mundschenken traten ganz zurück."

„Neben dem Tische des Attila standen einige andere Tische, an welchen drei oder vier Gäste Platz hatten, welche Attila dort sitzen ließ, wenn er sich mit ihnen unterhalten wollte. Für diese Gäste stand dort Fleisch bereit, von welchem sich ein jeder, ohne seinen Platz zu verlassen, mit einem Messer abschneiden konnte. Dann trat Attilas Diener vor und stellte seinem Herrn eine Schüssel mit Fleisch vor, und andere Diener brachten Zukost. Für alle übrigen, und auch für uns waren alle erdenklichen Speisen zubereitet und wurden in silbernen Geschirren aufgetragen, Attila allein bediente sich nur einer hölzernen Schüssel und aß nur Fleisch. Auch in allem übrigen bewies er sich mäßig. Die Gäste tranken aus goldenen und silbernen Bechern, der des Attila war von Holz, und eben so anspruchslos war auch seine Kleidung, die sich äußerlich durch nichts auszeichnete, als daß sie eben sauber und schmucklos war".

„Nachdem der erste Gang der Fleischspeisen verzehrt

war, erhoben wir uns, um uns wieder an unseren Platz zu begeben aber wir durften uns nicht eher wieder niederlassen, als bis ein großer Becher Wein ähnlich wie zu Anfang auf Attilas Wohl geleert war. Nachdem wir dies verrichtet, setzten wir uns, und nun folgte der zweite Gang, und es ging ähnlich wie zuvor. Als der Abend heranbrach, ward das Gastmahl aufgehoben; es traten jetzt zwe hunnische Männer herein und vor Attila hin und besangen in selbstgedichteten Liedern seine Ehre und seinen kriegerischen Ruhm. Alle Gäste richteten ihre Augen unausgesetzt auf die Sänger. Einige ergötzten sich an dem Gesange, in andern riefen die Kriegsgesänge alte Erinnerungen wach, noch andere, die Alter und Schwäche zur Ruhe zwang, vergossen Tränen, indem sie an die Zeit ihrer Jugend und Kampfeslust dachten."

„Nach diesem Gesange trat ein unsinniger und närrischer Hunne herein und erregte durch sein Geschwätz und Geplapper das Gelächter aller Anwesenden. Alsdann folgte ein anderer, der durch seine Sprachmengung des Lateinischen, Gotischen und Hunnischen bei allen große Heiterkeit nnd unauslöschliches Gelächter hervorrief. Attila allein saß da mit unbewegtem Gesicht, seine Miene veränderte sich nicht, und er gab überhaupt durch nichts zu erkennen, ob er traurig oder lustig gestimmt sei. Auf einmal aber trat ein jüngerer von seinen Söhnen herein, namens Irnak, den blickte er mit vergnügten Augen an, rief ihn zu sich und streichelte ihm die Backen. Darüber verwunderte ich mich, daß Attila sich um seine anderen Söhne so wenig bekümmere und gegen diesen so freundlich sei; aber einer von den Hunnen, der Latein verstand und nahe bei mir saß, teilte mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit die Ursache mit. Er erzählte, die Wahrsager hätten dem Attila vorhergesagt, daß sein Geschlecht, welches sonst untergehen müßte, von Irnak würde erhalten werden."

„Auf diese Weise dauerte das Gastmahl noch tief in die Nacht hinein, aber wir glaubten nicht mehr verweilen zu dürfen, sondern entfernten uns.“

Am folgenden Tage sah Priscus eine große Menschenmenge um Attilas Wohnung und eilte dahin, um zu sehen, was es gäbe. Er war mit den Wächtern schon bekannt, so daß diese ihm überall freien Zutritt ließen. Da hörte er, daß Attila Gericht halten wollte. Der Hunnenkönig trat aus seiner Wohnung hervor, ernst und würdevoll, und während aller Augen auf ihn gerichtet waren, setzte er sich mit seinem Liebling Onegesius vor die Tür seines Palastes. Alsbald umringten ihn da viele Menschen und trugen ihm ihre Anliegen vor, und der König entschied selber die Rechtsstreitigkeiten.

Zwei Tage nachher erhielten die römischen Gesandten eine zweite Einladung. Als sie erschienen, ließ sich der Hunnenkönig in eine lange und vertrauliche Unterhaltung mit Maximin ein; aber er unterbrach bald seine Höflichkeit durch rohe Ausdrücke und anmaßende Vorwürfe und verteidigte namentlich die Forderungen seines Geheimschreibers Constantius an den oströmischen Kaiser. „Der Kaiser“, sagte Attila, „hat ihm eine reiche Frau versprochen, Constantius darf nicht betrogen werden, und es ziemt einem römischen Kaiser nicht, als Lügner zu erscheinen.“ Einige Tage darauf wurden die Gesandten entlassen, und dabei auf ihre dringenden Bitten einigen Gefangenen ihre Freiheit für billiges Lösegeld bewilligt. Außer den Geschenken des Königs erhielten die Römer die Erlaubnis, von jedem der hunnischen Großen das nach der Meinung der Hunnen ehrenvollste Geschenk eines Pferdes anzunehmen. Maximin kehrte auf demselben Wege nach Konstantinopel zurück, wie er gekommen war, und obwohl er mit Berich, dem neuen Gesandten Attilas, sofort in Streitigkeiten sich verwickelte, schmeichelte er sich doch, daß

er durch seine mühevolle Reise das Seinige dazu beigetragen habe, den Frieden zwischen beiden Völkern zu befestigen.

18. Attilas Zug gegen die Weströmer und Westgoten und die Völkerschlacht auf den katalaunischen Feldern (451).

Marcian, der Nachfolger des Kaisers Theodosius II. im morgenländischen Reiche, war kräftiger und mutiger, als seine Vorfahren. Er war säumig in der Auszahlung des Jahrgeldes an Attila; da ward der Hunnenkönig zornig und ließ ihn unter Drohungen an die Zahlung des Tributs mahnen. Aber Marcian erwiderte, daß von einem Tribute nicht die Rede sein könnte, sondern nur von einem freiwilligen Geschenke zur Befestigung der Freundschaft. „Denn," sprach Marcian, „ich habe Gold für meine Freunde, aber für meine Feinde habe ich Eisen." Eine solche Sprache war Attila nicht gewohnt und da er auch nach Westen seine Macht erweitern wollte, gedachte er nun das oströmische und das weströmische Reich zugleich anzugreifen. Er schickte Gesandte an beide Kaiser mit der gleichlautenden Botschaft: „Attila, mein Herr und dein Herr, befiehlt dir, sofort einen Palast für seine Aufnahme einzurichten, weil er zu dir kommen will." Dennoch besann sich Attila und sagte, daß er das oströmische Reich zu sehr verachte und deshalb erst mit den Weströmern und Westgoten anbinden wollte. Darin bestärkte ihn eine Botschaft Genserichs, des Königs der Vandalen in Nordafrika, der ein treuer Verbündeter Attilas war. Genserich fürchtete nämlich den Theoderich, den König der Westgoten, den er schwer beleidigt hatte. Die Tochter desselben war dem vandalischen Königssohne Hunnerich vermählt; da beschuldigte sie der König, daß sie ihn hätte vergiften wollen. Er ließ ihr die Nase und die Ohren abschneiden und schickte sie so ihrem Vater Theoderich zurück. Nun aber fürchtete er die Rache des so schwer beleidigten Vaters und hetzte des-

halb den Attila gegen ihn. Er stellte diesem vor, wie Gallien ein reiches und schönes Land sei und noch nicht geplündert, und das genügte dem Hunnenkönige. Doch wollte er lieber mit den mächtigen Westgoten allein zu tun haben, als mit ihnen und den Weströmern zugleich, und sandte deshalb Boten an den weströmischen Kaiser Valentinian, um Feindschaft zwischen den Römern und Westgoten auszusäen.

Er ließ dem Kaiser unter vielen Schmeicheleien sagen, daß er nur mit dem Westgotenkönige Theoderich Krieg führen wollte. Eben so schickte er aber auch Boten an Theoderich, daß er sich von der Gemeinschaft mit den Römern lossagen und der Feindschaft gedenken möchte, welche diese noch kurz vorher gegen ihn ausgeübt hätten. So wollte der schlaue Hunnenfürst mit List kämpfen, ehe er zu den Waffen griff.

Aber der Kaiser Valentinian sandte ebenfalls Boten an die Westgoten und ließ dem Könige Theoderich melden: „Deiner Klugheit liegt es ob und deinem tapferen Volke, gegen den großen Tyrannen, der die ganze Welt unter seine Knechtschaft bringen will, der niemals um einen Grund zum Kriege in Verlegenheit ist, mit aller Kraft jetzt aufzutreten. Er verachtet ja alles göttliche und menschliche Recht, ja er tritt als Feind alles dessen auf, was überhaupt nur menschlich ist. Darum verdient er auch den gemeinsamen Haß aller. Mögt ihr nun ernstlich seiner früheren Taten gedenken, die ihr auch ja sicherlich noch nicht vergessen habt. Gewiß, ihr könnt diesen Hochmut nicht ungestraft lassen. Ihr seid in den Waffen mächtig und erfahren; so denkt denn an eure eigenen Leiden, die er euch zufügte, und reicht uns die Hand zum gemeinsamen Bunde. Helft dem Staate, der euch seine Länder überlassen hat. Wenn ihr wissen wollt, wie notwendig es für uns ist, gemeinsam zu handeln, so prüft nur die Absichten unserer Feinde.“

Durch diese und ähnliche Worte der Gesandten wurde

Theoderich bald bestimmt, was er zu tun hatte, und er antwortete ihnen: „Eurem Wunsche soll willfahrt werden, ihr habt auch uns dem Könige Attila zu Feinden gemacht. Wir wollen nicht säumen ihm zu begegnen, wo er uns auch zum Kampfe auffordern mag, und wenn er auch noch so hochmütig ist über die errungenen Siege seiner Völker, so wissen doch die Goten auch mit hochmütigen Feinden zum Ziele zu kommen. Ich halte keinen Krieg für schwer, als den um eine schlechte Sache; denn der hat nichts zu fürchten, der das Recht auf seiner Seite hat." Dieser Antwort des Königs riefen seine Edeln Beifall zu und das Volk jauchzte, als es sie vernahm. Alle rüsteten sich um die Wette zum Kampfe und es tat ihnen leid, daß die Hunnen noch nicht da waren. So ward es dem Könige Theoderich leicht, eine unzählige Menge in den Kampf zu führen. Von seinen sechs Söhnen ließ er die jüngeren, unter ihnen Eurich und Friederich, zu Hause und nahm nur die beiden ältesten, Torismund und Theoderich, mit sich.

Auch Aëtius, dem damals das Wohl des römischen Staates anvertraut war, hatte alle Vorsorge getroffen, so daß er der Geißel des Erdbodens mit seinem Völkergewimmel auch seinerseits mit einer endlosen Menge entgegentreten konnte. Unter Attilas Heere waren von den deutschen Stämmen Ostgoten, Gepiden, Heruler, Franken, Thüringer und einige andere kleinere Völkerschaften.

Auf der Seite des Theoderich und Aëtius war auch der deutsche Stamm der Alanen. Ihr König Sangiban glaubte, daß Attila den Sieg davontragen würde, und um sich bei ihm in Gunst zu setzen, erbot er sich ihm die Stadt Orleans zu überliefern. Diese Nachricht war dem Hunnenkönige sehr erfreulich, weil er in dieser festen Stadt einen Stützpunkt für sein Heer zu gewinnen hoffte, und deshalb zog er eilig gegen Orleans heran und lagerte sich in der Nähe der Stadt.

Allein der treulose Plan ward verraten, und bevor die Hunnen näher kamen, war Orleans mit neuen Befestigungen versehen und der Angriff der Hunnen wurde kräftig zurückgewiesen. Der Bischof Anianus von Orleans bot alle seine Kräfte auf, die Bürger der Stadt und die anderen Krieger durch die Religion zu stärken, bis die Hilfe herannahen konnte. Die äußeren Werke waren schon genommen, und die Mauerbrecher der Hunnen erschütterten bereits die innern; die Schwachen und Hilflosen beteten, während die kampfesfähigen Männer auf den Wällen standen. Auf den höchsten Punkt der Stadt hatte Anianus einen zuverlässigen Mann hingestellt, der hinausspähte nach der erwarteten Hilfe; aber immer kehrte er vergeblich wieder. Der Tag brach heran, welchen die Bürger für den letzten hielten; zweimal schon hatte der Späher die Nachricht gebracht, daß sich nichts entdecken ließe, was der erwarteten Hilfe ähnlich wäre. Zum dritten Male kam er wieder und erzählte, daß in der Ferne am untersten Rande des Gesichtskreises eine kleine Wolke aufstiege, die ihm etwas Besonderes zu bedeuten schiene. Da rief Anianus in frommem Vertrauen laut aus: „Das ist Gottes Hilfe!“ und alles Volk wiederholte diese Worte: „Das ist Gottes Hilfe!“ Die Wolke wurde mit jedem Augenblicke größer und ihre Umrisse waren bestimmter wahrzunehmen, und bald erkannte man die römischen und gotischen Feldzeichen, welche eilig herannahten.

Aber auch Attila hatte sie erkannt und hob schnell die Belagerung auf und zog sich in sein festes Lager zurück; denn dort sollte der Kampf nicht ausgefochten werden. Er zog mit seinen Scharen nach den katalaunischen Feldern in der Gegend von Chalons an der Marne, die sich mehrere Stunden in die Länge und Breite ausdehnen und darum wohl geeignet waren, der Tummelplatz für die offene Feldschlacht der unzähligen Völkermenge zu sein.

Nach den katalaunischen Feldern zogen nun auch Aëtius und Theoderich. Damit aber von Sangiban und den Alanen ihnen nicht ein Unglück widerführe, nahmen sie dieselben zwischen sich, um sie bei der geringsten verdächtigen Bewegung zwingen zu können. Attila aber war besorgt geworden durch das Mißlingen der Belagerung; auch traute er allen seinen Völkern nicht recht, denn er wußte recht wohl, daß nur seine Kraft sie alle im Zaume hielt. Darum beschloß er, vor dem Kampfe durch Opfer den Willen der Götter zu erforschen.

Die Priester beschauten das Innere der Tiere, die Sehnen und die Adern und verkündeten daraus Unglück für die Hunnen. Doch setzten sie einen Trost hinzu, nämlich daß der oberste Anführer der Feinde fallen und durch seinen Tod den Sieg schwächen würde. Da glaubte Attila, der Tod des Aëtius wäre für ihn soviel wert, daß er ihn auch mit dem Untergange der Seinigen erkaufen könnte. Aber er war dennoch bekümmert und voller Sorge, und da er in allen Dingen klug mit sich zu Rate ging, gab er erst des Nachmittags das Zeichen zum Angriff, damit, wenn er Unglück erlitte, die einbrechende Nacht ihm zu Hilfe käme.

In der Mitte zwischen beiden Heeren war eine sanfte Anschwellung des Bodens, kaum einem Hügel vergleichbar. Diese wünschten die Kämpfer von beiden Seiten zu besetzen, um die günstigere Stellung für ihren Vorteil zu gewinnen. An der östlichen Seite des Hügels standen die Hunnen, an der westlichen die Römer und Westgoten. Auf dem rechten Flügel des letzteren Heeres befand sich Theoderich mit seinen Westgoten, auf dem linken Aëtius mit den Römern, zwischen sich in der Mitte hatten sie die Alanen mit ihrem Könige Sangiban. Indem sie diesen von allen Seiten umgaben, schnitten sie ihm die Möglichkeit der Flucht ab und zwangen ihn zum Kampfe. Die Hunnen gegenüber waren so geordnet, daß Attila mit seinen Tapfersten in der Mitte stand; denn der König sorgte für

seine eigene Sicherheit und umgab sich deshalb mit dem Kern seines Volkes. Auf seinen beiden Flügeln standen die verschiedenen Völker und Stämme, welche er seiner Herrschaft unterworfen hatte. Unter ihnen zeichnete sich das Heer der Ostgoten aus mit ihren drei Fürsten aus dem Geschlechte der Amelungen: Walamir, Theodemir und Wildemir. Ferner waren unter dem Heere Attilas auch die Gepiden in großer Anzahl unter ihrem Könige Ardarich, den Attila um seiner oft erprobten Treue willen vor allen übrigen Fürsten zu seinem Vertrauten machte. Ihm und dem Ostgotenkönige Walamir traute er am meisten und wollte sie jetzt zum Kampfe heranführen gegen ihre nächsten Stammesverwandten. Darüber dürfen wir uns nicht so sehr wundern; denn es ist ja von jeher bis auf den heutigen Tag die Sitte der deutschen Völkerstämme gewesen, sich untereinander zu zerfleischen, und nicht einmal immer um eigenen Vorteils willen, sondern gar oft für die Herrschsucht und den Blutdurst fremder Eroberer.

Die übrigen Könige und Führer der Völker erwarteten gleich Trabanten Attilas seine Befehle, und wohin sein Auge winkte, dahin stellte sich jeder ohne Murren mit Furcht und Zagen und führte aus, was ihm geboten ward. Attila allein, der König der Könige, bewegte in sich den Plan der Schlacht und lenkte alles von seinem Orte aus. Zuerst entstand, wie schon gesagt ist, ein Kampf um den Vorteil der Stellung auf der Anhöhe. Attila schickte die Seinigen dahin ab, aber er kam zu spät; denn Torismund war ihm bereits zuvorgekommen und warf von der Anhöhe herab die ansteigenden Hunnen mit leichter Mühe zurück.

Als Attila sein Heer durch diesen Unfall in einige Verwirrung geraten sah, gedachte er die Krieger durch eine Anrede wieder zu kräftigen und zu beleben. Er sprach: „Nach so vielen errungenen Siegen, nach der Bezwingung so vieler Reiche wäre es töricht, wenn ich euch noch als des Krieges Unkundige

anfeuern wollte. Das mag ein neuer Anführer oder ein unerfahrenes Heer nötig haben; ich werde solche gewöhnliche Ermahnungen nicht zu euch reden, und euch würde es nicht ziemen, sie zu hören. Woran sonst seid ihr denn gewöhnt, als an den Krieg? Oder was ist süßer für den Starken, als sein Gemüt an der Rache zu ersättigen? Darum laßt uns frisch und freudig die Feinde angreifen; denn als der kühnere ist immer derjenige anzusehen, welcher zuerst den Angriff wagt. Ihr seht dort drüben verschiedenartige Völker verbunden, und eben das ist schon ein Zeichen der Furcht, durch Verbindung sich schützen zu wollen. Seht ferner, wie sie noch vor dem Treffen von Schrecken ergriffen werden; sie nehmen die höher gelegenen Orte ein und suchen so in zu später Reue durch die Unebenheiten des Bodens sich zu schützen, da sie es durch eigene Kraft nicht vermögen. Es ist euch bekannt, wie leicht die Waffen der Römer sind, und daß sie sich nicht bloß vor Wunden, sondern sogar vor dem Staube scheuen. Während sie erst ihre Schlachtreihen aufstellen, kämpft ihr schon mit tapferem Mute, wie ja eure Gewohnheit ist, und werft euch, unbekümmert um jene Reihen, auf die Alanen und Westgoten. Denn wir müssen schnell den Sieg da zu erringen streben, wo ihre Gegenwehr die festeste Stütze hat. Wenn die Nerven zerschnitten sind, so fallen die Glieder hin, und der Körper kann nicht mehr standhalten, wenn ihm seine Stützen, die Knochen, genommen sind. Möge denn euer Zorn sich erheben und euer Grimm auflodern, wie es sonst geschah! Zeigt euch jetzt an Klugheit und Mut als wahre Hunnen; der Verwundete lasse nicht ab, bis sein Gegner es mit dem Tode büßt, und der Unverletzte sättige sich am Blute der Feinde. Wer zum Siege bestimmt ist, den wird kein Geschoß erreichen; wer aber sterben soll, den wird das Schicksal ereilen, auch wenn er müssig bleibt. Warum hätten denn die Götter die Hunnen zu Besiegern so vieler Völker gemacht, wenn sie ihnen nicht auch

die Freuden dieses Kampfes vorbehalten hätten? Warum hätten sie denn sonst unseren Vorfahren den Weg über die mäotischen Sümpfe eröffnet, der so lange Jahre ihnen verschlossen war? Warum ließen sie denn sonst gewaffnete Scharen vor ihnen die Flucht ergreifen, als die Hunnen selbst noch waffenlos waren? Auch diese Sammlung von Völkern, die jetzt uns gegenübersteht, wird den Anblick der Hunnen nicht ertragen können. Gewiß, wir sind an den Ort gekommen, den uns so viele Erfolge schon verheißen haben. Ich zuerst will mein Geschoß auf die Feinde schleudern; wer aber müssig bleiben kann, wenn Attila kämpft, der soll zu den Toten gezählt werden."

Als der König diese Worte gesprochen hatte, eilten sie alle zum Kampfe.

Obschon die Lage der Dinge wohl geeignet war, den Hunnen Furcht einzuflößen, so verhinderte doch die Gegenwart des Königs alles Zaudern. Bald verwirrte sich die Schlachtordnung zum Handgemenge; es war ein grimmiger, wechselvoller und hartnäckiger Kampf, keinem anderen ähnlich, wovon das Altertum uns berichtet. Denn unsere Sagen erzählen, daß ein Bächlein, das sonst sanft an diesem Felde hinmurmelte, durch das Blut der vielen Erschlagenen anschwoll zu einem strömenden Gießbache. Diejenigen aber, welchen der Brand ihrer Wunden Fieberhitze und brennenden Durst erregte, schlürften aus diesem Bache Blut und Wasser durcheinander und sättigten sich so an dem Blute, das sie vergossen hatten aus ihren eigenen Wunden. Da ward auch Theoderich, als er die Seinigen anfeuernd die Scharen durcheilte, vom Pferde gestürzt und von den Hufen der Rosse seiner Goten zertreten. Andere aber erzählen, daß er von dem Pfeile des Andages, eines Ostgoten, getroffen, vom Pferde gesunken sei. Das war es, was die Wahrsager dem Attila verkündet hatten, und was dieser auf den Aëtius bezogen hatte.

Die Westgoten aber, erbittert über den Fall ihres Königs, trennten sich von den Alanen und drangen um so eifriger auf die Scharen der Hunnen ein und fast hätten sie Attila erreicht und getötet, wenn er nicht vorsorglich geflohen und sich mit den Seinen in die Wagenburg des Lagers zurückgezogen hätte. Wie leicht und hinfällig auch diese Verschanzung war, so mußten doch dieselben Männer dahinter Schutz suchen, denen früher kein Wall und keine Mauer hatte widerstehen können. Torismund aber, der Sohn des Königs Theoderich, der von seinem Hügel hinab die Feinde in die Flucht geschlagen hatte, glaubte im Dunkel der Nacht zu seinen eigenen Leuten zu kommen und geriet ohne sein Wissen unter die Fuhrwerke der Feinde. Zwar kämpfte er tapfer, doch ward er mit verwundetem Haupte vom Pferde geworfen; dann aber durch die Dazwischenkunft der Seinigen befreit, stand er ab vom Kampfe.

Auch Aëtius war durch die Dunkelheit der Nacht in die Irre geraten und trieb sich mitten unter Feinden umher; endlich kam er wieder zu seinem Lager und brachte den übrigen Teil der Nacht wohl bewacht zu. Als die Sonne aufging, sah man die weiten Gefilde mit Leichen angefüllt, und da die Hunnen nicht hervorzubrechen wagten, erkannten Aëtius und Torismund, daß der Sieg ihnen zukäme, und daß Attila einen gewaltigen Verlust erlitten haben mußte. Der Hunnenkönig hielt sich in seiner Wagenburg und klirrte mit den Waffen und ließ die Hörner blasen, als drohte er einen Angriff, gleich wie ein Löwe, der von den Jägern gedrängt, die Zugänge zu seiner Höhle bewacht und es nicht wagt auf seinen Gegner loszuspringen, aber doch unablässig durch das Knirschen mit den Zähnen und das gewaltige Brüllen die Gegner zurückschreckt. Die Goten und Römer traten dann zusammen und berieten, was sie mit dem geschlagenen Attila anfangen sollten. Sie beschlossen ihn ringsum einzuschließen

und auszuhungern, da er keinen großen Vorrat von Lebensmitteln haben konnte, zugleich aber ihre Bogenschützen so nahe wie möglich zu stellen, damit sie unablässig die Feinde beunruhigten und jeden Zugang wehrten. Der König aber soll in dieser verzweifelten Lage einen Scheiterhaufen von Pferdesätteln aufgebaut haben, mit dem Vorsatze, sich in die Flammen zu stürzen, sobald die Gegner angriffen, um nicht ihnen die Freude seiner Verwundung zu gönnen oder gar in die Hände seiner Feinde zu fallen, er, der Gebieter so vieler Völker.

Es ist vergebens, aus dem Nibelungenliede den Vernichtungskampf der Burgunden gegen die Hunnen mit dieser Erzählung der Goten des sechsten Jahrhunderts vereinen zu wollen; denn im Nibelungenliede findet sich kaum ein Zug, der zu dem hier Erzählten paßt; aber dieser eine ist nicht ohne Bedeutung. Es ist hier die Sage erzählt worden, wie die müden durstigen Kämpfer statt Wassers zur Labung Blut trinken. Dasselbe findet sich im Nibelungenliede. Als die Burgunden im Saale von dem heißen Streite müde und durstig sind, zeigt der wilde Hagen in Str. 2051, 2 fgg. auf das strömende Blut und fordert auf, es zu trinken; dieses wird getrunken und schmeckt und labt besser, als Wein:

„Swen[1] twinge[2] dürstennes not, der trinke hie daz bluot.
Daz ist an solher hitze noch bezzer denne win.
Ez enmac[3] niht[4] bezzer an disen ziten gesin.“

Do gie[5] der recken einer da[6] er einen toten vant.
Er kniete im zuo der wunden, den helm er abgebant;
Do begunde er trinken daz fliezende bluot.
Swie[7] ungewon ers wære, ez duhte[8] in grœzlichen[9] guot.

„Nu lone iu got, her Hagene, sprach der müede man,
daz ich von iuwer lere sô wol getrunken han.
Mir ist noch geschenket vil selten bezzer win.
Leb ich deheine[10] wile, ich soll[11] iu immer wæge[12] sin."

Do die andern daz gehorten, daz ez in duhte guot,
do wart ir michels[13] mêre, die trunken ouch daz bluot.
Da von gewan vil krefte ir eteliches[14] lip.
Des engalt[15] an lieben friunden sit[16] manec wætlichez[17] wip.

19. Torismund.

Während die Römer und Westgoten Attila auf diese Weise umschlossen hielten, suchten die Söhne des Theoderich den Leichnam ihres Vaters und fanden ihn endlich da, wo das dichteste Gewühl gewesen war, unter Haufen von Erschlagenen. Dann stimmten sie Totenlieder zur Ehre des Gefallenen an und trugen ihn hinweg, während die Feinde von ihrer Wagenburg aus zuschauten. In dichten Scharen drängten sich die Goten herzu, um im Angesichte des blutigen Schlachtfeldes ihrem Führer die letzte Ehre zu erweisen. Sie vergossen Tränen, aber solche, wie sie wackeren Männern geweiht werden. Der Schmerz des Verlustes kam ihnen zu, aber er war doch ein rühmlicher, wie die Hunnen selbst bezeugen mußten, als sie die Leiche mit den königlichen Abzeichen geschmückt einhertragen sahen. Unter dem Geklirr der Waffen begleiteten die Goten diese zur Ruhestätte und der mannhafte Torismund ordnete selbst den Leichenzug.

---

[1] Wen immer, quemcunque. [2] zwinge. [3] kann, die Vorsilbe en ist Verneinung. [4] nichts. [5] ging. [6] dorthin, wo —. [7] wie sehr auch —. [8] dünkte. [9] Adverbium von grôz, groß. [10] irgend ein, „leb ich noch eine kleine Weile". [11] werde. [12] günstig, gewogen. [13] viel, „da wurden ihrer viel mehr". [14] des einen und des andern. [15] entgalt. [16] nachher. [17] weiblich, vortrefflich.

Als aber dies geschehen war, überwältigte ihn der Schmerz. Erfüllt von dem Verlangen, den Tod seines Vaters ferner an den noch übrigen Hunnen zu rächen, ging er zu Aëtius, dem älteren und an Erfahrung reiferen Manne, und fragte ihn um Rat, was er nun zunächst zu tun hätte. Aëtius aber besorgte, daß nach dem völligen Untergange der Hunnen Torismund und die Goten das weströmische Reich wieder bedrängen würden, wie einst Alarich getan, und darum gab er Torismund den Rat, er solle in sein Vaterland heimkehren und die Herrschaft an sich nehmen, welche ihm sein Vater hinterlassen hätte, bevor seine Brüder die Schätze seines Vaters an sich rissen und sich des Reiches der Westgoten bemächtigten, da er ja dann einen schweren Krieg und noch dazu mit seinen Brüdern zu bestehen haben würde. Der ehrliche Torismund nahm diese Antwort nicht zweideutig auf, wie sie doch gegeben ward, sondern als wenn Aëtius nur ihm zugunsten spräche; er verließ das Schlachtfeld und kehrte nach Südgallien zurück. So gibt die Leichtgläubigkeit der Menschen fremden Einflüsterungen Gehör und verliert dadurch die günstige Gelegenheit zu großen Taten. Zum Abschiede erhielt Torismund von Aëtius ein kostbares Geschenk, das war eine ungeheure goldene Schüssel mit Edelsteinen verziert, die an 500 Pfund gewogen haben soll. Andere sagen, es wäre eine große goldene Kugel gewesen.

Noch auf dem Schlachtfelde hatten die Goten Torismund als ihren König auf dem Schilde emporgehoben. Er zog von da nach Tolosa, seiner Hauptstadt. Hier ward er mit großem Jubel empfangen; aber mit weiser Mäßigung begann er so die Herrschaft zu führen, daß sich um seine Nachfolge auch nicht der mindeste Zwist erhob.

In diesem gewaltigen Kriege zwischen so großen Völkern sollen auf beiden Seiten 162 000 Mann gefallen sein, ungerechnet noch 90 000 Gepiden und Franken, welche vor dem

großen Entscheidungskampfe nächtlich aufeinander stießen und sich einander mordeten, da die Franken für die Sache der Römer und Westgoten, die Gepiden für die der Hunnen kämpften.

20. Weitere Züge Attilas.

Als Attila den Abzug der Goten erfuhr, traute er der Sache erst nicht, sondern hielt sich aus Furcht vor einer Kriegslist längere Zeit in seinem Lager. Als aber nach und nach die Stille von der Seite, wo die Goten ihr Lager gehabt hatten, die Nachricht unzweifelhaft machte, erhob sich sein Sinn wieder zur Hoffnung des Sieges und ward wieder übermütig, wie vordem. Er sah, daß die Feinde auseinander gegangen waren, und gedachte nun umzukehren und sich auf die Römer in Italien zu werfen. Zuerst berannte er die Stadt Aquileja, die Hauptstadt der Veneter. Sie lag nicht weit vom adriatischen Meere, ward im Osten von einem kleinen Flusse bespült und war sehr fest. Darum belagerte Attila sie vergebens lange Zeit, da auch die tapfere Besatzung der Römer mannhaften Widerstand leistete. Als das Heer der Hunnen schon zu murren begann und fortziehen wollte von dieser Stadt, ging Attila eines Tages um die Mauern und bedachte bei sich, ob er das Lager abbrechen oder noch länger verweilen sollte. Da bemerkte er, wie einige Störche, welche auf dem Giebel eines Hauses in der Stadt genistet hatten, ihre Jungen von dort über die Felder landeinwärts trugen. Weil aber dies gegen die Gewohnheit dieser Tiere ist, benutzte es sogleich der scharfsinnige Mann und sprach zu den Seinigen: „Seht, wie die Vögel, die ja der Zukunft kundig sind, die Stadt verlassen, die ihrem Untergange nahe ist. Sie wissen, daß die Trümmer der Stadt auch ihr Nest begraben werden, und fliehen darum, weil es noch Zeit ist. Halte keiner von euch dies für einen Wahn oder für ein unsicheres Zeichen; denn ihr seht, die Furcht vor dem

nahenden Unglück überwältigt selbst die alte Gewohnheit der Tiere."

Auf diese Weise entflammte er aufs neue den Mut der Hunnen zur Eroberung der Stadt. Sie erbauten neue Belagerungswerkzeuge und stürzten mit ihren Mauerbrechern die festen Werke der Stadt. Sie drangen hinein, plünderten, und brannten und verheerten alles so grausam, daß kaum noch Spuren sichtbar blieben, daß einst eine so reiche und mächtige Stadt da geblüht hatte. Von dort aus schweiften die Hunnen, die noch nicht genug am Blute der Römer sich gesättigt hatten, auch durch die anderen Städte der Veneter. Wenige von diesem Volke entflohen und erbauten sich auf den Inseln des Meeres eine neue Heimat, aus welcher nachher das meerbeherrschende Venedig emporwuchs.

Auch Mailand, einst die Hauptstadt Liguriens und eine königliche Stadt, verheerten die Hunnen. Vorher aber ließ Attila sich den kaiserlichen Palast zeigen, und als man ihn darin herumführte, erblickte er an einer Wand ein Gemälde, welches darstellte, wie scythische Fürsten zu Füßen des römischen Kaisers, der auf dem Throne saß, ihre Huldigung darbrachten. Attila ergrimmte über diese Darstellung, die seinen Ehrgeiz verletzte, und ließ die römische Eitelkeit auf eine sinnreiche Weise lächerlich machen. Er befahl einem Maler, den Entwurf und die Gedanken des Bildes festzuhalten, aber die Personen so zu ändern, daß ein scythischer Fürst auf dem Throne saß, dagegen die Kaiser in knieender Stellung demütig ihre Säcke mit dem Tribute von Gold ihm darbrächten.

Alsdann aber fuhr Attila und das hunnische Heer fort zu verheeren und zu plündern, und nach Mailand und Ticinum (später Pavia) traf dasselbe Los das ganze nördliche Italien. Als Attila dann begierig war, weiter nach Rom zu ziehen, warnten ihn die Seinen, nicht weil sie der

Stadt schonen wollten, sondern sie gedachten an das Schicksal des Westgotenkönigs Alarich, der sobald nach der Einnahme Roms hatte sterben müssen. Wohl mochten sie auch daran denken, daß die Hunnen nicht mehr dieselben waren, wie vordem; denn ihr kriegerischer Mut war schon schlaffer geworden durch die Abweichung von der alten Lebensweise. So lange sie in den Steppen am mäotischen Sumpfe wohnten, war ihre Nahrung rohes Fleisch, das sie unter den Sattel legten, um es mürbe zu reiten, und ihr Trank war Milch. Aber auf ihren Zügen lernten sie das Brot, den Wein und die Kochkunst der Völker des Westens kennen, und die Krankheiten, die bei ihnen aus dem übermäßigen Genusse dieser Lebensmittel entstanden, rächten ihren Raub und ihre Verwüstung mehr an ihnen, als es das Schwert der Römer zu tun vermochte.

Das alles wußte Attila sehr wohl und lagerte sich deshalb unschlüssig am Ufer des Mincio, wo dieser heraustritt aus den Wogen des Sees Benakus (Gardasee). Dorthin kam zu ihm eine Gesandtschaft der Römer, an deren Spitze der Papst Leo stand, den man nachher den Großen nannte. In feierlicher priesterlicher Kleidung und mit dem würdevollen Glanze des Oberhauptes der Christenheit trat Leo zu Attila, und indem er durch seine Erscheinung dem Führer der hunnischen Horden Ehrfurcht einflößte, bat er ihn die Weltstadt zu verschonen. In der Nacht aber träumte es Attila, er sähe die ersten unter den Aposteln, Petrus und Paulus, an sein Lager treten, und sie bedrohten ihn mit augenblicklichem Tode, wenn er wage, die Bitte ihres Nachfolgers abzuschlagen. Am anderen Morgen verkündete Attila den Seinen, daß die Römer Frieden haben sollten, und daß er jetzt heimkehren würde jenseit der Donau. Aber er drohte, daß er noch schlimmes Weh über Italien bringen würde, wenn man ihm nicht die Honoria, die Schwester des Kaisers Valentinian, mit ihren Schätzen zuschickte; denn

Honoria, der es bei ihrem Bruder nicht gefiel, hatte selbst den Hunnenkönig Attila darum bitten lassen, daß er sich ihrer gegen ihren Bruder annehmen möchte.

Attila war jedoch noch nicht lange in seine Wohnsitze wieder zurückgekehrt, als es ihn schon wieder der Ruhe verdroß, und er auf neue Heereszüge sann. Darum wandte er seine Waffen gegen den oströmischen Kaiser und bedrohte diesen mit Verwüstung aller Länder, wenn er nicht seine Forderungen gewähre. Der Kaiser Marcian tat alles, was Attila verlangte. Dann erinnerte sich Attila seines alten Grolles gegen die Westgoten; aber er fand sie nicht so gefügig, wie die Römer. Er durchzog wiederum Deutschland und gedachte zuerst die Alanen, welche am Flusse Loire wohnten, seinem Reiche hinzuzufügen, um dann die Westgoten, welche im südlichen Frankreich und in Spanien wohnten, mehr aus der Nähe bedrohen zu können. Aber Torismund, der König der Westgoten, merkte bald diesen Anschlag und rückte den Alanen sogleich mit aller Macht zu Hilfe. Als Attila herannahte, fand er seine Gegner vollständig gerüstet und ward von ihnen fast eben so geschlagen, wie vorher auf den katalaunischen Feldern. So erlitt er, als er die alte Schmach im Blute der Feinde abwaschen wollte, eine neue dazu und mußte ruhmlos heimkehren.

Torismund erreichte ohne Unfall wieder seine Hauptstadt Tolosa; aber seine Tage waren gezählt. Als er sich einstmals zur Ader ließ, trug ihm einer seiner Diener die Waffen weg und verwundete ihn dann tödlich. Fast schon sterbend, ergriff der König mit der einen Hand, die er frei hatte, einen Fußschemel und rächte mit diesem seinen Tod, indem er den Mörder erschlug. Fast um dieselbe Zeit endete auch sein Siegesgefährte Aëtius. Wie einst Kaiser Honorius seinem Retter Stilicho gedankt hatte, so ähnlich auch Kaiser Valentinian seinem Retter Aëtius. Honorius hatte den Helden ermorden lassen, Valentinian dagegen stieß dem Aëtius selbst den Degen in die Brust.

21. Der Westgotenkönig Theoderich II.

Nach dem Tode des Königs Torismund ward sein Bruder Theoderich II. König der Westgoten. Zu seiner Zeit lebte ein Bischof namens Sidonius Apollinaris, der oft an den Hof des Königs kam, und dieser schrieb an seinen Bruder folgenden Brief, aus welchem wir erkennen, wie damals das häusliche Leben der Westgoten beschaffen war.

„Du hast mich oft aufgefordert, weil der Ruhm des westgotischen Königs Theoderich sich weithin erstreckt, so solle ich dir seine Gestalt und seine Lebensweise beschreiben. So weit dies in einem Briefe möglich ist, tue ich es gerne, da ich die Lebensweise des Königs nur eine solche nennen kann, die einem erhabenen Manne wohl ansteht. Denn schon durch sein äußeres Auftreten flößt er auch denen, welche ihn nicht kennen, Ehrfurcht ein, da die Natur seinen Leib mit herrlichen Gaben ausgestattet hat. Seine Sitten sind also beschaffen, daß ihr Lob auch nicht einmal der Neid um seine Herrschaft verringern könnte. Sein Körper ist vollkommen wohl gewachsen, nicht übermäßig lang, sondern eher von mittlerer Größe. Der Scheitel seines Hauptes ist rund, von der offenen Stirn an kräuselt sich das Haar aufstehend nach der Mitte des Kopfes. Beide Augen überschattet ein dunkler Bogen der Brauen; wenn er aber die Wimpern schließt, so reichen die Haare derselben fast bis mitten auf die Wangen. Nach der Sitte seines Volkes werden die Ohren ganz verdeckt durch die niederhangenden Locken. Die Nase ist gebogen, die Lippen sind dünn, der Mund ist mit regelmäßigen Zähnen besetzt, der Bart ist struppig, aber vom unteren Teile des Gesichts an läßt er ihn bis zu den Wangen hinan ausraufen. Die Hautfarbe des Kinnes und des Halses ist weiß, aber durchschimmert mit jugendlicher Röte; der König errötet häufig, aber nicht vor Zorn, sondern aus Bescheidenheit. Seine Schultern sind breit und rund, seine Arme sind stark, seine

Hände sind breit, überhaupt sind seine Glieder ebenmäßig und seiner Gestalt angemessen."

„Sein Tagewerk ist aber also eingeteilt. Vor Tagesanbruch versammeln sich einige Priester bei ihm, und dann wird vor ihm und einem kleinen Gefolge eifrig Gottesdienst gehalten, obwohl man leicht bemerken kann, daß er dies mehr aus Gewohnheit und aus Klugheit, als aus Überzeugung tut. Den übrigen Teil des Morgens nimmt die Verwaltung seines Reiches in Anspruch. Neben seinem Thronsessel steht ein wachthabender Graf (comes); ein Haufe Trabanten, die nach alter gotischer Sitte noch mit Pelzen bekleidet sind, wird zugelassen, aber damit er keine Störung macht, im Vorzimmer aufgestellt, so daß man nur ein leises Murmeln vernimmt, hinter dem Vorhange weg, welcher den Eingang verschließt. In das Zimmer zu dem Könige treten die Gesandten fremder Völker, er hört viel und spricht wenig. Je nach der Beschaffenheit des Geschäftes beschleunigt oder verschiebt er es. Um die zweite Stunde (8 Uhr morgens) erhebt er sich von seinem Sitze, um entweder seine Schätze oder seine Ställe zu besichtigen."

„Wenn eine Jagd angesagt ist, so nimmt er gern daran teil, hält es aber unter seiner königlichen Würde, den Bogen an die Seite zu hängen. Wenn er einen Vogel oder ein wildes Tier erblickt, so streckt er seine Hand hinter sich und der dienstthuende Knabe gibt ihm sofort den Bogen mit ungespannter Sehne; denn wie er es für knabenhaft hält, den Bogen in ein Behältnis eingeschlossen bei sich zu tragen, so hält er es für weibisch, sich ihn gespannt geben zu lassen. Er spannt ihn selbst, und dann mag man auswählen, was er treffen soll, er fehlt es nicht."

„An gewöhnlichen Tagen ist sein Mittagsmahl von dem eines anderen Goten nicht verschieden, auch an festlichen Tagen trägt kein keuchender Diener eine Menge schweren

Silbergeschirrs für die Speisenden auf. Der größte Ernst herrscht dort in den Worten; denn es wird entweder gar nichts gesprochen oder Ernsthaftes. Das Tafelzeug ist teils purpurn gefärbt, teils weiße Leinwand. Die Speisen sind nicht kostbar, aber schmackhaft zubereitet, die Geschirre einfach und leicht. Selten werden die Becher geleert; denn man trinkt aus Bedürfnis und nicht aus Neigung zur Trunkenheit. Mit einem Worte, man sieht dort griechischen Geschmack, gallischen Überfluß, italische Leichtigkeit, oder um es anders auszudrücken, öffentliche Pracht verbunden mit genauer Sorgsamkeit und königlicher Anordnung. Von der Pracht der Gastmähler an den Festtagen schweige ich; denn sie kann niemandem unbekannt sein."

„Nach Beendigung des Mahles überläßt der König sich zuweilen einem Mittagsschlafe, der aber immer nur kurze Zeit dauert. Alsdann gibt er sich dem Würfelspiele hin. Er faßt die Würfel schnell, schüttelt sie bedächtig und wirft sie dann mit scherzenden Worten hin. Bei guten Würfen schweigt er und lacht bei schlechten; wenn sie aber keines von beiden sind, so ärgert er sich. Man sieht an ihm, daß er auch im Spiele ein Bild des Krieges erblickt. Wenn er andere zum Spiel auffordert, so bittet er sie, seiner königlichen Würde dabei nicht zu gedenken, sondern sich frei und ungehindert zu bewegen. Er fürchtet, gefürchtet zu werden, und ergötzt sich an der Aufregung seiner Mitspieler und erst dann glaubt er vollständig gewonnen zu haben, wenn er den Zorn seines Gegners über seinen Verlust erblickt. So können ihm die geringsten Veranlassungen Freude machen, und dann ist es Zeit zu bitten; denn wer etwas von ihm wünscht, der bringt seine Bitte bei einer solchen Gelegenheit vor. Ich selbst habe oft, wenn ich etwas von ihm wollte, mit Vergnügen verloren; denn was ich im Spiele verlor, gewann ich vielfach wieder."

„Um die neunte Stunde (3 Uhr nachmittags) beginnt wieder die Last der Geschäfte auf ihn einzudringen, und es nahen sich alle die, welche ihm etwas vorzubringen haben, und so dauert es fort bis zur Stunde des Abendessens, welches seine Freunde mit ihm teilen. Bisweilen, obwohl nicht häufig, werden während des Essens auch Spaßmacher zugelassen, welche aber keinen der Gäste durch ihre Witze verletzen dürfen. Man vernimmt aber da weder die Töne einer Wasserorgel, weder einen Chor, noch einen Einzelgesang, nur an solchen Tönen der Saiten, welche den Mut beleben und kräftigen, ergötzt sich der König. Sobald er dann aufsteht, werden allnächtlich die Schildwachen ausgestellt, welche alle Zugänge des Palastes bewachen."

So beschreibt uns ein Bischof jener Zeit das Leben des westgotischen Königs, und wir können danach ermessen, wie sehr das Leben dieser Goten, nach Verhältnis ihrer früheren Lebensweise auf ihren Wanderzügen noch fünfzig Jahre vorher, schon gebildet und verfeinert war.

Das Reich der Westgoten erstreckte sich damals nur erst zum Teil bis in Spanien hinein, den Hauptbestandteil desselben bildete das südliche Frankreich, wo auch die Hauptstadt Tolosa lag. In Spanien dagegen wohnten nach dem Abzuge der Vandalen nach Afrika und der Alanen, die mit ihnen gezogen waren, außer den Westgoten die Sueven. Als Torismund nicht lange nach der Völkerschlacht auf den katalaunischen Feldern starb und zwar nicht ohne Schuld seiner Brüder Theoderich II. und Friederich, wollten die Sueven, die im nordwestlichen Teile Spaniens bis an den goldreichen Tajo wohnten, diese Gelegenheit der Verwirrung unter den Westgoten benutzen, um diese ganz aus Spanien zu verdrängen. Da schickte Theoderich, der dem Suevenkönige Riccarius verwandt war, zuerst in friedlicher Absicht Boten an ihn und ließ ihm sagen, er möchte dem gotischen Gebiete fernbleiben,

sonst könnte der Ehrgeiz ihm manchen Schaden bereiten. Aber Riccarius entgegnete hochmütig: „Wenn du darüber schon murrst und mir zu kommen verbietest, so will ich dich in deiner Stadt Tolosa heimsuchen. Widersteh mir dort, wenn du es vermagst.“ Über diese Worte ergrimmte Theoderich und er zog gegen seinen Vetter, auch die Burgunden halfen ihm dazu. In dem Kampfe, der nun entbrannte, siegte die Sache der Goten, und die Scharen der Sueven mußten den Übermut ihres Königs fast mit völliger Vernichtung büßen. Riccarius floh auf ein Schiff und wollte so entkommen; aber ein Sturm warf ihn zurück an die Küste und lieferte ihn in die Hände der Westgoten. Er starb gefaßt den Tod, den er erwartete; den übrigen aber setzte der Sieger einen Statthalter, namens Atiulf.

Kaum aber war Theoderich wieder fortgezogen, als die Sueven diesen Statthalter aufreizten, den Befehlen des Königs nicht Folge zu leisten. Atiulf war übermütig und hochfahrend und betrug sich nicht, als hätte Theoderich ihm das Land verliehen, sondern als hätte er es durch eigene Kraft erworben. Darum mußte Theoderich aufs neue ein Heer entsenden. Dieses schlug alsbald den anmaßenden Mann und tötete ihn. Die Sueven kamen darauf flehentlich bittend zu Theoderich, und er gewährte ihnen ihr Gesuch, er setzte ihnen einen König aus ihrem eigenen Stamme, weil sie ungern einem Goten gehorchen wollten.

Theoderich bewährte seine Kraft und Tapferkeit nach allen Seiten; aber Greuel befleckten das westgotische Königshaus. Wie er nicht unschuldig gewesen war an dem Morde seines Bruders Torismund, so fiel er selbst auch wieder durch die Verschwörung seines Bruders Eurich im Jahre 466 nach Christi Geburt.

22. Eurich, König der Westgoten.

Obwohl die Goten und die Römer zum Schutze gegen die Macht Attilas sich vereinigt hatten, so gab es doch vorher

und nachher häufige Feindseligkeiten zwischen ihnen an den Grenzen der beiden Reiche. Im Jahre 474 ward Julius Nepos römischer Kaiser, und dieser gedachte endlich einmal Frieden zu machen. Damals war Eurich König der Westgoten und führte die Regierung mit starker Hand. An ihn wollte Nepos Gesandte schicken, damit in friedlichem Wege der Streit beigelegt würde. Er berief deshalb eine große Versammlung nach Ticinum (Pavia), welche über diesen Vorschlag beraten sollte. Davon erzählt uns der berühmte Bischof Ennodius folgendes. Sobald der Kaiser seine Absicht kund getan hatte, richteten sich aller Augen auf den Bischof Epiphanius; denn dieser wurde stillschweigend von allen als der fähigste zu diesem Geschäfte erkannt. So entließ ihn denn der Kaiser mit dem ehrenvollen Auftrage, beiden Völkern den Frieden zu sichern. Unter vielen Mühen und Entbehrungen gelangte Epiphanius über die Alpen nach Tolosa. Unterwegs unterließ der fromme Mann niemals seine gottesdienstlichen Übungen; sondern, wo er auch sein mochte, ob er in einem gastfreundlichen Hause übernachtete, oder unter dem Laubdach der Bäume des Waldes, er blieb seinen täglichen Übungen getreu. Sein Ruf eilte ihm voraus und namentlich freute sich Leo, der ausgezeichnetste unter den Bischöfen der Goten und zugleich ein treuer Freund und Ratgeber des Königs Eurich, daß er den Mann einmal sehen sollte, von dessen Ruhme er so viel vernommen hatte.

Als Epiphanius ankam, trat er vor den König Eurich, begrüßte ihn und redete in lateinischer Sprache folgendermaßen: „Gewaltiger König, obwohl der Ruhm deiner Tapferkeit und deiner Macht deinen Namen den Ohren deiner Mitmenschen schrecklich macht, so bedenke doch, daß nur die Hand des höchsten Gottes dir deine Macht gegeben hat, und daß auch selbst dein Schwert und dein starker Arm dich

nicht schützen können, wenn der allmächtige Gott dir zürnt. Erinnere dich daran, daß auch du einen Herrn hast, dessen Gebot wir alle befolgen müssen, denke aber auch daran, daß man den nicht einen starken Mann nennen kann, der sich vom Zorne hinreißen läßt, und beherzige, daß derjenige am sichersten sein Eigentum schützt, welcher fremdes nicht begehrt. Mein Kaiser Nepos hat mich zu dir geschickt, daß ich mit dir eine friedliche Ausgleichung über die Grenzen unserer Länder besprechen soll. Obwohl er den Kampf nicht scheut, so zieht er den Frieden vor. Er bittet dich, die alten Grenzen gelten zu lassen, und wünscht sich deinen Freund zu nennen, wo er doch eingedenk der früheren Verträge verdient hätte, dein Herr zu heißen."

Als Eurich diese Worte vernommen hatte, beschwichtigte er ein Murren, das sich unter den Seinen erhob, und erwiderte dem Epiphanius in gotischer Sprache, daß er der Ermahnung dieses Gesandten nachgäbe. Leo konnte seine Freude über die Worte des Epiphanius nicht zurückhalten. Der König aber wandte sich zu diesem und sprach zu ihm: „Obwohl der Panzer meine Brust nicht verläßt und meine linke Hand den Schild immer zu tragen bereit ist, wie meine rechte das Schwert: so habe ich doch einen Mann gefunden, der den Bewaffneten besiegt durch seine Worte. Ich sehe, daß die Römer nicht bloß sich gegen die Reden anderer zu verteidigen wissen, sondern daß auch die Worte, die sie an andere richten, zu Herzen dringen. Ich werde tun, ehrwürdiger Bischof, was du forderst; denn du stehst höher in meiner Achtung, als die Macht dessen, der dich sendet. Empfang meinen Eid und versprich auch du anstatt deines Kaisers, daß an der Grenze unserer Reiche fortan Freundschaft walten soll." Als das geschehen, nahm der Bischof Abschied und kehrte wieder heim und wollte nicht an dem glänzenden Gastmahle teilnehmen, welches der König ihm zu

Ehren geben wollte; denn er sagte, es wäre wider die Gewohnheit seines einfachen Lebens, bei einem Gastmahle zu sein. Als der König Eurich ihn nicht bewegen konnte, ließ er ihn ruhig heimziehen; aber der Ruf des Bischofs Epiphanius war so groß, daß tausende der Bürger von Tolosa ihm das Geleit gaben. So erzählt uns Ennodius.

In den Bedingungen des Friedens war die Rhone als die östliche Grenze des westgotischen Reiches festgestellt. Aber nicht lange nachher stürzte das weströmische Reich durch Odoaker zusammen: da war auch Eurich nicht mehr an die Verträge mit dem Kaiser Nepos gebunden, sondern erweiterte seine Macht so sehr, daß er als der mächtigste König der Westgoten betrachtet werden muß. Unter ihm ist die Blüte des westgotischen Reiches, das sich von den Alpen bis an den atlantischen Ozean und von der Loire bis an die Meerenge von Gibraltar erstreckte. Nur im Nordwesten des Landes Spanien wohnten noch die Sueven. Eurich sorgte für die Sicherheit seines Reiches, indem er die seeräuberischen Sachsen bezwang, die damals auch bis nach Spanien kamen. Er zuerst ließ die Gesetze der Westgoten aufschreiben; denn bis auf ihn wurde das Recht der Westgoten nur nach der Überlieferung gesprochen.

Mit ihm (484) aber endet auch die Blüte seines Reiches in Gallien; denn sein Sohn Alarich ward von dem Frankenkönig Chlodwig besiegt und erschlagen, und nur im südlichen Winkel Frankreichs, an den Pyrenäen, herrschten noch die Goten in der Grafschaft Septimanien. Dafür blühte ihr Königreich nachher in Spanien wieder auf. Einstweilen aber verlassen wir nun die Westgoten und wenden uns der Auflösung des Hunnenreiches, ostgotischen und vandalischen Erzählungen zu, bis wir später noch einmal zu den Westgoten zurückkehren, aber nur, um den Verfall und Sturz ihres Reiches zu erzählen.

23. Attilas Tod und Begräbnis.

Als Attila sich schon dem Alter näherte, nahm er außer den vielen Frauen, die er nach dem Brauche seines Volkes schon hatte, noch eine namens Ildico. Nachdem die Hochzeit mit großer Pracht und Fröhlichkeit gefeiert war, fiel Attila ganz trunken in einen schweren Schlaf. Es geschah aber häufig, daß er aus der Nase blutete und so war es auch in dieser Nacht. Aber weil er auf dem Rücken in tiefem Schlafe lag, konnte das Blut nicht ausfließen, sondern füllte ihm den Mund und die Luftröhre und erstickte ihn. So starb die Gottesgeißel, die so viele Kämpfe unversehrt bestanden hatte, eines schimpflichen Todes durch das Übermaß des getrunkenen Weines.

Am folgenden Tage, als schon ein großer Teil des Morgens verstrichen war, ahnten die Diener des Königs irgend etwas Ungewöhnliches, weil es im Zelte des Attila so still war. Sie erhoben ein gewaltiges Geschrei; als sie aber auch da noch nichts vernahmen, erbrachen sie die Tür und fanden den Attila ohne irgend eine Wunde durch das vergossene Blut erstickt. Da schnitten sie, wie es bei ihrem Volke Sitte war, einen Teil ihrer Haare ab und verunstalteten ihre häßlichen Gesichter noch mehr durch tiefe Wunden, damit ein so vortrefflicher Kämpfer nicht durch weibische Klagen, sondern durch das Blut der Männer betrauert würde. Da soll sich auch das Wunder ereignet haben, daß dem Kaiser Marcian, der in beständiger Furcht vor dem so grimmigen Feinde lebte, im Traume in derselben Nacht der Bogen des Attila zerbrochen erschien. Der Bogen aber galt auch bei dem Hunnenvolke als ein Zeichen der Macht ihres Königs. Überall aber war Attila so sehr gefürchtet, daß sein Tod den Menschen wohl als ein Geschenk des Himmels erscheinen durfte.

Die Hunnen begingen nun sein Begräbnis auf folgende Weise. Mitten auf dem Felde wurde der Leichnam in

einem seidenen Zelte auf feierliche Weise zur Schau für alle ausgestellt. Auserlesene Männer aus dem ganzen Hunnenheere schritten rund um dieses Zelt langsam einher und erzählten die Taten ihres Königs in Klageliedern: „Hier liegt Attila, der edle König der Hunnen, Sohn des Königs Mundzuk, Herr der tapfersten Völker, welcher mit einer vor ihm unerhörten Macht die Reiche Szythiens und Germaniens allein besessen hat, der Schrecken beider römischen Reiche, deren Städte er zerstörte, und von denen er, durch ihr Flehen erweicht, einen Jahrgehalt annahm. Und nachdem er dies alles mit solchem Glücke ausgeführt, ist er nicht durch eine Wunde von seinen Feinden, nicht durch einen Betrug der Seinigen gefallen, sondern in tiefem Frieden ist er ohne ein Gefühl des Schmerzes unter Freuden gestorben. Darum kann sein Tod von seinen Freunden nicht gerochen werden.“ Nach diesem Grabgesange feierten sie an seinem Sarge das Leichenbegängnis mit unendlichem Zechgelage, und indem sie so widersprechende Gegensätze miteinander verbanden, jauchzten und klagten sie abwechselnd.

In tiefer Nacht ward die Leiche im geheimen der Erde übergeben. Sie legten den König erst in einen goldenen Sarg, diesen in einen silbernen und diesen wieder in einen eisernen, indem sie damit andeuten wollten, daß diese Metalle dem mächtigsten Könige zukämen: das Eisen, weil er damit die Völker bezwungen hatte, das Gold und das Silber, weil er diese Metalle als seinen Tribut von den großen Reichen empfangen hatte. Sie fügten dann noch die Waffen hinzu, welche er sich durch Erlegung von Feinden erworben hatte, den Pferdeschmuck, der reich mit Edelsteinen besetzt war, und Abzeichen anderer Art, die man an seinem Hofe zu tragen pflegte. Aber damit die menschliche Neugier und Habsucht diese Schätze verschonte, wurden alle, die zu diesem Begräbnisse vorher ausersehen waren, zum Lohne getötet.

24. Auflösung des Hunnenreiches.

Nur die gewaltige Tatkraft des Hunnenfürsten Attila hatte ihn zum Herrn so vieler Völker gemacht und sein Reich gesichert, mit seinem Tode aber brach auch sofort der Verfall herein. Denn nach seinem Tode strebte jeder der erste zu sein; die zahlreichen Söhne Attilas machten sich untereinander die Ehre streitig, ihres Vaters Herrschaft zu erben; denn die Menge der Nachfolger ist gefährlicher für ein Reich, als der Mangel derselben. Als der Gepidenkönig Ardarich diesen Streit der Brüder sah, ward er unwillig, daß auch noch fernerhin so viele Völker wie Sklaven dem Willen der Hunnen gehorchen sollten, und reizte nicht allein sein Volk, sondern auch die übrigen deutschen Stämme zum Abfall. So waffneten sich alle gegeneinander, die kurz vorher noch, ohne an Ungehorsam auch nur zu denken, dem Willen Attilas blindlings gehorcht hatten, und in Pannonien am Netadflusse (Waag) ward eine blutige Schlacht geschlagen. Es mochte ein seltsames Schauspiel sein, wie da die verschiedenen Völkerstämme, jeder nach der ihm eigentümlichen Bewaffnung miteinander kämpften. Die Gepiden schwangen den Speer, die Ostgoten fochten mit dem Schwerte, die Hunnen schossen mit Pfeilen, und jagten fast eben so schnell auf ihren Rossen einher, die Sueven hielten festen Stand in dichtgescharten Reihen zu Fuß, die Heruler bedienten sich leichter Waffen und die Alanen schwerer Rüstung. Nach vielen Wechselfällen des Kampfes verblieb Ardarich und den Gepiden der Sieg, nachdem 30 000 Hunnen auf dem Schlachtfelde erschlagen waren. Auch Ellac, der geliebteste Sohn Attilas, fiel in diesem Kampfe. Ihn hatte der Vater allen anderen Söhnen vorgezogen und zu seinem Nachfolger bestimmt; aber das Schicksal wollte es anders, und Ellac starb so, daß der Vater, wenn er noch gelebt hätte, seinen Tod nicht anders hätte wünschen können.

Die Hunnen flohen dahin, wo sie einst in der Nähe

des schwarzen Meeres gewohnt hatten. Ardarich aber gründete nun ein mächtiges Reich, und die meisten Völker aus deutschem Stamme, welche vorher Attila gehorcht hatten, waren ihm untertan. Alsdann schickte er auch Boten an den Kaiser Marcian und bat diesen, seinem Volke das Land, welches sie jetzt inne hätten, zum dauernden Wohnsitz zu schenken. Es hieß damals Dacien und lag nördlich von dem unteren Laufe der Donau, durchströmt von dem sumpfigen Tibiscus (Theiß). Marcian bewilligte ihnen dieses Land gern, und so wohnten dort die Gepiden; aber die stammverwandten Ostgoten wollten ein eigenes Land für sich und siedelten sich deshalb weiter westlich in dem Lande an, das damals Pannonien hieß. Das Gepidenreich aber bestand lange in Dacien, bis ungefähr 100 Jahre später Alboin, der Langobardenkönig, den letzten Gepidenkönig Kunimund schlug und dem Reiche ein Ende machte.

25. Der Sturz des weströmischen Kaisertumes (476).

Nicht so sehr lange nach dem Auseinanderfallen des großen Hunnenreiches zerfiel ein anderes, das fester gegründet zu sein schien, als jenes, und das seit vielen Jahrhunderten schon die schwersten Stürme von innen und von außen ausgehalten hatte, das war das weströmische Kaisertum. Es fiel durch Odoaker, den Anführer der Rugier, welche einen Zweig des großen gotischen Völkerstammes ausmachten. Von Odoaker aber erzählt man folgende Sage.

Als er in seinem Jünglingsalter einstmals mit einigen anderen Stammesgenossen nach Italien ziehen wollte, kehrten sie unterwegs in Pannonien bei dem heiligen Severinus ein, damit er ihnen seinen Segen gäbe. Odoaker war ein lang gewachsener stattlicher Mann, und die Zelle des Einsiedlers war nicht hoch, so daß der Jüngling mit seinem Kopfe an die Decke reichte. Er war mit einem schlechten Gewande bekleidet; aber der Einsiedler erkannte, daß etwas Besonderes

an ihm war, und darum sprach er zu ihm: „Zieh hin nach Italien, mein Sohn, jetzt zwar im schlechten Gewande; aber du wirst einstmals vielen reiche Gewänder schenken."

Odoaker zog hin nach Italien und wurde dort Anführer der kaiserlichen Leibwache. Er sah, wie dort alles so faul und zerüttet war und daß es nur eines Anstoßes bedurfte, um die ganze morsche Reichsverfassung über den Haufen zu werfen. Als nun der Patricius Oreſtes*) seinen Sohn Romulus zum weströmischen Kaiser machte, hielt Odoaker die Zeit für gekommen, diesem Treiben und dem Wechsel der Herrscher ein Ende zu machen: er tötete den Oreſtes in Placentia (Piacenza) und zog dann in Ravenna ein, um den Kaiser abzusetzen. Dieser war erst 16 Jahre alt, so daß man ihn darum auch nicht Augustus, d. h. Kaiser nannte, sondern Augustulus oder Kaiserlein. So endete das weströmische Reich mit einem Romulus, wie es einst vor 1200 Jahren mit einem anderen Romulus begonnen hatte, und es schien die alte Weissagung erfüllt, daß Rom sechs Jahrhunderte hindurch steigen und sechs Jahrunderte hindurch fallen würde. Aus Mitleid mit der Jugend und der Schönheit des Kaiserleins schenkte Odoaker ihm das Leben und einen Landsitz in Kampanien und dazu einen Jahresgehalt von 6000 Goldstücken. Er selbst wurde König in Italien genannt, und zur Aufrechthaltung seines Reiches dienten ihm die deutschen Stämme der Rugier, zu denen er selbst gehörte, der Skiren, der Turcilinger und der Heruler. Diesen deutschen Stämmen mußten

*) Patricius war eine der höchsten Würden, die der Kaiser verlieh, und die bei der Auflösung des römischen Reiches von sehr großer Bedeutung wurden. Die oströmischen Kaiser namentlich verliehen den Anführern der deutschen Völkerschaften diese Würde und machten sie dadurch zu ihren Statthaltern, auch wenn sie der Tat nach über dieselben gar keine Macht hatten, wie z. B. bei Theoderich dem Ostgoten und Chlodwig dem Franken.

„Um die neunte Stunde (3 Uhr nachmittags) beginnt wieder die Last der Geschäfte auf ihn einzudringen, und es nahen sich alle die, welche ihm etwas vorzubringen haben, und so dauert es fort bis zur Stunde des Abendessens, welches seine Freunde mit ihm teilen. Bisweilen, obwohl nicht häufig, werden während des Essens auch Spaßmacher zugelassen, welche aber keinen der Gäste durch ihre Witze verletzen dürfen. Man vernimmt aber da weder die Töne einer Wasserorgel, weder einen Chor, noch einen Einzelgesang, nur an solchen Tönen der Saiten, welche den Mut beleben und kräftigen, ergötzt sich der König. Sobald er dann aufsteht, werden allnächtlich die Schildwachen ausgestellt, welche alle Zugänge des Palastes bewachen."

So beschreibt uns ein Bischof jener Zeit das Leben des westgotischen Königs, und wir können danach ermessen, wie sehr das Leben dieser Goten, nach Verhältnis ihrer früheren Lebensweise auf ihren Wanderzügen noch fünfzig Jahre vorher, schon gebildet und verfeinert war.

Das Reich der Westgoten erstreckte sich damals nur erst zum Teil bis in Spanien hinein, den Hauptbestandteil desselben bildete das südliche Frankreich, wo auch die Hauptstadt Tolosa lag. In Spanien dagegen wohnten nach dem Abzuge der Vandalen nach Afrika und der Alanen, die mit ihnen gezogen waren, außer den Westgoten die Sueven. Als Torismund nicht lange nach der Völkerschlacht auf den katalaunischen Feldern starb und zwar nicht ohne Schuld seiner Brüder Theoderich II. und Friederich, wollten die Sueven, die im nordwestlichen Teile Spaniens bis an den goldreichen Tajo wohnten, diese Gelegenheit der Verwirrung unter den Westgoten benutzen, um diese ganz aus Spanien zu verdrängen. Da schickte Theoderich, der dem Suevenkönige Riccarius verwandt war, zuerst in friedlicher Absicht Boten an ihn und ließ ihm sagen, er möchte dem gotischen Gebiete fernbleiben,

sonst könnte der Ehrgeiz ihm manchen Schaden bereiten. Aber Riccarius entgegnete hochmütig: „Wenn du darüber schon murrst und mir zu kommen verbietest, so will ich dich in deiner Stadt Tolosa heimsuchen. Widersteh mir dort, wenn du es vermagst.“ Über diese Worte ergrimmte Theoderich und er zog gegen seinen Vetter, auch die Burgunden halfen ihm dazu. In dem Kampfe, der nun entbrannte, siegte die Sache der Goten, und die Scharen der Sueven mußten den Übermut ihres Königs fast mit völliger Vernichtung büßen. Riccarius floh auf ein Schiff und wollte so entkommen; aber ein Sturm warf ihn zurück an die Küste und lieferte ihn in die Hände der Westgoten. Er starb gefaßt den Tod, den er erwartete; den übrigen aber setzte der Sieger einen Statthalter, namens Attulf.

Kaum aber war Theoderich wieder fortgezogen, als die Sueven diesen Statthalter aufreizten, den Befehlen des Königs nicht Folge zu leisten. Attulf war übermütig und hochfahrend und betrug sich nicht, als hätte Theoderich ihm das Land verliehen, sondern als hätte er es durch eigene Kraft erworben. Darum mußte Theoderich aufs neue ein Heer entsenden. Dieses schlug alsbald den anmaßenden Mann und tötete ihn. Die Sueven kamen darauf flehentlich bittend zu Theoderich, und er gewährte ihnen ihr Gesuch, er setzte ihnen einen König aus ihrem eigenen Stamme, weil sie ungern einem Goten gehorchen wollten.

Theoderich bewährte seine Kraft und Tapferkeit nach allen Seiten; aber Greuel befleckten das westgotische Königshaus. Wie er nicht unschuldig gewesen war an dem Morde seines Bruders Torismund, so fiel er selbst auch wieder durch die Verschwörung seines Bruders Eurich im Jahre 466 nach Christi Geburt.

22. Eurich, König der Westgoten.

Obwohl die Goten und die Römer zum Schutze gegen die Macht Attilas sich vereinigt hatten, so gab es doch vorher

und nachher häufige Feindseligkeiten zwischen ihnen an den Grenzen der beiden Reiche. Im Jahre 474 ward Julius Nepos römischer Kaiser, und dieser gedachte endlich einmal Frieden zu machen. Damals war Eurich König der Westgoten und führte die Regierung mit starker Hand. An ihn wollte Nepos Gesandte schicken, damit in friedlichem Wege der Streit beigelegt würde. Er berief deshalb eine große Versammlung nach Ticinum (Pavia), welche über diesen Vorschlag beraten sollte. Davon erzählt uns der berühmte Bischof Ennodius folgendes. Sobald der Kaiser seine Absicht kund getan hatte, richteten sich aller Augen auf den Bischof Epiphanius; denn dieser wurde stillschweigend von allen als der fähigste zu diesem Geschäfte erkannt. So entließ ihn denn der Kaiser mit dem ehrenvollen Auftrage, beiden Völkern den Frieden zu sichern. Unter vielen Mühen und Entbehrungen gelangte Epiphanius über die Alpen nach Tolosa. Unterwegs unterließ der fromme Mann niemals seine gottesdienstlichen Übungen; sondern, wo er auch sein mochte, ob er in einem gastfreundlichen Hause übernachtete, oder unter dem Laubdach der Bäume des Waldes, er blieb seinen täglichen Übungen getreu. Sein Ruf eilte ihm voraus und namentlich freute sich Leo, der ausgezeichnetste unter den Bischöfen der Goten und zugleich ein treuer Freund und Ratgeber des Königs Eurich, daß er den Mann einmal sehen sollte, von dessen Ruhme er so viel vernommen hatte.

Als Epiphanius ankam, trat er vor den König Eurich, begrüßte ihn und redete in lateinischer Sprache folgendermaßen: „Gewaltiger König, obwohl der Ruhm deiner Tapferkeit und deiner Macht deinen Namen den Ohren deiner Mitmenschen schrecklich macht, so bedenke doch, daß nur die Hand des höchsten Gottes dir deine Macht gegeben hat, und daß auch selbst dein Schwert und dein starker Arm dich

nicht schützen können, wenn der allmächtige Gott dir zürnt. Erinnere dich daran, daß auch du einen Herrn hast, dessen Gebot wir alle befolgen müssen, denke aber auch daran, daß man den nicht einen starken Mann nennen kann, der sich vom Zorne hinreißen läßt, und beherzige, daß derjenige am sichersten sein Eigentum schützt, welcher fremdes nicht begehrt. Mein Kaiser Nepos hat mich zu dir geschickt, daß ich mit dir eine friedliche Ausgleichung über die Grenzen unserer Länder besprechen soll. Obwohl er den Kampf nicht scheut, so zieht er den Frieden vor. Er bittet dich, die alten Grenzen gelten zu lassen, und wünscht sich deinen Freund zu nennen, wo er doch eingedenk der früheren Verträge verdient hätte, dein Herr zu heißen."

Als Eurich diese Worte vernommen hatte, beschwichtigte er ein Murren, das sich unter den Seinen erhob, und erwiderte dem Epiphanius in gotischer Sprache, daß er der Ermahnung dieses Gesandten nachgäbe. Leo konnte seine Freude über die Worte des Epiphanius nicht zurückhalten. Der König aber wandte sich zu diesem und sprach zu ihm: „Obwohl der Panzer meine Brust nicht verläßt und meine linke Hand den Schild immer zu tragen bereit ist, wie meine rechte das Schwert: so habe ich doch einen Mann gefunden, der den Bewaffneten besiegt durch seine Worte. Ich sehe, daß die Römer nicht bloß sich gegen die Reden anderer zu verteidigen wissen, sondern daß auch die Worte, die sie an andere richten, zu Herzen dringen. Ich werde tun, ehrwürdiger Bischof, was du forderst; denn du stehst höher in meiner Achtung, als die Macht dessen, der dich sendet. Empfang meinen Eid und versprich auch du anstatt deines Kaisers, daß an der Grenze unserer Reiche fortan Freundschaft walten soll." Als das geschehen, nahm der Bischof Abschied und kehrte wieder heim und wollte nicht an dem glänzenden Gastmahle teilnehmen, welches der König ihm zu

Ehren geben wollte; denn er sagte, es wäre wider die Gewohnheit seines einfachen Lebens, bei einem Gastmahle zu sein. Als der König Eurich ihn nicht bewegen konnte, ließ er ihn ruhig heimziehen; aber der Ruf des Bischofs Epiphanius war so groß, daß tausende der Bürger von Tolosa ihm das Geleit gaben. So erzählt uns Ennodius.

In den Bedingungen des Friedens war die Rhone als die östliche Grenze des westgotischen Reiches festgestellt. Aber nicht lange nachher stürzte das weströmische Reich durch Odoaker zusammen: da war auch Eurich nicht mehr an die Verträge mit dem Kaiser Nepos gebunden, sondern erweiterte seine Macht so sehr, daß er als der mächtigste König der Westgoten betrachtet werden muß. Unter ihm ist die Blüte des westgotischen Reiches, das sich von den Alpen bis an den atlantischen Ozean und von der Loire bis an die Meerenge von Gibraltar erstreckte. Nur im Nordwesten des Landes Spanien wohnten noch die Sueven. Eurich sorgte für die Sicherheit seines Reiches, indem er die seeräuberischen Sachsen bezwang, die damals auch bis nach Spanien kamen. Er zuerst ließ die Gesetze der Westgoten aufschreiben; denn bis auf ihn wurde das Recht der Westgoten nur nach der Überlieferung gesprochen.

Mit ihm (484) aber endet auch die Blüte seines Reiches in Gallien; denn sein Sohn Alarich ward von dem Frankenkönig Chlodwig besiegt und erschlagen, und nur im südlichen Winkel Frankreichs, an den Pyrenäen, herrschten noch die Goten in der Grafschaft Septimanien. Dafür blühte ihr Königreich nachher in Spanien wieder auf. Einstweilen aber verlassen wir nun die Westgoten und wenden uns der Auflösung des Hunnenreiches, ostgotischen und vandalischen Erzählungen zu, bis wir später noch einmal zu den Westgoten zurückkehren, aber nur, um den Verfall und Sturz ihres Reiches zu erzählen.

23. Attilas Tod und Begräbnis.

Als Attila sich schon dem Alter näherte, nahm er außer den vielen Frauen, die er nach dem Brauche seines Volkes schon hatte, noch eine namens Ildico. Nachdem die Hochzeit mit großer Pracht und Fröhlichkeit gefeiert war, fiel Attila ganz trunken in einen schweren Schlaf. Es geschah aber häufig, daß er aus der Nase blutete und so war es auch in dieser Nacht. Aber weil er auf dem Rücken in tiefem Schlafe lag, konnte das Blut nicht ausfließen, sondern füllte ihm den Mund und die Luftröhre und erstickte ihn. So starb die Gottesgeißel, die so viele Kämpfe unversehrt bestanden hatte, eines schimpflichen Todes durch das Übermaß des getrunkenen Weines.

Am folgenden Tage, als schon ein großer Teil des Morgens verstrichen war, ahnten die Diener des Königs irgend etwas Ungewöhnliches, weil es im Zelte des Attila so still war. Sie erhoben ein gewaltiges Geschrei; als sie aber auch da noch nichts vernahmen, erbrachen sie die Tür und fanden den Attila ohne irgend eine Wunde durch das vergossene Blut erstickt. Da schnitten sie, wie es bei ihrem Volke Sitte war, einen Teil ihrer Haare ab und verunstalteten ihre häßlichen Gesichter noch mehr durch tiefe Wunden, damit ein so vortrefflicher Kämpfer nicht durch weibische Klagen, sondern durch das Blut der Männer betrauert würde. Da soll sich auch das Wunder ereignet haben, daß dem Kaiser Marcian, der in beständiger Furcht vor dem so grimmigen Feinde lebte, im Traume in derselben Nacht der Bogen des Attila zerbrochen erschien. Der Bogen aber galt auch bei dem Hunnenvolke als ein Zeichen der Macht ihres Königs. Überall aber war Attila so sehr gefürchtet, daß sein Tod den Menschen wohl als ein Geschenk des Himmels erscheinen durfte.

Die Hunnen begingen nun sein Begräbnis auf folgende Weise. Mitten auf dem Felde wurde der Leichnam in

einem seidenen Zelte auf feierliche Weise zur Schau für alle ausgestellt. Auserlesene Männer aus dem ganzen Hunnenheere schritten rund um dieses Zelt langsam einher und erzählten die Taten ihres Königs in Klageliedern: „Hier liegt Attila, der edle König der Hunnen, Sohn des Königs Mundzuk, Herr der tapfersten Völker, welcher mit einer vor ihm unerhörten Macht die Reiche Szythiens und Germaniens allein besessen hat, der Schrecken beider römischen Reiche, deren Städte er zerstörte, und von denen er, durch ihr Flehen erweicht, einen Jahrgehalt annahm. Und nachdem er dies alles mit solchem Glücke ausgeführt, ist er nicht durch eine Wunde von seinen Feinden, nicht durch einen Betrug der Seinigen gefallen, sondern in tiefem Frieden ist er ohne ein Gefühl des Schmerzes unter Freuden gestorben. Darum kann sein Tod von seinen Freunden nicht gerochen werden.“ Nach diesem Grabgesange feierten sie an seinem Sarge das Leichenbegängnis mit unendlichem Zechgelage, und indem sie so widersprechende Gegensätze miteinander verbanden, jauchzten und klagten sie abwechselnd.

In tiefer Nacht ward die Leiche im geheimen der Erde übergeben. Sie legten den König erst in einen goldenen Sarg, diesen in einen silbernen und diesen wieder in einen eisernen, indem sie damit andeuten wollten, daß diese Metalle dem mächtigsten Könige zukämen: das Eisen, weil er damit die Völker bezwungen hatte, das Gold und das Silber, weil er diese Metalle als seinen Tribut von den großen Reichen empfangen hatte. Sie fügten dann noch die Waffen hinzu, welche er sich durch Erlegung von Feinden erworben hatte, den Pferdeschmuck, der reich mit Edelsteinen besetzt war, und Abzeichen anderer Art, die man an seinem Hofe zu tragen pflegte. Aber damit die menschliche Neugier und Habsucht diese Schätze verschonte, wurden alle, die zu diesem Begräbnisse vorher ausersehen waren, zum Lohne getötet.

24. Auflösung des Hunnenreiches.

Nur die gewaltige Tatkraft des Hunnenfürsten Attila hatte ihn zum Herrn so vieler Völker gemacht und sein Reich gesichert, mit seinem Tode aber brach auch sofort der Verfall herein. Denn nach seinem Tode strebte jeder der erste zu sein; die zahlreichen Söhne Attilas machten sich untereinander die Ehre streitig, ihres Vaters Herrschaft zu erben; denn die Menge der Nachfolger ist gefährlicher für ein Reich, als der Mangel derselben. Als der Gepidenkönig Ardarich diesen Streit der Brüder sah, ward er unwillig, daß auch noch fernerhin so viele Völker wie Sklaven dem Willen der Hunnen gehorchen sollten, und reizte nicht allein sein Volk, sondern auch die übrigen deutschen Stämme zum Abfall. So waffneten sich alle gegeneinander, die kurz vorher noch, ohne an Ungehorsam auch nur zu denken, dem Willen Attilas blindlings gehorcht hatten, und in Pannonien am Netadflusse (Waag) ward eine blutige Schlacht geschlagen. Es mochte ein seltsames Schauspiel sein, wie da die verschiedenen Völkerstämme, jeder nach der ihm eigentümlichen Bewaffnung miteinander kämpften. Die Gepiden schwangen den Speer, die Ostgoten fochten mit dem Schwerte, die Hunnen schossen mit Pfeilen, und jagten fast eben so schnell auf ihren Rossen einher, die Sueven hielten festen Stand in dichtgescharten Reihen zu Fuß, die Heruler bedienten sich leichter Waffen und die Alanen schwerer Rüstung. Nach vielen Wechselfällen des Kampfes verblieb Ardarich und den Gepiden der Sieg, nachdem 30 000 Hunnen auf dem Schlachtfelde erschlagen waren. Auch Ellac, der geliebteste Sohn Attilas, fiel in diesem Kampfe. Ihn hatte der Vater allen anderen Söhnen vorgezogen und zu seinem Nachfolger bestimmt; aber das Schicksal wollte es anders, und Ellac starb so, daß der Vater, wenn er noch gelebt hätte, seinen Tod nicht anders hätte wünschen können.

Die Hunnen flohen dahin, wo sie einst in der Nähe

des schwarzen Meeres gewohnt hatten. Ardarich aber gründete nun ein mächtiges Reich, und die meisten Völker aus deutschem Stamme, welche vorher Attila gehorcht hatten, waren ihm untertan. Alsdann schickte er auch Boten an den Kaiser Marcian und bat diesen, seinem Volke das Land, welches sie jetzt inne hätten, zum dauernden Wohnsitz zu schenken. Es hieß damals Dacien und lag nördlich von dem unteren Laufe der Donau, durchströmt von dem sumpfigen Tibiscus (Theiß). Marcian bewilligte ihnen dieses Land gern, und so wohnten dort die Gepiden; aber die stammverwandten Ostgoten wollten ein eigenes Land für sich und siedelten sich deshalb weiter westlich in dem Lande an, das damals Pannonien hieß. Das Gepidenreich aber bestand lange in Dacien, bis ungefähr 100 Jahre später Alboin, der Langobardenkönig, den letzten Gepidenkönig Kunimund schlug und dem Reiche ein Ende machte.

25. Der Sturz des weströmischen Kaisertumes (476).

Nicht so sehr lange nach dem Auseinanderfallen des großen Hunnenreiches zerfiel ein anderes, das fester gegründet zu sein schien, als jenes, und das seit vielen Jahrhunderten schon die schwersten Stürme von innen und von außen ausgehalten hatte, das war das weströmische Kaisertum. Es fiel durch Odoaker, den Anführer der Rugier, welche einen Zweig des großen gotischen Völkerstammes ausmachten. Von Odoaker aber erzählt man folgende Sage.

Als er in seinem Jünglingsalter einstmals mit einigen anderen Stammesgenossen nach Italien ziehen wollte, kehrten sie unterwegs in Pannonien bei dem heiligen Severinus ein, damit er ihnen seinen Segen gäbe. Odoaker war ein lang gewachsener stattlicher Mann, und die Zelle des Einsiedlers war nicht hoch, so daß der Jüngling mit seinem Kopfe an die Decke reichte. Er war mit einem schlechten Gewande bekleidet; aber der Einsiedler erkannte, daß etwas Besonderes

an ihm war, und darum sprach er zu ihm: „Zieh hin nach Italien, mein Sohn, jetzt zwar im schlechten Gewande; aber du wirst einstmals vielen reiche Gewänder schenken."

Odoaker zog hin nach Italien und wurde dort Anführer der kaiserlichen Leibwache. Er sah, wie dort alles so faul und zerüttet war und daß es nur eines Anstoßes bedurfte, um die ganze morsche Reichsverfassung über den Haufen zu werfen. Als nun der Patricius Orestes*) seinen Sohn Romulus zum weströmischen Kaiser machte, hielt Odoaker die Zeit für gekommen, diesem Treiben und dem Wechsel der Herrscher ein Ende zu machen: er tötete den Orestes in Placentia (Piacenza) und zog dann in Ravenna ein, um den Kaiser abzusetzen. Dieser war erst 16 Jahre alt, so daß man ihn darum auch nicht Augustus, d. h. Kaiser nannte, sondern Augustulus oder Kaiserlein. So endete das weströmische Reich mit einem Romulus, wie es einst vor 1200 Jahren mit einem anderen Romulus begonnen hatte, und es schien die alte Weissagung erfüllt, daß Rom sechs Jahrhunderte hindurch steigen und sechs Jahrunderte hindurch fallen würde. Aus Mitleid mit der Jugend und der Schönheit des Kaiserleins schenkte Odoaker ihm das Leben und einen Landsitz in Kampanien und dazu einen Jahresgehalt von 6000 Goldstücken. Er selbst wurde König in Italien genannt, und zur Aufrechthaltung seines Reiches dienten ihm die deutschen Stämme der Rugier, zu denen er selbst gehörte, der Skiren, der Turcilinger und der Heruler. Diesen deutschen Stämmen mußten

*) Patricius war eine der höchsten Würden, die der Kaiser verlieh, und die bei der Auflösung des römischen Reiches von sehr großer Bedeutung wurden. Die oströmischen Kaiser namentlich verliehen den Anführern der deutschen Völkerschaften diese Würde und machten sie dadurch zu ihren Statthaltern, auch wenn sie der Tat nach über dieselben gar keine Macht hatten, wie z. B. bei Theoderich dem Ostgoten und Chlodwig dem Franken.

die Bewohner Italiens ein Drittel alles Grundbesitzes abtreten; in anderen Dingen aber ward nicht viel geändert.

Odoaker aber war 13—14 Jahre lang unangefochten König in Italien, da kam ein anderer deutscher Volksstamm daher, geführt von einem anderen gewaltigen Könige, und diesem mußte auch Odoaker unterliegen.

26. Theoderich der Große.

Nachdem die Ostgoten sich von der Herrschaft der Hunnen befreit hatten, lebten sie unter den drei Anführern aus dem Geschlechte der Amelungen Walamir, Theodemir und Widemir. Walamir wohnte den Hunnen zunächst und hatte deshalb manche Kämpfe mit ihnen zu bestehen. Als er einst seinem Bruder Theodemir die Nachricht von einem großen Siege überbringen ließ, ward am selben Tage diesem ein Sohn geboren, in der Nähe des Neusiedlersees im jetzigen Ungarn. Theodemir nannte diesen Sohn Theoderich (455).

Der Kaiser Marcian von Ostrom war mit ihnen allen wohl befreundet und gab ihnen Geschenke, um sie von Einbrüchen in das oströmische Reich abzuhalten. Damit aber der Friede und die Freundschaft Bestand hätte, bat er sich den Sohn Theodemirs als Geisel ihres Bündnisses aus. Zwar wollte Theodemir zuerst seinen einzigen Sohn nicht hingeben; allein Walamir bat ihn um des Friedens willen, und da gewährte es Theodemir. Auf diese Weise kam Theoderich nach Konstantinopel und wurde dort von seinem achten Jahre an erzogen. Er war ein herrlicher Knabe, begabt mit allen Fähigkeiten des Leibes und der Seele, so daß ihn der Kaiser sehr lieb gewann; aber in den Wissenschaften wurde er dort wenig unterrichtet und lernte darum auch nicht schreiben. Als er später der mächtige König der Ostgoten wurde, unterzeichnete er seinen Namen so, daß er eine goldene Platte auflegte, welche mit den vier Anfangsbuchstaben

seines Namens durchbrochen war, und dann mit einer Feder hindurchstrich. Aber Theoderich lernte in Byzanz alle Künste und Verstellungen des oströmischen Hofes kennen und wurde, auch ohne schreiben zu können, doch feiner gebildet, als seine Landsleute.

Während er dort weilte, hatten die Ostgoten, die in Pannonien wohnten, noch manche Kriege zu bestehen. Einmal kamen die Sueven, die nach dem Abzug ihrer Brüder nach Spanien im Süden des jetzigen Deutschlands noch übrig waren, unter ihrem Könige Hunnimund und trieben die Herden der Goten hinweg. Sie wurden geschlagen; aber nun riefen sie andere deutsche Völkerstämme herbei, und in der Nähe des adriatischen Meeres kam es zum Treffen. Die Felder wurden benetzt von dem Blute, und das Meer erschien rot, und die zerbrochenen Waffen und die Leichen wurden nach dem Treffen wie Hügel aufgetürmt; aber in diesen Kriegen blieb immer den Goten der Sieg, obwohl auch Walamir fiel.

Einstmals mitten im Winter, als die Donau, wie es damals gewöhnlich geschah, fest zugefroren war, so daß die schwersten Frachtwagen hinüberfahren konnten, ging Theodemir mit seinen Ostgoten über das Eis, um die Sueven mit ihren Verbündeten anzugreifen. Die Sueven wohnten nordwärts von der oberen Donau und waren verbunden mit den Alemannen, deren Herrschaft im Süden der Donau bis an die Alpen ging, aber auch weit nördlich sich erstreckte. Östlich von den Sueven wohnten die Bavaren oder Bayern, die mit den Ostgoten hielten, nördlich die Thüringer und westlich die Franken. Theodemir besiegte die überraschten Sueven und begab sich dann wieder heim nach Pannonien. Als er dort wieder ankam, hörte er von den Taten seines Sohnes Theoderich. Dieser war achtzehn Jahre alt, von Konstantinopel zurückgekehrt und hatte sich gleich eine Schar gesammelt,

um gegen den König Babai zu ziehen. Der Name eines Amelungen, der hohe Wuchs und das einnehmende Wesen des jungen Fürsten flößte den Ostgoten Ehrfurcht ein, und sie waren ihm gern nach Osten gefolgt. Babai feierte gerade einen Sieg in seiner Stadt Singidunum (Belgrad), da nahte Theoderich, besiegte den König und fügte die Stadt dem Reiche seines Vaters hinzu.

Die Goten lebten aber zu dieser Zeit mehr von Raub und Plünderung ihrer Nachbarn, als daß sie Viehzucht und Ackerbau getrieben hätten. Dabei waren sie grausam und gewissenlos, so daß sie einst, als sie ein Volk bezwangen, allen Männern die rechte Hand abschlugen. So konnten auch diese Unglücklichen den Pflug nicht mehr führen und weder für sich noch für die Goten den Acker bebauen. Auch fing die andere Beute schon an zu mangeln, weil die Völker rund umher ausgeplündert waren. Es war aber den Goten nicht recht, daß sie nun, nachdem sie solange vom Kriege ihren Unterhalt gehabt hatten, in Frieden leben und selbst den Acker bauen sollten und deshalb gingen ihrer viele mit großem Geschrei zum Könige Theodemir und forderten ihn auf, sie hinzuführen, wohin er nur wolle. Da rief Theodemir seinen Bruder Widemir, und sie warfen das Los, wer von ihnen beiden ausziehen sollte. Dies entschied für Widemir, und darum zog dieser mit einer Schar nach Italien, um dies Land zu durchstreifen, noch einige Jahre, bevor Odoaker das weströmische Kaisertum vernichtete. Aber Widemir starb und hinterließ die Anführung seinem Sohne, der auch Widemir hieß. Diesen suchten die Römer zu besänftigen, und der Kaiser Glycerius schickte ihm reiche Geschenke mit der Bitte, er möchte doch nach Gallien zu den Stammverwandten der Ostgoten, zu den Westgoten hinübergehen. Diese Geschenke nahm Widemir und wurde dann von den Westgoten freundlich aufgenommen, und seine Ostgoten ver-

wuchsen mit diesen Stammesverwandten bald zu einem einzigen Volke.

Theodemir aber blieb in den alten Wohnsitzen in Pannonien und Illyrien und dehnte sein Reich noch weiter aus. Aber er starb bald und hinterließ nun das ganze ostgotische Reich seinem einzigen Sohne Theoderich. Als der oströmische Kaiser Zeno hörte, daß Theoderich König der Ostgoten geworden wäre, lud er ihn freundlich nach Konstantinopel zu sich ein. Theoderich folgte dieser Einladung und ward von dem Kaiser mit allen Ehren aufgenommen. Nicht lange hernach rettete der Gotenkönig dem Kaiser bei einer Empörung das Leben und den Thron, und dafür nahm Zeno ihn zu seinem Sohne an und gestattete ihm, als Sieger in Konstantinopel einen Triumph zu halten. Auch machte er ihn zum Konsul und stellte vor seinem Palaste ein Reiterstandbild des Königs der Ostgoten auf.

Während aber Theoderich im Palaste und in der Stadt des Kaisers aller Ehren genoß, kamen Boten seines Volkes klagend zu ihm, daß ihnen ihre Lebensmittel nicht mehr hinreichten. Da zog Theoderich es vor, lieber nach alter Weise seines Volkes durch Kampf und Mühe sich den Lebensunterhalt auf Kosten anderer zu erwerben, als selbst beim Kaiser der Ruhe zu genießen und sein Volk unterdessen darben zu lassen. Darum sprach er zu Zeno: „Obwohl mir nichts abgeht, während ich hier dein Diener und Genoß an deinem Hofe bin, so habe ich doch eine Bitte an dich, die du mir gütig gewähren wollest.“ Zeno versprach ihm zu Willen zu sein und fragte, was es wäre. Da fuhr Theoderich fort: „Italien ist so lange von deinen Vorgängern glücklich beherrscht worden, warum soll denn jetzt die Hauptstadt der Welt unter der Tyrannei der Rugier und Turcilinger schmachten? Sende mich dahin mit meinem Volke, damit du selbst der Beschwerden dieses Krieges überhoben

bleibst, und dann, wenn ich dort die Feinde besiegt habe, soll der Ruhm deiner Milde dort leuchten. Denn es versteht sich, daß ich, dein Diener und dein Sohn, jenes Reich nur durch deine Schenkung besitzen kann; es ist aber nicht billig, daß ein anderer, den du nicht kennst, das Joch der Tyrannei dem Senate von Rom und jenem Lande auferlege. Wenn ich den Sieg erhalte, so werde ich das Land durch das Geschenk deiner Milde besitzen; unterliege ich aber, so wirst du nichts verlieren, sondern sogar auch noch den Lohn gewinnen, den du jetzt jährlich meinem Volke zahlst."

Als Zeno diese Worte vernahm, war ihm zwar der Abschied von seinem besten Freunde nicht lieb; aber doch wollte er ihm seine Bitte nicht versagen, die ja auch für ihn selbst so vorteilhaft war. Andere erzählen auch, daß Zeno dem Theoderich selbst im geheimen den Rat gegeben habe, daß er ihm diese Bitte vorlegen sollte, was auch gar wohl zu glauben ist; denn es war ja immer die kluge Absicht der Kaiserlichen, die deutschen Stämme oder die Barbaren, wie man sie nur nannte, durcheinander selbst aufzureiben. Theoderich reiste alsbald hin zu seinem Volke und forderte es auf zum Zuge nach Italien. Das war ihnen allen recht; denn längst waren dunkle Berichte von der Schönheit des Landes und der Fruchtbarkeit des Bodens zu den Ohren der Ostgoten gedrungen, die in dem rauheren Pannonien, das sie selbst verödet hatten, sich nach einem ergiebigeren Boden und nach reicherer Beute sehnten. Das ganze Volk der Ostgoten brach auf nach Südwesten, im Jahre 489. Aber Odoaker hatte von dem Herannahen des gewaltigen Heeres vernommen und war nicht willens, ihnen ohne Kampf die Herrschaft über das schöne Land abzutreten. Die Millionen der römischen Bewohner aber waren seit Jahrhunderten nur an das Gehorchen gewöhnt und ließen sich die Herrschaft des Mächtigeren gefallen. Die deutschen

Volksstämme in Italien jedoch hatten noch den alten Mut bewahrt, und unter der Führung der beiden Könige Odoaker und Theoderich fochten sie gewaltige Schlachten. Auch Theoderich erlitt in diesem Kriege manche Niederlage und einmal sogar konnte er in einem Treffen dem Andrang der Fliehenden nicht widerstehen, sondern ward selbst mit fortgerissen. Da trat ihm aber seine Mutter in den Weg und sprach zürnend: „Du willst fliehen?“ Da kehrte Theoderich alsbald wieder um und es gelang ihm, dem anstürmenden Feinde einen Damm entgegenzusetzen*). Am Morgen der heißesten Schlacht dieses Krieges, als eben die Sonne aufging, trat Theoderich in das Zelt seiner Mutter und sprach zu ihr: „Der Tag ist da, wo du der Welt beweisen kannst, daß du einen Sohn geboren hast, der seiner Väter würdig ist. Das Bild meines Vaters schwebt vor meinen Augen, der im Kampfe nie etwas dem Zufall des Geschicks, sondern nur seiner eigenen Kraft verdankte. Ihr aber übergebt mir jetzt die Gewänder, die ihr mühsam und mit Kunst bereitet habt; wer mich an meinem Mute nicht erkennt, der erkenne mich am Glanze meines Kleides, daß dieser die Feinde heranlocke und begierig mache von mir Beute zu erlangen.“ Als Theoderich diese Worte noch sprach, erklang schon die Trompete zum Treffen. Es war der gewaltigste Kampf dieses Krieges und ein entscheidender Sieg für Theoderich und die Ostgoten.

Odoaker nahm seine Zuflucht in das feste Bollwerk von Ravenna. Drei Jahre lagen die Goten vor dieser durch Sümpfe geschützten Stadt und konnten sie nicht gewinnen, und wenn Odoaker eine günstige Gelegenheit wahrnahm, so machte er einen Ausfall und verbreitete Furcht im gotischen Lager. Aber in der Stadt wütete auch ein grimmiger Feind,

*) Man denke hier an die Worte des Tacitus in unserer Einleitung, Seite 21.

der mit den Goten verbündet war, das war der quälende Hunger, der Odoaker und seine Leute zuletzt zwang, Leder und ähnliche Dinge statt Speise zu verzehren. Endlich gab Odoaker nach, da er einsah, daß er Ravenna wohl verteidigen, aber doch sein Reich nicht wieder gewinnen könnte. Die beiden Könige knüpften Unterhandlungen an und beschwuren einander, daß Odoaker fortan friedlich im Reiche Italien leben und Theoderich König sein solle. Da wurden die Tore geöffnet, und bevor die Goten einzogen, am 5. März 493, schritt der Erzbischof von Ravenna, in feierlichem Aufzuge, von seiner ganzen Geistlichkeit umgeben, unter Absingung von Psalmen und Gesängen dem Ostgotenkönige entgegen. Sie fielen vor ihm nieder und baten auch für sich um Schonung ihres Lebens und ihrer Habe, und auch ihnen gewährte Theoderich ihre Bitte. Aber bald nachher brach Theoderich sein Wort und ließ Odoaker töten; denn er sagte, Odoaker habe ihm nach dem Leben getrachtet.

Von da an herrschte Theoderich allein über Italien sowohl, als über die Gegenden nördlich und nordöstlich von Italien, die er früher bewohnt hatte. Zu seiner Zeit war die Herrschaft deutscher Stämme, die damals auch alle noch deutsch redeten, so groß und gewaltig, wie sie niemals vor ihm und nach ihm gewesen ist. Im nördlichen Afrika herrschten die seemächtigen Vandalen, deren Flagge siegreich wehte durch das ganze Mittelmeer; in Spanien bis in den Süden des jetzigen Frankreich die Westgoten und neben ihnen im nordwestlichen Spanien die Sueven; im nördlichen Frankreich und im jetzigen Belgien die Franken; südöstlich von ihnen um die Rhône lag das damals noch bestehende Reich der Burgunden, und weiter südöstlich von diesen begann das Reich der Ostgoten, das nördlich bis an die Donau sich erstreckte und südlich die Insel Sizilien mit umfaßte, während Sardinien zu dem Reiche der Vandalen gehörte. Die Donau weiter

abwärts wohnte ein anderer gotischer Stamm, die Gepiden, in einem mächtigen Reiche, während ihre späteren Bezwinger, die Langobarden, noch auf der Wanderung waren. Die Thüringer und Alemannen in der Mitte und im Süden des jetzigen Deutschlands waren mit den Franken befreundet, zum Teil ihnen untertan; nördlich von den Thüringern aber wohnten die Sachsen in ihren alten Stammsitzen und nordwestlich von ihnen die Friesen. England war bevölkert von den Angelsachsen, die damals gegen die Briten kämpften. Unter allen diesen Völkern aber war der Name Theoderichs bekannt und berühmt; denn er war der mächtigste König seiner Zeit.

Die umwohnenden Völker, die Westgoten in Gallien, die Franken und Thüringer gerieten in Schrecken, als sie die großen Erfolge der Ostgoten vernahmen; aber ihr Schrecken verwandelte sich in Bewunderung und Zutrauen, als sie vernahmen, daß Theoderich den Frieden und nur den Frieden wollte. Damit er diesen erhalten könnte, half er den Bedrängten. Als Chlodwig die Alemannen bei Zülpich geschlagen hatte (496), wandten sich diese bittend an den Ostgotenkönig, und viele von ihnen flohen in das ostgotische Reich. Die Flüchtlinge sowohl, wie die noch in ihren Sitzen gebliebenen Alemannen nahm Theoderich in seinen Schutz und ließ Gesandte mit Briefen zum Frankenkönig gehen. In diesen hieß es: „Ich wünsche dir Glück zu deinem ruhmvollen Siege über das Volk der Alemannen; aber ich bitte dich auch, denen Gnade widerfahren zu lassen, welche um meine Verwendung bei dir flehend zu mir gekommen sind. Wenn du dieser meiner Bitte nachgibst, hast du auch nicht nötig darüber in Sorge zu sein, inwiefern ich mich sonst etwa in diese Sache mischen könnte.“ Darauf antwortete ihm Chlodwig: „Es freut mich, daß mein Sieg über die Alemannen dir nicht weniger fromm als glücklich zu sein

ſcheint, und ich erkenne gern dein Wohlwollen und deine Menſchlichkeit, mit welcher du mich um die Schonung bitteſt, die ich auch früher ſchon den Alemannen bewilligen wollte, nun aber um deiner Ehre willen ihnen widerfahren laſſe. Um deinetwillen mögen ſie ihre väterlichen Wohnſitze behalten und dort mir treu ſein. Wenn aber in Zukunft ihre bisherige Gewohnheit mehr über ſie vermag, als meine Milde, dann wirſt du ſelbſt es billigen, wenn ich an ihnen ein ſchweres, blutiges Beiſpiel aufſtelle.“ So blieb der Friede zwiſchen den beiden Fürſten erhalten, aber Theoderich erhielt auch einen großen Teil des Alemannenreiches. Einige Zeit nachher ſchloß Theoderich mit Chlodwig einen Bund gegen die Burgunden, um ſich das Land derſelben untereinander zu teilen; wenn aber einer von ihnen nicht käme, ſo ſolle er dem andern eine große Geldſumme bezahlen. Während Chlodwig über die Burgunden herfiel und ſie ſchlug, rüſtete Theoderich nur zum Scheine und wartete den Ausgang ab, indem er mit ſeinen Goten nur langſam näher kam. Denn er hatte ſich beſonnen und wollte weder einen der Goten opfern, noch auch die Burgunden allzuſehr ſchwächen. So mußte er freilich die bedungene Strafe bezahlen; allein dafür erhielt er einen großen Teil des burgundiſchen Landes an der Rhône.

Nicht lange nachher entſtand Krieg zwiſchen Chlodwig und Alarich, dem Weſtgotenkönige, deſſen Reich ſich damals nördlich noch bis an die Loire erſtreckte. Bevor derſelbe ausbrach, warnte Theoderich beide Könige und ſchrieb an Alarich, der ſein Schwiegerſohn geworden war: „Zwar gebührt auch den Weſtgoten als den Beſiegern des Hunnenkönigs Attila für immer Ehre und Ruhm; aber ſeit langer Zeit iſt dein Volk weichlich geworden in dem erſchlaffenden Frieden: darum warne ich dich, dein Volk auf einmal einem ſolchen Kriege auszuſetzen. Denn für diejenigen, die nicht mehr an den

Kampf gewöhnt sind, ist es schrecklich, Blut zu vergießen. Zürne mir nicht über diese Worte; denn weise Mäßigung erhält die Völker, der aufbrausende Zorn bringt gemeiniglich nur Verderben, und nur dann ist es gestattet, die Waffen zu ergreifen, wenn die Mahnung der Gerechtigkeit bei dem Gegner kein Ohr mehr findet. Deshalb warte noch erst, bis meine Gesandten auch zum Frankenkönige gegangen sind; kein vergossenes Blut reizt euch zur Rache und noch ist nicht eine Provinz verloren, die der eine dem andern wieder zu entreißen hätte; sondern bis jetzt ist euer Streit nur noch in Worten. Laßt es dabei bewenden und die Waffen ruhen." Alsdann aber ließ er auch dem Frankenkönig Chlodwig sagen: „Das versöhnliche Gemüt der Könige erhält die ersehnte Ruhe der Völker: darum wundere ich mich, daß dein Gemüt durch geringfügige Ursachen so erregt ist, daß du mit meinem Sohne Alarich einen schweren Krieg führen willst, über den sich alle, die euch fürchten, nur freuen können. Ihr seid beide Könige großer Völker, beide im blühenden Lebensalter und wollt nun die Völker gegeneinander führen zu blutigem Zwist: wahrlich, ich muß es frei heraussagen, mein Gemüt ist zornig darüber, daß ihr auf die erste Gesandtschaft, die ihr einander geschickt, beide gleich zu den Waffen greifen wollt. Nach dem Rechte des Vaters und des Freundes warne ich und bitte ich euch, steckt noch jetzt das Schwert wieder in die Scheide."

Aber wenn es auch dem großen König gelang durch seine Mahnungen und Drohungen erst noch den Frieden aufrecht zu erhalten, so war doch auf die Dauer alles vergebens. Chlodwig griff Alarich an, und die Goten verloren ihr Reich in Frankreich bis auf den südlichen Teil, die Grafschaft Septimanien, und Alarich selbst verlor das Leben. Noch weiter hätte Chlodwig seine siegreichen Waffen getragen, wenn ihm da nicht Theoderich ein Heer Ostgoten entgegengeschickt

hätte. Diese schlugen die Franken und zwangen sie zur Umkehr. Von da an herrschte Theoderich eine Zeitlang über beide gotische Reiche, aber mehr dem Namen als der Tat nach; denn da sein Enkel Amalarich noch ein Knabe war, ward Teudes König der Westgoten, der nur dem Namen nach von Theoderich abhängig war.

Besonders gedachte Theoderich den Frieden der Völker zu sichern durch die Freundschaft ihrer Könige, und darum bestrebte er sich, sie alle durch Verwandtschaft mit sich und untereinander zu verbinden. Er nahm selbst Audoflede, die Schwester des Frankenkönigs Chlodwig, zur Gemahlin und gab seine Schwester Amalafride dem Vandalenkönig Trasamund und geleitete sie selbst dahin mit einem Gefolge von tausend der vornehmsten Goten, deren jeder ein Gefolge von fünf bewaffneten Männern bei sich hatte. Seine Tochter Amalaberga gab er dem Thüringerkönige Irmenfried, seine Tochter Theodigota vermählte er dem Westgotenkönige Alarich und seine Tochter Ostrogota dem Burgundenkönige Sigismund, dem er auch nachher Schutz verlieh, als Chlodwig das burgundische Reich ganz zerstören wollte. Als er vernahm, daß in Spanien noch einer aus dem Geschlechte der Amelungen lebte, namens Eutarich, rief er ihn zu sich und vermählte ihn mit seiner Tochter Amalasunta, der späteren Gotenkönigin. Es war kaum ein deutscher Stamm, dessen König nicht durch Verwandtschaft mit dem Gotenkönige verbunden war.

Aber wenn auch Theoderich seinen Zweck bei den anderen Völkerstämmen nicht ganz erreichte, so doch bei seinem eigenen Volke und in seinem Lande; denn nach der Besitznahme Italiens breitete dreiunddreißig Jahre lang bis an den Tod des Königs der Friede seine Segnungen über das so oft verheerte Land. Der Wohlstand kehrte zurück und die Lebensmittel wurden zu beispiellos niedrigen Preisen verkauft. Theoderich wandte seinen Fleiß und seine Umsicht auf die

Austrocknung der pontinischen Sümpfe, wie auf die Ausbeutung der Bergwerke, vor allen Dingen aber auf die Erhaltung und Ausbesserung der kostbaren Bauwerke. An Geld setzte er dafür jährlich zwölfhundert Pfund Gold und die Einkünfte des lucrinischen Hafens aus, außerdem aber ließ er Baumaterial liefern. Auch ließ er in Rom zum Vergnügen der Römer nach alter Sitte Tierkämpfe aufführen, zu welchen ihm sein Schwager Trasamund die Löwen aus Afrika schickte.

Alle ehemaligen Wasserleitungen, die zerstört waren, ließ er wieder aufbauen; denn er erfreute sich an solchen Werken. In Rom ließ er jährlich Getreide unter die hungrige Menge austeilen. In seinem Reiche herrschte Sicherheit, die Pforten der Städte waren weder bei Tage noch bei Nacht verschlossen, und man erzählte, daß ein Beutel mit Gold ungefährdet nachts auf der Straße liegen bleiben könnte. Und so geschah es auch einst, daß die Kaiserlichen von Ostrom einfielen und geschlagen wurden; aber die Beute ward zu den Füßen des Königs hingelegt und keiner wagte es sie anzurühren. Er sorgte ferner für Ruhe und Sicherheit in seinem Reiche, indem er den Zweikampf verbot. Deshalb erließ er ein Schreiben an die Gepiden, welche zum Teil ihm unterworfen waren. In diesem Schreiben heißt es: „Laßt euch nicht durch Kleinigkeiten und nichtswürdige Sachen verleiten, euer Leben in die Schanze zu schlagen. Warum nehmt ihr eure Zuflucht zum Zweikampfe, da ihr gewissenhafte Richter habt, welche das Recht nicht um Geld verkaufen? Legt das Schwert nieder, wenn ihr keinen Feind habt, und bewaffnet eure Faust nicht gegen eure Volksgenossen, für deren Verteidigung ihr eher rühmlich sterben solltet. Ahmt doch unsern Goten nach, welche mit auswärtigen Feinden wohl zu fechten wissen, zu gleicher Zeit aber untereinander bescheiden und mäßig sind. Auf solche Art sind wir ent-

ſchloſſen zu leben, und dabei haben ſich auch unſere Vorfahren wohl befunden."

Theoderich war den Künſten und Wiſſenſchaften nicht abgeneigt, ſondern er ehrte und liebte ſie, am meiſten die Baukunſt. Die Könige der Franken und Burgunden bewunderten ihn darum; denn ſie und ihre Völker waren damals noch gar zu roh und ungeſchlacht. Gundobald, der Burgundenkönig, war ſehr erſtaunt, als er an Theoderichs Hofe eine Sonnen- und eine Waſſeruhr ſah, und bat, daß Theoderich auch ihm ſo herrliche Gaben ſchicken möchte. Der Frankenkönig Chlodwig war ganz entzückt von der Muſik, die er an Theoderichs Hofe vernahm, und bat ihn um Muſiker, die ſeine Franken unterrichten könnten. Die Franken aber waren damals einer der roheſten der deutſchen Stämme.

Allein die Goten waren auch noch nicht ſehr gebildet. Zwar legten ſie ihre Pelze und Felle ab, in welche ſie ſich bis dahin noch gehüllt hatten, und bedienten ſich in dem wärmeren Italien der zierlicheren und leichteren Tracht der Römer, aber in vielen anderen Dingen blieben ſie die Alten, und Theoderich ſelbſt hatte zwiſchen ſein Volk und die ehemaligen römiſchen Untertanen eine unüberſteigliche Scheidewand gezogen. Dieſe mußten, wie auch ſonſt bei den deutſchen Stämmen, wenn ſie in römiſches Land einbrachen, ein Drittel des Grundeigentums an die Goten abgeben; aber die Adligen und Freien des gotiſchen Volkes bezahlten keine Abgaben, dagegen mußten die ehemaligen römiſchen Untertanen auch dieſelben Abgaben, wie früher bezahlen, und nicht bloß dies, ſondern ſie wurden von ihnen auch nach der alten drückenden Weiſe erhoben; denn Theoderich fand die alten Steuerrollen noch vor. Das verlangten die erobernden Könige anderer deutſchen Stämme nicht, und daher kam es, daß ihnen die neuen römiſchen Untertanen bald geneigt wurden, weil ſie erkannten, daß doch ihre Lage ſich verbeſſert hatte,

und weil sie dann allmählich auch ihren neuen Herren durch ihre überlegene Bildung Achtung einflößten. Die Ostgoten aber behielten unter Theoderich ihren alten Kriegsmut bei; sie übten sich in den Waffen und sahen sich nur als die Herren und die Römer nur als geborene Sklaven an. Zwar schien es zuweilen, als wenn Theoderich auch die Goten zur Bildung antreiben wollte; denn er sprach: „Wenn ein Gote sich nützlich machen will, so lernt er von den Römern; aber der Römer, der von den Goten lernt und ihnen nachahmt, ist verächtlich"; aber zu andern Zeiten verwarf und tadelte er die Bildung der römischen Schulen und sagte: „Das Kind, welches vor der Rute gezittert hat, wird niemals ein Schwert anzublicken wagen." Darum glaubte er selbst, daß die Goten besser für den Krieg und die Römer besser für die Künste des Friedens paßten; aber dennoch achtete er die Bildung und wußte die ausgezeichnetsten Köpfe der Römer, oder die doch eine römische Bildung genossen hatten, in seinen Dienst zu ziehen. Unter diesen war Boethius und besonders der erste Minister des Königs, Cassiodor, der auch eine gotische Geschichte geschrieben hat, die aber leider verloren ist.

Allein außer der verschiedenen Bildung der Goten und Römer, außer der verschiedenen Sprache, da die Goten noch von ihrer Muttersprache nicht ablassen wollten, außer der verschiedenen Stellung im Staate war noch ein Hindernis, welches die Goten und die Römer voneinander trennte: das war die Verschiedenheit des Glaubens. Beide Völker waren Christen; aber die Goten waren, wie fast alle anderen deutschen Stämme, arianische Christen, d. h. sie bekannten sich mit dem Priester Arius zu dem Glauben, daß Christus nicht gleiches Wesens mit Gott, sondern ein Geschöpf des Vaters sei; dagegen sagten die Athanasianer, die diesen Namen nach dem Bischof Athanasius erhielten, daß Christus von Ewigkeit her Gott dem Vater gleich gewesen sei. Das letztere

Bekenntnis erhielt in der Kirche den Sieg und wurde auch das katholische Glaubensbekenntnis genannt. Um dieses Unterschiedes willen, der in der Geschichte der Goten und Vandalen namentlich von großer Wichtigkeit ist, entstanden die blutigsten Verfolgungen, welche jedesmal die herrschende Glaubenspartei gegen die andere ausübte. Bei den Vandalen, den Goten, den Burgunden wurden die Katholiken verfolgt, im oströmischen Reiche dagegen die Arianer. Nur Theoderich, der auch ein Arianer war, machte eine Ausnahme und verfolgte niemand, sondern ließ allen Freiheit der Gottesverehrung zu teil werden. Ja man erzählt von ihm folgendes. Es war ein angesehener Mann an seinem Hofe und auch bei dem Könige sehr beliebt. Er war katholisch, und da Theoderich Arianer war, so meinte dieser Römer, es müsse dem König gefallen, wenn er zur arianischen Lehre überträte. So geschah dies denn. Aber als Theoderich es erfuhr, ward er zornig und sprach: „Wenn dieser Mensch seinem Glauben an Gott nicht getreu geblieben ist, wie wird er denn einem Menschen, wie mir, getreu sein?“ Darauf entließ er ihn und soll ihn sogar getötet haben.

Theoderich lebte meist in Ravenna, wo er selbst seinen Obstgarten bauete. Zu anderen Zeiten aber hielt er sich in Verona auf, zu deutsch Bern genannt, und darum hat er in der Sage den Namen Dieterich von Bern.

Aber das Ende der Regierung Theoderichs war nicht so gesegnet, als die frühere Zeit seines Lebens. Als er einstmals zu Verona verweilte, entstand zu Ravenna ein heftiger Streit zwischen Christen und Juden. Jene gehorchten weder den Befehlen des Statthalters Eutarich noch des Bischofs Petrus, sondern fielen über die Juden her und verbrannten ihre Synagogen. Da beklagten sich die Juden bitter bei dem Könige, und als dieser die Sache hatte erforschen lassen, wurden die Christen von Ravenna verurteilt, den Juden ihre

Synagogen wieder aufzubauen. Dadurch wurden die Christen sehr über den gerechten König erzürnt und meinten, daß ihnen ein großes Unrecht geschehen wäre. Bald darauf kehrte der König nach Ravenna zurück, und es gab neuen Streit. Der Kaiser Justin von Ostrom verfolgte damals die Arianer und vertrieb sie. Als Theoderich dies erfuhr, erzürnte er darüber und berief den Papst Johannes nach Ravenna und befahl ihm, nach Konstantinopel zum Kaiser zu gehen und diesen zu bitten, daß er der Verfolgung der Arianer Einhalt tun möchte; denn sonst müßte Theoderich in seinem Reiche auch so verfahren und die Katholiken verfolgen. Erst weigerte sich Johannes; denn er sagte, in anderen Dingen würde er dem Könige gehorsam sein; aber es wäre wider sein Gewissen, dem Kaiser eine solche Bitte vorzulegen. Da ward Theoderich noch zorniger; er ließ ein Schiff ausrüsten und ließ den Papst mit vier Senatoren hineinsetzen und befahl ihnen, hinüberzuschiffen nach Konstantinopel. Da zogen sie hinüber; aber sie erlangten bei Justin nichts, weil sie auch nichts bei ihm erlangen wollten, und darum ward Theoderich, wie er selbst meinte, auch zur Verfolgung der Katholiken gezwungen, woran er doch früher nie gedacht hatte. Der Papst Johannes starb im Gefängnisse. Ja Theoderich wurde mißtrauisch gegen alle Römer in seinem Reiche und meinte, sie gingen nur darauf aus, ihn und die Goten an ihre Glaubensgenossen, die katholischen Strömer, zu verraten. Deshalb verbot er ihnen sogar den Gebrauch aller größeren Messer, damit diese nicht in ihrer Hand eine Waffe gegen die Goten würden.

Daß der König solche Irrtümer beging, müssen wir beklagen; aber noch mehr, daß er auch sonst das Ende seines Lebens durch Grausamkeit und Willkür trübte, und die alte Roheit der Goten wieder hervortrat. Es war an seinem Hofe ein angesehener und kenntnisreicher Mann, namens Boëthius. Er war entstammt aus dem vornehmsten Geschlechte

des ehemaligen weströmischen Reiches, dem anizischen, und war reich an allen Gütern. Mit diesen war er freigebig und kargte nur mit einem Gute, das ihm allein gehörte, mit seiner Zeit. Von früher Jugend auf ergab er sich mit allem Eifer den Wissenschaften, und der Gotenkönig, der diese Verdienste wohl zu schätzen wußte, freute sich, einen solchen Mann zu haben, der seinerseits seinem Vaterlande seine Dienste gelobt hatte. Als aber in den letzten Lebensjahren Theoderichs das Gemüt des Königs durch schmerzliche Erfahrungen umdüstert war, als den Römern vor den Nachteilen, welche sie durch die Goten erlitten, auch die Tugenden des Königs und ihre eigenen Vorteile in den Schatten traten und sie ihre Abneigung auch oft zu erkennen gaben, da öffnete sich das Ohr des Königs den Reden seiner gotischen Höflinge und Schmeichler, welche ihm vorstellten, daß keinem Römer jemals zu trauen wäre und daß die Römer immer nur darauf ausgingen, die Goten zu verderben. Da verleumdeten sie auch den edlen Boëthius, der dem Staate schon so manchen Dienst geleistet hatte. Es war ein sehr vornehmer Mann namens Albin angeklagt, daß er dem Kaiser Justin in Ostrom Briefe geschickt habe, er wolle dem Kaiser Italien wieder unterwerfen. Über diese Sache ward in der Gegenwart des Königs Theoderich im Rate verhandelt, da trat Boëthius auf und sprach: „Wenn Albin das getan hat, so habe ich und der ganze Senat es auch getan; aber dem ist nicht so, die Sache ist rein erdichtet.“ Der Ankläger Cyprian schwieg eine Weile, dann aber erhob er dieselbe Anklage auch gegen Boëthius und brachte falsche Zeugen vor, die es bestätigten. Da ließ der betörte König seinen treuen Ratgeber in den Kerker werfen und verurteilte ihn ungehört zum Tode. Während Boëthius im Gefängnisse saß, schrieb er ein Buch de consolatione philosophiae, um den Trost zu schildern, welchen ihm das Studium der Weltweisheit gewährte. Ein

ganzes Leben lang hatte Boëthius nur die Sorglosigkeit und die Genüsse des Reichtumes gekostet; aber in den Tagen seines Elends bewährte er, daß er in den Tagen seines Glanzes und Glückes einen größeren Schatz erworben hatte, als den Besitz vergänglicher Güter; er hatte sich die Ruhe und den Seelenfrieden des Weisen erworben, die der Willkür der Mächtigen der Erde nicht erreichbar sind. Jahrhunderte lang haben die Menschen das Buch des weisen Mannes eifrig gelesen, und ein anderer König, der mit größerem Rechte als Theoderich und als irgend ein anderer König, der Große heißt, Aelfred von England, hat ungefähr vier Jahrhunderte hernach das Buch mit Eifer studiert und in seine angelsächsische Muttersprache übersetzt.

Theoderich aber ließ Boëthius ungehört in seinem Gefängnisse grausam töten. Ein Strick ward um das Haupt des weisen Mannes geschlungen und dann zusammengeschnürt, bis die Augen aus den Höhlen traten. Zuletzt aber schlugen ihn die Henker mit Keulen tot.

Aber damit war der grausame Theoderich oder vielmehr die Höflinge des Königs noch nicht zufrieden; sie haßten auch den Schwiegervater des Boëthius, den alten, ehrwürdigen Symmachus; denn dieser hatte den Tod seines Sohnes bitterlich beklagt und sollte geschworen haben, ihn zu rächen. Er wurde in Ketten von Rom nach Ravenna geschleppt und mußte dort sterben, wie sein Sohn. So befleckt Willkür und rohe Grausamkeit das Ende der Regierung des Gotenkönigs, wie den Anfang.

Nicht lange nachher aber geschah es, daß einmal der Kopf eines großen Fisches auf die Tafel des Königs gesetzt ward. Theoderich betrachtete eine Weile den Kopf, alsdann rief er zum Schrecken aller, die es vernahmen: „Seht da, das ist der Kopf des Symmachus. Seht, wie seine Augen vor Wut funkeln, sein Mund ist bewaffnet mit langen Zähnen, er will mich damit zerknirschen.“ Alsdann fiel der König

zurück, und man brachte ihn in sein Zimmer und bedeckte ihn warm; denn der Frost des Fiebers schüttelte seine Glieder. Endlich verfiel er in einen kurzen Schlummer. Als er wieder erwachte, stammelte er in gebrochenen Worten vor seinem Leibarzte Elpidius seine tiefe Reue über den Mord des Boëthius und Symmachus. Die Krankheit aber nahm zu und nach dreien Tagen starb der gewaltigste König seiner Zeit (526).

Sein Enkel Atalarich, der Sohn Eutarichs, der Letzte aus dem Stamme der Amelungen, erbte das Reich. Amalasunta, die Mutter des jungen Königs, hieß den Sarg ihres Vaters in ein herrliches Grabmal setzen, das er sich selbst erbaut hatte. An einem hohen Orte bei Ravenna ward eine runde Kapelle erbaut, dreißig Fuß im Umfange. Die Kuppel derselben bestand aus einem einzigen Granitblock, und aus dem Mittelpunkt derselben ragten vier Säulen, diese trugen eine Urne, in welcher die Überreste des ostgotischen Königs lagen.

Sein Gedächtnis aber starb nicht aus unter dem gotischen und den anderen deutschen Stämmen, sondern es lebte im Liede, und unter dem Namen Dieterich von Berne war Theoderich noch im Mittelalter neben Siegfried der Kern der deutschen Heldensage. Die Sage brachte ihn in Verbindung mit dem Hunnenkönig Attila als seinem Lehensherrn, und so sehen wir ihn im Nibelungenliede, nachdem alle Hunnen bei Attila (Etzel) und alle Burgunden bis auf Gunther und Hagen gefallen sind, mit seinem treuen Begleiter Meister Hildebrand den Kampf gegen diese beiden, ihre ehemaligen Freunde, aufnehmen und sie beide bezwingen. In anderen Sagen wird Dieterich uns dargestellt als der Sohn eines Nachtelfen, der ihm einen zornigen Feueratem gibt, so daß die Gegner ihm nicht zu widerstehen vermögen, wenn er erst zornig wird und vor seinen Atemzügen der Panzer seiner Gegner erglüht. Auch den germanischen Stämmen des Nordens ist Dieterich bekannt; in der Vilkinasage ist sein Ab-

zeichen ein goldener Löwe auf rotem Schilde, wie auch die deutsche Sage in „Ecken Ausfahrt“ von Dieterich berichtet: der vuort an sînem schilde ein lewen, was von golde rôt, der führte in seinem Schilde einen Löwen, war von Gold rot.

In allen diesen Sagen ist der treueste Begleiter des Königs Dieterich der erfahrene Meister Hildebrand. Über diesen ist uns ein Teil des ältesten deutschen Gedichtes erhalten, aus dem achten Jahrhundert nach Christi Geburt. Es beginnt: Ik gihôrta dhat seggen dhat sih urhêttun ænon muotin Ich hörte das sagen, daß sich herausforderten einmütiglich hiltibrant endi hadhubrant usw.
Hiltibrant und Hadhubrant usw. Es wird in diesem Gedichte erzählt, daß der alte Hildebrand, welcher mit Dieterich vor Odoakers Zorne nach Osten geflohen ist, nun wiederkehrt, um seine Heimat, sein Weib und seinen Sohn einmal wiederzusehen. Aber sein Sohn Hadubrand ist unterdessen herangewachsen, und obwohl der Vater sich ihm zu erkennen gibt, will der Sohn von ihm nichts wissen, sondern nennt ihn einen Hunnen, der ihn berücken wolle. Vergebens bietet Hildebrand ihm Geschenke an, der Sohn will sie nur durch des Speeres Spitze erwerben, und so ist denn der Kampf zwischen Vater und Sohn unvermeidlich. Das übrige dieses kostbaren alten Gedichtes ist uns verloren; aber aus anderen Dichtungen wissen wir, daß Hildebrand seinen Sohn besiegt, der ihn dann gern als Vater anerkennt und zu seiner Mutter führt. Diese wundert sich sehr darüber, daß ihr Sohn den, wie sie meint, gefangenen Mann obenan bei Tische setzt. Da erzählt Hadubrand, daß es der Vater sei und Hildebrand läßt seinen Ring in den Becher seiner Gattin fallen, die ihn daran erkennt. —

Das ist einer der ältesten Überreste unserer Sprache; aber alle gotischen Lieder von Theoderich sind verklungen und uns unerreichbar.

27. Theoderichs Enkel Atalarich.

Theoderichs Tochter Amalasunta, die früher den Amelungen Eutarich zum Gemahl gehabt hatte, war eine fein gebildete Frau und dachte so auch ihren Sohn Atalarich zu erziehen, daß allmählich durch ihn die Goten der römischen Bildung teilhaftig würden. Deshalb übergab sie ihn drei alten auserwählten Männern, welche sie als die einsichtsvollsten erprobt hatte. Das gefiel den anderen Goten nicht; denn sie zogen vor nach alter Weise zu leben und meinten, die Römer wären nur dazu da, ihre Diener zu sein. Als einstmals die Mutter mit ihrem Sohne in ihrem Zimmer war, beging der Knabe eine Unart. Die erzürnte Mutter gab ihm darauf eine Ohrfeige; aber der Knabe stürzte laut weinend in das Zimmer der Hofleute, wo mehrere Männer beieinander waren. Diese wurden zornig gegen Amalasunta und sagten, sie ginge darauf aus, ihren Sohn sobald wie möglich zu töten, damit sie einen andern Mann heiraten und mit diesem zusammen über Italien herrschen könne. Alsdann gingen einige Männer zu Amalasunta und beklagten sich, daß ihr König auf eine nicht ehrenhafte Weise erzogen würde; denn gelehrte Wissenschaften hätten mit der Tapferkeit nichts zu tun, und die Lehren und Ermahnungen schwacher alter Männer führten nur zur Furchtsamkeit und zum demütigen Sinne; statt dessen tue es not, daß wer sich durch Kriegsruhm auszeichnen sollte, ohne Furcht vor Ermahnungen nach seiner Neigung in den Waffen erzogen würde. Sie beriefen sich auf Theoderich, der es auch nie geduldet habe, daß man Kinder gotischer Eltern in die lateinischen Schulen schickte, weil er befürchtete, daß sie nie mit unerschrockenem Mute den Speer oder das Schwert des Feindes anblicken würden, wenn sie vor der Rute gezittert hätten. Sie sagten ihr ferner, daß sie auch bedenken müsse, wie Theoderich, der sich doch so vieler Länder und eines so

herrlichen Reiches bemächtigt habe, von den Wissenschaften doch auch so wenig gewußt hätte. „Darum," fuhren sie fort, „Königin, gib den Lehrern jetzt ihren Abschied und laß Atalarich zu seinen Jugendgenossen unter den Goten gehen, daß er sich mit ihnen übe und an ihnen lerne, wie er mit Goten umgehen müsse."

Als Amalasunta diese Anrede vernahm, tat es ihr zwar bitterlich leid; aber aus Furcht, daß die Goten etwas gegen sie unternehmen möchten, sagte sie, das Gehörte wäre ihr ganz lieb, und bewilligte die Forderungen der Goten. Die Greise wurden aus Atalarichs Umgebung entfernt und statt ihrer kamen jüngere Männer zu ihm. Als er nun zum männlichen Alter heranreifte, reizten ihn diese Jünglinge, seinen Leidenschaften und Lüsten zu fröhnen. Von da an kümmerte sich Atalarich wenig um seine Mutter und ihre Ratschläge, und sein Lebenswandel zerrüttete die Gesundheit seines Leibes wie seiner Seele. So starb Atalarich im Jahre 533. Von da an war der Verfall des ostgotischen Reiches unaufhaltsam, bis es endlich dem Kriegsglück des oströmischen Feldherrn Belisar erlag. Doch bevor wir dazu fortschreiten, wollen wir hier die Geschichte des vandalischen Stammes einschalten. Dieser war mit den gotischen Stämmen verwandt und hatte sich ungeachtet der kleinen Zahl seiner Männer, das herrliche Land Nordafrika untertan gemacht und beherrschte von da aus die See. Aber die Kraft der Vandalen erschlaffte durch Schwelgerei, und schon vor dem ostgotischen Reiche machte derselbe Feldherr Belisar dem vandalischen ein Ende. Nachdem ich diese Bemerkung vorausgeschickt habe, will ich jetzt meinen Lesern die Einzelheiten von dem Stamme der Vandalen und ihrem Untergange erzählen.

Vandalen.

1. Der Zug der Vandalen nach Süden.

Um dieselbe Zeit, als Alarich, der König der Westgoten, in Italien einbrach und das erstaunte Rom nach so vielen Jahrhunderten des Sieges und der Beraubung anderer Völker selbst wieder plünderte und beraubte, um dieselbe Zeit brach ein wilder Haufe anderer Völkerschaften in Gallien ein. Sie waren meist von der Gegend hergekommen, welche die Oder durchfließt und unter ihnen waren Vandalen, Burgunden, Alanen, Sueven. Alles, was auf ihrem Wege lag, wurde zerstört, namentlich gingen die schönen Städte am Rhein, unter denen Mainz die erste war, in Flammen auf. Nur für Gold und Silber ließ Godegisel, der als König der Vandalen den ganzen Zug anführte, den römischen Untertanen, die zum Kämpfen nicht den Mut hatten, das nackte Leben. Die Burgunden trennten sich von den andern, denn ihnen gefiel das Land an der Rhône und dort gedachten sie ihre Wohnsitze aufzuschlagen; aber die andern trieb die Wanderlust immer weiter nach Westen. Die Vandalen waren gotischen Stammes und bedienten sich derselben Sprache und hatten ähnliche Gebräuche, wie die Goten. Aber sie fürchteten sich vor den Westgoten, und als nach Alarichs Tode der stattliche Ataulf in Gallien einzog, hatten die Vandalen, Sueven

und Alanen schon die Pyrenäen überstiegen und wohnten in dem schönen Spanien, welches sie durch das Los unter sich geteilt hatten.

Im Norden des Landes, in Gallicien, wohnten die Vandalen und die Sueven; weiter nach Süden zu, in dem Lande, das unter den Römern Lusitanien hieß und jetzt Estremadura genannt wird, wohnten die Alanen, und in dem Lande, welches der Guadiana, damals Bätis genannt, durchströmt, wohnte ein anderer Teil der Vandalen, der den Beinamen Silinger hatte. Die ehemals römischen Spanier aber wohnten mitten unter diesen Völkern und erkannten sie als ihre Herren an. Namentlich blieben den früheren Einwohnern des Landes die Städte, die die Deutschen verschmähten; denn ihnen war es am meisten um den Besitz des fruchttragenden und viehnährenden Landes zu tun und von den Handwerken und Künsten der Städte wußten sie nichts.

Allmählich erholte sich das Land von seinen schweren Wunden, welche das Schwert der rohen Völker ihm geschlagen hatte. Diese hatten nach ihrer gewohnten Weise alles zerstört und dadurch eine schreckliche Hungersnot hervorgebracht, in welcher die Menschen selbst einander nicht verschonten, um nur ihr Leben zu fristen. Die Not des Hungers hatte dann auch ihre gewöhnliche Gefährtin, die Pest, nach sich gezogen, und Elend und Jammer herrschten im ganzen Lande. Aber die rohen Völker kamen zur Einsicht, sie verwandelten ihre Schwerter in Pflugschare und bebauten das Land, das bald wieder schön und blühend wurde. Ja es kam bald dahin, daß die noch übrigen früheren Bewohner des Landes sagten, sie wollten lieber unter der Herrschaft dieser wilden Völker leben, als unter der des römischen Kaisers, der sie so schwer mit Steuern geplagt hätte.

Der römische Kaiser aber konnte den Verlust des schönen Spaniens nicht verschmerzen und bat deshalb den Westgoten-

König, die fremden Völker aus dem Lande zu jagen. Die Vandalen hatten noch einen alten Haß gegen die Westgoten, weil sie früher viel von ihnen erlitten hatten. Sie gaben den Goten einen Spottnamen truli, weil diese einmal zur Zeit des Hungers ein Goldstück für je eine trula Weizen, ungefähr ein halbes Pfund, bezahlt hatten (vergl. S. 88). Den Goten war immer noch der Krieg die liebste Beschäftigung, und darum folgten sie der Aufforderung sehr gern und ihr König Wallia ließ dem Kaiser sagen: „Habe du nur Frieden mit uns allen und nimm von uns allen Geiseln an: wir aber kämpfen unter uns; wenn wir fallen, ist es unser Geschick, und wenn wir siegen, ist es dein Gewinn. Der größte Vorteil aber wird es für dich sein, wenn wir in diesem Kampfe alle untergehen." Aber die Westgoten konnten doch die Vandalen nicht besiegen und darum machten sie bald hernach Frieden.

2. Der Kampf der Sueven und Vandalen.

Über den Kampf der Sueven und Vandalen erzählten die Franken des 6. Jahrhunderts folgende Sage.

Die Siege der Vandalen brachten es dahin, daß die Alanen und Silinger ganz mit ihnen verschmolzen und nur die Sueven noch übrig waren. Aber unter diesen beiden Völkern entstand Streit, weil sie sich so nahe wohnten. Als sie schon in Schlachtordnung einander gegenüberstanden, sprach der König der Sueven: „Warum soll denn der Kampf durch beide Völker wüten? Wir wollen nicht so viele umkommen lassen, sondern von jeder Seite möge ein Mann hervortreten und diese beiden sollen für uns alle den Kampf ausfechten. Wer dann unterliegt, dessen Volk soll dem anderen weichen." Diesen Vorschlag billigte das ganze Volk und auch Transimund, der erst wenige Tage vorher König der Vandalen geworden war. Als nun die beiden Jünglinge kämpften, ward

der Vandale besiegt und erschlagen. So mußte denn Transimund gemäß der Übereinkunft aus dem Lande weichen; doch bat er sich eine Frist aus, um erst alles zum Aufbruche zu bereiten. Allein er ging noch nicht fort, sondern führte bald darauf noch weiter Krieg mit den Sueven, bis ein anderer Grund hinzukam, der die Vandalen nach dem fruchtbaren Nordafrika hinüberlockte.

3. Bonifatius ruft die Vandalen nach Afrika (429).

Um jene Zeit waren zwei hervorragende Männer im römischen Reiche, Aëtius und Bonifatius, beide kräftig und in Kriegserfahrung allen anderen Römern überlegen. Auch sonst zeichneten sie sich so durch ihre Tugenden aus, daß wer sie beide die letzten großen Römer nennte, schwerlich irren würde. Aber zwischen beiden entstand Eifersucht wegen der Verwaltung der Provinzen. Placidia, die nach dem Tode ihres Bruders Honorius das weströmische Reich regierte, machte Bonifatius zum Statthalter von Afrika. Das war dem Aëtius leid; aber er ließ sein Mißvergnügen nicht merken; dennoch war die Feindschaft zwischen beiden nicht offen ausgebrochen, sondern wurde allen unbekannt von ihnen beiden im stillen gehegt. Als Bonifatius nach Afrika abgereist war, fing Aëtius an ihn bei Placidia anzuklagen, als wenn er nach der Herrschaft strebte und ihr und ihrem Sohne Valentinian zuerst Afrika entreißen wollte. Er sagte ihr, es wäre nicht schwer für sie, das deutlich zu sehen; denn wenn sie Bonifatius von Afrika herriefe, so würde er nicht kommen. Die Kaiserin hörte auf das, was ihr Aëtius sagte und wollte seinen Vorschlag ausführen.

Aber Aëtius schrieb unterdessen heimlich an Bonifatius und ließ ihm sagen, daß die Mutter des jungen Kaisers Böses gegen ihn vorhabe, und als Zeichen dieses Hasses gab er ihm an, daß Placidia ihn bald zurückrufen werde. Diese Worte

glaubte Bonifatius und als die Gesandten der Kaiserin kamen, gab er ihnen zur Antwort, daß er nicht gehorchen würde. Auf diese Nachricht hielt Placidia den Aëtius für den treuesten Diener und traute ihm eben so viel, als sie dem Bonifatius mißtraute. Dieser aber sah ein, daß er der kaiserlichen Macht doch nicht gewachsen wäre, und da er keine Rettung für sich sah, wenn er nach Rom reiste, überlegte er bei sich, wie er die Vandalen sich verbinden und zu seiner Hilfe bereit machen könnte. Denn Bonifatius kannte die Vandalen schon länger, weil er sich seine Frau aus diesem Stamme geholt hatte. Über dieses Volk regierte Gundarich und sein Bruder Genserich*), von denen jener langsam und träge, dieser aber mutig und entschlossen war. An diese schickte darum Bonifatius Boten und ließ sie auffordern, mit ihm einen Bund zu machen; dann könnten sie drei sich in das reiche Afrika teilen und sich gegenseitig unterstützen, wenn jemand es ihnen streitig machen wollte. Die Vandalen hatten längst mit Sehnsucht nach dem schönen Lande hinübergeblickt, das für die reiche Kornkammer Roms galt, und deshalb waren sie bald bereit. Sie setzten sich auf Schiffe und fuhren hinüber. Dies geschah im Jahre 429 nach Christi Geburt.

4. Der Vandalenkönig Genserich.

Bevor aber noch die Vandalen hinüberzogen, starb ihr König Gundarich und Genserich übernahm allein die Führung seines Volkes. Er war von mittelmäßiger Gestalt und lahm an einem Fuße, weil er einmal vom Pferde gefallen war. Er hatte einen scharfen Verstand, sprach aber wenig; er verachtete Üppigkeit und ertrug jegliche Beschwerde. Von Gemütsart war er jähzornig, begierig nach Besitz, sehr vorsichtig, wenn

*) Dieser Name, der weniger richtig auch Geiserich genannt wird, ist von gans (anser) abgeleitet. Auch sonst wählte man häufig Eigennamen nach Tieren.

er mit anderen Völkern anband, aber immer bereit, den Samen der Zwietracht auszustreuen. Im Mai des Jahres 429 sammelte er an der Mündung des Guadiana seine Schiffe, doch kehrte er noch einmal um, weil der König der Sueven sofort über das verlassene Land hergefallen war, um es zu plündern. Genserich schlug ihn, so daß er floh und dann im Flusse Guadiana ertrank. Darauf fuhr Genserich über die Meerenge, und der Schrecken ging vor ihm einher. Es waren nicht viele Vandalen, in allem nur 80 000, die hinüberzogen, und Genserich suchte ihre Anzahl für die Feinde dadurch zu vermehren, daß er 100 Befehlshaber von je 1000 Mann ernannte. Aber die Vandalen waren kräftig und mutig, nicht durch Üppigkeit entnervt wie die Römer, sondern gestählt durch ihre Lebensweise. Ihre Tugenden waren Mut und Ausdauer, sie waren aber in ihrer Raubsucht und Zerstörungswut roher, als irgend ein anderer deutscher Stamm, ausgenommen vielleicht die Franken. Ein Schriftsteller jener Zeit, der aber als verfolgter Katholik gegen die arianischen Vandalen erzürnt war, sagt uns von ihnen, weil sie unwissend in der Kunst des Belagerns der Städte gewesen wären, hätten sie an den Toren derselben Leichen aufgetürmt, bis der unerträgliche Geruch der Verwesung und die daraus entstehenden Krankheiten die Bürger der Städte zur Übergabe gezwungen hätten. Aber dies ist nicht glaublich; denn von solchem Geruche hätten die Belagerer wenigstens eben so viel gelitten, und wenn diese sich entfernten von der Stadt, so konnten die Bürger die Leichen begraben. Ein anderer Priester aber, der in dem Einfalle der Vandalen in Afrika die gerechten Strafgerichte Gottes über die Unsittlichkeit der Afrikaner erblickt, sagt uns folgendes: „Die gotische Nation (wozu die Vandalen gehörten) ist treulos, aber keusch; die Alanen sind unkeusch, aber nicht so treulos; die Franken sind lügenhaft, aber gastfrei; die Sachsen sind wegen ihrer Grausamkeit abscheulich,

allein wegen ihrer Keuschheit zu ehren; denn alle diese Nationen haben etwas Gutes, aber zugleich auch etwas Böses an sich: Bei den Afrikanern dagegen findet sich nichts als Böses."

Als Bonifatius seine Freunde im Lande hausen sah, hätte er sie gar gern wieder hinübergeschickt; aber das war zu spät und den Vandalen gefiel es gar zu gut in Afrika. Da nun auch die Kaiserin Placidia hinter die Ränke des Aëtius gekommen war, befahl sie Bonifatius, die Anführung des römischen Heeres in Afrika zu übernehmen. Allein Genserich schlug ihn und breitete seine Macht immer weiter aus, belagerte auch die feste Stadt Hippo. Die Einwohner dieser Stadt litten große Not und unter ihnen auch der berühmte Bischof Augustin, der im dritten Monate der Belagerung starb. Genserich konnte die Stadt nicht gewinnen; jedoch besiegte er noch einmal den Bonifatius. Aber er war zu klug, mit seiner geringen Volksmenge auf die Dauer den Kampf gegen die Römer zu wagen, und schloß deshalb mit dem Kaiser Valentinian Frieden. Er versprach jährlich Getreide nach Italien zu senden und schickte dem Kaiser als Unterpfand seiner Treue seinen Sohn Hunnerich. Das gute Vernehmen mit dem Kaiser erhielt sich auch, so daß dieser dem Genserich sogar den Hunnerich zurück gab. Also wohnte ein deutscher Stamm, der von der Oder hergekommen war, im warmen Afrika und ward dort blühend und mächtig.

5. Die Strenge der Vandalen.

So lange Genserich lebte, behielten die Vandalen treu ihre väterlichen Sitten. Sie waren grausam und roh, aber nüchtern, mäßig und keusch. Ihre Tracht blieb dieselbe, welche sie in ihren heimatlichen Wäldern getragen hatten, und wenn ein Römer am Hofe der Vandalen ein Staatsamt bekleiden wollte, so mußte er ihre Sprache lernen und

sich vandalisch kleiden. Sie zerstörten mehr, als auch bei ihren Eroberungen nötig war, oft aus offenbarem Mutwillen; allein eben so taten auch die anderen deutschen Stämme, und darum kann man sie nicht schlimmer nennen, als diese. Sie verfolgten die Katholiken, weil sie Arianer waren; aber wo die Katholiken die Herrschaft hatten, da verfolgten sie auch ihrerseits die Arianer. Für uns hat diese Verschiedenheit des Glaubens der Römer und der Deutschen den Nachrichten sehr geschadet; denn die Römer, welche uns Berichte von diesen deutschen Volksstämmen überliefert haben, waren sämtlich Katholiken und die Deutschen fast lauter Arianer, und darum sind die Berichte der Römer vielfach parteiisch gegen die Arianer.

Bei dem allen aber erkennen die Römer eine Tugend bei den Deutschen und namentlich bei den Vandalen an, das ist die strenge Sittlichkeit gegenüber der Sittenlosigkeit der Römer. Sie setzten sehr harte Strafen auf die Liederlichkeit, von denen uns einige erzählt werden. Liederliche Personen wurden mit Kolben auf den Kopf geschlagen. Diese Kolben waren gezähnt und wurden am Kopfe umgedreht, so daß sich die Haare darein verwickelten, und wenn dann kräftig angezogen wurde, so gingen nicht bloß die Haare, sondern oft auch die ganze Kopfhaut hinweg. Einige verloren, während diese Strafe vollzogen wurde, die Augen, andere starben augenblicklich vor gar zu großem Schmerze. Nach dieser Strafe wurden dann solche Personen zur Schau durch die ganze Stadt geführt, während ein Ausrufer vorherging.

Später aber nach dem Tode Genserichs entarteten die Vandalen und fingen an teilzunehmen an der Üppigkeit der Römer; ja es dauerte nicht lange, so waren die Vandalen noch viel entarteter, als diese.

Die nun folgenden Erzählungen von den Vandalen sind meist nach dem Berichte des Geschichtschreibers Prokop zusammengestellt, welcher mit dem Feldherrn Belisar nach Afrika hinüberging und in seinen Diensten den Krieg gegen die Vandalen mitmachte. Vieles erzählt er als Augenzeuge, vieles hat er von den Vandalen selbst vernommen.

6. Genserich und Marcian.

Als die Vandalen sich in den Besitz Afrikas gesetzt hatten, soll sich folgende Begebenheit zugetragen haben.

Genserich hatte die gefangenen Römer in eine Halle unter freiem Himmel bringen lassen und ging dann selbst hin, um sie zu betrachten, ob er unter ihnen vielleicht einen Mann aus sehr edlem Stamm finden würde, oder überhaupt einen solchen, der eines besseren Loses würdig wäre. Als er nun hineintrat, fand er die Gefangenen von Hunger und Anstrengung ermattet auf dem Boden schlafend. Auf einmal senkte sich ein Adler von oben herab und ließ sich mit ausgebreiteten Flügeln am Haupte des einen Gefangenen nieder. Genserich war darüber sehr erstaunt und meinte, daß dieses wohl etwas zu bedeuten hätte; darum ließ er den Gefangenen zu sich führen und fragte ihn, wer er wäre. Da nannte der Gefangene seinen Namen, daß er Marcian hieße und sagte, das er der Vertraute des Feldherrn Aspar wäre. Genserich dachte darüber nach, wie groß die Macht des Aspar in Byzanz wäre, und hielt es für nützlich, diesen Gefangenen freizugeben; denn, meinte er, wenn die Gottheit ihm die kaiserliche Würde bestimmt hat, so würde es vergebens sein, gegen den göttlichen Ratschluß kämpfen zu wollen, dagegen könne schon jetzt der künftige Kaiser durch einen Eid zum Frieden verpflichtet werden. Deshalb forderte Genserich von Marcian einen Eid, daß er ihm freundlich gesinnt bleiben und niemals die Vandalen mit einem Krieg über-

ziehen wollte. Das verſprach Marcian und ward freigelaſſen. Nicht lange hernach ſtarb der Kaiſer Theodoſius und Marcian wurde Kaiſer. Er war ein milder und freundlicher Herrſcher und gedachte auch des Verſprechens, welches er einſt dem Genſerich abgelegt hatte. Dieſem Eide getreu hielt Kaiſer Marcian Friede mit den Vandalen.

7. Die Plünderung Roms durch die Vandalen (455).

Der Kaiſer Valentinian von Weſtrom beleidigte in ſeinem rohen Übermute einen Senator namens Maximus, und dieſer rächte ſich durch die Ermordung des Kaiſers. Dann begrüßte ihn das Volk von Rom, dem jede Veränderung lieb war, mit Jubel als den neuen Kaiſer, und Eudoxia, die Gemahlin Valentinians, ſollte mit dem Mörder ihres Gatten den Thron teilen, ja Maximus rühmte ſich noch ſeiner Tat gegen ſie. In ihrem Schmerze und ihrem Zorne wußte ſie kein anderes Mittel ſich Rache zu verſchaffen, als die Hilfe des Vandalenkönigs Genſerich, der ja mit Valentinian zuletzt befreundet geweſen war. Darum lud Eudoxia ihn heimlich ein, daß er nach Rom kommen und Maximus beſtrafen möchte. Den beuteluſtigen Vandalen und ihrem Könige aber konnte kaum eine Botſchaft willkommener ſein, als dieſe. Sofort rüſtete Genſerich eine Flotte aus mit einer reichlichen Zahl von Laſtſchiffen, welche die Beute aufnehmen ſollten; denn die Strafe ſollte nicht bloß den Kaiſer Maximus, ſondern die ganze Stadt Rom treffen.

Obwohl aber Maximus bald Nachricht davon erhielt, was in Afrika vorbereitet würde, ſo dachte er doch kaum an eine Gegenwehr. Als die Schreckensnachricht kam, daß man von der Küſte aus die vandaliſchen Segel erblicke, wollte der Kaiſer fliehen; aber ein tobender und lärmender Volkshaufe umdrängte ſeinen Palaſt und empfing den heraustretenden Kaiſer mit einem Hagel von Steinen. Die Römer

wetteiferten in der Mißhandlung ihres Kaisers, und als er endlich den Schlägen und Steinwürfen erlegen war, warfen sie seinen Leichnam in den Tiber. Aber der schreckliche Genserich nahte unterdessen heran. Er legte seine Flotte im Hafen von Ostia vor Anker und machte sich dann mit seinen Vandalen auf den Weg nach Rom. Niemand kam ihm entgegen, schon erblickte er die herrliche Stadt in ihrer ganzen Ausdehnung, da nahte nicht eine Schar von Kriegern, sondern der Papst, umgeben von seiner ganzen Geistlichkeit. Wie die mahnenden Worte Leos vier Jahre vorher den Hunnenkönig Attila zur Rückkehr bewogen hatten, so gedachte er auch jetzt den Vandalenkönig zur Milde und Schonung zu stimmen. Seine ersten Worte übten auch auf Genserich so vielen Einfluß, daß er versprach, die Wehrlosen zu schonen, die Gebäude nicht unnütz zu verbrennen und die Gefangenen nicht zu martern. Mehr aber versprach er nicht und auch das, was er versprochen, wurde nicht allzustreng gehalten.

Nur 45 Jahre waren verflossen seit der Zeit, als Rom zum ersten Male von einer deutschen Völkerschar, den Goten unter Alarichs Führung, geplündert wurde; aber während dieser Zeit war die Stadt aufs neue mit den Kostbarkeiten und dem Reichtume der damals bekannten Welt angefüllt. Alles wurde die Beute der Vandalen. Vierzehn Tage und Nächte lang plünderten diese in der unendlichen Stadt, deren Einnahme ihnen keinen Tropfen Bluts gekostet hatte, und ihr Scharfsinn und ihre Grausamkeit machten alle Anstrengungen der unglücklichen Bewohner zur Verbergung ihrer Schätze nutzlos und vergeblich. Weder die Kostbarkeiten der Einzelnen, noch die des Staates entgingen den Händen der Vandalen. Genserich betrachtete das Kapitol mit dem herrlichen, schwer vergoldeten Dache, das allein zwölftausend Talente gekostet hatte, und der Entschluß, das ganze Dach

mit sich zu nehmen, war mit der Ausführung eins*). Auf dem Kapitol standen die Bildsäulen der Götter und Helden in zahlloser Menge, die schönsten Werke griechischer und römischer Kunst; sie wurden eingepackt und mitgenommen. Aber die menschliche Kunst erlitt einen unersetzlichen Verlust durch den Untergang gerade des einen Schiffes, welches mit diesen herrlichsten Denkmälern beladen war.

Die Kaiserin Eudoxia hatte nur zu bald ihre Unbedachtsamkeit bereut. Als Genserich heranrückte, wollte sie ihm entgegengehen und ihn feierlich empfangen; allein sie erkannte bald, was ihr Los sein würde. Die Vandalen befreiten sie, ohne viele Umstände zu machen, von der Last ihres goldenen Schmuckes und behandelten sie als ihre Gefangene. Mit ihren beiden Töchtern mußte die letzte noch übrige Enkelin des großen Kaisers Theodosius zu Schiffe steigen und mit hinüberfahren nach Afrika. Mit ihnen zugleich wurden viele andere Gefangene hinübergeschafft; denn die Vandalen, nicht zufrieden mit der leblosen Beute, schleppten noch eine große Anzahl Gefangener mit hinüber und teilten sie unter sich, wie man noch bis vor 20 Jahren es mit den Negern machte. Man riß die Kinder von den Eltern, den Mann von der Frau, um entweder hohes Lösegeld für sie zu erpressen oder, wenn dies nicht zu erhalten war, sie als gewöhnliche Sklaven arbeiten zu lassen. Bei all diesem Jammer und Elende aber müssen wir eines Mannes gedenken, dessen Barmherzigkeit und Menschenliebe das Elend vieler milderte und erleichterte, wenn er es auch nicht ganz heben konnte. Das war der Bischof Deogratias von Karthago. Er ließ die Kirchen seiner Stadt in Hospitäler ver-

*) Man kann sich eine Vorstellung von den Gebäuden Roms aus der Berechnung des Franzosen Barthélemy machen, daß allein das Mauer- und Ziegelwerk des Kolosseums nach jetzigem Gelde zwanzig Millionen Franken gekostet haben muß.

wandeln; das goldene und silberne Geschirr schmolz er ein. So erkaufte er einigen Gefangenen die Freiheit und unterstützte andere; unermüdlich war der ehrwürdige Greis bei Tage und bei Nacht beschäftigt, an den Krankenbetten zu trösten und zu helfen. Die größere Zahl der Unglücklichen aber war ihren Leiden bald erlegen, und die Überlebenden glaubten, daß ihre Gefangenschaft und ihre Leiden da erst recht anfingen, als der ehrwürdige Deogratias bald selbst hinweggerafft wurde. Die Kaiserin Eudoxia aber mußte es zugeben, daß Genserich eine ihrer Töchter, die auch Eudoxia hieß, wider ihren Willen mit seinem Sohne Hunnerich vermählte.

Sechshundert Jahre waren verflossen seit jenem Tage, als Scipio in die Flammen Karthagos blickte und eingedenk der Vergänglichkeit menschlicher Größe die ahnungsvollen Worte des größten Dichters sprach:

Einst wird kommen der Tag, wo das heilige Ilion hinsinkt,
Priamos selbst und das Volk des lanzenkundigen Königs.

An jenem Tage stand Rom auf dem Gipfel seiner Macht; denn die innere Kraft des Reiches und seiner Bürger war noch in nichts erschlafft, wenn auch die Ausdehnung desselben nachher noch größer wurde. Sechshundert Jahre darauf kam ein Barbarenstamm, der nach langer Wanderung von den feuchten Ufern des baltischen Meeres an Afrikas warmer Küste sich niedergelassen hatte, von der einstigen Nebenbuhlerin Roms hinüber zu dieser Weltstadt, um auch sie die Leiden empfinden zu lassen, die sie so im Übermaß anderen Ländern und Völkern zugefügt hatte, und Vergeltung zu fordern für Karthago.

Dennoch machte alles dies auf die Römer nicht großen Eindruck. Wenige Jahre hernach klagte schon der Papst Leo, daß an dem Tage, welcher zur Erinnerung an diese Plünderung der Vandalen als ein Trauertag eingesetzt war, die

Römer haufenweise in den Zirkus strömten, um dort den Spielen zuzuschauen; denn diese Spiele galten den Römern über alles.

8. Die Gesandtschaft der Vandalen aus ihren alten Wohnsitzen an Genserich.

Als der Hunger die Vandalen zwang, aus den alten Wohnsitzen ihres Stammes zwischen der Oder und der Weichsel auszuwandern, wollte doch eine große Anzahl von ihnen aus Trägheit der Mahnung Godegisels nicht folgen. Im Laufe der Zeit aber brachte der Boden wieder reichliche Nahrung für sie hervor und sie fühlten sich ganz behaglich in ihrer Heimat. Unterdessen gelangten häufig Nachrichten zu ihnen von den Siegen ihrer Brüder in Spanien und in Afrika und erfüllten sie mit Freude; namentlich war die Botschaft ihnen angenehm, daß Genserich mit den Seinen ganz Afrika sich unterworfen habe; denn sie dachten, daß doch wohl jedes Land seinen Bewohnern genug Nahrung gebe, und daß ihre Brüder niemals wieder zu ihnen zurückkehren würden. Aber da sie besorgten, daß doch wohl einmal, wenn auch nicht diese ihre Stammesgenossen, so doch die Abkömmlinge derselben aus Afrika vertrieben in ihre alte Heimat zurückkehren möchten, schickten sie Gesandte an den König Genserich. Als dieser sie vorließ, sprachen sie ihm im Namen ihrer Brüder ihre Freude aus über die Erfolge, welche die Waffen ihrer Stammesgenossen erfochten hätten, und stellten dann ihre Bitte, daß doch jetzt Genserich und die Seinen, die wohl niemals daran dächten, in ihr altes Stammland heimzukehren, alle ihre Ansprüche darauf ihnen feierlich abtreten möchten, damit im Falle ein Feind sie daraus vertreiben wollte, sie wüßten, wofür sie kämpften und für ihr Eigentum zu sterben sich nicht scheuten. Diese Forderung schien Genserich und den andern Vandalen billig und ge-

recht zu sein, und sie waren schon bereit, sie den Gesandten zu bewilligen, als ein alter Mann auftrat, ehrwürdig durch die Weisheit seiner Ratschläge und durch seinen Rang unter den Vandalen. Dieser sprach: „In menschlichen Dingen hat nichts Bestand und Dauer, sondern alles ist dem Zufall ausgesetzt und ungewiß. Was heute nicht geschieht, kann morgen geschehen, und auch über uns kann das Unglück kommen. Darum ist mein Rat, daß wir der Bitte unserer Stammesgenossen nicht nachgeben."

Das leuchtete auch dem Könige Genserich ein und deshalb entließ er die Gesandtschaft, ohne ihre Bitte zu gewähren. Die Vandalen freilich verlachten ihn und den Ratgeber als Verkünder des Unmöglichen; aber ihre späteren Nachkommen erinnerten sich dieser Geschichte und sahen wohl ein, daß es dem Menschen nicht beschieden ist, etwas mit Gewißheit das Seinige zu nennen und daß das Unglück überall dem Menschen nahe ist. Als aber damals 90 Jahre nach dieser Gesandtschaft die Römer das Vandalenreich vernichteten, wäre es vergeblich gewesen für die Überbleibenden, nach den Ufern der Oder und der Weichsel zu entfliehen; denn der Name ihrer Stammesgenossen war dort untergegangen und andere Völkerfluten hatten von Osten her diese Länder überschwemmt. Die Stämme der Slaven wohnten schon in jenen Ländern.

9. Genserichs Seeräuberei und der Angriff der Oströmer.

Die Vandalen hatten in Afrika bald das zweckmäßigste Mittel zur Erweiterung ihrer Macht erkannt und darum alle ihre Kräfte darauf verwandt, sich eine tüchtige Seemacht zu verschaffen. Dazu kam ihr Hang zur Seeräuberei, welche ihnen ebensowohl, wie den anderen deutschen und nordischen Stämmen, nicht allein nicht für etwas Schlimmes galt, sondern die rechte Manneskraft und den rechten Mut zu

fordern schien. Der Kaiser Marcian in Ostrom war zu milde, als daß er den Vandalen hätte Widerstand leisten wollen und können, und wenn er Gesandte an Genserich schickte, so lachte dieser sie aus und ließ sie so wieder heim gehen. Die Vandalen durchfuhren das mittelländische Meer nach allen Richtungen und raubten, was sie fanden. Einst fuhr auch Genserich von dem Hafen Karthago aus und hatte sich noch nicht entschlossen, welchen Weg er nehmen wollte. Als ihn nun der Steuermann seines Schiffes fragte, wohin er lenken sollte, antwortete Genserich: „Laß uns fahren, wohin Gott uns führt.“ So spannten sie die Segel auf und richteten die Schiffe, daß der Wind günstig in die vollen Segel blies.

Aber solche Nachbarn waren dem römischen Reiche doch zu gefährlich und zu lästig, und deshalb beschloß der Kaiser Leo, der nach Marcian in Konstantinopel Kaiser wurde, eine große Flotte gegen die Vandalen auszurüsten und das Reich derselben zu vernichten, es koste was es wolle. Aus seinen eigenen Besitztümern gab er 17000 Pfund Gold zu diesem Kriege und, wenn wir den Berichten Glauben schenken dürfen, die sich aus jener Zeit erhalten haben, so kostete die ganze Unternehmung 47000 Pfund Gold. Auf 1100 Schiffen wurden 100000 Mann Soldaten nach Afrika hinübergeführt. An der Spitze der ganzen Unternehmung stand Basiliskus, der Bruder der Kaiserin; aber der Kaiser hätte gegen den schlauen Genserich schwerlich einen unfähigeren Mann aussuchen können. Die Flotte lief vom Bosporus aus, durchsegelte stolz das Mittelmeer und landete am Vorgebirge des Merkur, das halb so weit von Karthago entfernt ist, als von der Südspitze Siziliens. Zur selben Zeit verjagten die Weströmer die Vandalen von der Insel Sardinien. Es kam da nur darauf an, daß Basiliskus mit seiner großen Macht unverzüglich auf Karthago losging;

denn die Eroberung dieser Stadt hätte über das Schicksal des vandalischen Reiches entschieden; aber Basiliskus hielt still und tat gar nichts. Sobald Genserich diese Untätigkeit seines Gegners bemerkte, war sein Entschluß schnell gefaßt. Er bewaffnete so viele Schiffe, als er nur konnte, ließ dann eine große Anzahl anderer mit Brennstoffen anfüllen und bat nun den Basiliskus um einen Waffenstillstand von fünf Tagen, damit er überlegen könne, ob er sich sofort dem Kaiser unterwerfen solle oder nicht. Das ließ sich Basiliskus gefallen, und Genserich hatte gewonnen, was er wollte, Aufschub.

Die fünf Tage waren noch nicht verstrichen, als der Wind der Absicht Genserichs günstig wurde. Seine Schiffe setzten sich abends in Bewegung, gerade auf die sorglosen Römer zu, deren Wachen sie teils nicht sahen, teils sie ruhig herankommen ließen. Sobald aber die Vandalen mitten in der Nacht die römische Flotte erreicht hatten, ließ Genserich Feuer in seine Brander legen. Die römischen Wachen wollten sie abwehren, aber es war zu spät. Von dem Knattern des Holzes, dem Geprassel der Flammen geweckt, eilten die Römer schlaftrunken aus den Räumen der Schiffe hervor und erblickten mit Entsetzen die lodernden Flammen, während der Wind frisch hineinblies und die Glut immer höher anfachte. Die Schiffe lagen dicht zusammen und darum sprang der Brand mit großer Schnelligkeit von dem einen auf das andere über, während die Verwirrung, das Geschrei der vom Brande Verletzten und die durcheinander ertönenden Befehle der Führer alle Hilfe unmöglich machten. Während dieses Jammers erklang der Schreckensruf: „Die Vandalen sind da!“ In weitem Kreise umzogen sie den ungeheueren Mastenwald der römischen Flotte, und sobald es einigen von diesen gelang, sich aus dem allgemeinen Knäuel der Verwirrung loszumachen und davonzueilen, wurden sie einzeln von der über-

legenen Macht der Vandalen angegriffen und vernichtet. Einer der ersten Offiziere der römischen Flotte verteidigte sein Schiff auf das tapferste. Als seine Mannschaft teils gefallen, teils verbrannt war und sein Schiff in vollen Flammen stand, bot Genso, der Sohn Genserichs, ihm Leben und Freiheit an, wenn er sich ergäbe; aber der mutige Mann rief aus, daß er lieber sterben, als den Vandalen sich ergeben wolle, und stürzte sich in voller Rüstung ins Meer, dessen Fluten ihn verschlangen.

Aber einer war, der sich zu retten wußte, das war Basiliskus, der Oberanführer. Er eilte schnell nach Konstantinopel und verbarg sich in der Sophienkirche, bis er Verzeihung erhielte. Davon wollte Leo zwar nichts wissen; aber die Kaiserin Verina bat und weinte so lange für ihren Bruder, bis Leo ihm verzieh. Vielen der Römer erschien die Torheit des Basiliskus so groß, daß sie ihn offen des Verrats beschuldigten. Genserich aber war seines Sieges froh, und die Küsten des ost- und weströmischen Reiches empfanden seine Rache. Diese beschränkte sich nicht bloß auf die Plünderung, sondern wo ihm Widerstand geleistet wurde, verübte Genserich oftmals Grausamkeiten, welche die Menschen mit Schrecken erfüllten und sie trotz der Niederlage des Basiliskus zu mutiger Gegenwehr aufgefordert hätten, wenn nicht die Entwöhnung von den Waffen und die Sittenverderbnis damaliger Zeit alle Kraft und alle Mannhaftigkeit erstickt hätte. Einstmals landete Genserich an den Ufern des Peloponnes, aber die Bewohner verteidigten ihr Leben und ihre Habe, und Genserich mußte wieder abziehen, ohne seinen Zweck der Beute erreicht zu haben; da ward er sehr zornig und fuhr nach der Insel Zakynthus, die jetzt Zanthe heißt, und wütete dort. Viele wurden erschlagen, 500 der vornehmsten Einwohner wurden in die Knechtschaft geschleppt und mit diesen und mit seiner andern Beute segelte Genserich

wieder von dannen. Als er aber mitten auf dem adriatischen Meere war, ließ er die unglücklichen Gefangenen in Stücke hauen und in die Fluten werfen. Diese Tat vergaßen die Römer nicht, und als Belisar 90 Jahre später das Reich der Vandalen stürzte, sagten die Römer, daß dies die gerechte Strafe wäre für die Sünden Genserichs.

10. Der Kaiser Majorian und die Vandalen.

Im Jahre 457 wurde Majorian Kaiser über Westrom. Über ihn urteilt Procop, der bewährteste Geschichtschreiber jener Zeit: „Er übertraf alle Fürsten, die über Rom geherrscht haben, in jeglicher Tugend; denn er war mild gegen seine Untertanen und furchtbar für seine Feinde.“ Einem solchen Sinne mußte die Nachbarschaft der Vandalen und ihre immer sich erneuernden Raubzüge unerträglich sein. Als wieder eine vandalische Flotte in Kampanien landete, überfiel die Mannschaft Majorians die mit reicher Beute Beladenen und erschlug die ganze Schar. Da faßte Majorian den Entschluß, diesen Raubzügen für immer ein Ende zu machen. Um aber diesen Plan ausführen zu können, hatte er den Mut, allein nach Afrika hinüber zu gehen, um die Gesinnungen und die Art und Weise der Vandalen und ihres Königs Genserich zu erforschen und zugleich zu erfahren, wie denn die Stimmung der Bewohner römischer Abkunft gegen ihre vandalischen Herren sei. Er gab sich in Afrika für einen Gesandten des Kaisers aus, der ihn um der Erhaltung des Friedens willen zu Genserich geschickt hätte. Damit er aber nicht erkannt würde, hatte er die Farbe seines Haares und seines Bartes gelb gemacht, weil er wußte, daß die Vandalen rötlichgelbe Haare hatten. Genserich nahm ihn freundlich auf, ehrte ihn auf jegliche Weise und führte ihn mit in das Zeughaus, wo alle Waffen geordnet dalagen und außerdem viele andere Kostbarkeiten. Als der Kaiser eintrat, erzählt uns Prokop,

bewegten sich die Waffen und klirrten aneinander, so daß es schien, als hätte der Boden gebebt. Auch Genserich meinte, daß es ein Erdbeben wäre, und ging hinaus, um zu fragen, ob ein Erdbeben gewesen wäre; aber alle verneinten es und Genserich wunderte sich sehr, was das wohl gewesen sein möchte.

Nachdem Majorian alles erforscht hatte, kehrte er zurück und rüstete mit aller Macht. Aber sein Besuch in Karthago hatte ihm gezeigt, daß es ihm nimmer gelingen werde, die Vandalen zu schlagen, wenn er ihnen nicht auf ihrem eigenen Elemente entgegentreten könnte. Darum ließ er in allen Häfen Schiffe bauen, bis seine Flotte zu der Zahl von dreihundert großen Galeeren und einer Menge kleiner anderer Schiffe herangewachsen war. Aber auch Genserich wurde durch seine Freunde und Kundschafter von der drohenden Gefahr in Kenntnis gesetzt und sann auf Gegenwehr. Zuerst ließ er dem Kaiser wiederholte Friedensanträge machen; allein Majorian wollte auf diese nicht eingehen, weil er wohl einsah, daß für Rom keine Sicherheit zu hoffen wäre, so lange dieser gefährliche Feind es bedrohe. So mußte denn Genserich auf andere Mittel bedacht sein. Seine Kundschafter brachten ihm die Meldung, daß die römische Flotte im Hafen von Karthagena in Spanien fast ganz unbewacht läge und daß es nur eines kühnen Angriffes bedürfe, um sie zu vernichten. Der schnelle Genserich hatte diese Nachricht kaum vernommen, als schon seine Flotte ausfegelte. Alles geschah nach seinem Wunsche, die römische Flotte wurde überrascht und an einem einzigen Tage ganz vernichtet.

Genserich aber war klug genug und ließ sich durch diesen Sieg nicht blenden, sondern machte neue Friedensvorschläge. Aber der Kaiser verwarf sie und zog mit seinem Landheere nach der Meerenge, die jetzt die Straße von Gibraltar heißt, um von da aus schleunig hinüberfetzen zu können. Damit ihm aber dieser Zug unmöglich gemacht würde, nahm

Genserich seine Zuflucht zu einem grausamen Mittel; er machte nämlich ganz Mauretanien zu einer Wüste. Es wäre nicht nötig gewesen; denn Majorian erreichte sein Ziel nicht. Im römischen Reiche war eine große Partei gegen ihn, weil der Kaiser schonungslos alle Mißbräuche auszurotten strebte und, wie er nach außen Sicherheit schaffen wollte, so auch nach innen das Reich zu kräftigen gedachte. Alle diese Unzufriedenen, namentlich das zahllose Beamtenheer, erhoben ein lautes Geschrei, als Genserich die Flotte im Hafen von Karthagena verbrannt hatte, und beschuldigten den Kaiser der Fahrlässigkeit. Als Majorian bei dem Heere am Fuße der Alpen verweilte, brach ein Aufruhr gegen ihn los und er ward gezwungen, den Purpur abzulegen. Fünf Tage hernach starb er, einige sagen an der Ruhr, andere aber sagen, daß er ermordet sei. So war das vandalische Reich abermals gerettet.

11. Die folgenden Könige der Vandalen.

Nach langen Kriegesfahrten nahte im Jahre 477 das Ende des gewaltigen Vandalenkönigs Genserich. Er setzte seinen Sohn Hunnerich zum Erben seines Thrones ein, denn Genso war bereits tot, und starb dann 39 Jahre nach der Eroberung Karthagos. Sein Sohn Hunnerich schien alle schlimmen Seiten seines Vaters geerbt zu haben, aber keine seiner guten. Mit unermüdeter Tatkraft hatte Genserich bis an sein Lebensende jährlich neue Züge unternommen und als Erbteil der Gemahlin seines Sohnes, der Kaiserstochter Eudoxia, immer neue Provinzen von dem römischen Kaiser gefordert; Hunnerich hatte zwar auch Lust am Blutvergießen, aber die Anstrengung der Seefahrt war ihm zu lästig. Er quälte und mordete die Katholiken, weil er ein arianischer Christ war, und wenn auch nur die Hälfte von dem wahr wäre, was uns die Geschichtschreiber jener Zeiten von ihm erzählen, so übersteigt es schon alles Maß des Menschlichen.

Bald merkten es die umwohnenden Völker, daß Genserichs starke Hand nicht mehr die Vandalen lenkte. So oft ein Zug der Vandalen auf Raub ausging, bestand er nicht mehr wie früher aus Vandalen, sondern zum Teil aus Mauren, welche den Vandalen unterworfen waren, während diese behaglich in ihren Palästen sich allen Freuden der Sinne ergaben. Die rohe Kraft ging allmählich in entartete Weichlichkeit über. Da regten sich die Feinde. So lange Genserich regierte, hatten die Mauren in stiller Unterwürfigkeit den Befehlen ihrer nordischen Herren gehorcht, unter seinem Nachfolger aber rissen sie sich los und brachten dem Heere der Vandalen Niederlagen bei.

Endlich starb Hunnerich; aber auch sein Nachfolger Gundabund ließ die alte Kraft vermissen. Dann aber kam Trasamund zur Herrschaft, an mildem Sinne und an Weisheit der erste König der Vandalen. Er ließ sogleich die Grausamkeiten gegen die Katholiken aufhören und suchte sie durch ein wirksameres Mittel zu gewinnen, durch Milde und Güte und durch Belohnungen, und es schien, als sollte es ihm gelingen, und die Katholiken in Afrika ganz untergehen. Aber die anderen Vandalen waren nicht eines Sinnes mit ihrem Könige und machten durch ihre rohe Grausamkeit seine Bestrebungen ganz zunichte. Es zog einmal ein Heer derselben gegen eine Anzahl Mauren, die sich empört hatten. Die Vandalen machten die Kirchen der katholisch gesinnten Mauren zu Pferdeställen und verlangten von den Priestern die gemeinsten Sklavendienste und schlugen sie, wenn sie nicht gleich gehorchten. Sie zogen wieder ab, ohne daß es zum Treffen kam, die Mauren aber folgten ihnen auf dem Fuße. Sie reinigten alsbald die Kirchen und zündeten Weihrauch darin an, setzten die Priester in ihre Würde ein und baten sie, den Gottesdienst nach katholischer Weise zu verrichten. Dadurch wurden ihnen im Vandalenreiche alle diejenigen

zugetan, welche der katholischen Lehre anhingen. Endlich trafen auch die Heere aufeinander. Da ordnete der maurische Anführer sein Heer so, daß die Kamele wie eine Verschanzung rund umherstanden. Die Vandalen hatten aber weder Bogenschützen, noch überhaupt Fußsoldaten, sondern nur Reiterei. Die Pferde aber haben Scheu vor den Kamelen und wollten deshalb nicht vorwärts gehen. Während nun die Vandalen sie vergebens anzutreiben suchten, fiel eine große Anzahl von ihnen durch die maurischen Bogenschützen. Nicht lange nachher starb der König Trasamund, nachdem er 26 Jahre regiert hatte.

Nach ihm wurde Hilderich König, ein Mann von mildem Sinne, aber auch weichlich und zum Kampfe ganz untauglich. Ihm stand Amer zur Seite, den man um seiner Tapferkeit willen den Achilles der Vandalen hieß. Hilderich war auch befreundet mit Justinian, der bald nachher Kaiser von Ostrom wurde, und sie schickten einander häufig Geschenke, um ihre Freundschaft zu befestigen. Aber aus den Nachkommen Genserichs war noch ein anderer Mann im Vandalenreiche namens Gelimer, der älteste Enkel des Genserich nach Hilderich und darum auch der Erbe des Thrones. Gelimer war in den Waffen geübt, ein entschlossener und kriegerisch gesinnter Mann und in dem Streben nach seinem Ziele um die Wahl der Mittel nicht verlegen. Zwar wußte er, daß er nach Hilderich die Krone tragen würde; aber das Leben seines Vetters dauerte ihm zu lange, und darum klagte er ihn bei den Vandalen an, daß er unfähig wäre, die Herrschaft zu führen, daß durch seine Schuld die Mauren gesiegt hätten, und sagte, daß Hilderich entschlossen wäre, das ganze Vandalenreich dem Kaiser Justinian in die Hände zu liefern; denn das wäre der Zweck der häufigen Gesandtschaften nach Konstantinopel. Die Vandalen glaubten das, stießen Hilderich vom Thron in den Kerker und begrüßten Gelimer als König

der Vandalen. Dabei wußten sie nicht, daß dadurch gerade dasjenige herbeigeführt wurde, was sie vermeiden wollten.

12. Der Entschluß Justinians zum Kriege (532).

Als Justinian erfuhr, was Gelimer mit seinem Freunde Hilderich getan, war er darüber sehr bekümmert und schrieb an Gelimer: „Du handelst ungerecht und dem Testamente deines Großvaters Genserich ganz zuwider, wenn du noch ferner deinen Vetter Hilderich im Kerker gefangen hältst. Du hast ja nur noch eine kurze Frist zu warten, bis dir das Recht gestattet, den Thron der Vandalen einzunehmen. Laß doch dem Hilderich den Schein der Herrschaft, so lange er lebt, und dann besitze du nach Recht und Gesetz, was du jetzt ungerechter Weise inne hast. Wenn du das überlegst, so wirst du selbst deinen Vorteil dabei erkennen und mich zum Freunde haben.“ Über diesen Brief wurde aber Gelimer sehr erzürnt; er schickte die Gesandten unverrichteter Sache heim, ließ den König Hilderich in noch engeren Gewahrsam bringen und Amer, dem Freunde desselben, die Augen ausstechen. Dann höhnte er sie und bat sie, doch so zum Kaiser Justinian zu fliehen und dem ihre Not zu klagen.

Aber Justinian sandte ihm zum zweiten Male einen Brief mit folgenden Worten: „Meinen vorigen Brief schrieb ich dir in guter Meinung, weil ich nicht dachte, daß du meiner Mahnung so entsprechen würdest. Wenn du aber nun doch dabei beharrst, das Reich nach deinem Sinne zu besitzen, so mögest du auch tragen, was danach das Schicksal über dich verhängt. Nur das noch verlange ich von dir, sende mir jetzt meinen Freund Hilderich und den blinden Amer zu, daß ich ihnen Trost gewähre, so viel ich vermag. Wenn du aber auch das nicht einmal willst, so zwingst du mich, alle Freundschaft zu vergessen, das Bündnis zu lösen, welches wir mit Genserich und seinen Nachfolgern bis jetzt

gehalten haben, und dich mit der Gewalt der Waffen heimzusuchen.“ Darauf erwiderte Gelimer: „Ich habe nichts Unrechtes getan; den König Hilderich hat das Volk der Vandalen seines Amtes entsetzt, und demgemäß berief mich nach unserem Gesetze meine Würde zum Throne; denn ein wohl geordnetes Reich verlangt einen solchen König, welcher sich nur um die Angelegenheiten seines Reiches bekümmert und nicht um fremde. Du aber handelst ungerecht und töricht, daß du dich um Dinge bekümmerst, die dich nichts angehen. Wenn du aber nun doch unser Bündnis aufhebst und mir Krieg androhst, so bin ich bereit, dir entgegenzutreten.“ Auf diesen Brief wurde Justinian noch mehr erzürnt und sann darüber nach, wie er aufs schnellste den Krieg beilegen könnte, den er damals mit den Persern führte, damit sein Heer uud dessen Feldherr Belisar nach Afrika hinübergehen könnten.

Als Justinian den Plan reiflich bei sich überlegt und nach innen und außen den Frieden seines Reichs wohl befestigt hatte, berief er seinen Rat, um seinen Vertrauten die Sache vorzulegen. Aber alle erschraken und dachten an das Unglück des Kaisers Leo und seines Feldherrn Basiliskus. Der Schatzmeister des Reiches klagte über die unermeßlichen Kosten, die ein solcher Krieg verschlingen würde, und die Heerführer überlegten die Gefahr, weil die Römer nicht geübt waren, zur See zu kämpfen, und kaum erst aus dem langen und schweren Perserkriege heimgekehrt waren. Aber dennoch wagte niemand vor dem Kaiser offen den Plan zu mißbilligen, bis der Feldherr Johannes in ernster und ausdrücklicher Rede dem Kaiser alle Schwierigkeiten und Gefahren dieses Zuges vorhielt. Er schilderte die Macht der Vandalen und erinnerte warnend an das Schicksal des Basiliskus. Seine Worte machten Eindruck auf den Kaiser, und sein Eifer für den Krieg ließ darauf bedeutend nach.

Wenige Tage nachher kam ein Bischof aus einer der östlichen Gegenden des Reiches und bat um die Erlaubnis, einige Worte mit dem Kaiser reden zu dürfen. Als sie ihm gegeben war, sprach er zum Kaiser: „Gott hat mir in der Nacht im Traum seinen Willen kund getan und mir gesagt, daß er mit dir zürne, weil du den einmal gefaßten Entschluß, die Christen*) in Afrika aus der Hand der Barbaren zu befreien, nachher ohne Ursache wieder aufgegeben hast. Ohne Schwierigkeiten ist das Werk nicht zu vollführen, aber Afrika wird dich sicherlich noch als seinen Herrn begrüßen, denn Gott ist mit dir.“ Diese Worte des Bischofs brachten Justinians Entschluß zur Reife, er ließ die Ausrüstung des Heeres mit allem Eifer besorgen und ernannte Belisar zum Feldherrn über das Heer nach Afrika.

13. Belisars Fahrt und Ankunft in Afrika (533).

Das Heer der Oströmer war aus allerlei Scharen zusammengesetzt. Unter ihnen waren Hunnen, Massageten und von deutschen Stämmen namentlich vierhundert Heruler; denn aus diesem Stamme dienten Mietstruppen damals fast in allen Kriegen. Die Flotte bestand damals aus fünfhundert Schiffen, die zwar nicht so groß waren, wie in früheren Zeiten die Dreiruderer der Römer, aber doch eine sehr ansehnliche Flotte ausmachten. Auf derselben waren dreitausend eigentliche Seeleute aus Ägypten, Jonien und Cilicien. An der Spitze der ganzen Rüstung aber stand Belisar**), dessen Herkunft aus Germania, einer Stadt Thraciens, sein soll.

Im Anfang des Frühlings 533, im siebten Jahre der

*) Die Vandalen waren auch Christen, nur nicht katholische. Der Bischof hält sie aber als Arianer des Namens Christen für nicht würdig.

**) Der Name Belisar hat keinen griechischen Klang. Nach J. Grimm ist er gotischen Ursprunges und lautet Walisaharis.

Regierung des Kaisers Justinian, ließ dieser die Flotte neben dem Garten seines Palastes vor Anker legen, und dort wurde sie eingeweiht und feierlich für sie gebetet. Dann lichtete Belisar die Anker und fuhr ab. Mit ihm fuhr auf seinem Schiffe seine Frau Antonia, bereit mit ihm alle Gefahren des Krieges auszustehen, und sein Geheimschreiber Procopius, der ihn auch schon in den persischen Krieg begleitet hatte und uns alle drei großen Kriege seines Gönners genau und ausführlich beschrieben hat. Hoffnung und Furcht wechselten in den Gemütern der zuschauenden Menge, wie in denen der Abfahrenden; auch Procopius selbst erzählt uns, daß er nur mit Zagen sich dem Zuge angeschlossen habe, aber durch einen Traum gestärkt worden und dann mit festem Mute mitgezogen sei. Unterwegs aber legte die Flotte in Perinthus wieder an, um einige Pferde von edler thracischer Rasse aufzunehmen, welche der Kaiser seinem Feldherrn zum Geschenk gemacht hatte. Von dort gelangte die Flotte nach Abydus und hier zeigte Belisar, mit welcher Strenge er auf die Manneszucht seines Heeres hielt. Zwei der Massageten berauschten sich, und als einer ihrer Genossen sie in diesem Zustande fand und deshalb verhöhnte, ermordeten sie ihn auf der Stelle. Die Massageten waren aber alle dem Genusse des Weines sehr ergeben, und darum ließ Belisar auf einem hervorragenden Felsen bei Abydos einen Galgen errichten und die beiden Übeltäter daran hängen. Darüber ergrimmten die anderen Massageten und sagten dem Feldherrn, daß sie durch kein Gesetz gezwungen wären, diese Kriegsdienste zu tun, sondern daß es ihr freier Wille wäre: es sei aber bei ihnen nicht Sitte, auf solche Weise die Irrenden zu strafen. Mit ihnen vereinten auch viele andere ihre Stimme und meinten, daß solche Strafen für solche Vergehen nicht billig wären. Deshalb berief Belisar das ganze Heer zusammen und hielt eine feierliche Anrede.

Er sagte darin, daß das erste und wichtigste Erfordernis zur Erlangung des Sieges Gerechtigkeit wäre; denn selbst die Übung in den Waffen sei minder wesentlich, als die strengste Gerechtigkeit und diese fordere, daß der Mörder mit dem Tode bestraft werde. Denn die Trunkenheit entschuldige diesen nicht, sie mache vielmehr das Vergehen nur noch haßenswerter. Darum ermahne er jeden, sich des Unrechts und der Beleidigungen zu enthalten; denn er werde unerbittlich sein, das aufrecht zu erhalten, was ihm mehr wert scheine, als selbst die Tapferkeit, nämlich die strengste Gerechtigkeit. Als Belisar diese Worte gesprochen hatte, leuchtete es vielen ein, daß er doch wohl recht hätte, und die übrigen schwiegen.

So segelten sie vorwärts. Damit die Flotte sich in rechter Ordnung zusammenhielte, färbte Belisar die Segel seines Schiffes hellrot und bei Nacht ließ er Leuchten an demselben anzünden, damit es allen erkennbar wäre und sie ihren Weg danach richten könnten. Aber dennoch war der Zug wegen der Menge der Schiffe mit vielen Gefahren verknüpft. Belisar hatte bald Gelegenheit, auch in anderer Weise seine Gerechtigkeit zu zeigen und das Heer sich geneigt zu machen. Es wurden unerwartet viele Soldaten krank, und als man nach der Ursache forschte, ergab es sich, daß einer der mächtigsten Männer in Konstantinopel namens Johannes, der beim Kaiser sehr beliebt und immer um ihn war, aus schnöder Gewinnsucht schlechtes Brot hatte auf die Flotte bringen lassen. Es war Sitte, das Brot zweimal zu backen, damit es sich länger hielte, wodurch es dann aber auch viel leichter wurde. Johannes aber hatte den rohen Teig in die Öfen der öffentlichen Bäder bringen lassen, wo es durch die erstaunliche Hitze bald eine Rinde bekam, als wäre das Brot gar, wenn es auch innerlich noch feucht und darum an Gewicht viel schwerer war, als dieselbe Menge

des zweimal gebackenen Brotes. Dadurch ersparte Johannes sowohl an Holz als an Brotteig und den Gewinn davon steckte er ein. Diese ungesunde Kost war noch dazu faulig geworden und daher rührten die Krankheiten. Sobald Belisar dies erforscht hatte, schrieb er erzürnt an den Kaiser, beklagte sich über dessen Günstling und erzählte, daß schon dreihundert Leute der Krankheit erlegen wären. Der Kaiser ließ sofort besseres Brot backen, aber Johannes wurde nicht bestraft.

Das Heer des Belisar litt aber auch sonst noch manche Beschwerde. Als sie in der großen Hitze so lange auf dem Meere fuhren, ging ihnen das Trinkwasser aus oder wurde warm, daß es keine Erquickung mehr gewährte. Nur Antonia, die Gemahlin Belisars, wußte da zu helfen. Sie füllte gläserne Gefäße mit Wasser und brachte sie in den untersten Schiffsraum, wohin die Strahlen der Sonne nicht zu dringen vermochten. Dort grub sie dieselben in den Sand, und so erhielt sich das Wasser kühl.

Besonders aber wurde Belisar durch die Reden seiner Soldaten geängstigt. Diese sagten, daß sie wohl gern tapfer kämpfen wollten, wenn sie zu Lande wären, daß sie sich aber zur See vor den Vandalen fürchteten, da sie ja doch nicht zu gleicher Zeit mit den Wellen und den seerfahrenen Vandalen kämpfen könnten. Als Belisar dies alles überlegte und mit Sorge wegen des Ausgangs seines Unternehmens erfüllt ward, schickte er an der Küste Siziliens seinen treuen Prokop ans Land, damit er nachforschen sollte, wie die Ostgoten gegen die Vandalen gesinnt wären. Prokop traf in der Stadt Syrakus einen alten Bekannten, der zufällig erst drei Tage vorher von Karthago gekommen war, und dieser sagte ihm, daß die Römer von den Vandalen keine List und keinen Angriff zu befürchten hätten, daß diese vielmehr ganz unbesorgt wären und noch erst neulich den

Kern der vandalischen Macht nach Sardinien geschickt hätten, um dort einen abtrünnigen Statthalter zu bestrafen. Gelimer sei nicht einmal in Karthago, sondern in einer Stadt vier Tagereisen von der Küste, und deshalb könne Belisar unbesorgt landen, wo er wolle. Mit dem Überbringer dieser Nachricht eilte Prokop schnell zu Belisar zurück und brachte ihm noch dazu die für die Römer so erfreuliche Botschaft, daß die Gotenkönigin Amalasunta, die Tochter des großen Theoderich, ihres Bündnisses mit Justinian eingedenk, den Vandalen nicht bloß keine Hülfe leisten, sondern den Ankauf der Lebensmittel für das römische Heer auf der Insel Sizilien frei gestatten wollte. Denn so weit ging die Verblendung vieler Goten, daß ihnen die Unterdrückung der stammverwandten Vandalen willkommen war. Als Belisar dies alles vernahm, ließ er freudig seine Hörner blasen und lichtete die Anker zur Überfahrt.

Im dritten Monate nach der Abfahrt von Byzanz landete Belisar an der afrikanischen Küste. Die Furcht vor einem Angriff der Vandalen beschleunigte die Ausschiffung, und schon am Abende desselben Tages war auch ein Graben und ein Wall um das Lager gezogen und Pfähle zur Befestigung eingegraben. Mitten im Lager sprudelte eine reichliche Quelle hervor, die nicht bloß für die Menschen, sondern auch für das Vieh eine genügende Menge Wasser darbot. Darüber freuten sich alle und Prokop wünschte dem Belisar Glück, nicht so sehr um des Wassers willen, als weil der Anfang ihnen ein glückliches Ende ihrer Unternehmung zu weissagen schien.

Am folgenden Morgen ließ Belisar je fünf Bogenschützen in jedes der Schiffe legen, um die Flotte dadurch gegen etwaige Angriffe sicher zu machen. Unterdessen hatten einige der Männer schon die benachbarten Felder geplündert, und darum berief Belisar das ganze Heer zusammen. Dann

sprach er zu ihnen folgende Worte: „Ich habe euch hier ans Land gesetzt hauptsächlich in dem Vertrauen, daß die Afrikaner, welche römischen Stammes sind, in ihrer Treue gegen die Vandalen schwanken und leicht zu uns übergehen werden. Ich dachte aber, daß uns deshalb die Lebensmittel nicht fehlen und daß die Feinde uns nicht unversehens überfallen würden. Aber eure Zügellosigkeit wird uns gerade das Gegenteil bewirken; denn durch eure Plünderungssucht werdet ihr die Afrikaner den Vandalen geneigt machen, da sie von ihnen Schutz gegen euch erwarten. Wenn ihr verständig und zu euerm Besten handeln wollt, so unterlaßt solchen gefährlichen Gewinn; denn nur durch die Freundschaft des afrikanischen Volkes wird es uns leicht sein, den Vandalen beizukommen."

Dies sahen alle Verständigen ein, und von da an wurde im römischen Heere gute Mannszucht gehalten, und was Belisar vorhergesagt hatte, traf ein. Namentlich waren die katholisch gesinnten Geistlichen immer bereit, ihren Glaubensgenossen gegen die arianisch gesinnten Vandalen Hilfe zu leisten.

14. Belisars Zug durch Afrika (533).

Belisar zog an der Küste her auf Karthago zu, während ihm zur Rechten seine Flotte fuhr, welche sich nicht von der Küste entfernen durfte. Wenn der Wind günstig blies, so spannten sie die Segel auf, wenn nicht, so ruderten sie. Das Landheer aber wurde von den afrikanischen Städten der Reihe nach willig und mit Freuden aufgenommen, und die seemüden Römer erholten sich in den Palästen und den schönen Gärten der Vandalen von den Anstrengungen ihres Zuges. Die Anlagen der Gärten waren so schön, daß Prokop, der doch die Herrlichkeiten von Byzanz und von Persien kannte, niemals anmutigere gesehen hatte. Wasserreiche Quellen sprudelten darin und befruchteten den Boden; sie

waren bepflanzt mit den schönsten Fruchtbäumen aller Art. Unter denselben schlugen die Soldaten ihre Zelte auf und wenn sie sich alle gesättigt hatten an den Früchten, so sah man noch kaum, daß eine abgepflückt war.

In den Städten aber ließ Belisar die Botschaft des Kaisers verkünden, daß er nicht mit den Vandalen Krieg führen und auch nicht den Frieden brechen wollte, welcher einst mit Genserich geschlossen sei, sondern daß er nur deshalb sein Heer geschickt habe, um den übermütigen Gelimer zu bestrafen, der den rechtmäßigen König vom Throne gestoßen und sich selbst die Herrschaft angemaßt habe. Sobald aber Gelimer die Nachricht von der Ankunft Belisars erhalten hatte, ließ er seinem Bruder Ammatas sagen, daß er sofort den gefangenen König Hilderich töten sollte, und bedachte nicht, daß er durch diese Greueltat sich selbst den größten Schaden zufügte. Von den 160000 streitbaren Männern, die damals das Reich der Vandalen zählte, folgten nicht alle der Aufforderung ihres Königs Gelimer zum Kampfe; aber dennoch war seine Macht derjenigen des Belisar bei weitem überlegen. Er traf seine Einrichtungen so, daß das römische Heer von drei Seiten zugleich angegriffen werden sollte, von vorn durch seinen Bruder Ammatas, der von Karthago kam, von der Seite durch seinen Neffen Gibamund und von hinten durch ihn selbst. Wenn aber dies alles so geschehen wäre, wie Gelimer befohlen, so wäre nach dem Zeugnisse Prokops kein einziger Römer entkommen.

Aber die Verwegenheit seines Bruders Ammatas brachte Gelimer um alles. Ammatas ließ den größeren Teil seiner Mannschaft in Karthago und ging nur mit wenigen und noch dazu nicht einmal auserlesenen Reitern vor, bis er die Vorhut der Römer traf. Diese griff er sogleich an, aber trotz seines Mutes war seine Macht doch gar zu klein. Nachdem Ammatas mit eigner Hand zwölf Römer getötet

hatte, erlag er der Überzahl und fiel. Sein Tod war seiner kleinen Schar das Zeichen zur Flucht und fliehend langten sie in Karthago an und verbreiteten dort unsäglichen Schrecken. Die Römer wagten es, ihnen bis an die Tore der Stadt nachzueilen und töteten unterwegs noch viele der Vandalen.

Die Hauptheere aber wußten von dem allen nichts, und Belisar, dessen Marsche sich kein Feind entgegenstellte, gelangte am Abend in die Nähe der Stadt Karthago und schlug ein festes Lager auf. Dann berief er seine Soldaten und hielt folgende Anrede an sie: „Die Zeit des Kampfes ist da, der Feind naht heran; unsere Flotte aber ist weit von uns entfernt, darum liegt unser Schicksal allein in unseren Händen. Wenn wir geschlagen werden, so ist nirgends eine befreundete Stadt, die uns aufnehmen kann, nirgends ist eine Zuflucht, und ein trauriges Los wartet unser. Wenn wir aber siegen, so haben wir den Feind vernichtet; denn uns helfen viele Dinge. Zuerst die Abneigung der Afrikaner gegen die Vandalen, dann diejenige der Vandalen gegen ihren Tyrannen Gelimer, dann ihr Mangel an Kriegserfahrung; denn wir haben immer mit Feinden zu tun gehabt, sie aber kennen seit Jahren keinen andern Feind, als die Mauren. Darum seid getrost und eures alten Mutes eingedenk, mit Gottes Hilfe wird es uns gelingen, jetzt den Feind zu schlagen."

Dann überließ Belisar das Lager und seine Gattin Antonia den Fußsoldaten und ging mit der Reiterei vorwärts. Er kam an die Stelle, wo jüngst sein Vortrab mit Ammatas gestritten hatte, und verwunderte sich darüber, bis die Umwohner ihm erzählten, was da vorgefallen wäre. Einige aus seiner Schar stiegen auf einen benachbarten Hügel, um rund umher auszuschauen, und ihnen zeigte sich im Süden eine große Staubwolke, in welcher sie bald die Vandalen erkannten. Während die Kaiserlichen noch uneinig waren, ob sie die Vandalen dort erwarten oder ihnen entgegengehen

sollten, nahten diese heran und Gelimer selbst führte sie. Als die beiden Schlachtreihen einander nahe waren, strebten sie wetteifernd einen Hügel zu besetzen, der die ganze Gegend beherrschte. Aber die Vandalen kamen den Römern zuvor und warfen die Heransteigenden zurück, bis diese fliehend auch die anderen Römer in Verwirrung brachten. So war der Sieg in den Händen der Vandalen.

Wie es aber geschehen mag, daß die Menschen oft das Kostbarste, was sie in Händen haben, ungenutzt wegwerfen, das zu erforschen ist dem menschlichen Scharfsinn zu dunkel, und wir müssen uns begnügen zu wissen, daß dem so ist. Wenn Gelimer seinen Sieg verfolgt hätte, so wäre Belisar und das ganze römische Heer verloren gewesen, und wenn er dann sogleich nach Karthago geeilt wäre, so wäre es leicht gewesen, von da aus mit vandalischen Schiffen die gering bemannte römische Flotte zu erreichen und wegzunehmen. Aber von dem allen geschah nichts. Gelimer schritt langsam von dem Hügel nieder in das Tal und erblickte da, wo vordem die Römer gestanden hatten, die Leiche seines geliebten Bruders Ammatas. Er weinte und wehklagte um ihn und ließ sogleich ein Grab für ihn bereiten, um ihn selbst hineinzusenken. So verlor er die günstige Gelegenheit, die nicht wieder kam.

Unterdessen stellte sich Belisar den Fliehenden entgegen, und seine Ermahnungen brachten sie endlich zum Stehen. Alsdann ordnete er sie und führte sie aufs neue gegen die noch nicht zerstreuten Vandalen heran. Da hielten diese den Andrang des römischen Heeres nicht aus, sondern wandten sich nun ihrerseits zur Flucht, und Belisar ließ sich den Sieg nicht entgehen. Am folgenden Tage kam das Fußvolk nach und das ganze römische Heer zog auf Karthago. Die Bewohner dieser Stadt öffneten die Tore und da es schon Abend war, als die Römer einzogen, war die ganze Stadt hell erleuchtet, und die Freudenfeuer der römisch gesinnten Ein-

wohner brannten die ganze Nacht, während die noch übrigen Vandalen flehend am Fuße der Altäre in den Kirchen lagen. Am selben Tage schiffte mit günstigem Ostwinde auch die Flotte heran und die Bürger der Hafenstadt Mandracium ließen hocherfreut die Ketten fallen, welche die Einfahrt in den Hafen sperrten. Die Seeleute aber hatten von dem glücklichen Treffen noch nichts vernommen und schwebten deshalb in großer Furcht, bis Belisar ihnen Nachricht schickte und eine große Anzahl von ihnen holen ließ, damit sie an dem Triumphzuge, den er halten wollte, teilnehmen könnten. Dann aber ermahnte er sie, wie auch das Landheer, daß sie namentlich in der Stadt Karthago die strengste Mannszucht halten sollten, damit ihnen die Gemüter der römisch gesinnten Bewohner des Landes nicht entfremdet, sondern noch mehr zugetan würden. Darauf setzte sich Belisar auf den Thron Gelimers und hörte an, wer zu ihm kam und ihm etwas vorzubringen hatte. Dorthin kamen auch die gefangenen Vandalen, und Belisar schenkte ihnen das Leben.

Der Besitz Karthagos aber war deshalb so wichtig für Belisar, weil es die einzige Stadt im Vandalenreich war, die feste Mauern hatte; denn schon Genserich hatte die Mauern aller andern Städte niederwerfen lassen. In Karthago aber setzte Belisar sich fest, ließ die Verschanzungen wieder ausbessern und konnte mit Ruhe jeden Angriff abwarten.

Es war nun nicht mehr die Rede von der Absetzung Gelimers und der Wiedereinsetzung des Königs Hilderich; denn dieser war ja tot: es handelte sich nur noch darum, ob das Vandalenreich bestehen bleiben sollte oder nicht.

15. Die Lebensweise der Vandalen und die der Mauren.

Belisar wohnte im Palaste des Königs Gelimer und in dem Saale, wo König Gelimer die vornehmsten Vandalen

zum Gastmahle einzuladen pflegte, ließ auch er ein prächtiges Mahl für die Römer veranstalten, nachdem erst ein Tag seit Gelimers letztem Mahle an jener Stätte verflossen war. Die Diener Gelimers, die am Tage vorher diesem aufgewartet hatten, trugen nun den Römern die Speisen auf und reichten ihnen die Becher. Es zeigte sich da den Römern, daß von allen ihnen bekannten Völkern der Erde keines mehr der Üppigkeit ergeben war, als das vandalische, so sehr hatte der warme Süden, die Fruchtbarkeit des Landes und der unendliche Reichtum, den sie auf ihren Raubzügen erworben hatten, in 95 Jahren die Sitten des einst so rauhen und harten Volkes verändert. Täglich ergötzten sie sich alle an warmen Bädern, und was Land und Meer an seltenen und kostbaren Speisen aufzubringen vermochte, das fand man auf den Tischen der Vandalen. Ihre Geschirre waren meist golden, ihre Gewänder seiden, täglich erfreuten sie sich im Theater und an Kampfspielen und namentlich an der Jagd. Die auserlesensten Tänzer und Schauspieler waren bei ihnen in reichlicher Zahl, und alle Genüsse des Auges und des Ohres lockten ihre Sinne, namentlich auch die Musik. Viele wohnten in reich bewässerten und herrlich bepflanzten Obstgärten. Gastmähler und Gelage waren bei ihnen sehr häufig, und von ihrer früheren Keuschheit und Sittenstrenge war keine Spur mehr vorhanden.

Die ihnen unterworfenen Mauren dagegen schleppten ein kümmerliches Dasein hin. Gegen Sommer und Winter und alle Beschwerden des Wetters hatten sie keinen anderen Schutz, als das Obdach ihrer niedrigen Hütten, unter denen man kaum Atem schöpfen konnte. Zum Lager diente ihnen der nackte Boden, die Reichen breiteten sich ein zottiges Fell unter. Ihre Bekleidung war kunstlos und mit roher Hand bereitet, sie war immer dieselbe und konnte nicht mit der wechselnden Witterung verändert werden. Brot, Wein und

alle Annehmlichkeiten des behaglicheren Lebens mußten sie entbehren, sie aßen Weizen und Gerste und andere Arten Getreide, aber viele genossen es weder durch Feuer zubereitet, noch auch nur gemahlen, sondern roh wie die Tiere es fressen.

Die Vandalen waren die Herren und die Mauren ihre Untertanen.

16. Fortsetzung des Krieges. Die Waffentat des Diogenes.

Bei den Bürgern der Stadt Karthago galt ein altes Wort, welches die Kinder oft im Scherz sprachen: G schlägt B, aber dann schlägt B wieder G. Als nun Belisar in Karthago war, erinnerten sich die Karthager dieses Wortes und sagten, daß es eine Weissagung wäre auf die Niederlage der Vandalen; denn es bedeutete: Genserich schlägt Bonifatius, aber nachher schlägt Belisar den Gelimer. Das ist die Gewohnheit der Menschen, daß sie nach dem Ereignis für dasselbe eine Prophezeihung auffinden.

Allein Gelimer war noch gar nicht gesonnen, den Krieg aufzugeben, sondern durch Geschenke und Leutseligkeit gewann er sich viele der afrikanischen Landleute, daß sie die Römer, welche einzeln auf dem Felde umherschweifen würden, erschlagen sollten. Für jeden Kopf sollten sie dann ein Goldstück erhalten. Da töteten denn die Afrikaner, so viele von den Römern ihnen in die Hände fielen, aber nicht die Soldaten, sondern Diener und Troßbuben, welche sich um Beute zu machen vom Heere entfernt hatten. Zuweilen erlegten sie jedoch auch römische Soldaten und bei einer solchen Gelegenheit zeichnete sich einmal Diogenes, der Waffenträger des Belisar, durch eine herrliche Waffentat aus. Er war mit 22 anderen Reitern ausgezogen, die Stellung des Feindes auszukundschaften, und übernachtete in einem Dorfe, das zwei Tagereisen weit von Karthago lag. Seine Schar war den

Dörflern zu stark, als daß sie sie hätten angreifen mögen, und deshalb gaben sie dem Vandalenkönige Nachricht, weil er gerade in der Nähe war. Sogleich schickte Gelimer eine Abteilung von 300 Reitern und befahl ihnen, die Römer alle lebendig zu ihm zu führen; denn er hielt es für einen guten Fang, Belisars Waffenträger zugleich mit 22 Reitern gefangen zu nehmen. Diogenes war mit seiner kleinen Schar in ein Haus getreten und hatte sich im oberen Teile desselben der Ruhe hingegeben, unbekümmert um die Feinde, von denen sie sich weit entfernt glaubten. Noch vor Tagesanbruch langten die Vandalen an, hielten es aber nicht für geraten, im Dunkeln die Türen aufzubrechen und so ins Haus zu stürmen, weil sie fürchteten, daß sie im nächtlichen Kampfe sich untereinander, der Freund den Freund, verletzen und vielleicht den Gefangenen in der Finsternis Gelegenheit zur Flucht geben könnten. Diesen Rat aber gab ihnen nicht die Besonnenheit, sondern die Furcht ein; denn sie konnten ja Fackeln tragen zur Aufhellung der Dunkelheit und wußten auch, daß die Feinde unbewaffnet und entkleidet im Schlafe lagen. Allein sie stellten sich rund um das Haus auf und warteten auf den Tag. Einer von den Römern erwachte zufällig, hörte ein Geräusch und unterschied lauschend bald das Geflüster von Stimmen. Da erriet er leicht, was vorgegangen war, und weckte nun leise seine Gefährten einen nach dem anderen und teilte ihnen die Lage der Dinge mit. Diogenes hieß sie darauf in tiefer Stille ihre Waffen anlegen, dann hinuntersteigen und die Pferde satteln und zäumen. Darauf stellten sie sich alle bereit an die Türen und nachdem auch diese leise losgemacht waren, warfen die Römer sie schnell auf und stürmten hinaus. Die Vandalen wollten von allen Seiten herbeieilen; aber die Römer deckten sich mit den Schilden und suchten im schnellsten Laufe der Rosse zu entkommen. Es gelang ihnen, und nur zwei fielen in die

Hände der Vandalen, obwohl manche von den Römern einige Wunden davongetragen hatten.

17. Fortsetzung des Krieges. Der Entscheidungskampf.

Wenige Tage vor der Ankunft des römischen Heeres hatte Gelimer Gesandte an Teudis, den König der Westgoten in Spanien, abgeschickt, um mit ihm ein Bündnis zu schließen. Die Gesandten waren bis an die Meerenge zu Lande gereist, und so war es gekommen, daß ein Handelsschiff, welches erst nach der Eroberung Karthagos abgefahren war, noch eher in Spanien anlangte, als diese Gesandten der Vandalen. Nichts ahnend von dem Unglücke in ihrer Heimat begaben sie sich zu Teudis, und dieser fragte sie, ob sie denn auch wohl wüßten, wie es mit Gelimer und dem Reiche der Vandalen stünde. Sie antworteten: „Allerdings wissen wir das, es steht gut um die Macht der Vandalen.“ Teudis hatte den Schiffern verboten, ihre Nachricht weiter zu erzählen. Nun aber gab er den Gesandten zur Antwort: „Geht doch einmal hin an den Hafen und fragt die Schiffer.“ Die Gesandten schwiegen still; denn sie hielten die Worte des Königs für die eines trunkenen Menschen. Am folgenden Tage kamen sie wieder und erhielten wiederum dieselbe Antwort von Teudis und daraus merkten sie, daß doch wohl in Afrika sich etwas Besonderes zugetragen haben müsse. Deshalb schifften sie ab; als sie aber in die Nähe von Karthago kamen, wurden sie von römischen Soldaten aufgefangen und erkannten nun bald das Unglück ihrer Nation. Aber man fügte ihnen kein Leid zu.

Nicht weit von der Grenze Numidiens sammelte Gelimer aufs neue seine Scharen. Es waren fast nur noch Vandalen; denn wohin die Römer kamen, unterwarfen sich ihnen die Mauren und hielten mit ihnen gegen ihre bisherigen Herren. Gelimer aber wollte auch seinen Bruder Zazo aus Sardinien

herbeirufen. Dieser hatte mit dem Kerne der vandalischen Macht die Insel, welche sich vor Beginn des Kriegs mit den Kaiserlichen empört hatte, seinem Bruder Gelimer wieder unterworfen und wenige Wochen vor diesen Ereignissen einen Boten mit dieser Siegesnachricht geschickt: „Freue dich, König der Vandalen und Alanen, die Insel ist wieder unser und dein Reich steht wieder fester, als je!“ Dieser Bote aber war in Belisars Hände geraten und darum wußte Gelimer seit längerer Zeit nichts von seinem Bruder. Deshalb schrieb Gelimer dem Zazo alles, was vorgefallen war, und beklagte sich bitter über die Entartung der Vandalen, deren Feigheit ihren Bruder Ammatas dem Tode überliefert und die Schlacht verloren habe. Alles sei im Besitz der Römer, nur noch das Gefilde von Bulla sei ihm übrig geblieben, und dahin möge er nun mit allen Truppen zu ihm eilen, damit sie vereint noch einmal den Kampf gegen den glücklichen Gegner versuchten.

Als Zazo diese Nachricht erhielt, teilte er sie seinen Vandalen mit, und sie weinten und wehklagten, aber nur im stillen, damit es die Bewohner von Sardinien nicht erführen. Dann segelten sie ab und landeten am dritten Tage an der Küste Afrikas. Von da aus wanderten sie zu Fuße nach Bulla und vereinten sich dort mit den anderen Truppen. Als Gelimer und Zazo einander erblickten, umarmten sie sich, und man konnte sie nicht wieder trennen; aber sie sprachen kein Wort und ihre Tränen flossen reichlich. So taten auch die andern, welche mit Zazo von Sardinien gekommen waren, und die Gefährten Gelimers, und jene fragten nicht nach dem, was in Afrika geschehen sei; denn es war ja nicht schwer es zu erkennen, und diese fragten nicht nach dem Siege ihrer Brüder in Sardinien; denn er half ihnen ja nichts. Auch ihre Weiber und Kinder durften sie nicht erwähnen; denn als sie sie da nicht sahen, wußten sie wohl, daß sie getötet oder in die Hände der Feinde gekommen waren.

Nachdem Gelimer alle Macht gesammelt hatte, die ihm noch zu Gebote stand, rückte er wieder mit ihr vor gegen Karthago und wollte Belisar in dieser Stadt belagern. Belisar hatte aber unterdessen allen Fleiß auf die Befestigung der Stadt verwendet, und die Bürger waren ihm zugetan; denn Belisar hatte auch nicht die geringste Plünderung erlaubt, sondern aller Handel und alle Geschäfte waren ruhig und ungestört ihren Gang gegangen. Gelimer sah auch bald ein, daß die Stadt zu sehr befestigt war, und daß er sie nicht leicht gewinnen könnte, zumal da die Vandalen seit langer Zeit alle Übung in der Kunst der Belagerung verloren hatten. Darum umschloß er sie von allen Seiten und wartete auf eine günstige Gelegenheit zum Angriff. Belisar aber durfte keinen Ausfall wagen, wie gern er es auch wollte; denn die Massageten in seinem Heere, welche von Anfang an nicht zuverlässig gewesen waren, hatten Verbindungen mit Gelimer angeknüpft und ihm versprochen, daß sie beim nächsten Treffen nur mit geringem Eifer kämpfen oder auch zu ihm übergehen würden; denn sie fürchteten, daß die Römer sie nie wieder in ihre Heimat würden zurückkehren lassen. Sobald Belisar das erfuhr, versprach er es ihnen feierlich, daß sie mit aller Beute, die sie nur machen würden, nach Beendigung des Krieges frei und ungehindert in ihre Heimat zurückkehren sollten. Dann suchte er die vornehmsten der Massageten durch Güte und Freundlichkeit und ehrenvolle Behandlung zu gewinnen und bei einem großen Teile gelang es ihm auch; die anderen aber warteten den Ausgang des nächsten Kampfes ab und waren unter sich einig, sich dann dem Sieger anzuschließen.

Nachdem aber die Befestigungen der Stadt ganz vollendet waren, berief Belisar nochmals das Heer zusammen, um ihnen eine feierliche Ansprache zu halten. „Noch eine Schlacht," sprach er, „steht euch bevor, und wenn ihr euch meines Vertrauens würdig beweist, so wird dieser eine Tag

der Hoffnung der Vandalen und zugleich dem Kriege ein Ende machen. Denkt nicht an die Menge der Feinde und daß ihre Zahl der eurigen so sehr überlegen ist; denn nicht die Zahl, nicht die Körpergröße und Stärke entscheidet, sondern der Mut und die Klugheit. Denkt an den ersten schönen Sieg, den wir errungen; auch die Feinde denken daran; aber diese Erinnerung gereicht ihnen zur Schande, und diese Scham macht das Gemüt befangen und verwirrt und läßt es nicht erhabene Gedanken fassen. Glaubt auch nicht, daß die Feinde deshalb, weil sie für ihre Weiber, ihre Kinder, ihre Heimat kämpfen, tapferer sein werden; der Zorn herrscht in ihnen und gestattet nicht eine ruhige Überlegung, er schwächt ihre Kraft und läßt sie selbst nicht einmal die Vorteile benutzen, die ihnen geboten werden könnten. Dies alles überlegt und dann greift den Feind an, wie es eure Pflicht ist, und ich von euch erwarte."

Dann zog Belisar mit seinem Heere aus, um in offener Feldschlacht die Entscheidung zu suchen. Die Heere lagerten einander gegenüber nicht sehr weit von Karthago. Mitten in der Nacht aber zeigte sich eine auffallende Erscheinung im Lager der Römer. An der Spitze mehrerer Speere erblickte man eine feurige Erscheinung, so daß sie zu brennen schienen. Nur wenige bemerkten es und wurden bestürzt, denn sie wußten nicht, was das zu bedeuten hatte. Dasselbe widerfuhr den Römern viele Jahre hernach in Italien und damals gedachten sie an diese Erscheinung in Afrika und wußten im voraus, daß ihnen in dem bevorstehenden Treffen der Sieg bestimmt war.

Am folgenden Morgen befahl Gelimer den Vandalen, die Weiber, Kinder und alles Geld mitten im Lager zusammenzubringen. Dann sprach er zu dem versammelten Heere: „Nicht um unseren Ruhm und unsere Herrschaft kämpfen wir, meine Landsleute, wir kämpfen für unsere Rettung und

unser Leben. Siegt der Feind, so ist es zugleich auch um unsere Weiber, unsere Kinder und die Freiheit der Überlebenden geschehen; denn nichts anderes erwartet uns, als der Tod oder die Knechtschaft. Wird uns aber der Sieg zu teil, so erwartet uns zum Lohne ein friedliches und glückseliges Leben, reich an allen Gütern, die wir besitzen. Darum fürchte keiner um sein Leben, sondern jeder fürchte den Verlust des Sieges; denn dieser Verlust läßt auch dem Überlebenden nichts anderes übrig, als Schande und Tod. Denkt nicht mehr an das Unglück des vorigen Zusammentreffens; denkt aber daran, daß wir an Zahl dem Feinde zehnfach überlegen sind. Wir wollen uns erinnern an den Ruhm unserer Vorfahren und die reiche Herrschaft, die sie uns erworben haben. Denkt an eure Weiber, eure Kinder, an ihre Tränen und flehentlichen Bitten, und vergesset nicht, daß wir sie nimmer, wenn nicht als Sieger wiedersehen. Ihrer eingedenk kämpft wacker und duldet keinen Flecken auf dem Namen Genserichs."

Dann berief auch Zazo seine Waffenbrüder besonders zusammen, die erst kurz zuvor noch mit ihm die Insel Sardinien wieder erobert hatten, und sprach zu ihnen: „Zwar hat auch zu euch der König Gelimer bereits geredet; aber euch liegt eine ganz besondere Pflicht ob, euch in diesem Treffen siegreich zu bewähren; denn während die Erinnerung des vorhergegangenen Treffens unsere Freunde niederbeugt, kämpfen wir, die wir nur den Sieg kennen, mit frischem, ungebeugtem Mute. Denkt daran, daß es nicht gilt um eine Herrschaft zu kämpfen, sondern daß alles, unser und der Unserigen Wohl und Leben, von dem Ausgange dieses einen Treffens abhängt. Darum heißt eure weinenden und klagenden Weiber und Kinder frohen Mutes sein und denket nochmals daran, daß es eure Pflicht ist, in diesem Kampfe eure Landsleute zu übertreffen."

Nach diesen Worten führten Gelimer und Zazo die Vandalen zum Kampfe hervor. Es war um die Mittagsstunde, und die Römer waren beschäftigt, Vorkehrungen zu ihrem Mahle zu treffen, und noch nicht zum Treffen vorbereitet. Gelimer stellte die Schlachtordnung auf am Ufer eines kleinen Baches, der so spärlich floß, daß die Umwohner ihm nicht einmal einen eigenen Namen beigelegt hatten. Unterdessen stellten auch die Römer ihre Schlachtordnung am andern Ufer des Baches auf, Belisar stand in der Mitte mit 500 Reitern, die er noch schleunig herbeigeholt hatte, während ein großer Teil der Fußgänger noch zurück war. Die Massageten standen für sich allein und warteten den Ausgang ab. Das Vandalenheer befehligte Zazo, der in der Mitte stand, während der König Gelimer selbst bald hierher bald dorthin eilte, um seine Truppen anzufeuern; er hatte ihnen gesagt, daß sie sich weder des Wurfspießes, noch sonst eines Geschosses, sondern nur des Schwertes bedienen sollten.

Nachdem beide Heere so einige Zeit gestanden hatten, ohne den Kampf zu beginnen, gab Belisar dem Anführer Johannes, der in der Mitte seiner Schlachtordnung stand, den Befehl, mit einigen Auserlesenen vorzudringen. Zazo trieb sie zurück, aber die Vandalen gingen nicht über den Bach. Da machte Johannes mit einem größeren Haufen einen zweiten Angriff; allein auch dieser wurde zurückgeschlagen. Beim dritten Male stellte sich Belisar selbst an die Spitze, und mit großem Geschrei drangen die Römer auf die Vandalen ein; diese hielten den Angriff tapfer aus, aber sie bedienten sich nur ihrer Schwerter. Viele von ihnen fielen, unter ihnen die Auserlesensten, auch Zazo selbst, der Bruder Gelimers. Da begann das ganze römische Heer vorzudringen und ging über den Bach. Die Schlachtordnung der Vandalen schwankte und wich, und bald begannen einige zu fliehen. Da drängten die Römer nach und auch die Massageten, als

sie dies erblickten, nahmen teil am Kampfe und schlugen auf die Flüchtigen ein. Die Vandalen eilten in ihr Lager, um dort zu ruhen; die Römer aber, wohl wissend, daß ohne die Fußgänger, die noch nicht da waren, die Sache nicht entschieden werden könnte, zogen sich auch in ihr Lager zurück, aber vorher plünderten sie die Gefallenen, die von goldenem Schmucke glänzten. Von den Vandalen sollen 800, von den Römern 50 gefallen sein.

Als gegen Abend die Fußgänger ankamen, drang Belisar mit seiner ganzen Macht gegen das vandalische Lager vor. Sobald aber Gelimer dies merkte, bestieg er in der Stille ein Pferd, und ohne auch nur einen Befehl zurückzulassen, eilte er mit wenigen Getreuen davon. Erst blieb noch eine Weile seine Flucht den Vandalen verborgen, dann aber vernahm man den Lärm und das Getümmel der Männer, das Geschrei der Kinder, das Weinen und Wehklagen der Mütter; es war nirgends mehr eine Ordnung, sondern jeder eilte dahin, wo er sich retten zu können meinte. Die nahenden Römer bemächtigten sich ohne Mühe des Lagers und des Schatzes, dann wandten sie sich gegen die Fliehenden, töteten die Männer, welche sie fanden, und führten die Weiber und die Kinder in die Sklaverei. Im Lager aber fanden sie so viel Gold, wie niemals zuvor an irgend einem Orte; denn von ihren Raubzügen hatten die Vandalen unermeßliche Reichtümer zusammengebracht. Auch war ihr Land reich an allen Produkten, namentlich an Getreide, und durch die Ausfuhr desselben hatten sie die 95 Jahre ihrer Herrschaft hindurch gewaltige Summen aufgehäuft. Alles geriet nun in die Gewalt der Römer. Der Monat Dezember war noch nicht halb beendigt, als dieses Treffen vorfiel, und es waren demnach von der Ankunft der Römer in Karthago bis zur Vernichtung der vandalischen Herrschaft in Afrika noch nicht volle drei Monate vergangen.

Aber Beliſar war noch in Angſt und Sorge. Mit unerſättlicher Habgier hatten ſich ſogleich die Römer zerſtreut, um alles zu plündern, und Beliſar überlegte, daß es nur des Angriffs einer entſchloſſenen Schar der Vandalen bedurfte, um die einzeln umherirrenden Römer auf einmal zu vernichten, ſo daß auch nicht einer entkommen wäre. Wohin nur immer irgend eine Hoffnung auf Beute die Römer locken mochte, dahin hatten ſie ſich zerſtreut, in Klüften und Höhlen ſuchten ſie nach verborgenen Schätzen, und dieſe Habgier überwand die Furcht vor dem Feinde, die Scheu vor Beliſar, alle anderen Empfindungen erloſchen vor dieſer einen Leidenſchaft. Als der Tag anbrach, ſtieg der Feldherr auf einen benachbarten Hügel und ſah von dort aus, wie viele noch zuſammengeblieben waren. Er berief ſie zu ſich heran und hielt allen, ſowohl den Führern, als den einzelnen Kriegern eine ſchwere Strafrede. Dann brachte er wieder Ordnung unter ſeine Mannſchaft und konnte getroſten Mutes einen Angriff abwarten. Aber es fehlte den Vandalen alle Einſicht und alle Beſonnenheit; ſtatt ſich zu ſammeln, zerſtreuten ſie ſich noch immer mehr und flüchteten in die Kirchen, wo die Römer ſie am Fuße der Altäre gefangen nahmen. Nur einer fehlte noch unter dieſen Gefangenen, der König Gelimer.

18. Die Flucht Gelimers.

Dem Feldherrn lag es aber vor allen Dingen am Herzen, den König Gelimer in ſeine Gewalt zu bekommen und deshalb ſandte er ihm den Anführer Johannes mit der Weiſung nach, den König tot oder lebendig einzufangen. Fünf Tage und fünf Nächte jagte Johannes dem Vandalenkönige nach und kam ihm ſo nahe, daß er ſchon ſicher darauf rechnete, am ſechſten Tage ihn in ſeine Gewalt zu bekommen. Aber da traf ihn ein ſonderbares Geſchick. Unter ſeinen Begleitern war ein Mann namens Uliaris, der ſich

vor allen durch seine Körperkraft auszeichnete, aber auch allen bekannt war durch seine häufige Trunkenheit. Als sie am Morgen des sechsten Tages bei Sonnenaufgang zu Pferde stiegen, um wiederum Gelimer zu verfolgen, sah Uliaris, der noch trunken war, einen Vogel hoch auf einem Baume sitzen und wünschte ihn zu bekommen. Er spannte den Bogen, legte den Pfeil auf und schoß nach dem Vogel; aber er fehlte weit und statt den Vogel zu treffen, schoß er seinem Anführer Johannes den Pfeil in den Nacken. Die Wunde war tödlich, und Johannes blieb nur noch wenige Stunden am Leben. Uliaris kam zur Besinnung und entfloh und verbarg sich in der nächsten Kirche, um dort sein Schicksal abzuwarten. Die Begleiter des Johannes aber gaben sogleich alle Gedanken an die Verfolgung Gelimers auf und suchten nur ihrem Anführer die letzten Lebensstunden zu erleichtern. Als er tot war, erwiesen sie ihm die letzten Pflichten und warteten dann an demselben Orte. Bald kam Belisar, dem sie unterdessen Nachricht gegeben hatten; er eilte sogleich zum Grabe des Johannes und weinte dort über das unglückliche Schicksal seines Freundes. Dann ließ er ihm ein prächtiges Grabmal dort erbauen. Den Uliaris ließ er ungestraft entkommen; denn die Begleiter sagten aus, daß Johannes sterbend ihnen einen schweren Eid abgenommen habe, daß Uliaris, der aus Unvorsichtigkeit gefehlt hätte, mit ihrem Wissen und Willen keine Strafe erdulden sollte.

So entkam Gelimer an jenem Tage seinen Verfolgern. Belisar aber jagte ihm aufs neue nach. Als er zehn Tagereisen weit von Karthago in der Stadt Hippo Regius war, erfuhr er, daß Gelimer von den Römern nicht mehr eingeholt werden könnte; denn man sagte ihm, daß er schon den Berg Pappua erreicht hätte, welcher auf der Grenze Numidiens gelegen, jäh und unzugänglich nach allen Seiten abfällt, umringt von eben so schroffen Klippen. Auf

diesem Berge aber wohnten Mauren, mit denen Gelimer in Freundschaft lebte, und an demselben lag Medenus, eine sehr alte Stadt, in der Gelimer mit seinen Begleitern sich aufhielt. Es war Winter und darum wollte Belisar ihn dort nicht belagern, sondern schickte den Pharas ab, daß er den Berg mit seiner Reiterschar bewachen und umschlossen halten sollte. Pharas war ein Heruler, also aus deutschem Stamme. Die Heruler, welche oft als Mietstruppen dienten, waren fast alle treulos und dem Trunke ergeben, und selten konnte man sich auf sie verlassen; aber Pharas machte eine Ausnahme und seinem Beispiel folgten auch alle Heruler, welche unter ihm dienten. Pharas schlug am Fuße des Berges Pappua sein Winterlager auf und bewachte den König der Vandalen, so daß dieser weiter nicht entfliehen konnte.

19. Belisar erlangt die Schätze Gelimers.

Unter den Dienern Gelimers war sein Schreiber Bonifatius, ein Mann von oft erprobter Treue. Als der Krieg ausbrach, übergab ihm Gelimer alle seine Schätze und befahl ihm, damit nach Hippo zu gehen, und im Falle der Krieg eine ungünstige Wendung nähme, sofort mit allen diesen Schätzen zum Westgotenkönige Teudis nach Spanien hinüberzufahren. Denn dahin wollte auch Gelimer fliehen, im Fall die Vandalen unterliegen würden. Bonifatius aber wartete, so lange noch die Sache der Vandalen einigerwaßen fest zu stehen schien; aber als er nach dem zweiten großen Treffen Zazos Tod vernahm, wußte er, daß es mit dem Vandalenreiche zu Ende war, und lichtete die Anker. Aber der ungünstige Wind zwang ihn, nach einigen Tagen wieder auf die Rhede von Hippo Regius zurückzufahren. Dort vernahm er, daß unterdessen die Feinde herangekommen wären, und überredete nun die Seeleute durch Bitten und Versprechungen, daß sie nach irgend einem anderen Lande oder einer Insel

steuern möchten. Aber ein gewaltiger Sturm stieg auf und die Wellen des tyrrhenischen Meeres, die sich zu bedeutender Höhe erhoben, warfen das Schiff wieder zurück, so daß Bonifatius und die Seeleute im Herzen dachten, es sei nicht Gottes Wille, daß diese Schätze den Römern entgingen. Mit Mühe kamen sie von der Rhede, mußten dann aber gleich wieder die Anker auswerfen; denn alle Mühe und alle Hoffnung der Befreiung war vergebens. Unterdessen kam Belisar in Hippo an. Da schickte Bonifatius einige von den Seeleuten ab mit dem Befehle, daß sie sich in eine Kirche flüchten und dann sagen sollten, sie wären von Bonifatius gesendet, der Gelimers Schatz mit sich führe und denselben nur dann ausliefern würde, wenn Belisar ihn und seine Genossen mit ihrem Eigentume unversehrt von dannen ziehen lassen wollte. Belisar war erfreut über diese Nachricht und bewilligte dem Bonifatius gern seine Forderung und beschwur sein Versprechen mit einem Eide. Dann empfing er die Schätze Gelimers, den Bonifatius aber entließ er ungekränkt, obwohl dieser einen großen Teil des Schatzes weggenommen hatte.

20. Die Gefangennahme Gelimers.

Während Belisar sich alle noch übrigen Besitzungen der Vandalen dadurch leicht unterwarf, daß er den Befehlshabern derselben den Kopf Zazos zeigen ließ, belagerte Pharas den unglücklichen Gelimer in seiner Bergfeste Pappua. Er wurde endlich ungeduldig über die mannigfachen Beschwerden des Winters und der Belagerung und nahm sich vor, die Feste durch einen kühnen Angriff zu nehmen, zumal da er glaubte, daß die Treue der Mauren gegen Gelimer nicht gar zu fest sein würde. Aber diese wälzten Steine hinab auf die Heransteigenden, so daß viele von ihnen umkamen und zuletzt selbst Pharas trotz seines Eifers einsehen mußte, daß ihm ein Sturm nimmermehr gelingen werde. So wartete er denn getrost,

bis der Hunger den König und seine wenigen Getreuen zur Übergabe treiben würde. Er schrieb aber an Gelimer einen Brief mit folgenden Worten: „Auch ich bin freilich ein ungelehrter Barbar, wie du, in den Wissenschaften nicht erfahren; aber was ich als Mensch empfinde, das schreibe ich dir. Wie kommt es doch, lieber Gelimer, daß du dich und die Deinigen in das tiefste Elend stürzest, damit du nur nicht einem andern gehorchen mögest; denn das ist der Grund deiner Beharrlichkeit? Aber dabei bedenkst du nicht, daß du eigentlich den erbärmlichen Mauren dienst, da du ja von ihnen dein Glück und Leben abhängig machst. Wahrlich, es wäre besser, wenn du dich dem Kaiser übergäbest, der dich ehren, der dir das Patriziat, die Senatorwürde und ein reichliches Besitztum schenken will. Trag dein Geschick; denn es ziemt dem Manne, Glück und Unglück mit demselben Gleichmut zu ertragen. Daß aber meine Worte wahr sind, dafür wird Belisar dir Bürge sein, der alles was ich dir hier sage, gerne auf sich nehmen wird."

Als Gelimer diesen Brief erhielt, weinte er bitterlich; aber er antwortete, daß er niemals einem ungerechten Feinde sich unterwerfen wollte, der obwohl niemals von ihm durch Wort oder Tat gekränkt, ihn so elend gemacht habe. „Aber," so schloß er seinen Brief, „bewillige du mir eine Bitte, lieber Pharas, und schicke mir eine Leier, ein Brot und einen Schwamm." Über diese Bitte verwunderte sich Pharas, da er nicht wußte, was sie bedeuten sollte, bis ihm der Überbringer des Briefes sie erklärte. Er sagte: „Gelimer hat Brot begehrt, weil er ein solches nicht mehr gesehen, seitdem er den Felsen von Pappua erstiegen hat; er bedarf eines Schwammes, weil ihm von vielem Weinen das eine Auge blind geworden ist; nach einer Leier aber sehnt er sich, um bei ihrem Klange sein Elend zu besingen. Da ergriff den Pharas Trauer über den Wechsel menschlicher Größe, und

er gewährte dem unglücklichen Könige seine Bitte. Aber immer enger und enger versperrte er ihm die Zugänge zum Felsen von Pappua.

Noch drei Monate vergingen und der Winter nahte sich seinem Ende, und Gelimer war noch immer ungebeugten Mutes; aber seine Standhaftigkeit kam oft in Versuchung. Einmal hatte ein maurisches Weib von einigem Getreide, das kaum halb gemahlen war, einen Kuchen bereitet und schob ihn in die heiße Asche des Herdes, wie die Mauren zu backen pflegen. Bei dem Feuer aber saßen zwei Knaben, der eine war Gelimers Neffe, der andere ein Sohn jener Frau. Beide waren gierig hungrig und lauerten auf den Augenblick, wo der Kuchen gar sein würde. Als dieser so weit zu sein schien, stürzte der vandalische Knabe schnell darauf zu, riß ihn weg und schob ihn glühend und mit Asche bedeckt in seinen Mund und wollte ihn verschlingen. Aber der maurische Knabe faßte seinen Genossen in die Haare, rang mit ihm und entwand ihm endlich durch viele Schläge den Kuchen wieder aus dem Munde. Das traurige Schauspiel ergriff den König Gelimer so, daß er sich nicht mehr halten konnte; er setzte sich nieder und schrieb an Pharas einen Brief dieses Inhalts: „Es ist vergebens mit dem Schicksal zu ringen, und ich kann nicht länger mein Los hier ertragen. Ich will deinem Rate folgen, lieber Pharas; aber trag du Sorge, daß Belisar mir beim Kaiser Bürge des Versprechens werde, welches du mir neulich gabst. Dann will ich mich mit meinen Getreuen dir ergeben."

Belisar freute sich über diese Nachricht und schickte sogleich zu Gelimer einen der Anführer ab, der ihm in seinem Namen den Eid leisten sollte. Am Fuße des Berges kamen sie zusammen und dann reisten sie miteinander nach Karthago. Als Belisar ihn dort empfing, trat Gelimer ihm mit lautem Gelächter entgegen. Da glaubten einige, daß

sein Verstand durch die erlittenen Leiden zerrüttet sei; die Freunde des Königs aber priesen die Kraft seines Geistes, der die Wechselfälle des menschlichen Lebens nur belachenswert finde. Das möge ein jeder von uns nach seinem Sinne auslegen. Belisar aber schickte dem Kaiser die frohe Botschaft, daß er den König Gelimer gefangen bei sich führe und ihn nach Konstantinopel bringen wolle.

Eine alte Sage aber erzählt, daß Belisar dem Vandalenkönige auch das Versprechen abgelegt habe, daß er ihn weder mit Stricken, noch auch mit Eisenketten binden wollte. Diesem Worte vertrauend gab Gelimer sich in die Hände der Römer; aber Belisar ließ ihn mit einer silbernen Kette binden und so dem Kaiser überliefern. Darob erzürnte Gelimer, aber Belisar berief sich auf die Worte seines Versprechens, und erst der Kaiser Justinian in Byzanz nahm seinem unterlegenen Feinde die Ketten wieder ab.

Das war das Ende des Vandalenkrieges, wunderbar, wie kaum ein anderer in der Geschichte der Menschen; denn nur die Reiterei Belisars war ins Gefecht gekommen und diese war nur fünftausend Mann stark. Diese fünftausend Mann hatten die so ausgedehnte, so mächtige und vor allen Dingen so reiche Herrschaft der Vandalen in wenigen Monaten gestürzt und eine Nation wie vom Erdboden vertilgt; denn die wenigen Trümmer des vandalischen Volkes gingen bald vollends zugrunde. Sie haben uns keine Spur ihrer Größe zurückgelassen.

21. Belisars Rückkehr und Triumph.

Während noch Belisar in Karthago verweilte, erhob sich gegen ihn zu Konstantinopel eine Verschwörung, welche ihn beim Kaiser Justinian verleumdete, als wenn der Feldherr nach der Herrschaft in Afrika strebte. Der Kaiser Justinian aber war argwöhnischen Sinnes; er sandte einen

anderen Feldherrn nach Afrika und ließ dann Belisar die Wahl, ob er Gelimer und die gefangenen Vandalen nach Konstantinopel schicken, oder ob er sie selbst bringen wollte. Belisar wußte wohl, was man beim Kaiser gegen ihn vorbrachte; aber eben darum beeilte er sich umsomehr heimzukommen, um durch seine Gegenwart die Anklagen seiner Feinde zu vernichten. Für den Fall aber, daß ihm auf dem Meere ein Unglück widerfahren sollte, fertigte er zwei Briefe durch zwei verschiedene Überbringer an den Kaiser ab. Der eine von diesen wurde wirklich unterwegs von Belisars Feinden aufgefangen und festgehalten, der andere aber traf glücklich in Konstantinopel ein, obwohl erst nach Belisar. Dieser übergab den Oberbefehl seinem Nachfolger Salomo, welcher alsbald einen neuen Krieg zu führen hatte. Kurz vor dem Ende des Vandalenreiches nämlich hatten die Mauren weissagende alte Frauen, die ihnen als Orakel dienten, um ihr zukünftiges Geschick befragt und diese hatten geantwortet: „Es wird ein Heer von den Gewässern kommen, das vandalische Reich wird untergehen, eine völlige Niederlage der Mauren aber wird geschehen, wenn mit den Römern ein bartloser Anführer gekommen sein wird.“ Im Vertrauen auf den ersten Teil dieser Weissagung hatten sich die meisten Mauren auf Belisars Seite gegen die Vandalen geschlagen und hatten emsig geforscht, ob im Heere der Römer ein bartloser Anführer sei. Ein solcher war nicht da, und deshalb hielten sie bei Belisars Abfahrt ihre Zeit für gekommen und fingen nun sofort an gegen die wenigen noch übrigen Vandalen, gegen die Einwohner römischer Abkunft und alle anderen, die nicht Mauren waren, schrecklich zu wüten; denn die Mauren waren treulos, immer unzuverlässig, und nur Belisars Name hielt sie in Furcht und Schrecken. Sie schlachteten die Männer und trieben die Frauen und Kinder in die Sklaverei; aber dennoch hatten sie sich verrechnet; denn der

neue Feldherr Salomo war ein vorzüglicher Mann, ernst und streng, doch ohne grausam zu sein, und als wenn das Orakel der Mauren ganz in Erfüllung gehen sollte, hatte ihm die Natur den männlichen Bart versagt.

Belisar aber kam mit Gelimer und seinen anderen Gefangenen wohlbehalten in Byzanz an und wurde mit allen Ehren gefeiert. Wie einst den römischen Helden in der alten Weltstadt, wie zuletzt noch dem Titus und Trajan und einigen andern römischen Kaisern, so wurde auch ihm die Ehre eines Triumphzuges zuerkannt, nachdem ein solcher einem Feldherrn, der nicht zugleich auch Imperator war, seit sechshundert Jahren nicht gestattet worden war. Aber der Triumphzug Belisars war anders angeordnet, als die früheren. Er durchzog mit der ganzen Beute und mit allen Gefangenen die Stadt; aber er selbst ging zu Fuß von seinem Palaste bis zum Zirkus und von den Schranken desselben bis zum Throne des Kaisers. Unter der Beute erblickte man alles, was es Köstliches und zum königlichen Gebrauche Bestimmtes geben kann. Es waren da goldene Sessel, die Wagen der Königin der Vandalen, eine unendliche Zahl von Edelsteinen, goldene Becher, alles Tischgerät des Königs, unzählige Talente Silbers und eine Anzahl königlicher Gefäße, welche einst Genserich aus den Palästen Altroms nach Afrika geschleppt hatte. Unter ihnen waren auch die Gefäße des jüdischen Tempels, welche einst bei der Zerstörung Jerusalems von Titus nach Rom mitgenommen und dann wiederum von Genserich nach Karthago gebracht worden waren. Als bei dem Triumphzuge in Byzanz einer der Juden diese Schätze erblickte, trat er zu einem Vertrauten des Kaisers und sprach zu diesem: „Wahrlich, es ist nicht wohlgetan, wenn dieses Gold hier in die Schatzkammer gebracht werden soll; denn nirgends kann es seine bleibende Stätte haben, als da, wo einst Salomo, der König der

Juden, es zur Ehre Gottes niederlegte; und dies nur ist der Grund, weshalb Genserich den römischen Schatz und unser Heer denjenigen der Vandalen davonführen durfte." Als diese Worte dem Kaiser Justinian gemeldet waren, erschrak er sehr und befahl alles dies Gold, soviel dessen auch sein möchte, nach Jerusalem in den Tempel zu bringen.

Als Gefangene aber schritten in diesem Triumphzuge einher Gelimer und alle seine Verwandten und alle Edeln der Vandalen, die sich durch Rang und Stand und durch Würde des Angesichts auszeichneten. Als Gelimer den Zirkus betrat, wo er den Kaiser auf seinem Throne und alles zuschauende Volk erblicken mußte, hatte er weder Seufzer noch Tränen, sondern er sprach beständig die Worte des Predigers Salomon vor sich hin: „Eitelkeiten der Eitelkeiten! Alles ist eitel!" Als er bis an den Thron des Kaisers gelangt war, mußte er seinen Purpurmantel ablegen, mit welchem er bis dahin umkleidet war, sich mit dem Gesichte zur Erde niederwerfen und so dem Kaiser Justinian huldigen.*) Dasselbe tat auch Belisar; er warf sich mit Gelimer zur Erde. Der Kaiser Justinian und seine Gemahlin Theodora beschenkten dann die Töchter Hilderichs und alle Nachkommen aus dem Geschlechte Valentinians; denn Genserich hatte ja früher Eudoxia, die Tochter des Kaisers Valentinian und seiner Gemahlin Eudoxia, mit seinem Sohne Hunnerich vermählt. Dem Gelimer aber wies er reiche Besitztümer in Galatien in Kleinasien an und gestattete ihm dort seine Lebenstage in Frieden zu beschließen. Das Patriziat und die Senatorwürde gab er ihm nicht, weil Gelimer Arianer war und nicht davon lassen wollte, Justinian aber gelobt hatte, daß ein Arianer diese Würden nie erhalten sollte.

Nicht lange hernach hielt Belisar nochmals einen Triumph

*) Das griechische Wort für diese in Byzanz gebräuchliche Erniedrigung heißt proskünein, das lateinische adorare.

und diesen nach der alten Sitte. Er setzte sich als Konsul nieder, und gefangene Vandalen hoben ihn auf ihren Schultern empor und trugen ihn so, und von seinem erhöhten Sitze aus streute er Beute aus dem vandalischen Kriege unter das Volk. Da trug dieses silberne Gefäße, goldene Gürtel und viele andere Kostbarkeiten, die einst im Besitze der Vandalen gewesen waren, frohlockend davon, und es schien ihnen, als sollten die alten längst vergessenen Zeiten wiederkehren. Aber die Zeit war eine andere geworden, oder vielmehr die Menschen, nur Belisar war in Mut und Kriegskunst ein Römer nach alter Art.

22. Das Ende des vandalischen Stammes (533).

Dieser neue Krieg machte dem ganzen Stamme der Vandalen ein Ende. Viele von ihnen waren gefangen mit nach Byzanz hinübergeführt und wurden in die Reiterscharen verteilt, welche den Persern gegenüber die Grenzen des oströmischen Reiches bewachten. Diese Reitertruppen behielten auch den Namen der vandalischen Scharen und dienten fortan dem Kaiser. Einige aber befreiten sich. Als sie ungefähr vierhundert an der Zahl bis an die Insel Lesbos gekommen waren, veränderten sie die Richtung der Schiffe, auf denen sie fuhren, trotz des Widerstrebens der Seeleute, die den Vandalen nicht gewachsen waren. Sie steuerten auf den Peloponnes zu, dort landeten sie, um sich mit den nötigen Lebensmitteln zu versehen, und fuhren dann wieder südlich nach Afrika. In einer wüsten Gegend stiegen sie aus und begaben sich zu denjenigen Überresten der Vandalen, welche mit den Mauren vereint dem Feldherrn Salomo noch zu widerstreben suchten.

Diesem Feldherrn bereiteten auch einige von den Römern viele Schwierigkeiten. Nach der Niederlage der Vandalen hatten einige von ihnen vandalische Frauen geheiratet, und

diese reizten ihre Männer auf, die Besitzungen an sich zu reißen, die ihnen zukämen; denn sie sagten, es wäre unbillig, daß sie die Güter verlieren sollten, welche sie als Frauen und Angehörige der Vandalen besessen hätten, da sie doch an die Sieger verheiratet wären, denen das Eigentum der Besiegten zukäme. Der Feldherr Salomo stellte ihnen dagegen vor, daß diese Güter nicht den einzelnen Kriegern gehören könnten, sondern dem ganzen Staatsschatze, der alle Krieger besolde, und daß sie deshalb keine besonderen Ansprüche zu machen hätten. Aber es war vergebens; denn es kam noch eine andere Ursache der Verwirrung hinzu. Der katholisch gesinnte Kaiser Justinian hatte den arianischen Geistlichen der Vandalen alle Religionsübung verboten, und darum forderten die vandalischen Priester immer zum Widerstande auf. Auch die Heruler waren, wie fast alle deutschen Stämme, Arianer, und auch diese waren nicht mit den Anordnungen des Kaisers zufrieden und so erwuchsen den Römern neue Feinde im eigenen Lager.

Aufgereizt von jenen entflohenen Vandalen, kamen die Unzufriedenen zusammen und verabredeten, Salomo zu ermorden. Obwohl viele darum wußten, so blieb die Sache doch geheim. Am ersten Ostertage, wo das Unternehmen ausgeführt werden sollte, ging Salomo in die Kirche und betete dort. Aber sei es, daß die Heiligkeit des Ortes oder die Frömmigkeit ihres Feldherrn die Mörder rührte, keiner wagte es, die Hand gegen ihn zu erheben. Hernach aber kamen sie zusammen und ein jeder warf dem anderen seine Feigheit vor; denn jeder maß die Schuld dem anderen bei. Darum wurde die Ausführung auf den folgenden Tag verschoben; aber es ging da ebenso, wie am vorigen Tage. Nach dem Gottesdienste aber kamen die Verschworenen noch erzürnter aufeinander zusammen, und ihre Schmähreden waren so heftig und so laut, daß die Getreuen Salomos Verdacht

schöpften. Da floh ein großer Teil der Verschworenen aus der Stadt und verstärkte die Feinde, die wenigen Zurückbleibenden aber verrieten einander nicht.

Mit allen diesen Feinden, Mauren, Vandalen und entflohenen Römern hatte Salomo noch lange zu kämpfen und erst seinem Nachfolger gelang es, sie ganz zu bezwingen. Fast zwanzig Jahre dauerten diese Kämpfe und verschlangen nach der Rechnung des Augenzeugen und Zeitgenossen Prokop 5 000 000 Afrikaner. Bevor der Krieg ausbrach, waren die Städte Afrikas reich und blühend, Handel und Gewerbe brachten ihre Segnungen in herrlicher Fülle; am Ende des Krieges waren die Städte menschenleer und arm, das Land eine schweigende Einöde. Nach und nach starben die Vandalen aus und die wenigen Überreste derselben gingen 150 Jahre später bei dem Einfalle der Araber verloren. Heutzutage sucht man die weiße Haut, die gelben Haare in Afrika vergebens.

Goten. II.

Nachdem wir den Untergang des vandalischen Reiches erzählt haben, kehren wir zu dem Ostgotenreiche zurück, welches wir da verlassen haben, als nach Atalarichs Tode im Jahre 533 seine Mutter Amalasunta noch ferner die Regierung fortführte.

Der ostgotische Krieg von 534—552.

Auch diesen Krieg erzähle ich meinen Lesern nach dem Berichte des Prokop, der so lange Belisar die Leitung des Krieges hatte, immer Augenzeuge war und auch über die späteren Ereignisse seine Berichte von Augenzeugen empfangen hat.

1. Amalasunta.

Die Königin Amalasunta konnte es nicht vergessen, daß die Goten sie gezwungen hatten, ihren Sohn Atalarich den Wissenschaften zu entziehen und ihn den Kriegsübungen und den rohen Vergnügungen der gotischen Jugend hinzugeben; zumal da dem Auge der Mutter die Folgen seiner Lebensweise nicht entgingen, sondern immer aufs neue sie daran

mahnten, lange bevor durch den Tod des jungen Königs diese traurigen Folgen allen offenbar wurden. Aber die Leidenschaft des Hasses führte auch sie über das Maß hinaus und auch sie fehlte schwer. Es waren drei Männer, welche sie besonders beschuldigte, ihr ihren Sohn entrissen zu haben, und diesen dreien stellte sie nach dem Leben. Sie faßte einstmals den Entschluß, sich zum Kaiser Justinian zu begeben, um im oströmischen Reiche ihre Tage hinzubringen und ließ zu diesem Zwecke große Reichtümer auf ein Schiff laden. Bevor sie aber abfuhr, ließ sie die drei ihr verhaßten Männer töten; aber dann blieb sie doch ungeachtet ihrer früheren Absicht und behielt nach wie vor die Herrschaft in Händen. Dadurch wurden nicht wenig Goten gegen sie aufgereizt und haßten sie sehr.

Unter den Goten war einer namens Theodat, ein Neffe des Königs Theoderich. Es war ein Mann von schon vorgerücktem Alter und hatte sich den Wissenschaften und namentlich der Weisheit des alten Griechen Plato ergeben; aber seine Gesinnung war dadurch nicht verändert, sondern er war habsüchtig und feig. Darüber hatte ihm schon früher der große Theoderich Vorstellungen gemacht mit den Worten: „Gemeine Wünsche ziemen sich nicht für einen Mann aus dem Geschlechte der Amelungen," aber Theodat war darum doch nicht anders geworden. Er wohnte in Tuscien und suchte seine Besitzungen immer mehr zu vergrößern, indem er seine Nachbarn vertrieb; denn er sagte, es sei ein Unglück, Nachbarn zu haben. Darum beklagten sich die Umwohner bei der Königin Amalasunta, und diese ließ ihren Vetter Theodat zu sich kommen, stellte ihn zur Rede und zwang ihn, alles herauszugeben, was er genommen hatte. Theodat mußte gehorchen; aber er tat es sehr unwillig und schwur, daß er es der Königin wohl gedenken wolle, wie sie ihn behandelt hätte.

Amalasunta, die seit dem Tode ihres Vaters Theoderich

die Regierung für ihren Sohn Atalarich führte, stand mit dem Kaiser Justinian in gutem Einvernehmen, und obwohl dieser den Goten das befestigte Lilybäum auf Sizilien wegnehmen ließ und die Königin sich darüber als einen Friedensbruch ernstlich beklagte, so waren sie beide untereinander doch wohl befreundet; ja Amalasunta überlegte oft, ob es nicht besser für sie wäre, wenn sie dem Kaiser ganz Italien abträte und dann ihre Tage in Ruhe und Frieden beschlösse. Aber immer überwog wieder bei ihr die Lust zur Herrschaft, obwohl sie so viel Feinde unter den Goten hatte. Endlich traf das ein, was längst zu fürchten war, ihr Sohn Atalarich erlag den Folgen seines zügellosen Lebens. Da sah sich Amalasunta vergebens nach Rat und Hilfe um, und in ihrer Ratlosigkeit faßte sie einen Entschluß, der unendliches Verderben brachte. Sie ließ ihren Verwandten Theodat rufen und uneingedenk der Gesinnung desselben und ihrer früheren Strenge gegen ihn, meinte sie, daß sie ihn dankbar erfinden würde, wenn sie ihm jetzt eine große Gunst erwiese. Sie sagte ihm, daß sie den Tod ihres Sohnes längst vorausgewußt und daß es sie immer bekümmert habe, daß viele der Goten eine so ungünstige Meinung von ihm (Theodat) hätten. Darum wolle sie ihm jetzt ihre Hand antragen und damit zugleich den königlichen Namen über die Goten; aber er müsse ihr heilig geloben, daß die Regierung immer ihr verbleibe und daß er mit dem Namen zufrieden sein wolle. Theodat versprach ihr alles, was sie haben wollte; aber er dachte anders in seinem Sinne; denn er konnte es nicht vergessen, wie streng sie ihn früher behandelt hatte. So schickte sie denn Boten zum Kaiser Justinian und zeigte ihm an, was im Gotenreiche geschehen sei.

Aber bald zeigte es sich, was Amalasunta von ihrem Gemahle Theodat zu erwarten hatte. Er schloß vertraute Freundschaft mit denjenigen Goten, deren Verwandte einst von

Amalasunta gemordet waren, und dann warfen sie die Königin in einen Kerker. Im Lande Tuscien ist ein See und in diesem See eine kleine Insel, auf welcher ein Schloß steht. In dieses wurde die Gotenkönigin gebracht und dann Boten an Justinian geschickt, daß ihr nichts Böses widerfahren sei; ja die Königin selbst ward gezwungen, einen solchen Brief an den Kaiser zu schreiben. Der Kaiser hatte bis dahin noch nichts vom Tode Atalarichs, von der Erhebung Theodats vernommen; als er aber dies alles erfuhr, schrieb er an die Königin, er werde immer bereit sein, sie zu schützen und trug seinem Gesandten auf, dies dem Theodat und allen Goten anzukündigen.

Aber dagegen ließ die rachgierige Partei unter den Goten, welche durch Amalasunta ihre Verwandten verloren hatte, nicht ab, unermüdlich dem Könige Theodat vorzustellen, daß Amalasunta getötet werden müsse; denn sie sagten, daß weder er selbst, noch sie jemals sicher leben könnten, wenn nicht die Wurzel alles Unheils weggenommen würde. So ließ sich endlich der König Theodat bewegen, und sobald er das Wort der Genehmigung ausgesprochen hatte, eilten jene Männer und erdrosselten die Königin in jenem Schlosse, während sie im Bade war. Diese Tat erregte aber allgemeines Jammern und Wehklagen im gotischen Reiche; denn nach der Tat erinnerten sich alle der vortrefflichen Eigenschaften der Gotenkönigin. Die Klage der Goten würde noch schmerzlicher gewesen sein, wenn sie schon damals alle Folgen dieser unglückseligen Tat hätten voraussehen können. Der kaiserliche Gesandte Petrus sagte sogleich, was kommen würde; er zeigte dem Theodat und allen Goten an, daß diese Tat das Zeichen zum unversöhnlichen Kriege mit dem Kaiser sein würde. Der König Theodat aber, welcher die Weisen Griechenlands studierte, war so einfältig zu sagen, daß dieser Mord nicht bloß gegen seine Einwilligung, sondern selbst ohne sein

Wissen geschehen wäre, und sagte dies überdies zu derselben Zeit, als er die Mörder mit Ehren und Geschenken überhäufte.

2. Der Anfang des ostgotischen Krieges bis zum Ende Theodats (534).

Sobald der Kaiser Justinian die Nachricht von der Ermordung seiner Freundin Amalasunta erhielt, gedachte er seinen längst gefaßten Plan, auszuführen und sich Italien wieder zu unterwerfen. Darum schrieb er an die Franken, welche damals an die Alpen mit den Ostgoten grenzten: „Die Goten weigern sich Italien, welches sie früher der kaiserlichen Herrschaft entrissen haben, wieder heraus zu geben, und haben mir außerdem noch manche Beleidigungen zugefügt, wo ich sie doch nie gereizt hatte. Darum will ich sie jetzt mit Krieg überziehen, und es wird sich für euch schicken, wenn ihr mir darin beisteht, weil ihr ja doch eines Glaubens mit mir seid und darum die Arianer hassen müßt.“ Diese Nachricht war dem fränkischen König ganz angenehm, weil die Franken häufig Feindschaft mit den Goten hatten, und sie bedachten nicht, daß die Goten um ihrer Abstammung willen ihnen doch näher stünden, als der römische Kaiser, sondern sagten diesem ihre Hilfe zu. So schickte denn der Kaiser Justinian den Feldherrn Mundus mit einem Heere nach Dalmatien, Belisar aber nach Sizilien. Die Oberanführung in diesem Kriege aber war bei Belisar.

Dieser Feldherr nahm mit leichter Mühe eine Stadt nach der andern auf der Insel ein; nur Panormus (Palermo) wollte sich ihm nicht unterwerfen; denn die Goten vertrauten auf die starken Mauern. Darum ließ Belisar seine Flotte tief in den Hafen hineinfahren, der die Mauern der Stadt bespült. Als aber die Schiffe dalagen, zeigte es sich, daß ihre Mastbäume die Zinnen der Mauern überragten. Darum ließ Belisar sogleich eine Menge Bogenschützen die Masten hinan-

steigen, so daß sie von oben auf die Stadt und die Mauern niederschossen. Dadurch wurden die Goten bald zur Übergabe gezwungen, und nicht lange nachher war ganz Sizilien unterworfen. Es war am letzten Tage seines Konsulats, welches ihm der Kaiser zum Lohne seines Sieges über die Vandalen verliehen hatte, da zog Belisar in Syrakus ein, unter dem Beifallsgeschrei der Sizilier, und streute Goldmünzen mit vollen Händen aus.

Als Petrus, der kaiserliche Gesandte bei Theodat, diese Nachrichten vernahm, drang er mehr und mehr in den Theodat. Dieser war in Angst und Schrecken und sah schon voraus, wie er ähnlich dem Vandalenkönige Gelimer im Triumphzuge durch die Straßen von Konstantinopel einhergehen müßte, und deshalb unterhandelte er, ohne die andern Goten um Rat zu fragen, ganz allein mit Petrus. Endlich kamen sie überein, daß Theodat Sizilien abtreten und dem Kaiser jährlich eine goldene Krone von dreihundert Pfund Gewicht als Tribut bezahlen und dann noch dreitausend Goten als Hilfstruppen für die Kriege des Kaisers schicken sollte. Außerdem wurden eine Menge anderer Bedingungen aufgesetzt, daß z. B. in allen königlichen Befehlen erst der Name des Kaisers und dann der Name des Königs stehen sollte, daß dem Könige Theodat in Italien nie eine Bildsäule allein, sondern immer zugleich auch dem Kaiser eine errichtet werden sollte, die ihren Platz zur Rechten jener haben müsse und anderes der Art.

Mit diesem allen war Theodat einverstanden und entließ den Gesandten. Aber nach wenigen Tagen erhoben sich neue Besorgnisse in seiner Seele, die das Wort Krieg allein schon in eine fieberhafte Angst versetzte, und er ließ Petrus, der schon abgereist war, eiligst zurückrufen. Als Petrus wieder zu ihm kam, fragte ihn Theodat ängstlich und beklommen, was er meinte, ob wohl der Kaiser diesem Ver-

trage seine Genehmigung geben würde. Der Gesandte Petrus erwiderte: „Ich vermute es.“ Darauf fragte Theodat: „Was wird aber dann geschehen, wenn er ihn nun nicht genehmigt?“ Petrus antwortete: „Dann wirst du, berühmter König, aufs neue Krieg führen müssen!“ Darauf Theodat: „Ist denn das aber recht, mein teuerster Gesandter?“ Darauf Petrus: „Warum nicht, guter König, jeder handelt seiner Neigung angemessen.“ Da fragte Theodat wieder, was diese Worte bedeuten sollten, und Petrus erwiderte: „Deine Neigung geht auf die Weltweisheit, Justinian aber bestrebt sich, seinem Volke sich als einen tatkräftigen römischen Kaiser zu beweisen. Darin liegt allerdings ein großer Unterschied, weil es sich für einen Philosophen nicht schickt, über andere Menschen den Tod zu bringen, besonders nicht über eine große Zahl, wie es im Kriege geschieht. Am wenigsten paßt sich dies für einen Weisen aus Platos Schule, zu welcher du gehörst, dem es vielmehr geziemt, ein reines und von Blut durchaus unbeflecktes Leben zu führen. Meinen Kaiser aber verhindert gar nichts, sich mit Gewalt der Waffen die Provinzen wieder zu erwerben, welche nach altem Rechte zu seinem Reiche gehören.“ Auf diese Worte hin versprach Theodat, daß er dem Kaiser Justinian sein Reich abtreten würde; aber er verlangte, daß Petrus dies nicht eher erwähnen sollte, als bis er zuvor dem Kaiser den ersten Vertrag vorgelegt hätte, und wenn Justinian diesen nicht genehmigen wolle, erst dann sollte Petrus von der Abtretung sprechen.

Als die Gesandten Justinian den ersten Vertrag vorlegten, wies er ihn ab und darauf gaben sie ihm den letzten Brief Theodats. Darin stand: „Das Hofleben ist mir nicht fremd; denn ich bin am Hofe meines Oheims Theoderich erzogen; aber die Waffen und Kriegsübungen waren nicht nach meinem Sinne. Denn von Jugend auf lockten mich

die Wissenschaften, und darum bin ich auch jetzt nach Kriegesruhm nicht begierig, sondern wünsche friedlich und behaglich zu leben. Dazu sind mir aber jährlich zwölfhundert Pfund Gold notwendig, und wenn du mir diese zusicherst, so opfere ich dir mein Reich dafür. Ich will dann das Land bauen und den Wissenschaften leben; aber sende mir schnell einen Mann, mit dem ich alles verabrede und der die Herrschaft Italiens und was dazu gehört, aus meiner Hand empfangen könne." Der Kaiser war hocherfreut über diesen Brief und schrieb wieder: „Ich hatte schon längst durch das Gerücht vernommen, daß du ein weiser Mann seist; aber jetzt erkenne ich es in der Tat, da du nicht den Wankelmut des Kriegsglückes versuchen willst; denn solche törichte Erwartung hat schon viele ins Verderben gestürzt. Es soll dich nie gereuen, daß du mich dir zum Freunde gemacht hast; ich sende dir Petrus zurück, damit du das Nähere mit ihm verabredest. Dann soll Belisar kommen und die letzte Hand an die Ausführung der Verträge legen."

3. Der Anfang des gotischen Krieges bis zum Ende Theodats.

(Fortsetzung.)

Während die Gesandten auf der Reise waren, rückten die Goten mit einem starken Heere in Dalmatien ein und schlugen die Römer. Mundus eilte zornig wieder heran und siegte zwar, aber er fiel selbst in diesem Kampfe. Da erinnerten sich die Römer an einen Spruch des sibyllinischen Orakels: Africa capta Mundus peribit. Man hatte ihn früher gedeutet: Nach der Eroberung Afrikas wird die Welt untergehen. Nun aber deuteten sie die Weissagung darauf, daß jetzt nach Beendigung des Vandalenkriegs Mundus gefallen sei. Die Römer aber kehrten heim.

Durch die Botschaft dieses Sieges wurde Theodat auf einmal wieder übermütig; wie so oft die Menschen leicht

verzagt im Unglück und ausgelassen und übermütig im Glücke sind. Er kümmerte sich nicht um die Gesandten und die Verträge, und als eines Tages Petrus ihm dies vorgeworfen hatte, forderte ihn Theodat vor sich, und weil er meinte, daß geheime Verabredungen zwischen Petrus und den gotischen Großen gepflogen würden, redete er also zu ihm: „Das Amt eines Gesandten macht bei allen Völkern den Mann unverletzlich; aber diese Heiligkeit hört auf, wenn ein Gesandter den fremden Fürsten beschimpft, oder sonst strafbare Missetaten und Verrat verübt.“ Die Gesandten entgegneten: „Solche Missetaten haben wir nicht verübt und könnten es selbst nicht einmal, weil wir so genau bewacht werden, daß wir nicht einmal Wasser bekommen können, wenn nicht mit Erlaubnis der Wachen. Wir haben aber das Recht, dir unsere Aufträge zu sagen und dich an die Verabredungen zu erinnern, die wir früher mit dir selbst getroffen haben. Dir übergeben wir die Briefe an dich, den Großen deines Reiches aber die, welche an sie gerichtet sind.“ Die Vornehmen der Goten aber übergaben selbst dem Könige die Briefe, in welchen Justinian ihnen die Belassung ihrer Güter und Würden versprochen und noch auf Vermehrung derselben Hoffnung gemacht hatte. Theodat ward über den Inhalt der Briefe so erzürnt, daß er die Gesandten in enges Gewahrsam bringen ließ.

Auf diese Nachricht ließ Justinian sogleich ein neues Heer nach Dalmatien aufbrechen und befahl auch seinem Feldherrn Belisar, in Italien einzudringen. Bis zum Ende desselben Jahres hatten die Römer sich schon ganz Illyrien und Dalmatien unterworfen und auch Belisar drang von Süden aus in Italien vor. Täglich flüchteten sich die Eingeborenen des Landes zu ihm; denn sie wollten die zerfallenen Mauern ihrer Städte zum Besten der Goten nicht verteidigen, zumal da sie die arianischen Goten bitterlich

haßten. Ja auch von den Goten selbst gingen einige zu Belisar über, unter ihnen Ebrimut, der Schwiegersohn des Königs Theodat, und der Kaiser Justinian belohnte ihn dafür mit der höchsten Würde, die er verlieh, mit dem Patriziate. Belisar zog unangefochten von Rhegium bis nach Neapel immer an der Küste hin, während seine Flotte sich so nahe hielt, daß sie vom Landheere aus fast immer erblickt werden konnte. Neapel aber war eine feste Stadt und im Hafen derselben lag eine große Anzahl Schiffe, welche man vom römischen Lager aus sehen konnte. Die römischen Bewohner der Stadt schickten Gesandte an den Feldherrn mit folgenden Worten: „Du handelst nicht recht, Feldherr, daß du uns bekriegst, da wir doch Römer sind, denn während du uns angreifst, drängen uns zugleich die Barbaren, unsere gotischen Herren, so sehr, daß wir uns auf ihren Befehl gegen euch, unsere Freunde, verteidigen müssen. Was kann es dir fruchten, unsere kleine Stadt einzunehmen! Wenn du zuerst Rom einnimmst, so wirst du dich unserer Stadt ohne einen Schwertstreich bemächtigen; wenn du aber Rom nicht erringen kannst, so wirst du auch Neapel nicht sicher besitzen.“ Darauf antwortete ihnen Belisar: „Ob ich mit Recht oder mit Unrecht hierher gekommen bin, danach werde ich die Neapolitaner nicht fragen, sondern sie nur auffordern, wohl zu überlegen, was sie für sich selbst und ihre eigene Stadt tun. Meine Forderung aber ist, daß die Bürger von Neapel sofort das Heer aufnehmen, welches der Kaiser Justinian zu eurer Befreiung von den Goten geschickt hat. Das sei den Neapolitanern gesagt; den in eurer Stadt verweilenden Goten aber stelle ich die Wahl, frei und ungehindert abzuziehen oder fortan dem Kaiser zu dienen. Wenn diese Bedingungen nicht angenommen werden, so werde ich euch angreifen; fügt ihr euch aber, so soll es euch eben so wohl gehen, wie es jetzt schon den Bewohnern von Sizilien ergeht.“

Der Gesandte der Neapolitaner, der noch außerdem für sich Geschenke von Belisar erhalten hatte, kehrte mit dieser Antwort in die Stadt zurück und widerriet seinen Mitbürgern den Krieg auf das ernstlichste. Die Goten aber und ihre Freunde sannen auf ein Mittel dem entgegen zu arbeiten und forderten allerlei Bedingungen, deren Erfüllung Belisar beschwören sollte, bevor er in die Stadt gelassen würde. Dem stimmte die Menge bei, und der Gesandte wurde aufs neue abgeschickt und legte dem römischen Feldherrn das Verlangen der Neapolitaner vor. Dieser versprach alles zu erfüllen und sie ebenso milde zu behandeln, wie er die Sizilier behandele. Da ertönte Freudengeschrei durch die Stadt und die Bewohner stürzten in großer Hast zu den Toren, um sie weit aufzusperren und die Römer zu bewillkommnen. Die wenigen Goten in der Stadt schickten sich zum Abzuge an; doch bevor sie weggingen, sprach einer von ihnen zu den Neapolitanern: „Ihr habt euer Wohl und euer Leben an den Rand des Abgrundes gebracht. Ihr strebt mit allem Eifer, Belisar in die Stadt zu ziehen, der euch goldene Berge verspricht. Ob er sie euch geben kann, ist eine Frage, deren Beantwortung sich bald ausweisen muß. Wenn aber die Goten siegen, so werden sie über euch die schwersten Strafen verhängen und mit Recht; denn ohne alle Notwendigkeit, bloß weil ihr zu bequem seid, euch zu verteidigen, wollt ihr dem Feinde eure Stadt in die Hände liefern. Bedenkt aber auch das Gegenteil; wenn wir uns mutig wehren und es uns gelingt die Stadt zu halten, so werden die Goten es uns Dank wissen und uns dafür belohnen; siegt aber dann Belisar, so werden wir nach einem mannhaften Kampfe von ihm Verzeihung erlangen. Denn nur ein herzloser und unverständiger Mensch kann treue Anhänglichkeit und Aufopferung bestrafen. Daß aber die Hoffnung Belisars auf die Eroberung unserer Stadt gar nicht so sehr groß ist, seht ihr aus seinen

Versprechungen und denen des Gesandten, der für ihn eingenommen ist. Darum laßt ab von eurem Vorhaben; wir können die Stadt wohl verteidigen.“ So redeten die Goten und zugleich traten auch die Juden hervor, welche die Verfolgung des Kaisers Justinian fürchteten, und wiesen nach, daß es der Stadt an Lebensmitteln nicht fehlen könnte. Auf diese Weise wurden die Neapolitaner wieder umgestimmt und ließen dem Feldherrn Belisar sagen, daß sie ihm die Stadt nicht überliefern würden. So begann denn Belisar die Belagerung.

Neapel liegt von der einen Seite am Meere und von der andern wird es durch schroffe Felsen geschützt, darum verlor Belisar viele Leute und konnte die Stadt doch nicht gewinnen. Auch half es ihm nichts, daß er die Wasserleitungen in Besitz bekam; denn es waren Brunnen in der Stadt. Die Belagerten schickten nun zum Könige Theodat und baten ihn um Hilfe; aber Theodat dachte an dergleichen Dinge nicht, sondern beschäftigte sich mit Weissagungen und Orakeln. Da er nicht wußte, auf welches derselben er sich verlassen könnte, soll er seine Zuflucht zu einem Juden genommen haben, der in dem Rufe stand, die Zukunft erforschen zu können. Dieser Mann gab ihm den Rat, er solle 30 Schweine einsperren, nämlich je zehn in einen besondern Stall, und dann diesen fest verschließen. Die ersten zehn Schweine solle er Goten nennen, die anderen zehn Römer und die dritten zehn das Heer des Kaisers. Dann sollte sich niemand um die Tiere bekümmern bis zu der Frist, nach welcher Theodat die Behältnisse öffnen dürfe. Theodat befolgte diese Weisung. Am festgesetzten Tage gingen der König und sein Prophet in die Ställe und besichtigten die Schweine. Die Goten genannt waren, lagen tot bis auf zwei; die Soldaten des Kaisers genannt waren, lebten bis auf zwei; die aber, welche Römer genannt waren, hatten sämtlich die

Borsten verloren und fünf von ihnen waren tot, fünf aber lebten. Daraus soll Theodat dann die Deutung gezogen haben, daß die römischen Bürger in Italien Hab und Gut in diesem Kriege verlieren und zur Hälfte umkommen, daß die Goten völlig unterliegen und bis auf wenige Überlebende vernichtet werden, daß aber der Kaiser mit nur geringer Einbuße an Kriegern als Sieger aus diesem Kampfe hervorgehen würde. Wie dies sich nun auch verhalten möge, Theodat schickte den Neapolitanern keine Hilfe.

Diese verteidigten sich dessen ungeachtet wacker, und Belisar sah wohl ein, daß sie sich gutwillig nicht ergeben würden, und mußte zugleich auch bezweifeln, ob er sie mit Gewalt jemals bezwingen könnte; denn die Stadt war zu fest durch die Macht der Natur. Als er nun deshalb in Sorge war und schon über den Aufbruch seines Heeres nachdachte, damit er nicht im Winter die Belagerung Roms anzufangen habe, kam einer seiner Soldaten auf eine für ihn glückliche Entdeckung. Diesen lockte die Neugierde einstmals, die Wasserleitung zu besehen, auf welche Weise das Wasser darin herabflöße. Er betrat sie fern von der Stadt, wo Belisar sie zerstört hatte, und verwunderte sich sehr, daß er ohne Hindernis aufrecht in ihr einhergehen konnte, weil ja kein Wasser mehr darin war. Nahe bei der Stadt traf der Soldat auf einen großen Felsen, durch den die Wasserleitung gebohrt war. Hier konnte er nicht weiter; denn das Loch war nur groß genug zum Durchfließen des Wassers und ein Mann konnte nicht hindurchgehen, am wenigsten mit Waffen. Diese Öffnung aber konnte wohl erweitert werden, daß der Durchgang möglich wurde. Der Soldat teilte diese Entdeckung und seine Meinung keinem andern als nur seinem Anführer mit und dieser sagte sie dem Belisar. Der Feldherr war sehr erfreut über diese Nachricht und befahl dem Soldaten mit einigen Gefährten das Loch durch den Felsen

zu erweitern, aber so, daß es niemand erführe. Sie gebrauchten weder Äxte noch Beile, damit nicht der Schall die Feinde aufmerksam machte, sondern Bohrer und andere spitzige Werkzeuge, und da sie unablässig arbeiteten, so war in wenigen Tagen das Werk so weit vollendet, daß ein Mann mit Panzer, Helm und Schild ungehindert hindurchgehen konnte.

Als alles bereit war, überdachte Belisar, daß ein trauriges Gemetzel erfolgen würde, wenn das Heer mit Gewalt in die Stadt einbräche und darum ließ er noch einmal Friedensvorschläge machen. Er ließ den Bürgern sagen: „Ich habe oft gesehen, daß Städte eingenommen wurden und weiß, wie dann der Soldat gegen die Überwundenen wütet. Die Männer werden gemordet, die Frauen mißhandelt, wenn sie nicht den Tod der Schande vorziehen, die Kinder als Sklaven verkauft und Mord und Brand wüten durch die eroberte Stadt. Diese Leiden möchte ich der Stadt Neapel ersparen. Wenn wir aber die Stadt mit Sturm nehmen, so sind sie nach Kriegsgebrauch unabwendbar; zumal ich außer den Römern, die ich führe, noch viele Barbaren unter meinem Heere habe, die jetzt schon Brüder und Verwandte vor den Mauern der Stadt verloren haben und dafür Rache fordern. Darum überlegt es noch einmal, ob ihr mir freiwillig mit euren Bedingungen die Stadt überliefern und das Unglück vermeiden wollt. Tut ihr es nicht freiwillig, so habt ihr nun euch selbst die Schuld des Elends beizumessen, das euch erwartet.“ Der Bürger, welcher diese Worte aus Belisars Munde selbst vernommen hatte, kam weinend und flehend zu seinen Mitbürgern und bat sie doch jetzt endlich nachzugeben; aber die Neapolitaner hatten keine Furcht und sprachen: „Wir ergeben uns nicht.“

Am Abend wählte Belisar unter seinen Kriegern eine Anzahl von vierhundert der Zuverlässigsten aus und befahl allen ihre Rüstung anzulegen und dann seine Befehle zu erwarten. Keiner aber wußte um den Plan des Feldherrn.

Bei Anbruch der Nacht zeigte er den Führern dieser Schar, was er vorhabe, und befahl dem Entdecker des Weges, sie mit Laternen durch die Wasserleitung in die Stadt zu führen. Er gab ihnen zwei Trompeter mit, welche, sobald sie in der Stadt wären, ihm ein Zeichen des Gelingens ihrer Unternehmung geben und zugleich die Städter durch den Klang ihrer Hörner in Verwirrung bringen sollten. Die Leitern waren schon vorher bereit gemacht und alles zum Sturme angeordnet. Er erlaubte seinem Heere nicht sich zum Schlummer hinzulegen, sondern befahl allen mit den Waffen in der Hand auf das erste Zeichen bereit zu sein. Ein Teil der Nacht war verflossen, da kam der größere Teil der Soldaten aus der Wasserleitung zurück; denn ihnen war bange geworden vor der Gefahr. Belisar empfing sie mit zürnenden Worten und wählte aufs neue 200 aus, welche mutig in die Wasserleitung sprangen. Da schämten sich auch diejenigen, welche vorher zurückgekehrt waren, und folgten ihnen. Belisar fürchtete, daß die Wache auf dem Turme zunächst an dem Eintritt der Wasserleitung in die Stadt Lärm machen möchte, und befahl deshalb einem seiner Leute, namens Bessas, der von gotischer Abkunft war, daß er mit der Wache ein Gespräch in gotischer Sprache anfangen sollte, um dadurch die Aufmerksamkeit des Mannes von andern Dingen abzulenken. Bessas redete die Wache an und sagte ihr, daß es doch viel besser wäre, wenn die Goten sich dem Belisar ergeben, der Gote aber entgegnete ihm allerlei Späße und Schimpfworte über Justinian und Belisar.

Unterdessen drangen die in der Wasserleitung immer weiter vor. Diese ging aber nicht bloß bis an die Mauern der Stadt, sondern tief in die Stadt hinein, und da sie ganz mit einem Gewölbe von Backsteinen bedeckt war, so wußten die Soldaten nicht, wie weit sie gekommen waren und wo sie aussteigen sollten. Endlich kamen sie an einen Ort, wo

der Sternenhimmel zu ihnen hereinschaute. Es war mitten in der Stadt und es stand da ein altes verfallenes Haus, nur von einer armen Frau bewohnt. Neben dem Hause war ein Ölbaum gewachsen, der seine Zweige über die Wasserleitung ausbreitete. Sobald die ersten Soldaten bis dahin gelangt waren, wollten sie hinausbrechen; aber sie sahen keine Möglichkeit, zumal mit ihren Waffen angetan; denn die Wände waren hoch und nirgends ersteigbar. Während die Soldaten dies hin und her überlegten und sich wegen der Menge der Nachkommenden in einen immer engeren Raum zusammendrängen mußten, faßte einer den Entschluß sich hinaufzuschwingen. Er legte seine Waffen ab und erreichte mit Händen und Füßen arbeitend und gestützt auf die nachschiebenden andern, endlich das Haus der Frau. Sogleich bedrohte er sie mit dem Tode, wenn sie nicht schwiege, und die erschrockene arme Frau hielt sich still. Dann band er ein starkes Tau an einen Ast des Ölbaumes und ließ das andere Ende des Taues in die Wasserleitung nieder. Einer nach dem andern von den Soldaten ergriff das Tau und zog sich mühsam daran empor.

Der vierte Teil der Nacht war noch übrig, als alle herausgekommen alsbald den Mauern zueilten. Die unvorsichtigen Wächter zweier Türme nach der Nordseite wurden sogleich zu Boden geschlagen und dann mit den Hörnern dem ungeduldig wartenden Feldherrn Belisar das verabredete Zeichen gegeben. Sogleich setzte dieser die Sturmleitern an, aber es fand sich, daß diese die Zinnen der Mauern nicht erreichten; denn sie waren aufs Geratewohl gemacht und hatten deshalb die rechte Länge nicht. So wurden denn zwei Leitern aneinander gebunden, und die Römer erreichten die Zinnen und stiegen hinüber. An der Seeseite der Stadt aber, wo die Juden die Verteidigung hatten, konnten die Soldaten weder Leitern anlegen, noch sonst hinansteigen; denn

die Juden hatten sich schnell gesammelt und da sie wohl wußten, welches Los ihnen als Hauptanstifter der hartnäckigen Verteidigung bevorstand, kämpften sie mit verzweifeltem Mute, und selbst als die ganze Stadt schon genommen war, gaben sie den Kampf noch nicht auf. Als aber der Tag voll angebrochen war, griff man sie auf der Mauer selbst an und zugleich wurden sie im Rücken mit Pfeilen beschossen, da flohen sie. Neapel war erobert, und das römische Heer zog durch die geöffneten Tore ein. Nur die östlichen Tore der Stadt hielten sich noch verschlossen, nicht wegen der Verteidiger, sondern weil diese geflohen waren und niemand da war, der die Tore öffnete. Da Leitern nicht zur Hand waren, legten die Römer Feuer an die Torflügel, und als diese verbrannt waren, zogen sie ein.

Die Folge der Einnahme war nun ein entsetzliches Blutbad; besonders schrecklich wüteten alle diejenigen, welche Brüder oder Freunde bei der Belagerung verloren hatten und unter ihnen wieder am allermeisten die Massageten, welche selbst die Kirchen nicht verschonten, sondern auch alle die töteten, welche vermeint hatten, am Altare Schutz zu finden. Entsetzlich hausten diese Menschen, bis der Feldherr die Stadt nach allen Richtungen durcheilte und zu helfen und zu retten suchte, wo er nur konnte. Er versprach den Soldaten das Geld und die Kostbarkeiten der Bürger, wenn sie die Besiegten nur am Leben ließen und nicht die Gatten voneinander und von ihren Kindern trennten. Da stellten die Soldaten das Blutvergießen ein, und es wurde Friede und Stille. Aber das Geld und die Kostbarkeiten der Bürger kamen nur zum kleinen Teile in die Hände der Feinde; denn das andere war längst vergraben. Unter den Gefangenen waren achthundert Goten; aber Belisar ließ ihnen kein Leid zufügen, sondern behandelte sie ehrenvoll, wie seine eigenen Soldaten.

Als die Kunde von dem Falle Neapels sich durch das

Land verbreitete, maßen die Goten einstimmig dem Theodat die Schuld bei, dessen Zaudern Neapel Hilfe zu bringen ihnen längst unbegreiflich gewesen war. Alle klagten ihn des Verrats an, und eine große Anzahl kam bei Regeta zusammen. Dort verhandelten sie die Sache und hoben Vitiges auf dem Schilde als ihren König empor. Dieser war nicht aus dem berühmten Geschlechte der Amelungen; aber die Goten hielten ihn für einen tüchtigen Mann und wackeren Krieger, wie er sich schon lange vorher unter Theoderich im Kriege gegen die Gepiden bewährt hatte. Er befahl sogleich dem Goten Optaris, den Theodat tot oder lebendig herzubringen. Theodat war eiligst entflohen; aber Optaris, den Theodat widerrechtlich um seine Braut gebracht hatte, folgte ihm unermüdlich Tag und Nacht. Endlich erreichte er ihn auf der Straße, schlug ihn zu Boden und ungeachtet seines Schreiens zog er ihm das Messer durch die Kehle wie einem Opfertiere.

4. Vitiges befestigt sich in der Herrschaft.

Nachdem Vitiges den Tod Theodats vernommen, berief er eine Reichsversammlung der Goten und stellte ihnen die Gefahren ihres Kampfes vor. Er sagte, daß fast alle ihre Truppen in entfernten Gegenden wären und namentlich, daß sie auch zugleich mit den Franken Krieg hätten. Dieser aber müsse vor allen Dingen erst beigelegt werden, weil es nicht möglich sei, sich zu gleicher Zeit gegen zwei so mächtige Feinde zu verteidigen. Wenn aber mit den Franken Friede geschlossen sei, so könnten sie sich mit aller Kraft auf Belisar werfen. Diese Worte gefielen allen Goten wohl, und sie begaben sich nach Ravenna, nachdem vorher viertausend Goten als Besatzung in Rom hineingelegt waren. Vitiges ermahnte den Senat und das römische Volk, des großen Theoderich zu gedenken und dem gotischen Volke die Zuneigung zu bewahren, die Theoderich um sie verdient hätte. Dann nahm er viele

römische Senatoren als Geisel mit und setzte in Rom zum Befehlshaber den Goten Leuderis ein, einen Mann schon im vorgerückten Alter und von großer Kriegserfahrung. Vitiges selbst aber wollte seiner Herrschaft eine festere Stütze geben und heiratete deshalb Matasunta, die Tochter der Königin Amalasunta, obwohl wider ihren Willen.

Es dauerte nicht lange, bis die Gesandten der Goten von den Franken heimkehrten. Die drei Könige dieses Stammes hatten versprochen, Frieden mit den Goten zu machen, wenn ihnen ganz Gallien abgetreten und noch eine Summe Geldes dazu bezahlt würde. Die Goten willigten in diese Forderung, um Frieden zu haben, und da versprachen ihnen die Franken, noch außerdem ihnen Hilfe zu schicken, aber wegen ihres Bündnisses mit dem Kaiser Justinian wollten sie dies nicht offen tun, sondern insgeheim.

5. Belisars Fortschritte.

Unterdessen aber drang Belisar immer weiter vor. Von Neapel kam er nach Cumä, wo man die Höhle zeigt, in welcher einst die Sibylla ihre Orakel erteilt haben soll. Die Bewohner aber von Cumä fürchteten das Schicksal Neapels und öffneten dem römischen Feldherrn die Tore. Dann zog Belisar weiter auf Rom. Als man dort die Nachricht von seiner Annäherung vernahm, war die gotische Besatzung sehr bekümmert; denn sie konnte die ausgedehnte Stadt nicht verteidigen, zumal die Bürger in der Stadt ihnen feindselig gesinnt waren. Denn es war ihnen nicht unbekannt, daß die Bürger Roms auf Anraten des Papstes Silverius den römischen Feldherrn zur Besetzung ihrer Stadt eingeladen hatten. Darum beschlossen die Goten ohne Kampf abzuziehen, und am selben Tage und zur selben Stunde vernahmen die Einwohner in der Nähe des flaminischen Tores die Hörner der ausziehenden Goten, während an der anderen Seite der

Stadt, am asinarischen Tore, die Trompeten der einziehenden Kaiserlichen erklangen. Nur ein Gote wollte nicht mit den anderen abziehen, dies war Leuderis, der Befehlshaber, der die ihm anvertraute Stadt nicht verlassen wollte. Belisar schickte ihn darauf als Gefangenen zugleich mit den Schlüsseln der Stadt zum Kaiser Justinian, im Jahre 536.

Dann richtete er alle seine Sorgfalt darauf, die Stadt zu befestigen. Die Mauern, welche an einigen Stellen eingefallen waren, wurden wieder ausgebessert und Bastionen daran erbaut, welche alle in scharfen Winkeln vorsprangen. Ein tiefer Graben wurde rund um die Stadt gezogen. Die Römer lobten seine Tätigkeit und seinen Scharfsinn; aber es überkam sie ein Bangen und Grauen, wenn sie daran dachten, daß Belisar diese Einrichtungen träfe, um in Rom eine langwierige Belagerung aushalten zu können. Dann dachten sie namentlich auch an die Schwierigkeit, Lebensmittel herbeizuschaffen, da Rom nicht am Meere lag, und an den ungeheuren Umfang der Mauern, die eine lange Strecke hindurch fast im offenen Felde erbaut waren und überall von den Feinden erreicht werden konnten. Belisar aber ließ Sorge tragen, daß soviel Getreide, wie möglich, in die Stadt geschafft wurde, und befahl auch den Römern, all ihr Getreide vom Lande in die Stadt zu bringen.

Eine Stadt nach der andern und eine Provinz nach der andern unterwarf sich den Kaiserlichen; denn die römische Bevölkerung haßte die ungebildeten arianischen Goten, die ihnen noch immer Barbaren hießen und denen sie nur mit Widerwillen sich jemals unterworfen hatten. Darum konnte sich der römische Feldherr Belisar fast immer auf den guten Willen der Bewohner des Landes gegen ihn verlassen. Unter dem Heere Belisars waren aber auch einige Goten, aus jenem Teile des gotischen Volkes, welcher seine alten Wohnsitze an der Donau nicht hatte verlassen wollen, als

Theoderich seine Scharen nach Italien führte. Diese waren dem kaiserlichen Feldherrn sehr nützlich, weil sie die Sitten und die Sprache der Ostgoten in Italien genau kannten, und sie dachten nicht daran, daß sie gegen ihre Stammesgenossen und also gegen ihr eigenes Fleisch und Blut kämpften. Einer von diesen Goten namens Bessas, der Anführer einer römischen Schar, wurde von Belisar ausgeschickt, um in der Nähe Roms umherzustreifen und schlug eine gotische Schar bis zur völligen Vernichtung.

6. Die Belagerung Roms durch Vitiges und die Ostgoten.

Über diese Nachricht erzürnt wollte Vitiges die Ankunft des gotischen Heeres, welches aus dem Frankenkriege heimkehrte, nicht mehr abwarten, sondern brach mit seiner ganzen Macht gegen Rom auf, um Belisar dort zu belagern. Es war eine gewaltige Macht von hundertfünfzigtausend Streitern, darunter viele Reiterei. Die meisten Reiter waren gepanzert und ebenso auch ihre Pferde. Unterwegs vernahm Vitiges von den Flüchtlingen aus Rom, wie es dort um Belisar stünde, und daß dessen Macht nur eine geringe wäre, und darum reute es ihn, daß er jemals diese Stadt freiwillig hatte aufgeben können. Es begegnete ihm auch ein Priester, der von Rom aus gereist war; diesen fragte Vitiges, ob Belisar noch in Rom wäre, gleich als ob er fürchtete, Belisar dort nicht mehr zu treffen, wenn er etwa schon vorher die Flucht ergriffen hätte. Aber der Priester erwiderte ihm, daß er von dieser Seite her ganz ruhig sein könne; denn Belisar würde niemals fliehen, sondern das auch zu behaupten wissen, was er einmal gewonnen habe. Um so eifriger drängte Vitiges seine Goten zum Vorrücken; denn auch diesen sagte er, daß er die Mauern Roms zu erblicken wünsche, bevor Belisar von dort geflohen wäre. Darum griff Vitiges auch nicht

eine der kleinen Städte auf dem Wege an, sondern ruhte nicht, bis er Rom erreichte. Nicht weit von der Stadt hatte Belisar eine Brücke über den Tiber durch einen Turm befestigen lassen. Zwar waren viele andere Brücken und Fähren über den Fluß, deren sich die Goten bedienen konnten; aber Belisar glaubte, sie würden sich mit Erstürmung dieses Turmes beschäftigen und so eine Zeitlang aufgehalten werden. Die Goten kamen des Abends bei dem Flusse an und schwankten, ob sie den Turm angreifen sollten; ihre Menge aber erschien der Besatzung des Turmes zu gewaltig, und in der Nacht flohen die Kaiserlichen eilig von dannen. Sie fürchteten sich aber auch vor Belisar und ihren Waffengefährten und wagten es nicht nach Rom zu kommen, sondern zerstreuten sich heimlich in Kampanien.

Am Morgen erbrachen die Goten die Tore des Turmes, was ihnen niemand wehrte, und zogen über die Brücke. Belisar wußte von der Flucht der Seinen nichts, sondern kam selbst mit tausend Reitern heran, um ihnen Hilfe zu bringen. Anstatt aber die Seinigen zu finden, traf er auf gotische Reiter und sofort entspann sich da ein Kampf, in welchem Belisar nicht als Feldherr, sondern als gewöhnlicher Krieger um sein Leben fechten mußte. Er ritt ein sehr kriegerisches Pferd, einen Rotfuchs, dessen Kopf von der Stirn bis zu den Nüstern ganz weiß war. Ein solches Pferd nannten die Griechen Phalion, die Goten Balan. Die Überläufer der Römer zu den Goten machten es diesen bekannt, daß Belisar dies Pferd ritte, und weil sie wohl wußten, daß mit dem Tode dieses einen Mannes der Krieg zu Ende sein würde, riefen sie immerfort: „Schießt auf den Balan!“ und diese Worte liefen durch das gotische Heer. Erst wußten sehr viele nicht, was sie zu bedeuten hatten, und kannten auch Belisar nicht, andere aber erfaßten den Sinn und schossen ihre Pfeile auf Belisar ab. Noch andere wollten ihn lebendig fangen

und spornten ihre Pferde näher heran und suchten sein Pferd mit ihren Speeren und Schwertern zu erreichen. Belisar aber wehrte unermüdlich seine Angreifer ab und tötete eine große Zahl derselben. Vor allen Dingen aber zeigte sich da, welche Liebe Belisar bei seinem Heere genoß; denn seine Begleiter umdrängten immer ihren Feldherrn und fingen mit ihren Schilden die Geschosse auf, welche ihm bestimmt waren, töteten diejenigen, welche näher heranritten, oder trieben sie zurück. Tausend Goten fielen in diesem Kampfe, aber auch sehr viele von der Umgebung Belisars. Den Feldherrn selbst beschützte so sehr das Glück, daß er, der doch das Ziel aller Angriffe der Goten war, auch nicht einmal von den Pfeilen eine leichte Wunde erhielt.

Endlich trieben die Römer die Angriffe der Feinde zurück und verfolgten sie, bis sie auf das Fußvolk der Goten trafen. Auf dieses hatten die gotischen Reiter sich zurückgezogen und auf dasselbe gestützt erneuerten sie den Kampf. Da waren die Goten den Kaiserlichen überlegen, und diese zogen sich fliehend an die Stadt zurück. Aber die Goten folgten ihnen und kamen fast mit ihnen zugleich an das Tor, welches nachher Belisars Tor genannt wurde. Die Kaiserlichen in der Stadt fürchteten, daß mit den Fliehenden zugleich auch die Feinde in die Stadt eindrängen und wollten deshalb das Tor nicht öffnen. Vergebens rief Belisar selbst und drohte ihnen; die Römer, die vom Turme aus niederschauten, erkannten den Mann nicht, dessen Gesicht wie seinen ganzen Kopf Schmutz von Staub und Schweiß bedeckte. Auch war die Sonne schon untergegangen und außerdem glaubten alle Römer in der Stadt, der Feldherr wäre gefallen; denn die, welche aus dem Kampfe des Morgens sich nach der Stadt geflüchtet, hatten diese Nachricht gebracht, Belisar sei unter den Ersten im Treffen gefallen. Indem sie nun vor dem Tore hielten, häufte sich der Andrang der

Goten und nur der Graben trennte sie von den Römern, welche sich zwischen Graben und Mauern dicht zusammendrängen mußten, um nur Raum zum Stehen zu haben. Die Römer in der Stadt aber waren ratlos; der Feldherr war nicht da und niemand traf Anordnungen, zugleich fürchteten sie für sich und die Stadt und wagten auch ihren Freunden vor dem Tore nicht zu helfen. Unterdessen versuchten auch die Goten hier und da schon über den Graben zu setzen.

Da faßte Belisar einen kühnen Entschluß, der ihm über Erwarten gelang. Er munterte die um ihn Versammelten auf und brach plötzlich mit ihnen zu einem Angriff auf die Goten hervor. Die Reihen dieser waren durch den langen Kampf, durch den schnellen Ritt und die Verfolgung längst in Unordnung geraten. Als sie nun sahen, daß diejenigen, denen sie bis dahin nachgesetzt hatten, einen unvermuteten Angriff auf sie machten, glaubten sie, daß es frische Truppen aus der Stadt wären. Darob erschraken sie und flohen zurück. Belisar hütete sich sie zu verfolgen, sondern als er sie im vollen Fliehen sah, wandte er sich eiligst wieder gegen die Mauern. Das ermutigte die Römer in der Stadt, sie öffneten schnell das Tor und nahmen ihren Feldherrn mit seinen ermüdeten Kriegern auf. Die Nacht machte allem weiteren Kampfe ein Ende.

Unter den Römern hatte Belisar sich den Preis der Tapferkeit erworben, unter den Goten der Fahnenträger Visandus*). Dieser hatte im heißesten Kampfgewühl nicht eher nachgelassen, als bis er aus 13 Wunden blutete. Dann fiel er nieder und wurde von seinen Waffengefährten für

*) Diesem Namen entspricht althochdeutsch Wisunt, später Wirant, mittelhochdeutsch Wirnt. Er ist, wie so viele der alten Namen, von einem Tiere hergenommen, das sich durch seine Kraft auszeichnet, dem wilden Auerochsen.

tot auf dem Schlachtfelde zurückgelassen. Am dritten Tage nachher, als die Goten schon ihr Lager vor Rom aufgeschlagen hatten, schickten sie sich an, die Gefallenen auf dem Schlachtfelde zu beerdigen. Während sie umhersuchten und die Leichname besichtigten, trafen sie auf Visandus, der noch atmete. Einer seiner Genossen bemühte sich um ihn und suchte aus ihm einige Worte herauszubringen, ob er ihm einen Gefallen erweisen könnte; denn die Hitze des Wundfiebers, dazu der lange Durst und der Mangel an Nahrung hatten ihm alle Kräfte genommen. Endlich bat Visandus mit matter Stimme, daß man ihm etwas Wasser in den Mund träufeln möchte. Dies geschah, dann hob man ihn von der Erde auf und brachte ihn ins Lager, wo er verpflegt wurde. Die Goten priesen und verherrlichten den Namen des Visandus und lange noch lebte er bei ihnen im Liede fort.

Als Belisar in Sicherheit war, gebot er allen Soldaten und der waffenfähigen Mannschaft aus der Stadt Rom, die Mauern zu besetzen, an vielen Stellen Feuer anzuzünden und die ganze Nacht Wache zu halten. Er selbst umging dann alle Werke der Stadt und ordnete die Befehlshaber für die einzelnen Stellen an. Während er aber damit beschäftigt war, schickte ihm der Gote Bessas, welcher im römischen Heere diente und am Präneſtiniſchen Tore befehligte, in aller Eile einen Boten mit der Nachricht, der Feldherr möchte sich doch retten; denn die Feinde wären durch das Pancratiustor eingedrungen und hielten schon die ganze Stadt besetzt. Auf diese Worte baten alle, die in der Umgebung des Belisar waren, ihren Feldherrn, er möchte doch sofort davon eilen. Allein Belisar bestand darauf, daß diese Nachricht falsch sein müsse, und schickte ohne Verzug einige Reiter auf Kundschaft aus. Diese erforschten die Gegend und berichteten nach einiger Zeit, daß sie nichts Feindliches bemerkt hätten. Sofort schickte nun Belisar alle Befehlshaber

an ihre Posten und verbot ihnen, was sie auch hören möchten vom Eindringen der Feinde an irgend einem andern Orte, irgendwohin Hilfe zu bringen und überhaupt sich von ihrem Posten zu rühren, sondern sie sollten schweigend auf demselben verharren: für alles übrige werde er sorgen. Dies tat er aber in der Absicht, damit nicht wiederum eine falsche Nachricht so viele Verwirrung hervorbrächte. Alles war in Rom noch in wilder Aufregung; da trat Vakis, ein vornehmer Gote, von Vitiges gesandt, an das salarische Tor. Dort machte er den Bürgern der Stadt Vorwürfe über ihre Treulosigkeit gegen die Goten und gegen ihr eigenes Vaterland, weil sie die gotische Macht der oströmischen oder griechischen nachgesetzt hätten, da sie doch wahrlich von Griechen kaum etwas anderes in Italien gesehen hätten, als Schauspieler und Seeräuber. Vakis redete so eine Weile; aber niemand gab ihm Antwort und er kehrte zurück. Die römischen Bürger machten sich aber lustig über Belisar, der mit genauer Not selbst den Händen der Feinde entronnen, sein Heer und sie jetzt ermahnte, guten Mutes zu sein, weil er nicht daran zweifle, daß er die Feinde bald vernichten würde. Die Nacht war schon weit vorgerückt, da erst konnte die Gattin Belisars und seine Freunde ihn durch ihre Bitten dahin bringen, daß er nur ein Stück Brot aß, da er doch bis dahin nichts gegessen hatte.

Am folgenden Tage nahmen von der einen Seite die Goten, welche mit leichter Mühe die gewaltig ausgedehnte Stadt zu erlangen hofften, und von der andern Seite die Römer ihre Stellungen ein. Die Stadt hat vierzehn große Tore und einige kleinere. Selbst die gewaltige Anzahl der Goten reichte nicht hin, die Stadt zugleich von allen Seiten zu berennen; deshalb schlugen sie vor den fünf größeren Toren vom Flaminischen nach dem Pränestinischen sechs Lager auf, statt daß die Belagerer sonst einen Wall rund um die be-

lagerte Stadt zu ziehen pflegen. Damit aber der Feind nicht über die Milvische Brücke entweichen könnte, ihnen selbst aber immer der Übergang über diese Brücke freistünde, schlugen sie rund um die Brücke ein siebentes Lager auf. Dadurch wurden dort von ihnen noch zwei Tore belagert, das Peterstor und das transtiberinische. In allem war nur die Hälfte des Umfangs der Mauer von den Goten umlagert; aber da sie sich den Übergang über den Tiber gesichert hatten, konnten sie die Mauer an jeder beliebigen Stelle angreifen. Um alle ihre Lager hatten sie tiefe Gräben gezogen, die ausgegrabene Erde zu hohen Wällen aufgetürmt und diese mit sehr spitzen Pallisaden bespickt, so daß sie alle fest verschanzt und nur durch eine ordentliche Belagerung einzunehmen waren. Alle Wasserleitungen nach der Stadt zerstörten sie, damit die Stadt keinen Tropfen Wasser empfinge. Es waren in Rom aber vierzehn Wasserleitungen, aus Backsteinen erbaut, und mit so breiten und hohen Gewölben bedeckt, daß ein Reiter bequem darin einhersprengen konnte. Eingedenk der Eroberung Neapels ließ Belisar die Ausgänge mit einer starken Mauer verwahren. Dann ordnete er die Besatzung der verschiedenen Tore an und setzte einigen Hauptleuten vor, andere aber ließ er durch Steinhaufen ganz verrammeln, daß sie nicht geöffnet werden konnten.

Wegen der Zerstörung der Wasserleitungen aber konnten auch die Mühlen nicht gehen, und Ochsen konnte man zur Bewegung der Mühlen deshalb nicht anwenden, weil so schon in der Stadt kein Überfluß an Lebensmitteln war und kaum die nötigen Pferde Nahrung erhalten konnten. Da verfiel Belisar auf einen sinnreichen Einfall. Es war eine Brücke über den Tiber in seiner Gewalt. Unmittelbar hinter dieser Brücke, wo der Strom unter der Wölbung derselben mit größerer Gewalt hervorfloß, befestigte er durch starke Stricke zwei Kähne etwa zwei Fuß voneinander. Auf diese Kähne

wurden Mühlen gesetzt, während in dem freien Raum zwischen den Kähnen der Strom das Rad umwälzte, welches die Mühlen trieb. An die ersten Kähne wurden zwei andere befestigt, die auch Mühlen trugen, und diese auf gleiche Weise in Bewegung gesetzt und so fort, bis eine ganze Reihe von Kähnen mit Mühlen da war. Diese mahlten das Korn, dessen die Stadt bedurfte. Als die Goten von den Überläufern diese Erfindung erfuhren, fällten sie starke Bäume, hieben die Äste ab und warfen die gewaltigen Stämme in den Strom. Dieser trug sie hinab und mit Ungestüm gegen die Räder, daß sie zerschmettert wurden. Aber Belisar erfand dagegen ein anderes Mittel. Durch das ganze Bett des Tiber von einem Ufer zum anderen spannte er verschiedene Ketten, welche nun sämtliche Baumstämme auffingen, daß sie nicht weiter treiben konnten. Dann zogen diejenigen, welche damit beauftragt waren, sie sofort ans Ufer. Diese Ketten spannte Belisar aber nicht bloß der Mühlen wegen aus, sondern auch, weil ihn die Furcht ängstigte, daß einmal ein großer Haufe der Goten sich auf Kähne setzen und diesen Weg zum Einbruch in die Stadt versuchen könnte. Dagegen deckte er sich auf diese Weise und zugleich hatten nun die Römer Brot. Auch Trinkwasser fehlte ihnen nicht, das sie teils aus dem Strome, teils in den entfernteren Teilen der Stadt aus Brunnen schöpften. Nur zu den warmen Bädern reichte die Menge des Wassers nicht hin. Um die Kloaken, welche den Schmutz der Stadt ableiteten, kümmerte sich Belisar nicht; denn der Ausgang derselben führte in den Tiber und deshalb konnten sie von den Feinden zu Kriegslisten nicht benutzt werden.

So sorgte Belisar für die Sicherheit der Stadt. Um diese Zeit aber ereignete sich ein Vorfall in der Umgegend, den das Landvolk als eine Vorbedeutung ansah. Es waren mehrere samnitische Knaben auf dem Felde und weideten ihre

Schafe. Sie spielten allerlei Spiele und kamen endlich auf den Einfall, die beiden stärksten unter ihnen miteinander ringen zu lassen; den einen nannten sie Belisar, den andern Vitiges und sahen ihrem Kampfe zu. Es dauerte nicht lange, so fiel Vitiges; da knüpften ihn seine Spielgenossen im Scherze zur Strafe an einem Baume auf. Während sie damit beschäftigt waren, zeigte sich nicht weit von ihnen ein Wolf; da machten sich die Knaben schnell auf und liefen davon, der verlassene Vitiges aber zappelte noch eine Weile und starb dann. Als die Samniten dies vernahmen, straften sie die Knaben nicht, sondern sahen dies als ein Orakel an und sagten, das Belisar zuletzt als Sieger aus diesem Kriege hervorgehen würde.

Die Bevölkerung von Rom aber wurde bald ungeduldig über die Bedrängnisse des Krieges und der Belagerung, da die Lebensmittel ausgingen und sie sich nicht baden konnten und sogar gezwungen wurden, des Nachts auf der Mauer Wache zu halten. Sie glaubten, daß der Feind, der sich vorerst begnügte, ihre Äcker und Felder zu verwüsten, doch die Stadt bald einnehmen würde, und machten deshalb dem Belisar Vorwürfe, daß er mit einem so kleinen Heere den Krieg unternommen und jetzt sie allen Schrecken einer Belagerung aussetze, die er doch auf die Dauer nicht aushalten könne. Auch der römische Senat machte im geheimen dem Belisar Vorwürfe über dieses Unternehmen. Alles dies vernahm auch Vitiges von den Überläufern und schickte deshalb Gesandte an den Belisar, welche in Gegenwart aller Senatoren und aller Anführer des Heeres ihm vorwarfen, daß er mit leichtsinniger Verwegenheit so viel Unglück über die Römer brachte, um welche sich Theoderich so großen Dank erworben hätte, und den rechtmäßigen König der Goten und Italier zwänge, mit Waffengewalt eine getreue Stadt zu bedrängen. Dann aber boten sie ihm im Namen ihres Königs

Vitiges freien Abzug mit seinem ganzen Heere an, wenn er ihnen sofort die Stadt überliefern wollte. Darauf erwiderte ihnen Belisar, daß er durch die Besetzung Roms sich kein fremdes Eigentum angemaßt hätte, weil Rom mit Recht nur dem oströmischen Kaiser als dem Erben des ganzen römischen Reiches zukäme. Wenn aber einer von den Goten ohne Kampf in die Stadt zu kommen vermeinte, so irrte er sehr; „denn," sprach Belisar, „so lange Belisar lebt, wird er euch diese Stadt nicht abtreten." Während er diese Worte sprach, saßen die römischen Senatoren schweigend und bekümmert da und wagten weder auf Belisars Rede, noch auf die Klagen der gotischen Gesandten über ihren Wankelmut etwas zu erwidern.

Als die Gesandten mit ihrer Botschaft ins gotische Lager heimkehrten, fragte sie der Gotenkönig Vitiges, was für ein Mann denn der Belisar wäre. Die Gesandten erwiderten, daß es eine vergebliche Hoffnung sei, wenn jemand den Belisar jemals zu schrecken vermeinte. Da wurde Vitiges zornig und befahl nun mit aller Macht die Belagerung fortzusetzen. Er ließ hölzerne Türme erbauen, so hoch wie die Mauern Roms. An den vier Ecken der Grundfläche dieser Türme waren Räder angebracht, vermittelst deren die Türme überall hin nach dem Willen der Belagerer bewegt werden konnten und zwar hatten sie Ochsen zu diesem Zwecke vorgespannt. Ferner ließ Vitiges Leitern verfertigen, welche bis an die Zinnen reichten, und vier Belagerungswerkzeuge, welche man arietes das ist Widderköpfe heißt. Diese sind so eingerichtet. Es werden vier starke Balken zu gleicher Höhe rechtwinklig einander gegenüber aufgerichtet und durch acht Querbalken verbunden, vier oben und vier unten. Dann wird dies Gerüst oben und zum Teil an den Seiten mit Rinderhäuten umkleidet, so daß es aussieht wie ein hoher viereckiger Kasten und so den Menschen darin ein Schutzdach gewährt, während

es doch leicht fortzubringen ist. Nur nach vorn hin ist eine Öffnung, durch welche die Maschine gegen die Mauer wirkt. In der Mitte dieses turmartigen Kastens aber ist wieder ein anderer Querbalken, der an Ketten, die von oben niederhangen, freischwebend befestigt ist. Der stark mit Eisen beschlagene Kopf dieses Balkens ist wie ein Pfeil zugespitzt, oder auch viereckig, daß er ähnlich wie ein Ambos ausläuft. Die ganze Maschine ruht auf vier Rädern, je einem unter den vier Hauptbalken. Innerhalb derselben sind nicht weniger als fünfzig Männer beschäftigt, und wenn nun die Maschine an die Mauer geschoben ist, ziehen sie den frei schwebenden horizontalen Balken mit Stricken, die an dem einen der Mauer zugekehrten Ende befestigt sind, erst ein wenig zurück und stoßen den Balken dann mit großem Ungestüm gegen die Mauer. Dieser immer aufs neue wiederholte Stoß hat die Wirkung, daß da wo er trifft, die Mauer erschüttert und zerbröckelt wird. Die Maschine hat den Namen Widder davon, weil das Stoßen mit dem Kopfende Ähnlichkeit hat mit dem Stoßen der Widder bei den Schafen. Außerdem schleppten die Goten unzählige Bündel Reisig und Schilf herbei, um den Graben auszufüllen und dem Boden gleich zu machen, damit ihre Maschinen am Übergange über denselben nicht gehindert würden. Auf diese Weise drangen sie begierig gegen die Mauern vor.

Belisar dagegen stellte auf die Türme Wurfgeschütze, welche man Ballisten (von ballein werfen) nannte. Diese sehen ähnlich aus, wie ein Bogen, und schießen einen Pfeil, der zwar um die Hälfte kürzer ist, als die man von gewöhnlichen Bogen schießt, aber viermal dicker. Er ist auch nicht mit Federn versehen zur Beschleunigung des Flugs, wie die gewöhnlichen Pfeile, sondern mit dünnen, feinen Holzstückchen, welche der Reihe nach so eingesetzt sind, daß sie den Federn der gewöhnlichen Pfeile ganz ähnlich sehen. Die

Pfeile sind nach Verhältnis ihrer Dicke mit einer starken eisernen Spitze versehen. Wenn sie geschossen werden sollen, werden mehrere Männer beschäftigt, durch Winden die Stricke des Bogens zu spannen, und wenn man losschießt, fährt der schwere Pfeil mit der doppelten Geschwindigkeit eines gewöhnlichen Pfeiles von dannen und zerschmettert den Stein oder Baum, auf welchen er trifft.

Auf die Mauerzinnen stellte Belisar andere Werkzeuge zum Schleudern großer Steine. Auch diese Maschinen waren den gewöhnlichen Schleudern nachgebildet und hießen Onagri, d. h. wilde Esel. An den Toren stellten die Römer Maschinen auf, die Wölfe hießen. Diese hatten die Gestalt unserer Eggen und waren oben an zwei lange Balken befestigt, die vom Boden bis an die Mauerzinnen reichten. Diese Balken standen außerhalb des Tores, so daß ihre Enden bis zum Tor hinaufreichten, auf welchem die Verteidiger standen. Waren nun die Feinde nahe genug, so gaben die Römer dem Gerüste einen heftigen Stoß, daß es umfiel und die nahestehenden Feinde unter seiner Last begrub. Wen aber dieser Wolf traf, der mußte auf der Stelle sterben.

Nachdem die Belagerung 18 Tage gedauert hatte, drangen an einem Morgen beim Sonnenaufgang die Goten unter der Anführung ihres Königs Vitiges zum Sturme vor. Die Römer erschraken vor dem ungewohnten Anblick der nahenden Türme und Widderköpfe; aber als Belisar diese feindliche Schlachtordnung erblickte, lachte er und gab Befehl, daß man sich solange ruhig verhalten sollte, bis er selbst das Zeichen geben würde. Die Römer aber meinten, er wolle mit ihnen seinen Spaß treiben, und schalten auf ihn und nannten ihn einen Unverschämten, weil sie unwillig waren, daß er die Feinde so nahe herankommen ließe und ihnen nicht wehrte. Die Goten waren dem Graben schon ganz nahe, als Belisar zuerst einen Bogen spannte, losschoß und

einen gepanzerten Goten, der den ersten Zug führte, in den Hals traf, daß er rücklings zu Boden stürzte. In der ganzen versammelten römischen Bevölkerung vernahm man ein Gemurmel des Beifalls; denn sie sahen diesen Schuß als eine günstige Vorbedeutung an. Belisar schoß den zweiten Pfeil ab mit demselben Erfolge, die Verteidiger der Mauer erhoben ein lautes Geschrei, der Feind wäre schon besiegt. Dann gab der Feldherr allen seinen Bogenschützen Befehl, mit den Pfeilen zu wirken und namentlich auf die Ochsen zu zielen. In kurzem fielen alle Ochsen, so daß die Türme stillstanden und die Goten ratlos waren, wie sie dieselben weiter schaffen sollten. Als die Römer dies erblickten, sahen sie ein, daß Belisar doch recht gehabt hatte, als er die Feinde so nahe an die Mauer herankommen ließ, und auch recht gehabt hatte, über den Einfall der Goten zu lachen, welche gemeint hatten, daß sie die Ochsen unversehrt an die feindliche Mauer bringen könnten.

Dort zurückgeschlagen befahl dann Vitiges, eine große Anzahl Goten in tiefen Reihen hintereinander aufzustellen und zwar keinen Sturm auf die Mauer zu machen, aber dafür häufige Pfeile hinzuschleudern, so daß Belisar keine Zeit und Muße bliebe, nach einem anderen Teile der Mauer Unterstützung zu bringen; denn Vitiges selbst wollte an einer anderen Seite mit stärkerer Macht angreifen. Deshalb eilte er mit einer großen Schar Bewaffneter zu dem Teile der Mauer am Pränestinischen Tor, wo der Angriff am leichtesten war. Dort waren schon alle Belagerungswerkzeuge vorbereitet und aufgestellt.

In derselben Zeit machten die Goten noch einen andern Angriff, nämlich auf das Aurelische Tor. Außerhalb dieses Tores, ungefähr einen Steinwurf weit, ist das Grabmal des Kaisers Hadrian (jetzt die Engelsburg), ein wunderbares Werk der Baukunst. Auf den Grundmauern, die ein großes Viereck

bilden, erhebt sich ein ungeheurer runder Turm mit parischem Marmor überkleidet. Die Steine schließen genau ineinander und haften ohne alles Bindemittel. Die vier Seiten des Grabmals dehnen sich alle gleich weit hin und zwar ist die Länge einer jeden Seite einem Steinwurfe gleich. Die Höhe der Mauern übertrifft die der Stadt. Auf der Spitze des Gebäudes sieht man Bildsäulen von Menschen und Pferden, von vorzüglichen griechischen Meistern auch aus parischem Marmor gemeißelt. Weil aber dies Gebäude fast eine der Stadt entgegengesetzte Befestigung war, so hatte man es schon Jahrhunderte vorher durch zwei Mauerarme mit der Stadt verbunden, so daß es ein hoher zum Schutz des Tores bestimmter Turm zu sein schien. Die ganze Befestigung war im Westen der Stadt sehr günstig gelegen, und deshalb hatte Belisar sie dem Constantinus, einem seiner zuverlässigsten Anführer, zur Bewachung anbefohlen und ihm zugleich aufgetragen, den hinter ihr gelegenen Teil der Hauptmauer zu bewachen, welcher Belisar nur eine kleine unbedeutende Mannschaft hatte geben können. Belisar mußte überhaupt seine Leute schonen, weil dieselben zu Anfang der Belagerung sich nur auf fünftausend Mann*) beliefen. Auch schien eine stärkere Besatzung dort weniger notwendig, weil der vorüberfließende Tiberstrom an dieser Stelle die Feinde hinderte, einen Angriff zu machen. Dennoch vernahm Constantinus, daß die Goten versuchten über den Tiber zu setzen, und eilte mit einer Abteilung schnell dorthin, während er einer andern größeren Abteilung die Verteidigung des Grabmals überließ. Da griffen nun die Goten an, nicht mit Mauerbrechern und ähnlichen Werkzeugen, sondern mit Leitern und Wurfgeschossen, weil sie glaubten, so die Feinde am ehesten in Verlegenheit

*) So sagt der Geheimschreiber des Feldherrn; aber diese Angabe ist unwahrscheinlich. Wenn wir auch die fünffache Zahl annehmen, so bleibt Belisars Ruhm noch derselbe.

zu bringen und über die kleine Zahl derselben mit Leichtigkeit den Sieg davontragen zu können. Sie trugen ihre Schilde vor sich her, die nicht kleiner waren, als die großen der Perser, und obwohl sie den Feinden schon nahe waren, so konnten diese sie doch nicht sehen, weil die Säulenhalle nach der Peterskirche ihnen die Aussicht verbarg. Hinter dieser her griffen die Goten dann so plötzlich an, daß die römischen Verteidiger die Balliſten gar nicht mehr anwenden konnten, weil man mit diesen nur geradeaus schießen kann, und die Goten von der Seite kamen. Immer näher und näher drängten die Goten, sie schossen hinauf gegen die Zinnen, schon schleppten sie die Leitern heran, um sie an die Mauer zu legen. Die Römer verzweifelten an ihrer Rettung; da erfaßten mehrere von ihnen zu gleicher Zeit einige Bildsäulen, die Meisterwerke der bildenden Kunst, zerbrachen sie und schleuderten mit beiden Händen gewaltige Stücke Marmor auf die Köpfe der Feinde. Diese, überrascht durch dies ganz neue Geschoß, traten ein wenig zurück, da faßten die Römer auch wieder Mut, erhoben ein lautes Freudengeschrei, schossen und warfen auf die Goten, so daß diese davor nicht stand halten konnten. Als die Römer sich nun auch noch der großen Wurfgeschütze bedienen konnten, hielten es die Goten gar nicht mehr aus. Mittlerweile kam auch Constantinus herbei, welcher die Goten vom Übergange über den Tiber zurückgeschlagen hatte, und das Tor war an dem Tage für die Römer gerettet.

Auf ähnliche Weise wurde auch an den anderen Toren gekämpft. Dem salarischen Tore gegenüber stand ein Gote von vornehmem Stande, der durch seine Körpergröße und seinen Mut sich vor seinen Genossen auszeichnete. Er war mit Helm und Panzer bewaffnet und hatte sich getrennt von den andern Goten an einen Baum gelehnt und schoß von dort aus seine Pfeile auf die Zinnen der Mauer. Auf diesen

Mann zielten die Römer und das Wurfgeschütz zur Linken auf dem gegenüberstehenden Turme traf ihn so, daß der Pfeil den Panzer durchdrang und dann bis über die Hälfte seiner Länge in den Stamm des Baumes fuhr und die Leiche des getöteten Mannes so an den Baum heftete. Als die Goten das erblickten, durchfuhr sie ein solcher Schrecken, daß sie bis außerhalb des Bereiches dieses Wurfgeschützes zurückgingen, so daß auch die Belagerten aufhörten, ihnen ihre Pfeile zuzusenden.

Da aber, wo Vitiges selbst angriff, am sogenannten Vivarium, war der Kampf am lebhaftesten und die Anführer Bessas und Peranius riefen Belisar zu Hilfe. Sobald dieser kam, sah er, daß die Soldaten im Vivarium durch die große Anzahl der Feinde ganz bestürzt waren, und ermahnte sie, standzuhalten und die Barbaren zu verachten. Der Boden vor der Mauer war ganz eben und deshalb für die Werkzeuge der Goten leichter zugänglich. In der Mauer selbst klaffte ein großer Sprung, so daß die Steine kaum noch zusammenhingen. Vor diese Mauer hatten die Römer zwar eine andere kleinere hingesetzt, aber nicht zur Befestigung derselben; denn die kleinere Mauer selbst war weder durch Türme, noch durch Zinnen gegen die Angriffe der Feinde verwahrt, sondern um eines besonderen und zwar unmenschlichen Vergnügens willen von den Römern errichtet. Zum Zweck der Spiele wurden dort nämlich Löwen und andere wilde Tiere aufbewahrt. Vitiges wußte dies und ließ deshalb seine Belagerungswerkzeuge gegen die äußere kleinere Mauer richten, da er nicht zweifelte, daß er sich der größeren dahinter leicht bemächtigen würde, wenn erst diese in seiner Gewalt wäre. Belisar bemerkte dies und befahl seinen Leuten, sie dort nicht abzuwehren, stellte auch nur wenige an die Zinnen, obwohl der Kern des Heeres ihn umgab. Dagegen stellte er diesen weiter unten an das Tor; alle waren gepanzert und hatten

keine andere Waffe, als das Schwert in der Hand. Die Goten zerstörten nun die Mauer und drangen in das Vivarium, da ließ Belisar sie unverhofft durch Cyprian angreifen, und während die Goten dadurch in Verwirrung gerieten und ihre Reihen zerstört wurden, öffnete Belisar plötzlich das Tor und ließ den Kern des römischen Heeres gegen sie los. Die Goten dachten nicht an Gegenwehr, sondern flohen in wilder Flucht von dannen. Die Römer verfolgten sie und töteten eine große Anzahl. Weit hinaus ging die Verfolgung, weil die Goten von ihrem Lager entfernt waren und nicht eher ruhten, als bis sie dieses wieder erreichten. Alsbald aber hatten auch die Römer Feuer an die gotischen Belagerungswerkzeuge gelegt, und die lodernden Flammen verkündeten dem Lager, welchen Ausgang der Sturm des Tages genommen.

Denselben Ausgang hatte der Sturm auf das salarische Tor. Auch aus diesem stürzten die Römer hervor und auch hier wandten die Goten den Rücken vor der geringeren Anzahl schwächerer Männer und viele von ihnen büßten auf der Flucht mit ihrem Leben. Dabei erhob sich gewaltiges Geschrei zum Himmel; denn die Römer ermutigten von der Mauer aus ihre Freunde durch Zuruf zum Nachsetzen, und zu gleicher Zeit vernahm man das Wehklagen der Goten in ihrem Lager, während die Flammen der brennenden Belagerungswerkzeuge auch hier hoch emporschlugen. Dreißigtausend Goten fielen an diesem Tage nach dem Berichte ihrer Führer, aber die Zahl der Verwundeten war noch größer. Denn wegen der Menge der an die Mauern drängenden Goten war fast kein Schuß, kein Wurf unter sie vergeblich gewesen, sondern jeder hatte seinen Mann getroffen und auf der Flucht waren Unzählige niedergemetzelt. Das Dunkel des Abends machte dem Sturm ein Ende; aber tief in die Nacht hinein vernahm man noch die Stimmen; denn die

Römer sangen Siegeslieder und die Goten beklagten ihre Gefallenen.

An fast allen schwachen Stellen der Mauer hatten die Goten angegriffen, nur an einer nicht. An einer Stelle nämlich war die Mauer sehr schadhaft, zwar stand sie, war aber von der Mitte an bis nach oben, bald nach dieser, bald nach jener Seite geneigt, so daß sie leicht zu bewältigen war. Belisar hatte diese Stelle ausbessern wollen; aber die Römer sagten ihm, daß dies nicht nötig sei, weil die Stelle dem heiligen Petrus geweiht wäre, der sie wohl schützen würde. Darum unterließ es Belisar, weil auch die Goten den Apostel Petrus hoch verehrten, und als sie die Stadt bestürmten, griffen sie nur an dieser Stelle nicht an.

7. Die Belagerung Roms durch Vitiges und die Ostgoten.

(Fortsetzung.)

Nachdem dieser Sturm abgeschlagen war, berichtete Belisar ausführlich an den Kaiser Justinian, was bis dahin geschehen war. Er meldete, daß nach Abzug aller Besatzungen, die er in die Städte Italiens hätte legen müssen, sein Heer bis auf fünftausend Krieger zusammengeschmolzen sei; mit diesen habe er Rom besetzt und gegen hundertfünfzigtausend Goten verteidigt. Darum bat er in seinem Briefe den Kaiser um Mannschaft und Waffen, damit er der Zahl der Feinde einigermaßen gewachsen sei. Jetzt zwar sei die Bevölkerung der Stadt Rom ihm geneigt, wenn sie aber noch länger die Beschwerden der Belagerung und namentlich den nagenden Hunger erdulden müsse, so würde sie sich leicht wieder den Goten zuneigen. „Mich freilich," so schloß er seinen Brief, „soll niemand auf der Welt lebend von hier vertreiben; aber bedenke, großer Kaiser, welchen Ruhm dir ein solches Ende Belisars eintragen würde." Durch diesen Brief Belisars wurde der

Kaiſer zugleich erfreut und erſchreckt und ließ ſofort alles ausrüſten, was für das römiſche Heer nötig war und ſchickte alles hin. Auf dieſe Nachricht faßten Beliſar und die Römer neuen Mut.

In dieſer Zeit aber ereignete ſich wieder etwas, was den Mut der Goten niederdrückte. Zu Neapel ſah man auf dem Marktplatz ein Moſaikbild des Königs Theoderich, das aus kleinen und verſchiedenfarbigen Steinen zuſammengeſetzt war. Noch bei Theoderichs Lebzeiten geſchah es einſt, daß der Kopf dieſes Bildes herausfiel, weil die Einfügung der Steine ſich von ſelbſt gelöſt hatte, und nicht lange nachher erfolgte der Tod des Königs. Acht Jahre ſpäter löſten ſich die Steine, aus welchen der Leib des Bildes beſtand, auf ähnliche Weiſe und alsbald nachher ſtarb Theoderichs Enkel Atalarich. Nicht lange darauf fielen wieder eine kleine Anzahl Steine heraus, da ſtarb Theoderichs Tochter Amalaſunta. Daraus ſchloſſen einige, daß dieſe Bildſäule mit dem Schickſale ihres Volkes zuſammenhinge und etwas zu bedeuten habe. Während der Belagerung Roms durch die Goten nun geſchah es, daß die übrigen Stücke des Bildes von den Hüften bis zu den Füßen herausfielen und das Bild des Königs ganz aus der Mauer verſchwand. Als die Römer das erfuhren, verbreiteten ſie überall hin dieſe Nachricht und ſagten, die Beine und Füße Theoderichs bedeuteten nichts anderes als das gotiſche Volk; wie nun dieſe auf dem Bilde auseinandergefallen wären, ſo müſſe auch das gotiſche Volk untergehen. Auch andere Weisſagungen benützten die Römer, um ſie gegen die Goten anzuwenden.

Beliſar aber fürchtete doch die Gewalt des Hungers über die Römer und gab Befehl, daß ſie ihre Weiber, ihre Kinder und alle Sklaven, welche nicht zur Bewachung der Mauern nötig wären, nach Neapel ſchaffen ſollten. Ferner

befahl er auch seinen Soldaten, ihre Diener und Dienerinnen zu entlassen, da es nicht möglich sei, während der Belagerung ausreichende Lebensmittel zu verteilen; denn auch die Krieger selbst müßten sich begnügen mit der Hälfte der gewöhnlichen Lebensmittel und für die andere Hälfte sollten sie Geld empfangen. Dem Befehl des Feldherrn ward Folge geleistet und alsbald eine große Anzahl Menschen weggeschafft, die teils zu Schiffe fuhren, teils zu Fuß über die appische Straße gingen. Ungefährdet erreichten sie ihr Ziel; denn selbst die große Anzahl der Feinde reichte nicht hin, die Stadt von allen Seiten einzuschließen, und darum konnten diese Schwachen unbemerkt aus den Toren ziehen. Auch war es schon so weit gekommen, daß sich die Goten aus Furcht vor Ausfällen der Feinde fast immer im Lager hielten, namentlich des Nachts; denn häufig kamen einzelne Scharen aus der Stadt, besonders die Mauren, welche im Heere Belisars dienten, und töteten die Goten, welche etwa auf dem Felde zerstreut waren. Dann plünderten sie die Leichen schnell aus, und wenn ein größerer Trupp der Goten herbeikam, so waren die Mauren wieder längst davon und entgingen durch ihre Schnelligkeit allen Verfolgungen.

Es erhob sich aber bald ein Verdacht, daß Silverius, der Papst von Rom, heimlich mit den Goten unterhandelte; da entfernte ihn Belisar und setzte einen anderen Papst ein namens Vigilius. Auch einige Senatoren wurden weggeschickt, weil Belisar ihnen nicht traute. Ferner fürchtete Belisar Verrat von den Torwächtern, daß einer der Feinde sie von außen her überreden möchte. Deshalb wechselte er zweimal im Monate alle Schlüssel und ließ neue schmieden. Ferner veränderte er die Führer der Wachen auf den Toren und ließ einen Anführer immer nur für eine Nacht an seinem Posten. Auch bei Nacht schickte er Abteilungen von Mauren hinaus vor das Tor und befahl ihnen ihre Hunde mitzu-

nehmen, so daß keiner ihnen verborgen bleiben konnte, wenn er auch noch weit entfernt war.

Damals sah man, daß einige Bewohner Roms ihre alten Götter noch nicht vergessen hatten. Es war in Rom eine Bildsäule des Gottes Janus, um welche herum ein kleiner viereckiger eherner Tempel gebaut war, kaum so groß, daß er das Bild völlig umschloß. Das Bild war aus Erz gegossen, wenigstens fünf Ellen lang, in allem übrigen menschenähnlich, nur hatte es ein doppeltes Antlitz und sah mit dem einen Gesichte der aufgehenden Sonne entgegen, mit dem andern der untergehenden. Vor jedem Gesicht waren zwei eherne Türen, welche einst die alten Römer im Frieden und überhaupt in guten Zeiten verschlossen hielten, dagegen aber öffneten, sobald Krieg entstand. Als jedoch die christliche Religion in Rom durchdrang, blieben die Tore des Janustempels für immer geschlossen, selbst im heftigsten Kriege. Während dieser Belagerung aber wollten einige Römer, eingedenk der Verehrung ihrer alten Götter, in der Nacht die Türen öffnen; allein ihre Anstrengungen waren vergebens; denn so sehr waren die Angeln eingerostet, daß die Türen sich nicht mehr drehen ließen. Die ganze Sache wurde verschwiegen gehalten, damit sie nicht unter den großen Haufen käme.

Der Gotenkönig Vitiges aber ärgerte sich sehr über alles erlittene Unglück und gab Befehl, alle römischen Senatoren, welche als Geisel in seinen Händen waren, zu töten. Nicht lange hernach ward es ihm zur Gewißheit, daß die Römer doch noch mit Lebensmitteln versorgt würden, was auch nicht so sehr schwer war; denn diese wurden nach der Hafenstadt Ostia an der Mündung des Tiber gebracht und dort in kleinere Kähne verladen. Die Schiffahrt auf dem Tiberstrome kann aber wegen der vielen Krümmungen und wegen der starken Strömung weder mit Segeln noch mit Rudern

betrieben werden, sondern man spannt Ochsen vor, welche auf dem Lande einhergehen und so den Kahn im Wasser den Strom aufwärts ziehen wie einen Wagen. Auf diese Weise bekamen die Römer Lebensmittel. Vitiges ging nun mit einer Anzahl Goten auf dem waldbedeckten rechten Ufer des Flusses nach Ostia und fand die Stadt ohne allen Schutz. Sofort nahm er sie ein, tötete viele Menschen und bemächtigte sich des Hafens.

Dies geschah am dritten Tage, nachdem die Goten den vergeblichen Sturm auf Rom unternommen hatten. Nicht lange nachher aber kamen sechzehnhundert Reiter, die der Kaiser zur Verstärkung geschickt hatte, nach Rom und gaben Belisar und dem römischen Heere neuen Mut. Belisar bedachte nun, daß die Goten keine Bogenschützen zu Pferde hatten, sondern daß nur Fußgänger bei ihnen sich dieser Waffe bedienten. Diese Fußgänger schossen ihre Pfeile ab, indem sie sich dann wieder auf die Reihen der mit Speer, Schwert und Schild schwer bewaffneten Macht zurückzogen. Die Hunnen aber und andere Krieger im römischen Heere waren sehr geübte Schützen zu Pferd und deshalb schickte Belisar zweihundert dieser Reiter außerhalb der Stadt nach einem Grabmal, das er ihnen zeigte, und befahl ihnen von dort aus auf die Goten zu schießen, die sie erreichen konnten, und sobald diese anrückten, sich im vollen Laufe zu entfernen. Er selbst wolle dann die Balliſten und Katapulten auf der Mauer in Bereitschaft halten, wenn etwa die Goten soweit vordringen sollten. Alles geschah, wie Belisar vorhergesagt hatte: jeder Schuß der Hunnen traf in der dichtgedrängten Gotenmenge einen Menschen oder ein Pferd, und die Hunnen retteten sich schnell, sobald sie verfolgt wurden. Drei verschiedene Male geschah dasselbe und jedesmal wurde eine große Anzahl Goten getötet.

Da dachte Vitiges, der Ausgang des Kampfes läge viel-

leicht an der kleinen Zahl, und schickte deshalb einen Haufen von nur fünfhundert Reitern ab, die sich außer Schußweite vor der Mauer aufstellten. Belisar aber ließ sie geschickt umgehen und dann von vorn und hinten angreifen, so daß nur wenige entkamen. Da schalt Vitiges auf die Entkommenen und maß ihrer Feigheit die Schuld des Mißlingens bei. Deshalb wählte er aus dem ganzen Lager fünfhundert Goten aus, die er für die besten hielt, und schickte sie auf dieselbe Weise hin. Aber es ging ihnen ebenso, und fast alle wurden erschlagen. Da wurden die Goten mutlos und verfolgten nicht einmal den Feind, wenn er sie reizte, sondern begnügten sich ihn von dem Lager zurückzutreiben.

Die Römer dagegen wurden immer übermütiger und verlangten von Belisar, daß er sie zur offenen Feldschlacht hervorführen sollte. Allein Belisar maß die Kräfte beider Heere und wollte nicht alles in einem Wurfe aufs Spiel setzen, sondern zog es vor, die überlegene Macht der Goten durch kleine Angriffe zu schwächen. Endlich aber gab er den Bitten des Heeres und der ganzen römischen Bevölkerung nach; doch vorher hielt er noch eine Anrede an sein Heer. Er sprach: „Nicht deshalb war ich gegen ein großes Treffen, weil ich vielleicht eurem Mute mißtraute, sondern, weil ich glaube, daß jeder, dessen Angelegenheiten nach Wunsch gehen und der sich dann doch nach einer Veränderung sehnt, unrecht handelt gegen sich selbst. Jedoch ich gebe eurem Wunsche nach und verlange nur von euch, daß ihr eurem bisherigen Verhalten und eurem jetzigen Wunsche entsprecht.“ Darauf ließ er das Heer zu verschiedenen Toren hinausziehen. Es hatten sich auch einige aus der niedrigsten Bevölkerung Roms hinzugesellt; aber Belisar schloß sie wieder aus, weil er besorgte, daß diese ungeübte Menge durch ihren etwaigen Schrecken in der Schlacht die übrigen zugleich mit in Verwirrung bringen möchte; denn es waren Tagelöhner,

die des Krieges ganz und gar unkundig waren. Belisars Stellung aber war so gewählt, daß er einen Teil der Feinde von der Verbindung mit den andern abschnitt. Er vertraute am meisten auf seine Reiterei; denn die Zahl seiner Fußgänger war gar zu klein und darum konnte er sie nicht vordringen lassen, sondern stellte sie so auf, daß sie den Reitern als Deckung im Rücken standen, wenn etwa diese von den Goten zurückgeworfen würden.

Auch Vitiges ermahnte seine Goten. Er wies sie hin auf das traurige Schicksal der Vandalen und ihres Königs Gelimer, und fragte sie, ob sie jemals zugeben könnten, daß es ihnen ebenso erginge wie jenen. „Bedenkt," sprach er, „daß wir den Feinden an Zahl überlegen, daß sie Griechen und wir gewohnt sind, alles was von daher kommt, zu verachten, als Schauspieler und verweichlichte Menschen. Lange genug haben sie uns Unrecht zugefügt und uns geneckt, jetzt ist der Tag gekommen, wo wir sie für ihren Übermut bestrafen und Rache nehmen können für die kleinen günstigen Erfolge, die doch wahrlich nicht ihr Mut, sondern der Zufall und die Umstände errungen haben." Dann stellte er seine Fußgänger in die Mitte und die Reitergeschwader auf beide Flügel seiner Schlachtordnung. Diese war aber nicht weit vom Lager entfernt; denn Vitiges erwartete, daß die Römer geschlagen würden, und wollte dann einen möglichst großen Raum zur Verfolgung haben. Wenn aber die Schlachtordnung den Römern näher wäre, so fürchtete er, daß die flüchtigen Feinde sich sofort in die Tore zurückziehen könnten.

Es war am frühen Morgen, als der Kampf begann. Obwohl die Goten häufig von den Geschossen der Römer getroffen niederstürzten, so wich doch ihre Schlachtordnung nicht; denn sie hatten Mannschaft genug, also daß in die Lücken der Gefallenen sofort wieder neue Streiter traten. So wurde lange Zeit gekämpft und von keiner Seite gab man nach.

Der Mittag war schon nah, als das ganze Heer auf einmal einen Angriff machte. Die Goten wurden überrascht und fingen an zu fliehen; aber sie wurden von ihrem Lager abgeschnitten und machten auf den benachbarten Höhen halt. Die römische Schlachtreihe bestand aber nicht aus lauter Soldaten; sondern in der Abwesenheit des Feldherrn waren doch viele Schiffer, Troßbuben und andere Leute, welche einem Heere zu folgen pflegen, herangekommen und hatten sich zwischen die Reihen der Krieger gedrängt, weil sie am Siege mit teilhaben wollten. So waren die Goten freilich zurückgetrieben; aber bald brach Verwirrung in den Reihen der Römer aus. Vergebens bat und beschwor der Anführer Valentinus, sie hörten seine Befehle nicht. Ruhig ließen sie die Goten sich wieder sammeln, sie zerstörten die milvische Brücke nicht, über welche die Goten ihre Verbindung mit dem Lager am anderen Tiberufer unterhielten; dagegen aber hatten die Römer sich zum großen Teil in das Lager der Goten ergossen und plünderten und raubten dort, was sie fanden. Eine Zeitlang sahen die Goten ruhig zu, wie ihr silbernes Gerät und ihre Kostbarkeiten weggetragen und zerstreut wurden, dann aber erhoben sie mit zorniger Stimme ein lautes Geschrei und warfen sich auf die ungeordneten Römer, schlugen einen großen Teil nieder und zerstreuten die andern in wildeste Flucht. Da warf jeder Römer seine Last weg, mochte sie silbern oder golden sein, wenn er dafür nur sein Leben retten konnte.

Unterdessen waren auch auf der andern Seite die Römer zurückgedrängt. Sie wollten sich auf die hinter ihnen stehenden Fußgänger zurückziehen; allein auch diese gerieten durch den Stoß in Verwirrung und entflohen mit den Reitern. Das ganze römische Heer eilte fliehend zur Stadt. Unter den Fußgänger aber waren zwei Anführer, welche den Feldherrn gebeten hatten, sie mit ihrer Schar als eine sichere

Mauer hinter die Reiter zu stellen; diese wollten mit wenigen anderen nicht fliehen, sondern suchten die Feinde aufzuhalten. Um sie herum hielt ein großer Kreis von Goten, welche ihre Tapferkeit bewunderten. Endlich fielen alle, nachdem ihre Leiber ganz zerhauen waren, nur einer entrann, in jeder Hand einen kurzen isaurischen Spieß tragend, mit dem er bald hierhin bald dorthin unter die Goten stach, bis er im schnellen Laufe das Tor erreichte. Mit Blut und Wunden überdeckt stürzte er da zusammen, und man hob ihn für tot auf; aber er lebte noch und starb erst zwei Tage nachher, vom ganzen Heere bewundert und besonders von den Isauriern, deren Landsmann er war.

Die Römer aber waren sogleich alle an den Toren und auf den Mauern und suchten die Goten von der Stadt abzuhalten und zugleich auch von der Mauer aus denjenigen ihrer Genossen Schutz zu bringen, welche nicht ins Tor hatten kommen können. Dies gelang ihnen und der Sieg der Goten hatte mit der Verfolgung sein Ende. — Von da an ward kein Haupttreffen mehr geliefert, sondern nur kleine Einzelgefechte, in denen die Römer durch ihre größere Geschicklichkeit im Schießen fast immer den Sieg davontrugen. Namentlich waren ihnen die Hunnen dabei nützlich, denen die Goten selbst nicht einmal entfliehen konnten; denn die Hunnen waren so geschickt, daß sie im vollen Galopp des Pferdes den Bogen spannen und mit sicherem Auge zielen konnten.

Bei einem dieser kleineren Kämpfe ereignete es sich, daß ein römischer Soldat in eine tiefe Grube stürzte, wie sie die Bewohner des Landes zu graben pflegen, um darin ihr Getreide aufzubewahren. Die Wände waren steil und boten keinen Anhalt, so daß er nicht herausklettern konnte; wegen der Nähe des feindlichen Lagers wagte er keinen Laut von sich zu geben, sondern hielt sich still und dachte, er wollte

den Morgen erwarten. Die Goten aber wurden wieder zurückgetrieben und einer von ihnen glitt zu dem Römer hinunter in die Grube und blieb unverletzt wie jener. In der Grube schlossen die beiden Freundschaft und versprachen einander zu ihrer Rettung behilflich zu sein, möchten nun Goten oder Römer dahin kommen. Dann fingen beide aus Leibeskräften an zu schreien. Die Goten vernahmen es, eilten hinzu, blickten nieder in die Grube hinein, und fragten, wer da unten schreie. Der Römer schwieg und der Gote antwortete ihnen in ihrer Muttersprache, daß ein Gote da unten sei, und bat, ihm einen Strick herabzulassen. Dies geschah. Aber der Römer faßte zuerst den Strick an; denn er sagte: „Deine Landsleute werden dich nicht da unten lassen, mich aber könnten vielleicht nicht einmal deine Bitten retten. Er wurde hinaufgezogen; aber die Goten waren ganz verwundert; denn sie hatten geglaubt einen Goten heraufzuziehen, und nun arbeitete sich auf einmal ein Römer aus der Grube. Er setzte ihnen aber die Sache auseinander, und sie holten auch den Goten hervor. Dann sagte dieser, daß sie beide unten einen Freundschaftsbund geschlossen hätten, und bat sie um seinetwillen seinen Freund unversehrt zu entlassen, was denn auch geschah.

In allem wurden während dieser Belagerung in 21 Monaten 67 kleine Treffen geliefert, in welchen bald die Römer, bald die Goten siegten. Nachdem aber die Belagerung schon eine geraume Zeit gedauert hatte, nahte außer dem Hunger noch ein anderer Feind, der jenen gemeiniglich begleitet, das war eine böse Pest. Die Soldaten hatten nur noch etwas Brot zur Nahrung, die Einwohner der Stadt aber rangen zugleich mit Hunger und Krankheit. Sobald die Goten das erfuhren, wollten sie gar nicht mehr kämpfen; denn sie dachten, daß der Hunger und die Seuche auch ohne ihre Hilfe die Feinde wohl bezwingen würden. Aber noch um so eifriger

hielten sie alle Zugänge zur Stadt besetzt, damit ja keine Lebensmittel in diese gelangen könnten. Solange noch Getreide auf dem Felde stand, waren einige kühne römische Reiter manchmal in der Nacht ausgeritten und hatten zu mähen gesucht, was sie in der Eile erhaschen konnten, dann in Säcken auf ihre Pferde gelegt und wieder in die Stadt geführt, wo sie es an die reicheren Einwohner um einen hohen Preis verkauften. Die anderen ärmeren Einwohner lebten von Gras und Kräutern, deren es genug gab; denn die Wiesen um Rom sind im Sommer und Winter grün. Einige machten auch Würste aus dem Fleische gefallener Tiere und aßen sie selbst und verkauften sie. Als aber auch die Lebensmittel alle vom Felde verschwunden waren, baten sie Belisar um ein Treffen und versprachen, daß keiner ihrer Mitbürger dabei fehlen würde. Ein Haufe Volkes ging zu Belisar und stellte ihm die schreckliche Not vor, welche sie erlitten, und einer sprach zu ihm: „Gestatte uns doch nur zu kämpfen, so lange wir noch einige Kraft haben; denn das Zaudern bringt uns auch darum Verderben, weil uns bald die Kraft zum Heben der Waffen fehlen wird.“ Aber Belisar erwiderte ihnen: „Euer blinder Leichtsinn rührt mich nicht und um eurer Bitte willen setze ich die wichtige Sache nicht aufs Spiel. Ihr wollt alle kämpfen, sagt ihr; aber seit wann und wie habt ihr euch denn geübt, die Waffen zu führen? Um eurer Leiden willen verzeihe ich euch eure Torheit. Seid aber nur getrost, in diesen Tagen kommt Verstärkung an vom Kaiser, eine Flotte mit Zufuhr von Lebensmitteln, und sie sind schon in unserer Nähe am Ufer Kampaniens. Wenn diese ankommen, so wollen wir kämpfen, um sie zu erlangen.“ Darauf entließ er das Volk, das zu ihm gekommen war, und schickte sogleich den Procop, der uns dies alles erzählt hat, den Nahenden entgegen, damit ihre Ankunft beschleunigt würde.

Diese Zufuhr gelangte in die Stadt und die Lage der

Dinge wendete sich so, daß den Goten die Lebensmittel anfingen zu mangeln und zugleich bei ihnen die Seuche ausbrach, welche viele von ihnen vernichtete. Da dachten sie allmählich daran, die Belagerung aufzugeben, und Vitiges schickte deshalb Gesandte an Belisar. Die Kaiserlichen waren nach ihrem Vorgeben zuerst nur gekommen, um die Unbill zu rächen, die der Königin Amalasunta widerfahren war; aber dieser Vorwand war nun längst vergessen, und jedermann sah wohl ein, daß es sich darum handelte, ob die Goten noch ferner Italien behalten sollten oder nicht. Die gotischen Gesandten sprachen: „Sowohl wir, als auch ihr leidet Not durch Hunger und Krankheit und es ist nicht billig, daß um des Ruhmes der Führer willen noch länger diese Beschwerden auf den Menschen lasten. Darum laßt uns Frieden schließen, und jeder mache genau und bestimmt seine Vorschläge.“ Belisar erwiderte: „Meinetwegen, nur mögen auch eure Friedensvorschläge eurem Eifer dafür und der Billigkeit entsprechen.“ Darauf entgegneten die Goten: „Das Unrecht ist ganz auf eurer Seite und ihr habt in uns eure Freunde und Bundesgenossen angegriffen; denn Theoderich hat das Reich Italien vom Kaiser Zeno dafür zum Geschenk erhalten, daß er den Odoaker, der sich die Herrschaft angemaßt, vom Throne gestoßen hat. Theoderich hat den Römern in Italien keine Gewalt angetan, sondern sie leben nach ihren eigenen römischen Gesetzen, auch sind alle römischen Magistrate in ihren Ämtern geblieben. So soll es auch fernerhin sein, darum gestattet uns das Reich Italien und ziehet heim mit eurer Beute.“ Belisar erwiderte ihnen, daß eine solche Rede ihrer Lage nicht gezieme, Italien gehöre dem Kaiser und müsse ihm bleiben. „Wenn ihr aber eine andere Bitte habt,“ sprach er, „so will ich gern bei dem Kaiser euer Fürsprecher sein.“ Darauf entgegneten wieder die Goten: „Um nicht weiteren Streit zu machen, sind wir bereit, Sizilien abzu-

treten, eine reiche Insel, ohne welche ihr auch Afrika nicht behaupten könnt." Höhnisch erwiderte Belisar: „Um euch ein Gegengeschenk zu machen, wollen wir euch eine noch viel größere Insel abtreten, nämlich Britannien." Die Goten sprachen: „Wir fügen noch Kampanien und Neapel hinzu, wenn euch das zufriedenstellen kann." Aber Belisar antwortete: „Nein, denn es steht euch nicht zu über das Eigentum des Kaisers eine Entscheidung zu treffen." Darauf fügten die Goten hinzu: „Wir sind ferner bereit, dem Kaiser einen jährlichen Tribut zu zahlen." Auch darauf erwiderte Belisar: „Meine Macht und mein Auftrag geht nur dahin, dem Kaiser das Seinige zu bewahren." „Dann," sagten die Goten, „mußt du uns doch wenigstens gestatten, mit dem Kaiser selbst Unterhandlungen anzuknüpfen und uns einen Waffenstillstand bewilligen." „Dagegen," erwiderte Belisar, „habe ich nichts einzuwenden; denn niemals will ich euch ein Hindernis in den Weg legen, wenn ihr wirklich auf Frieden sinnt." Die Goten kehrten in ihr Lager zurück, und der Waffenstillstand wurde bald hernach auf drei Monate geschlossen. Die Sehnsucht danach bei den Goten aber war so groß, daß sie in den nächsten Tagen nicht einmal den Zuzug von Lebensmitteln in die Stadt hinderten, aus Furcht, daß dann der Waffenstillstand verweigert werden möchte.

So kam dieser zustande; aber Belisar bereitete alles vor, um wenn die Goten den Waffenstillstand brächen, ihnen einen empfindlichen Schaden zuzufügen. Denn er wußte, daß viele Weiber und Kinder der Goten, die vor Rom standen, nördlich im Lande Picenum waren, und zwar fast ohne Schutz, denn die Männer waren fast alle in den Krieg gezogen. Dahin schickte Belisar auf Umwegen eine Abteilung und befahl ihnen die ganze Beute, die sie machen würden, mitzubringen, damit sie sie mit dem anderen Heere teilten. „Denn", sprach er lachend, „es ist nicht billig, das während

die einen sich abmühen, die Drohnen zu vertilgen, die andern mühelos den ganzen Honigvorrat ernten." Auch im nördlichen Italien zeigten die römischen Einwohner ihren guten Willen für Belisar, und die Bürger von Mailand baten ihn um Unterstützung, um den Goten nicht bloß Mailand, sondern auch ganz Ligurien zu entreißen.

Überall war das Glück den Römern günstig, nur unter ihnen selbst zeigte sich Zwietracht. Ein Bürger der Stadt Ravenna, namens Präsidius, hatte bei den Goten Anstoß erregt und war deshalb geflohen. Er hatte nichts mit sich genommen, als zwei Dolche, deren Scheiden reich mit Gold und Edelsteinen besetzt waren. Zu Spoleto begab er sich in einen Tempel außerhalb der Mauer. Als Konstantin das vernahm, der dort den Oberbefehl hatte, ging er hin und entriß ihm seine zwei kostbaren Dolche. Aber Präsidius ging im Schmerz und Verdruß darüber nach Rom, wohin auch Konstantin bald nachher gerufen ward. So lange die Stadt in Gefahr war, schwieg Präsidius, aber dann klagte er dem Feldherrn sein Leid, und dieser stellte Konstantin zur Rede und befahl ihm, die beiden Dolche wieder herauszugeben. Konstantin aber spottete darüber und verlachte den Beraubten. Als Belisar nun einstmals über das Forum ritt, begegnete ihm Präsidius, fiel dem Pferde in die Zügel und fragte mit lauter Stimme, ob die Gesetze des Kaisers das gestatteten, daß derjenige, welcher von den Barbaren her Schutz suchend zu ihm gekommen wäre, gewaltsam beraubt würde. Die Umstehenden riefen ihm zu, er solle die Zügel loslassen; aber Präsidius ließ sie nicht eher los, bis Belisar ihm versprochen hatte, daß ihm sein Recht werden sollte. Am folgenden Tage berief Belisar den Konstantin und viele Anführer in einen Saal des Palastes, erzählte dort, was vorgefallen wäre, und ermahnte dann den Konstantin, daß er doch endlich die Dolche zurückgeben möchte. Konstantin

wollte nicht und sagte, es wäre ihm lieber, wenn sie in den Tiber geworfen würden, als das Präsidius sie wieder erhielte. Da fragte Belisar ihn ganz erzürnt, ob er ihm denn nicht Gehorsam schuldig wäre. Konstantin erwiderte: „In allen anderen Dingen werde ich dir Folge leisten, weil es der Kaiser so geboten; was du mir aber jetzt gebietest, werde ich niemals tun.“ Da rief Belisar einige von seiner Leibwache. „Sollen die mich töten?“ fragte Konstantin. „Nein,“ antwortete Belisar, „aber sie sollen deinen Schildträger Manentiolus, der auf deinen Befehl die Dolche genommen hat, jetzt zwingen, dem Präsidius sein Eigentum wieder zu erstatten.“ Konstantin ward darüber noch mehr aufgebracht; er glaubte, daß er dort ermordet werden sollte, und beschloß vorher sich zu rächen. Er zog seinen Dolch, den er an der Hüfte hängend trug, und führte einen Stoß damit auf Belisars Leib. Erschrocken trat dieser zurück und indem er sich an den daneben stehenden Bessas hielt, entging er der Gefahr. Auch Konstantin trat einen Schritt zurück; aber links und rechts faßten ihn mehrere Anführer an den Armen und hemmten seine Bewegungen. Unterdessen traten die von der Leibwache herein, welche Belisar vorher gerufen hatte, entwanden dem Konstantin seinen Dolch mit vieler Mühe, und während er vor Zorn knirschte, hielten sie ihn fest. In Gegenwart der anderen Anführer taten sie ihm nichts zu Leide; aber sie zogen ihn hinaus, brachten ihn in ein anderes Zimmer und mordeten ihn dort auf Belisars Befehl. Zu diesem Befehle aber reizte den Belisar seine Frau Antonia, die ihren Gemahl immer begleitete und den Konstantin bitterlich haßte. Auch in anderen Dingen fügte sich Belisar gar zu oft seiner freilich mutigen, aber auch sehr herrschsüchtigen und oft gewissenlosen Frau.

Nicht lange nachher gerieten die Goten auf den Gedanken, die Wasserleitungen zu einer Kriegslist zu benutzen.

Deshalb wurden zur Nachtzeit einige hineingeschickt mit Leuchten und Fackeln in den Händen, und diese versuchten bis zur Stadt vorzudringen. In der Nähe des Tores war ein Loch durch das Gewölbe gebohrt und durch dieses Loch sah einer der Wächter auf dem Tore den feurigen Schein der Fackeln und sagte es seinen Begleitern. Weil aber der Bau der Wölbung dort nicht über den Boden hervorragte, so sagten diese, er müsse sich wohl geirrt und einen Wolf gesehen haben; denn die Augen dieses Tieres leuchten wie Feuer. Die Goten in der Wasserleitung drangen immer weiter bis mitten in die Stadt an den Ort, von wo eine Treppe ins Palatium führt; allein hier trafen sie auf die von Belisar in dem Kanale vorgebaute Mauer, welche sie verhinderte, in die Höhe zu steigen oder auch vorwärts zu dringen. Die Goten rissen einen Stein aus der Mauer, kehrten mit diesem zu Vitiges zurück und sagten ihm, wie die Sache da drinnen sich verhielte. Darauf beriet der Gotenkönig mit den übrigen Anführern, was zu tun wäre. Am folgenden Tage aber sprachen die Wächter am Tore wieder über den Wolf und das Gerücht davon drang auch zu Belisar. Dieser hörte dergleichen Reden nicht obenhin, sondern gab sogleich einem erprobten Manne Auftrag, einmal in der Wasserleitung nachzusehen, die dort vorüberführe, und alles genau zu untersuchen. Dieser stieg mit einer Anzahl Leute hinunter und sie fanden bald einige zurückgelassene Leuchten, ferner fanden sie bald Pech, das von den Fackeln abgetröpfelt war, und erkannten an der Mauer, welche die Wasserleitung verschloß, daß ein Stein frisch herausgebrochen war. Deshalb wurde der Kanal scharf bewacht und als die Goten das sahen, entsagten sie allen Versuchen, auf diesem Wege in die Stadt zu kommen.

Vitiges versuchte noch eine andere Kriegslist. Wo der Tiber aus der Stadt tritt, hatten die alten Römer auf den

Schutz des Wassers vertraut und eine nur mäßig hohe Mauer aufgeführt und noch dazu ohne Türme. Auch hatte Belisar dort nur eine geringe Besatzung hingestellt. Vitiges bestach nun zwei Männer, welche nahe an der Peterskirche wohnten, daß sie in der ersten Abenddämmerung mit einem Schlauche voll Wein zu den Wachen gehen und diesen den Wein schenken sollten. Wenn sie ihn dann zugleich mit den römischen Soldaten austränken, so sollten sie ein Schlafmittel in den Becher eines jeden der beiden werfen. Am jenseitigen Ufer hielt er dann die Kähne bereit, damit auf das erste Zeichen eine Schar der Goten über den Fluß setzen und mit ihren Leitern die Mauer erklettern könnte. Das ganze übrige Heer wurde bereit gehalten. Aber von den bestochenen römischen Bürgern ging der eine unaufgefordert zu Belisar und erzählte ihm den ganzen Plan. Da zog man auch den andern hervor, der sich versteckt hatte, und zwang ihn den Schlaftrunk auszuliefern. Belisar ließ ihm die Ohren und die Nase abschneiden, setzte ihn auf einen Esel und schickte ihn so in das Lager der Goten. Mit Schmerz erkannten diese, daß auch wiederum dieser Plan gescheitert war.

Durch alles dies aber war der Waffenstillstand offen gebrochen, der doch niemals recht treu gehalten war. Deshalb gab Belisar dem Anführer Johannes, den er früher nach dem Lande Picenum geschickt hatte, heimlich die Nachricht, daß er den Auftrag gegen die Weiber, die Kinder und die Schätze der Goten ausführen sollte. Johannes hatte den Beinamen des Blutdürstigen und rechtfertigte diesen Namen; jedoch befahl Belisar ihm an, die römisch gesinnten Einwohner Italiens zu schonen und sich immer als den Befreier derselben anzukündigen. Auf einmal vernahmen die Goten vor Rom die Schreckensnachricht, daß fern von ihnen und nicht weit von ihrer Hauptstadt Ravenna der blutdürstige Johannes ihre Stadt Ariminum (Rimini) am adriatischen

Meere eingenommen habe. Da gerieten sie in die äußerste Bestürzung. Die drei Monate ihres Waffenstillstandes waren noch nicht abgelaufen und ihre Gesandten von Konstantinopel noch nicht wieder heimgekehrt; aber sie wollten da nichts mehr abwarten, sondern erst heimkehren und ihren Weibern und Kindern Schutz bringen. Ein Jahr und neun Monate darüber hatte die Belagerung gewährt, da steckten um die Zeit der Frühlingsnachtgleiche die Goten eines Morgens bei Tagesanbruch ihr Lager in Brand und begaben sich auf den Weg. Die Kaiserlichen bemerkten den Rückzug, der einer Flucht ähnlich war, und wußten nicht was zu tun; denn die meisten ihrer Reiter waren nicht da und sie hielten sich den Kräften der Goten nicht für gewachsen. Dennoch gebot Belisar allen Reitern und Fußgängern, die Waffen zur Hand zu nehmen, und führte sie hervor gegen den Feind. Die Hälfte der Goten war schon über die milvische Brücke gezogen, die übrigen hielten den ersten Angriff mutig aus, dann aber wandten sie sich zur Flucht und nun fügten sie sich selbst den größten Schaden zu. Denn jeder von ihnen wollte zuerst über die Brücke, da stopfte sich das Gedränge bald, und die Goten fielen nicht sowohl durch die Schwerter der Römer, als die ihrer Freunde und Landsleute. Viele auch stürzten rechts und links von der Brücke in den Strom, und die Fluten des Tiber verschlangen die schwerbewaffneten Männer. Eine unzählige Menge der Goten verlor auf diesem Rückzuge das Leben und der Nation ward ein unwiederbringlicher Verlust zugefügt; denn fast alle streitbaren Männer des ostgotischen Stammes waren bei dieser Belagerung gegenwärtig gewesen.

8. Belisar und Narses (538).

Die Ermordung des Anführers Konstantin hatte dem Feldherrn Belisar viele Feinde gemacht, und diese brachten es

in Konstantinopel dahin, daß Justinian seinen Kämmerling Narses sandte, der unter oder auch mit Belisar in diesem Kriege die Anführung haben sollte; denn es war zweifelhaft, wie es der Kaiser gemeint hatte. Narses brachte 5000 geübte Krieger zur Hilfe mit nach Italien, und sobald er dort angekommen war, lagen ihm seine Freunde immer an und sagten, daß es sich für einen der vertrautesten Räte des Kaisers nicht schicken wolle, wenn er einem andern als Oberanführer gehorchen sollte; wenn er sich aber von Belisar trennen wollte, so würde er Mannschaft genug haben, und dann könne Belisar nichts ausrichten ohne ihn, weil dieser seine Macht durch die Besatzungen in den kleineren Städten schon sehr zersplittert hätte. Das hörte Narses gern, und wenn Belisar dies oder jenes unternehmen wollte, so redete er im Kriegsrate immer dawider und war in allen Dingen Belisar entgegen. Belisar aber erwog, daß dieses so nicht länger mehr gehen könnte; deshalb berief er einmal die Anführer zusammen und redete zu ihnen also: „Ich glaube eine andere Meinung von diesem Kriege zu haben, als ihr; denn ihr schätzt wahrlich die Macht des Feindes zu gering. Vitiges ist mit vielen Tausenden in Ravenna, sein Neffe Urajas hat sich ganz Liguriens bemächtigt und belagert Mailand, das früher zu uns überging; auch geht die Sage, daß die Franken den Goten helfen wollen; deshalb ist es nötig, alle Kräfte zusammenzunehmen und nach einem Plan zu wirken.“ Darauf entgegnete Narses: „In allen übrigen Dingen magst du recht haben, Feldherr; aber deinen Plan zur Belagerung der Städte, welche die Goten inne haben, halte ich für zeitraubend und verderblich.“ Belisar aber fürchtete eine offene Widersetzlichkeit, und daß dann die Angelegenheiten des Kaisers durch die Uneinigkeit der Römer zugrunde gehen würden, und deshalb las er den Brief vor, welchen der Kaiser Justinian wegen Narses an die Führer

seines Heeres gerichtet hatte. Darin stand: „Wir schicken unseren Kämmerer Narses nicht als Oberanführer zum Heere, sondern wir wollen, daß die oberste Leitung des Krieges bei Belisar sei. Ihm sollt ihr alle Folge leisten zu Nutz und Frommen unseres Reiches.“ Auf diese letzten Worte berief sich Narses und erwiderte, daß Belisars Befehle in diesem Falle aber nicht auf das Wohl des Reiches abzweckten und daß er deshalb ihm hierin auch nicht gehorchen wollte.

Auf diese Worte gab Belisar Befehl zum Aufbruch nach Urbinum: denn er wollte diese Stadt einnehmen. Narses und Johannes und die andern Anführer, welche zusammenhielten, folgten ihm freilich; aber sie schlugen nicht mit ihm zusammen ein Lager auf, sondern Belisar lagerte sich im Osten der Stadt, Narses im Westen. Urbinum liegt auf einem runden Hügel, der zwar nicht sehr hoch, auch nicht von Abgründen umgeben, aber doch sehr steil ist, zumal gleich unterhalb der Stadt. Nur ein einziger ebener Weg führte von Norden her gegen die Stadt. Belisar glaubte, daß die Goten sich aus Furcht vor der Belagerung bald unterwerfen würden, und ließ sie unter milden Bedingungen dazu auffordern; aber die Goten hatten Lebensmittel genug und wiesen alle Friedensvorschläge zurück. Narses erfuhr von einigen Männern, die den Ort genau kannten, daß er um seiner natürlichen Beschaffenheit willen fest und uneinnehmbar sei, und gab deshalb während der folgenden Nacht sogleich die Belagerung auf. Vergebens bat und beschwor ihn Belisar; Narses machte sich auf den Weg, und am Morgen sahen die Goten, daß die eine Hälfte des Heeres der Belagerer abgezogen war, und scherzten darüber und verhöhnten von den Mauern herab die Zurückgebliebenen. Dennoch wollte Belisar die Belagerung nicht aufgeben, und sein Glück verließ ihn auch da nicht. Es war in Urbinum eine einzige Quelle, aus der alle Einwohner schöpften und die sonst reichlich floß. Auf einmal

aber fing das Waſſer an weniger zu werden, hörte auf zu fließen und verſiegte binnen drei Tagen ſo völlig, daß ſie nur noch Schlamm herausſchöpfen konnten. Da zwang ſie die Not ſich den Römern zu ergeben. Beliſar aber wußte davon noch gar nichts, ſondern er wollte die Stadt mit allen Kräften angreifen. Zu dem Ende ließ er eine Halle (stoa, porticus) machen. So nannten die Römer nämlich ein Belagerungswerkzeug, welches mit einem Dach aus Weidenruten verſehen war. Dieſes verbarg und ſchützte die an der Mauer arbeitenden Belagerer. Als die Halle herangeſchoben wurde, ſahen die erſtaunten Römer auf einmal die Goten mit ausgeſtreckten Armen von den Zinnen herab um Frieden bitten und glaubten nun, daß ſie dies durch die Furcht vor ihren Belagerungswerkzeugen bewirkt hätten. Aber doch war es ihnen lieb, daß es nicht zum Kampfe kam, und Beliſar geſtattete allen Verteidigern, daß ſie unverletzt weggehen oder ſich auf gleichem Fuße mit den römiſchen Kriegern in ſein Heer aufnehmen laſſen konnten.

Narſes ärgerte ſich ſehr, als er dieſe Nachricht vernahm, und wollte nun auch einige Städte einnehmen; aber er hatte Unglück und ward mit Verluſt zurückgeſchlagen. Überall aber hatten die Unternehmungen der Römer keine Kraft, weil ihre Macht geteilt war. Unterdeſſen erholten ſich die Goten und nahmen Mailand ein, welches zu den Römern abgefallen war, und zerſtörten dieſe große und herrliche Stadt. Das ſchrieb Beliſar an den Kaiſer und ſo erfuhr dieſer die Uneinigkeit zwiſchen Beliſar und Narſes; darum berief er dieſen zurück und überließ Beliſar allein die Führung des Krieges. Als Narſes abzog, wollten auch die Heruler, die ihm am treueſten anhingen, nicht länger in Italien bleiben, obwohl Beliſar ihnen viele Verſprechungen machte. Sie ſammelten ihre Habe und zogen damit nordweſtlich nach Ligurien. Als ſie dort auf die Goten trafen, verkauften ſie dieſen ihre

Sklaven und ihr Vieh um Geld und Lebensmittel und schwuren den Goten, mit welchen sie sich als stammverwandt erkannten, daß sie nie wieder die Waffen gegen die Goten erheben würden. Von da zogen sie wieder ins Land der Veneter und kehrten von da aus nach Byzanz zurück.

9. Die Belagerung von Auximum (jetzt Osimo).

Als die Goten in Auximum belagert wurden, erwarteten sie, daß Vitiges ihnen von Ravenna aus Entsatz bringen sollte; aber ihre Hoffnung war vergebens. Da wollten sie ihm von ihrer Lage Nachricht geben und ersannen dazu folgende List. Einstmals um die Mittagszeit stand ein Römer namens Burcentius auf dem Wachtposten, welcher verhindern sollte, daß die Goten aus der Stadt kämen sich Nahrung zu holen. Da kamen einige Goten aus der Stadt und fingen an mit ihm zu sprechen. Sie versicherten ihm, daß sie nichts Böses gegen ihn im Schilde führten, gelobten aber ihm viel Geld zu geben, wenn er einen Brief nach Ravenna besorgen wollte, und noch mehr, wenn er eine Antwort von Vitiges zurückbrächte. Der Römer versprach dies und gelangte glücklich nach Ravenna. Die Besatzung der Stadt Auximum schrieb in diesem Briefe, daß sie es vor Hunger nicht lange mehr aushalten könnten und daß Vitiges ihnen bald Hilfe bringen müsse. Vitiges antwortete ihnen darauf, daß nur die Franken, welche unter ihrem Könige Theodebert unvermutet in Italien eingefallen wären, ihn daran verhindert hätten, daß er aber nun ihnen bald helfen würde. Dann gab er dem Überbringer des Briefes viele Geschenke und dieser eilte wieder hin. Er erzählte seinen Genossen im kaiserlichen Heere, daß er seiner Gesundheit wegen in einem benachbarten Tempel verweilt hätte und niemand dachte etwas Arges. Sobald er nun wieder auf dem alten Wachtposten stand, gab er den Goten den Brief, welcher die von

Hunger Gequälten so aufrichtete, daß sie alle Anerbietungen Belisars ausschlugen. Als sie aber dann noch nichts von dem Ausrücken der Goten aus Ravenna vernahmen, schickten sie den Burcentius noch einmal auf demselben Wege dahin, und er brachte auf dieselbe Weise eine ähnliche Antwort von Vitiges, wie das erste Mal zurück.

Den Kaiserlichen war es aber sehr auffallend, daß die Goten in der Stadt trotz aller Bedrängnisse ihren Anerbietungen nicht Gehör geben wollten. Deshalb ließ Belisar allen Fleiß darauf verwenden, einen Goten aus der Stadt zu fangen. Im Heere der Römer waren einige Slaven, welche sich geübt hatten, sich unter Felsen oder Strauchwerk zu verbergen und dann hervorzuspringen, wenn sie einen einzelnen Feind erwischen konnten. So hatten diese Slaven es an der Donau gegen Kaiserliche, wie gegen Barbaren getrieben. Von diesen nun wurde einer ausgewählt, der sich durch seine Größe und Körperkraft auszeichnete, und ihm großer Lohn versprochen, wenn er einen der Feinde herbringen könnte. Der Slave stieg vor Sonnenaufgang bis zur Mauer hinan, wo ein grasreicher Platz war; denn er wußte, daß die Goten in Ermangelung anderer Lebensmittel dort häufig ihre Nahrung von Gras suchten. Hier barg er sich zusammengekauert unter einen Busch und wartete. Als der Tag anbrach, kam ein Gote auf diesen Platz und begann dort zu sammeln. Er argwöhnte nichts Böses von dem Strauche, sondern warf nur dann und wann einen ängstlichen Blick nach dem Lager der Feinde, damit ihn von dort her keiner überrasche. Plötzlich stürzte der Slave hinter seinem Rücken hervor, umfaßte ihn um den Leib mit nervigen Armen, und trug den sich Sträubenden hinweg ins römische Lager. Hier ward er gefragt, woher die Goten solchen Mut zum Widerstande schöpften, da doch der Hunger sie so sehr bedränge. Da erzählte er, auf welche Weise sie durch Briefe von Vitiges

aufgemuntert wären, und als man ihm den Burcentius vorführte, sagte er, das wäre der Mann. Belisar überließ den Burcentius darauf dem Urteile seiner Kameraden, und diese verbrannten ihn lebendig vor den Augen der Feinde.

Dennoch beharrten die Belagerten bei ihrem Widerstande, und Belisar beschloß nun ihnen das Wasser zu entziehen. Ungefähr einen Steinwurf weit nördlich von der Stadt ergoß eine Quelle an einem steilen Orte ihr Wasser in einen Behälter, aus welchem dann die Bewohner von Auximum mit leichter Mühe schöpften. Diesen Behälter wollte Belisar zerstören; damit aber die Feinde dies nicht merkten, ließ er von allen Seiten die Mauern durch die Belagerungswerkzeuge angreifen. Die Goten fürchteten diese sehr und standen deshalb zur Abwehr alle auf den Zinnen. Unterdessen schickte Belisar fünf Schmiede mit Äxten und anderen Werkzeugen nach dem Behälter. Erst merkten die Goten nichts, aber als sie diese Männer beschäftigt sahen, warfen sie einen Hagel von Pfeilen und Steinen dahin; allein die Schmiede flüchteten sich unter das feste Gewölbe, welches zur Beschattung des Ortes früher gebaut war, und von da aus verlachten sie die Anstrengung der Goten. Darüber konnten die Goten sich vor Zorn nicht länger mehr halten, sie öffneten das Tor und stürzten hinaus auf die Schmiede zu. Die Römer kamen auf Belisars Ermunterung diesen zu Hilfe, aber sie erlitten großen Verlust; denn die Goten hatten den Vorteil, daß sie von oben hernieder schossen. Dennoch wollten die Römer nicht weichen, auch Belisar selbst kam hinzu. Auf ihn zielte ein Gote und der Pfeil fuhr gerade in der Richtung auf den Leib des Feldherrn, und dieser sah ihn nicht herankommen; aber einer von seiner Leibwache streckte schnell die Hand aus und der Pfeil fuhr durch die Hand und blieb darin stecken. Sogleich fiel der Mann, der den Feldherrn so gerettet hatte, vor Schmerz

nieder und die Hand war für immer gelähmt; denn die Sehnen waren durchschnitten.

Unermüdlich kämpften die andern bis zum Mittag; da zogen die Goten sich in die Stadt zurück. Die Schmiede hatten unterdessen unaufhörlich gearbeitet; aber auch nicht ein einziger Stein war ihren Streichen gewichen; denn die alten Baumeister hatten ihr Werk so fest gemacht, daß es der Zeit und den Menschen Trotz bieten konnte. Da gab Belisar Befehl zu einer Tat, die der Kriegsgebrauch unserer Zeit als eine abscheuliche verurteilt; denn obwohl der Krieg gerade der Gegensatz aller rechtlichen menschlichen Verhältnisse und eher tierisch, als menschlich ist, so hat doch die Kultur der Völker selbst in dieser Auflösung aller gesellschaftlichen Ordnung eine Art der Kriegsweise als zu hinterlistig und verdammungswürdig bezeichnet, das ist die Anwendung von Gift und giftigen Stoffen zur Vernichtung der Feinde. Belisar ließ Leichen von Tieren, giftige Kräuter und ungelöschten Kalk in das Wasser werfen, welches die Bewohner der Stadt trinken mußten. Dadurch und durch den quälenden Hunger wurden die Goten endlich gezwungen, die Stadt zu übergeben. Sie verlangten freien Abzug mit ihrer Habe; aber die römischen Soldaten zeigten dem Feldherrn ihre Wunden und erinnerten ihn an ihre Leiden bei der Belagerung und ihre gefallenen Freunde und verlangten dafür die Plünderung der Stadt und alle Habe der Goten. Darum kam man überein, daß die Goten die Hälfte ihrer Schätze abgeben sollten, und diese willigten ein und gelobten, nichts zu verbergen. So kam auch diese Stadt in die Hände der Römer; aber es war noch die wichtigste aller gotischen Städte übrig, das unbezwingliche Ravenna.

10. Die Einnahme von Ravenna durch die Römer.

Nachdem alle andern Städte Italiens südlich vom Po unterworfen waren, zog Belisar alle seine Macht zusammen

gegen das feste Ravenna. Wo der Po ausströmt ins adriatische Meer, hat er südlich eine große Menge Sümpfe gebildet und am südlichen Rande derselben liegt Ravenna. Es liegt nicht weit vom Meere, aber doch so, daß es mit einer Flotte nicht erreicht werden kann, und darum ist es von allen Seiten fest durch die Macht der Natur. Das Maß des Unglücks der Goten aber war noch nicht erfüllt. Sie hatten eine Menge Kähne mit Lebensmitteln beladen, welche in die Stadt gebracht werden sollten; aber auf einmal verlor der Arm des Posflusses, welcher diese Schiffe trug, sein Wasser so sehr, daß die gotischen Schiffe alle fest aufliefen und von den Römern weggenommen wurden. Über das Meer aber konnten keine gotischen Schiffe fahren, weil die römische Flotte es beherrschte. In der Stadt hatten die Goten viele Speicher mit Korn gefüllt, um sich mit Nahrung zu versorgen; aber eines Tages standen alle in vollen Flammen. Einige erzählen, daß der Blitz in sie geschlagen, andere, daß einer der Bürger von Ravenna, durch Belisar bestochen und mit Einwilligung der Gotenkönigin Matasunta sie angesteckt habe. Wie dem auch sei, beide Vermutungen waren gleich geeignet, den Mut der Goten zu lähmen.

In dieser Zeit schickte der Frankenkönig zu Vitiges und ließ ihm sagen, daß das Schicksal der Goten ihm leid tue, er wolle ihm aber helfen, wenn die Hälfte Italiens der Herrschaft der Franken unterworfen sein sollte. Zu gleicher Zeit waren auch Gesandte vom Kaiser Justinian gekommen und boten Vitiges den Frieden an. Danach sollten die Goten alles Land nördlich vom Po haben und das Land südlich von diesem Flusse dem Kaiser unterworfen sein. Dies schien Vitiges viel annehmlicher, und er willigte ein. Aber Belisar ergrimmte über diesen Friedensschluß; denn er hatte gehofft, den Gotenkönig Vitiges ebenso wie einst den Vandalenkönig Gelimer im Triumphe in Konstantinopel einzu-

führen; darum weigerte er sich, diesen Frieden zu genehmigen. Dagegen sagten die Goten, daß ihnen nur die Unterschrift des Feldherrn Belisar eine genügende Bürgschaft für den Frieden sein werde. Aber einige römische Anführer machten Belisar Vorwürfe, und meinten, er müsse wohl etwas Besonderes gegen den Kaiser vorhaben. Da rief Belisar alle Führer und die Gesandten des Kaisers zusammen und sagte ihnen, daß er nicht aus Eigennutz dem Frieden widerstrebe, sondern nur, weil sie einen viel vorteilhafteren Frieden schließen könnten, so daß die Goten ganz Italien abgäben.

Unterdessen wütete ein anderer grimmiger Feind unter den Goten in Ravenna, Hunger und Krankheit. Darum gaben einige Goten den Rat, man solle dem Feldherrn Belisar die gotische Königskrone antragen; denn Vitiges sei ja doch nur zum Unglück geboren. Belisar tat, als ginge er auf solche Vorschläge ein, und auch Vitiges riet ihm dazu. Da berief Belisar alle kaiserlichen Anführer zusammen und sagte ihnen, daß er nun ein Mittel gefunden hätte, alle Goten und Vitiges nach Konstantinopel zu führen und Italien ganz und für immer wieder zu gewinnen. Der Vorschlag des Feldherrn gefiel allen Kaiserlichen wohl und deshalb gab Belisar den Gesandten zur Antwort: er werde alles tun, was sie wünschten; aber sein eidliches Versprechen wolle er nur dem Gotenkönige selbst ablegen. Die Goten willigten ein, und Belisar ließ nun sogleich ein Schiff mit Getreide beladen und an die Stadt bringen, damit die Goten Nahrung erhielten. Dann hielt er mit den Römern seinen Einzug in die Stadt, welche er mit Gewalt niemals hätte nehmen können, die er aber nun mit List gewann. Die Frauen der Goten sahen den Einzug der Römer. Sie hatten von ihren Männern vernommen, daß die Kaiserlichen stark und kräftig seien und zahlreicher, als die Goten; nun aber sahen sie, daß die Römer nicht bloß geringer an Zahl, sondern auch schwächer und kleiner von

Gestalt waren, als die Goten. Da spieen sie ihren Männern ins Angesicht und zeigten mit Fingern auf die einherziehenden Römer und fragten, ob es auch recht wäre, daß sie solchen Männern unterlegen wären.

Unser Geschichtsschreiber Prokop aber betrachtete auch den Einzug der Römer in Ravenna und erzählt uns, welche Gedanken in seiner Seele aufstiegen, als er dieses sah. Er sagt: Als ich den Zug betrachtete, drängte sich mir der Gedanke auf, daß nicht der Edelsinn der Menschen, nicht ihre Menge, nicht ihre geistige Gewalt ihre Unternehmungen beginnen läßt und fördert, sondern daß es eine göttliche Gewalt gibt, welche die Herzen der Menschen und ihre Entschlüsse dahin lenkt, wo ihnen kein Damm mehr entgegensteht und von wo keine Wiederkehr mehr gestattet ist.

Der römische Feldherr hielt Vitiges in ehrenvoller Gefangenschaft und erlaubte allen Goten nach ihrem Gutdünken zu leben. Unterdessen aber hatten mehrere römische Anführer den Feldherrn Belisar beim Kaiser angeklagt, daß er sich zum Könige in Italien ausrufen lassen wollte, und der Kaiser schickte sofort einen Befehl, daß Belisar Italien verlassen und den Krieg gegen die Perser übernehmen sollte. Als die Goten diese Nachricht vernahmen, meinten sie, Belisar würde die Hoffnung auf die gotische Königskrone nicht für einen Befehl des Kaisers aufgeben; aber sie erfuhren nun erst offen, daß der römische Feldherr den König Vitiges und die vornehmsten Goten gefangen zum Kaiser nach Konstantinopel führen wollte. Da zürnten die Goten gegen ihn, stellten ihm ihre Übereinkunft vor und machten ihm Vorwürfe, daß er sich nicht schäme, lieber ein Sklave des Kaisers sein zu wollen, der noch nie ein Schwert gezogen, als selbst der König der Goten. Sie sagten ihm, daß Ildibad, der die meisten Ansprüche auf die königliche Würde habe, ihm selbst den Purpur zu Füßen legen sollte; aber Belisars Entschluß war gefaßt und er war

unerſchütterlich. Er bereitete alles vor, den Gotenkönig als Gefangenen nach Konſtantinopel zu bringen.

Was Beliſar mit Mut und Klugheit begonnen hatte, vollendete ſeine Wortbrüchigkeit.

11. Beliſar in Konſtantinopel (539).

Während die Goten noch immer glaubten, daß Beliſar ihren Bitten nachgeben würde, fuhr er mit Vitiges und den vornehmſten Goten nach Konſtantinopel, von wenigen Anführern der Römer begleitet. Mit frohen Blicken betrachtete der Kaiſer Juſtinian den König Vitiges und ſeine Gemahlin und bewunderte die Reihe der Goten, die ſich auszeichneten durch die Länge und die Kraft ihres Körpers. Als er den Schatz des Königs Theoderich in ſeinem Palaſte empfangen hatte, lud er auch den Senat der oſtrömiſchen Hauptſtadt ein, ihn zu beſchauen. Obwohl Beliſar nicht wie nach Beendigung des Vandalenkrieges die Ehre eines Triumphes erhielt, ſo war doch ſein Name in aller Mund, weil er zwei Siege erfochten, wie vor ihm kein anderer, weil er zwei Könige gefangen nach Konſtantinopel gebracht und die Nachkömmlinge und die Schätze Genſerichs und Theoderichs, der gewaltigſten aller Barbarenkönige, von denen die Römer je vernommen, in die Hände des Kaiſers Juſtinian gebracht hatte. Täglich bereitete Beliſar den Bewohnern der Hauptſtadt das angenehme Schauſpiel ſeines Anblicks, mochte er von ſeinem Hauſe nach dem Forum gehen oder von dort zurückkehren, und niemand wurde müde ihn zu ſehen. Wenn er öffentlich erblickt wurde, war ſeine Umgebung einem Triumphzuge ähnlich; denn eine große Menge von Vandalen und Mauren war immer in ſeiner Nähe. Er ſelbſt war von ſtattlichem, langem Wuchſe und zeichnete ſich an Würde des Angeſichts vor allen aus. Er hatte ſich eine Leibwache von ſiebentauſend Mann gebildet, die er aus ſeinen eigenen Mitteln

besoldete, und als die Bewohner der Stadt Konstantinopel die Taten dieser Leibwache sahen, sagten sie, daß das Reich des großen Theoderich gestürzt würde durch die Macht eines einzigen Hauses. So beschreibt uns Prokop den großen Feldherrn; allein er selbst hat doch einiges nicht verschwiegen, was den Menschen Belisar uns nicht so liebenswürdig erscheinen läßt, und aus anderen Angaben können wir anderes schließen; denn Prokop sagt selbst, daß Belisar eine Leibwache von Tausenden hatte: wie ist denn das einem einzelnen Manne möglich, wenn er nicht unermeßliche Schätze besitzt? Wie aber hat Belisar sich die Schätze erworben?

Vitiges blieb in Konstantinopel beim Kaiser, und dieser fügte ihm kein Leid zu, sondern behandelte ihn, wie er einst Gelimer behandelt hatte. Er machte ihn zum Patrizius; denn Vitiges blieb nicht wie Gelimer seinem arianischen Glauben getreu, sondern nahm den katholischen Glauben an. Darum schenkte der Kaiser ihm ein Landgut, in dessen Besitz Vitiges noch mehrere Jahre am oströmischen Hofe verlebte.

12. Der König Ildibad.

Sobald Belisar aus Italien weggegangen war, änderte sich die Lage der Dinge; die Goten, die noch übrig waren, vereinigten sich wieder und widerstanden den Römern; denn es fehlte diesen der eine Mann, dessen Einsicht und Kriegsglück ein ganzes Heer ersetzen konnte. Die Goten machten Ildibad zum Könige, der gegen die Uneinigkeit und die schlechte Anführung der Römer glücklich war, bis er selbst bald starb. Dies aber geschah auf folgende Weise.

Es war noch ein Neffe des Königs Vitiges unter den Goten namens Urajas, dessen Gemahlin sich vor allen anderen Frauen durch ihre Schönheit und die Pracht ihrer Kleider auszeichnete. Einst ging sie ins Bad, prächtig angetan und

von vielen Dienerinnen begleitet. Da traf sie die Gemahlin des Königs Ildibad, mit gewöhnlichen Kleidern angetan, und begrüßte sie nicht demütig, wie es die Gemahlin des Königs von ihr erwartete, sondern blickte sie hochfahrend an und beleidigte sie durch ihren Stolz. Und doch konnte die Frau des Königs nicht mit großer Pracht auftreten, weil Ildibad nicht reich und der gotische Königsschatz nach Konstantinopel hinweggeführt war. Ildibads Gemahlin aber ergrimmte über den Schimpf, der ihr zugefügt war, und ging weinend zu ihrem Gemahl, klagte ihm die Sache und forderte ihn auf, daß er sie an der Frau des Urajas rächen sollte. Ildibad klagte den Urajas an, daß er beabsichtigte, zu den Feinden überzugehen und tötete ihn nicht lange nachher auf eine hinterlistige Weise. Die Goten aber nahmen das ihrem Könige sehr übel, daß er so unbedacht und ohne allen Grund einen so erprobten Mann, wie Urajas getötet hatte. Es geschah schon oft, daß man sie zusammentreten und sich beraten sah, wie sie sich für den Mord des Urajas Genugtuung verschaffen wollten; aber noch wagte es keiner von ihnen, ihm ein Leid zuzufügen. Unter ihnen war auch einer namens Vilas, von Abstammung ein Gepide, der zur Leibwache des Königs gehörte. Vilas war der Bräutigam einer schönen und vornehmen Gotin. Als Vilas nun einmal auf einen Streifzug gegen die Römer ausgeschickt war, gab Ildibad dessen Braut an einen andern Goten, mochte es aus Unwissenheit oder aus irgend einer andern Ursache geschehen sein. Vilas kehrte zurück und vernahm das ihm angetane Unrecht; da brauste er auf und nahm sich gleich vor, Ildibad zu töten, zumal er meinte, er täte allen Goten einen guten Dienst damit. Mehrere Tage spähte er nach einer günstigen Gelegenheit; da geschah es einstmals, daß Ildibad mit vielen anderen vornehmen Goten speiste. Wenn aber der Gotenkönig speiste, so war es Sitte, daß viele Diener umherstanden, so

wie auch einige von seiner Leibwache, und unter diesen war Vilas. Als nun der König seine Hand nach einer Speise ausstreckte und sich dabei vornüber bückte, schlug Vilas mit dem Schwerte auf seinen Nacken, und traf ihn so, daß, während noch seine Finger die Speise emporhielten, der Kopf herunter und auf den Tisch niederstürzte, so daß alle, die das sahen, großes Entsetzen ergriff. So mußte Ildibad den Mord des Urajas büßen. Das war im Winter des sechsten Kriegsjahres der Goten mit den Römern.

13. Totilas erster Kampf gegen die Römer (542).

Nach Ildibads Tode machten die Rugier, welche unter den Goten lebten und zum gotischen Volksstamme gehörten, Erarich zum Könige. Es waren nämlich einige Rugier mit Theoderich nach Italien gezogen und hatten dort im gotischen Reiche gelebt, abgesondert von den Goten, mit denen sie sich nicht einmal durch Heirat verbanden. So hatten sie ihren Stamm rein erhalten, und ihre Zahl hatte sich auch ziemlich vermehrt. Aber die andern Goten wollten Erarich nicht und machten Ildibads Neffen Totilas zum Könige, Erarich aber fiel durch die Hand der Goten. Alsbald versammelte Totilas die ganze Macht der Goten die bis auf fünftausend Krieger zusammengeschmolzen war, und hielt ihnen in feierlicher Versammlung folgende Anrede: „Es ist ein ungleicher Kampf, meine Landsleute, den wir unternehmen. Schlagen wir den Feind, so kann er sich aus den Besatzungen der Städte immer leicht wieder verstärken; schlägt er aber uns, so erlischt mit uns nicht bloß der Ruhm, sondern auch der Name des Volkes der Ostgoten. Dazu ist schon jetzt die Macht der Römer, die uns gegenübersteht, uns um fünftausend Streiter weit überlegen. Aber wir haben eins voraus, unser Vertrauen auf den Sieg, den vor wenigen Tagen unsere Freunde an den Mauern Veronas erfochten haben, unseren eigenen Mut

und ihm gegenüber die Uneinigkeit der Feinde, die Beliſar nicht mehr führt. Darum getroſt, es wird uns gelingen!“ Dann ſandte er von Mailand dreihundert Krieger voraus, daß ſie an einer entfernteren Stelle den Po überſchreiten und dann dem Feinde in den Rücken fallen ſollten, während er ſie von vorne angriff. Er ſelbſt überſchritt auch den Fluß und ging dann geraden Weges auf das Lager der Römer zu. Auch dieſe kamen hervor aus ihrem Lager und ſtellten ſich in Schlachtordnung. Als ſie ſo einander gegenüber ſtanden, ſprengte ein Gote namens Viliaris hervor und forderte einen von den Römern zum Zweikampfe heraus. Es war ein Mann von gewaltigem Gliederbau, ſchrecklich von Anſehen, als er mit Helm und Panzer bewehrt ſein Roß vor der Schlachtordnung tummelte und auf einen Gegner wartete. Alle Römer erſtarrten vor Schreck; da trat Artabazes hervor und erbot ſich zum Kampfe. Beide ſpornten ihre Pferde und rannten aufeinander, indem ſie ihre Speere vorhielten. Aber Artabazes war flinker und verwundete den Viliaris in der rechten Seite. Als der Gote die tödliche Wunde empfing, war er im Begriff, hintenüber zu ſtürzen; aber er ſtemmte noch zeitig genug ſeinen Speer gegen einen Stein, der hinter ihm lag, und ſchützte ſich ſo vor dem Falle. Artabazes aber, deſſen Lanzenſpitze noch in der Wunde ſteckte, drängte kräftiger nach, weil er meinte, der Gote wäre noch nicht tödlich verwundet. Indem geſchah es, daß die Spitze von Viliaris Speer, welche in die Höhe gerichtet war, den Panzer des Artabazes berührte und an dieſem hinaufgleitend ihn am Halſe ritzte. Der Zufall wollte es aber, daß im ſelbigen Augenblicke Artabazes eine Bewegung nach dieſer Seite machte, ſo daß die Schneide des Speeres die Hauptader am Halſe verletzte. Artabazes fühlte keinen Schmerz; aber das Blut ſprang mit ſolcher Gewalt hervor, daß er wohl merkte, er ſei ſchwer verwundet, und deshalb ſein Pferd

umlenkte und zur römischen Schlachtordnung zurückkehrte. Viliaris stürzte entseelt zusammen, Artabazes starb an dem Blutverlust am dritten Tage nachher. Während er nun aber ungefähr einen Pfeilschuß weit zurückritt, um sich verbinden zu lassen, rückten die Goten vor zum Treffen. Alsbald entbrannte auf allen Seiten der Kampf; aber nun kamen die dreihundert Goten, welche Totilas vorausgeschickt hatte, auf einmal den Römern in den Rücken. Als diese unerwartet von einer andern Seite diese Feinde herankommen sahen, glaubten sie, daß die Macht der Feinde viel größer und daß sie selbst bereits von allen Seiten umzingelt wären. Sie wandten sich zur Flucht, und das Schwert der Goten wütete gewaltig unter ihnen. Viele Römer auch wurden gefangen genommen, und die Goten bemächtigten sich aller römischen Feldzeichen, was bis dahin noch nie vorgekommen war. Die römischen Anführer hatten sich durch die Flucht gerettet. Das war die erste Waffentat des Gotenkönigs Totilas. Er behandelte aber die Gefangenen so, daß die meisten hernach ihn baten, sie unter das gotische Heer gegen die Römer aufzunehmen. Am Ende des siebenten Kriegsjahres stand die Sache der Goten durch ihn schon um vieles günstiger.

14. Fortgang der Siege des Königs Totilas und seine Gerechtigkeit und Milde.

Im folgenden Jahre ging der Siegeslauf des Gotenkönigs Totilas durch ganz Italien, nur die Städte waren noch nicht sein. Auf einem Zuge nahe bei Rom nahm er die Frauen mehrerer Senatoren gefangen; aber Totilas ließ ihnen kein Leid zufügen, sondern behandelte sie ehrenvoll und schickte sie, von einer Schutzwache begleitet, ihren Männern wieder zu. Das erwarb ihm bei den Bewohnern von Rom große Zuneigung und großes Ansehen. Als der Kaiser Justinian von den Fortschritten der Goten hörte, schickte er

den Seinen eine Flotte zu Hilfe. Diese landete bei Neapel und einer ihrer Führer, Demetrius, vermaß sich großer Dinge gegen Totilas und schmähte ihn; aber die Goten waren klüger als er, und brachten durch einen geschickten Angriff viele Schiffe und den Demetrius selbst in ihre Gewalt. Dem letzteren schnitten die Goten die Zunge aus und hieben ihm die Hände ab und entließen ihn also verstümmelt.

Der Oberanführer der Flotte, welcher auch Demetrius hieß, entfloh zu den anderen römischen Schiffen. Die Goten aber belagerten Neapel und brachten diese Stadt in große Bedrängnis, so daß die Besatzung flehend um Hilfe bat. Die römische Flotte segelte heran; aber ein gewaltiger Sturm warf sie gegen die italienische Küste. Bei dem Toben des Windes, bei dem Brausen der Wellen war an keine Ordnung zu denken, die Schiffsleute konnten weder Segel noch Ruder gebrauchen, und ein Teil der Schiffe zerschellte an den Felsen, die anderen wurden von den Goten genommen. Totilas ließ darauf dem Oberanführer der Römer einen Strick um den Hals legen und befahl ihm dann, die Neapolitaner zu ermahnen, daß sie nicht in ihr eigenes Verderben rennen, sondern sich den Goten ergeben möchten. Das tat Demetrius, und die ganze Stadt war voll Weinens und Wehklagens. Dann ließ Totilas die vornehmsten Neapolitaner auf die Mauer rufen und sprach zu ihnen: „Wir belagern eure Stadt nicht, weil wir euch zürnen; denn ihr habt um unsertwillen genug erlitten und euch brav betragen; das Schicksal des Krieges aber zwingt uns, euch zu belagern, um euch zu befreien. Darum zürnt uns nicht. Wir bieten den römischen Soldaten freien Abzug und euch Bürgern verspreche ich, daß euch kein Leid geschehen soll.“ Allen Neapolitanern gefielen diese Worte, und auch die Römer konnten sie nicht mißbilligen, zumal da der Hunger sie so schwer bedrängte. Aber dennoch baten sie noch um

Aufschub eines Monats, wenn ihnen vielleicht der Kaiser Justinian bis dahin Hilfe senden würde. Totilas aber erwiderte: „Ich will euch Aufschub gewähren, aber nicht einen Monat, sondern drei, und verspreche euch, daß während dieser Zeit kein Sturm und kein Angriff auf die Mauer unternommen werden soll.“ So kamen sie überein; aber bevor noch der Monat verfloß, zwang der Hunger die Neapolitaner, auf allen Aufschub zu verzichten. Sie übergaben die Stadt im Winter des achten Kriegsjahres.

Totilas aber bewies nicht bloß den Bürgern, sondern auch den römischen Kriegern seine Menschlichkeit. Er sah, daß durch den nagenden Hunger alle Kräfte der Unglücklichen hingeschwunden waren, und fürchtete nun, daß der plötzliche Genuß von Speisen ihnen schaden würde. Deshalb stellte er Wachen an die Tore und erlaubte keinem hinauszugehen. Dann wurde Speise unter die Hungrigen verteilt und zwar so, daß nicht ihre Begierde gestillt, sondern erst ein wenig gegeben wurde und an jedem Tage etwas mehr, damit der Zuwachs unmerklich wäre. Als dann die Kräfte der Römer wieder hergestellt waren, öffnete er die Tore und ließ sie ziehen, wohin sie wollten. Konon, der Anführer und einige andere begaben sich auf die Schiffe, die Totilas ihnen gab; allein sie fürchteten sich vor dem Zorne des Kaisers und fuhren deshalb nicht nach Konstantinopel, sondern steuerten auf Rom. Aber der Wind war ihnen entgegen, und sie konnten nicht weiterkommen und wagten auch nicht wieder ans Land zu gehen, weil sie besorgten, daß der Sieger Totilas sich seines Versprechens ledig erachten würde. Als Totilas das merkte, lies er sie alle wieder zu sich rufen und ermahnte sie, gutes Mutes zu sein. Er gestattete ihnen ans Land zu gehen, Lebensmittel zu kaufen, ohne Furcht mit den Goten zu verkehren, und wo sie an irgend etwas Not litten, es von diesen zu empfangen, wie von ihren Freunden.

Es verfloß eine geraume Zeit, und der Wind war noch immer ungünstig; da gab er ihnen Pferde und Gespann, schenkte ihnen Reisegeld und befahl einigen Goten als Schutzwache die Römer durch das Land zu geleiten. Er selbst aber schleifte die Mauern der Stadt Neapel, bis sie dem Boden gleich wurden, damit sie nie den Römern, wenn sie etwa die Stadt wieder gewönnen, zu einem sicheren Zufluchtsorte dienen könnte und dann wieder belagert werden müßte. Denn Totilas hatte kein Gefallen an einem Belagerungskampfe, der mit Hinterlist und Tücke geführt wird, sondern er wollte nur im freien Felde kämpfen. Dann zog er von Neapel weg.

Um diese Zeit aber kam ein Römer aus Kalabrien zu ihm und beklagte sich bitterlich, daß einer der Goten seiner Tochter Gewalt angetan hätte. Der Gote gestand sofort seine Übeltat, und Totilas ließ ihn ins Gefängnis setzen; denn er wollte an ihm ein Beispiel aufstellen zur Warnung für andere. Die anderen Goten aber kamen zu ihm, weil der Angeklagte einer der tapfersten Krieger und bei allen beliebt war, und baten, seiner zu schonen. Totilas vernahm ihre Worte gütig und ohne Leidenschaft; dann aber sagte er, daß er nicht aus Lust am Strafen, sondern aus Gründen der Gerechtigkeit und der Sorge für das Wohl der Goten ihren Bitten nicht willfahren dürfe. „Bedenkt," sprach er, „wie gewaltig die Macht der Goten zu Anfang dieses Krieges war, wie wir Überfluß hatten an Mannschaft, an Geld, an Pferden und Waffen, an allem, was zum Kriege gehört. Erinnert euch, wie eine weit geringere Zahl der Feinde uns von unserer Höhe stürzte, und in welches Elend wir gekommen sind. Als aber Gott uns für unsere Frevel genug bestraft hatte, hat er uns über unser Verhoffen wieder emporgehoben. Darum geziemt es uns, die Gerechtigkeit, die wir damals erstrebten, uns auch bis ans Ende zu bewahren;

denn nimmermehr kann es geschehen, daß wer gottlos und gewaltig verfährt, auf die Länge den Sieg behalte." Als Totilas diese Worte sprach, hörten die Goten auf, ihn zu bitten. Sie stimmten ihm bei, und nicht lange nachher ward der Übeltäter mit dem Tode bestraft und seine Güter der beleidigten Römerin gegeben.

So gewann Totilas sich die Herzen des Volkes; denn während die römischen Soldaten schwelgten und sich allen Lastern ergaben und die Einwohner grausam bedrückten, herrschte im gotischen Lager Mannszucht und Strenge. Totilas schrieb Briefe an die Bewohner der Stadt Rom, und auch diese waren ihm geneigt und hätten ihm die Stadt gern übergeben, wenn sie nur gekonnt hätten. Als der kaiserliche Feldherr, der Rom besetzt hielt, es verbot, die Briefe des Königs Totilas zu beantworten, fand man eines Morgens Abschriften dieser Briefe an allen Straßenecken Roms angeschlagen und niemand wollte wissen, wie sie dahin gekommen waren. Das bewies dem kaiserlichen Feldherrn, daß doch viele Bewohner der Stadt Rom diesem Gotenkönige geneigt sein mußten.

15. Belisars Rückkehr nach Italien (544) und die nächsten Jahre des Krieges.

Als der Kaiser Justinian vernahm, wie die Angelegenheiten in Italien stünden, beschloß er endlich den Mann wieder hinzusenden, der allein fähig schien, den Siegeslauf des Gotenkönigs Totilas zu hemmen; das war der Feldherr Belisar. So schiffte denn dieser hinüber und landete in Ravenna. Dort redete er bei seiner Ankunft zu den Goten und Römern, daß er mit Schmerz vernommen, wie das, was Umsicht und Mut erworben, durch Feigheit und Torheit wieder verloren sei. Alsdann ließ er eine Aufforderung an alle Römer und Goten in Italien ergehen, nun wieder der

Sache des Kaisers anzuhangen; aber von allen, die es mit Totilas hielten, fiel da keiner von ihm ab. Zwar stellte sich durch Belisar die Sache der Kaiserlichen etwas günstiger; aber es war schon ein Jahr verflossen, da hatte auch Belisar noch keinen bedeutenden Vorteil über den Gotenkönig errungen. Darum schrieb er an den Kaiser: „Ich bin nach Italien gekommen; aber um den Krieg hier mit Nachdruck führen zu können, fehlt es mir an Mannschaft, an Pferden, an Geld, kurz an allem, was zum Kriege nötig ist. Darum, wenn du willst, daß ich die Feinde überwältigen soll, mußt du mir dieses alles gewähren.“ So schrieb Belisar, aber sein Abgesandter Johannes betrieb die Sache in Konstantinopel nicht, sondern erfreute sich an den Genüssen der Hauptstadt.

Unterdessen errang Totilas einen Erfolg nach dem andern. Aber er gab nicht zu, daß einem der Bewohner Italiens ein Leid zugefügt wurde. In den Teilen Italiens, wo er die Herrschaft hatte, bestellten die Landleute ihre Äcker frei und ungehindert, und er forderte von ihnen nur die Steuer, welche sie auch sonst hatten bezahlen müssen. Endlich schritt er auch zur Belagerung der Hauptstadt Rom. Er umschloß die Stadt eng von allen Seiten, so daß sie bald an allen Lebensmitteln Mangel litt; denn auch zur See konnte keine Zufuhr kommen, weil Totilas nach der Einnahme von Neapel so viele Schiffe erbeutet hatte, daß er auch das Meer beherrschte. Belisar aber saß in Ravenna, rings umher lagen die Goten, und vergebens hoffte er der Stadt Rom Hilfe bringen zu können, denn allzu eng hielten ihn die Goten umschlossen. Da verließ er zuletzt Ravenna, fuhr übers Meer hinüber nach der dalmatischen Küste und dann nach Epidamnus. Von da aus meldete er wiederum dem Kaiser, wie weit es nunmehr gekommen wäre, und bat ihn um Mannschaft. Da schickte ihm der Kaiser Hilfstruppen und

unter diesen war auch Narses, dem viele aus dem deutschen Stamme der Heruler sich wiederum anschlossen. So gewann Belisar einige Macht; aber dem Gotenkönige war er noch lange nicht gewachsen.

16. Die Not in Rom während der Belagerung durch Totilas (546).

Hunger und Not aber mehrten sich in Rom in erschreckendem Grade. Da schickte Papst Vigilius, der in Sizilien weilte, von dort aus eine Flotte mit Lebensmitteln nach der Stadt; denn er meinte, daß die Schiffe ungehindert in den Hafen Roms hineinfahren könnten. Aber die Goten, die den Hafen bewachten, erspähten die Fahrzeuge in weiter Ferne und verbargen sich innerhalb der Mauern, um sie sogleich bei der Landung wegzunehmen. Als die Einwohner das erblickten, stiegen sie auf die Zinnen der Mauern und schwenkten von dort aus ihre Tücher und Kleider, um den Schiffern damit ein Zeichen zu geben, daß sie da nicht landen, sondern anderswohin fahren sollten. Die Schiffer aber merkten die Bedeutung dieser Winke nicht, sondern hielten sie für Freudenbezeugungen über ihre Ankunft, und darum fuhren sie mit dem günstigen Winde sorglos in den Hafen ein. Es waren auf der Flotte auch viele kaiserlich gesinnte Römer, unter ihnen ein Bischof namens Valentin. Da stürzten die Goten hervor, nahmen die Flotte in Besitz und töteten die ganze Mannschaft. Nur den Bischof ließen sie leben und brachten ihn zu Totilas. Der König fragte den Bischof nach vielen Dingen; aber er erfand ihn als Lügner und ließ ihm darum die Hände abhauen.

In Rom stieg die Not immer mehr. Unter der Geistlichkeit der Stadt war einer namens Pelagius, welcher kurz vorher mit großen Reichtümern von Byzanz heimgekehrt war. Er benutzte seine Reichtümer dazu, die Not der Menschen zu

lindern und teilte fast alle seine Habe unter die Hungernden. Als aber der Hunger immer noch stieg, baten ihn die Bewohner Roms, daß er zum König Totilas gehen und ihn um Frist bitten sollte; wenn dann in dieser Frist kein Entsatz käme, so wollten sie die Stadt den Goten übergeben. Totilas nahm ihn ehrenvoll auf, sagte ihm aber gleich, daß er von dreien Dingen nicht zu ihm sprechen solle, nämlich nicht für die Bewohner von Sizilien, denen er unversöhnlich zürne, nicht für die Erhaltung der Mauern Roms, denn er habe unwiderruflich beschlossen, daß sie fallen sollten, und nicht von der Auslieferung der Sklaven, welche zu den Goten übergegangen wären. Über diese Worte des Königs wurde Pelagius erzürnt, besonders darüber, daß Totilas den Siziliern nicht verzeihen wollte, und er sprach: „Ich sehe, daß ich es unterlassen muß, dich noch um etwas zu bitten, und richte nun meine Bitte zu Gott, dessen Zorn kommen wird über die hochfahrenden Verächter der demütig Flehenden."

So ging Pelagius unverrichteter Sache nach Rom zurück, und die Römer wehklagten über die erfolglose Sendung, denn ihre Leiden waren unerträglich. Viele von ihnen gingen bittend zu den kaiserlichen Befehlshabern Bessas und Konon und flehten sie um Mitleid an. Sie baten, ihnen entweder Speise zu geben, sie zu töten oder sie aus der Stadt zu entlassen. Aber Bessas erwiderte: „Speise kann ich euch nicht geben, euch töten wäre gottlos, euch entlassen gefährlich; aber seid getrost, bald wird Belisar uns Hilfe bringen."

Der Hunger aber stieg von Tag zu Tag. Zu Anfang der Belagerung hatten Bessas und Konon das Getreide in großer Masse aufgekauft und verkauften es wieder den Bürgern, auch die Soldaten sparten sich von ihrem zugewiesenen Anteile ab, um von den römischen Bürgern Geld dafür zu erhalten. Ein Maß Weizen kostete sieben Goldstücke. Diejenigen aber, welche so viel Geld nicht hatten, kauften für den vierten

Teil dieses Geldes ein Maß Kleien und aßen diese gierig; denn der nagende Hunger würzte sie ihnen. Die Soldaten des Bessas fingen außerhalb des Tores zufällig einmal einen Ochsen, den verkauften sie den Bürgern für fünfzig Goldstücke. Wenn einer ein Stück von einem gefallenen Pferde erhielt, so pries man ihn für glücklich, daß er damit seine Gier stillen konnte. Der große Haufe genoß nichts als Nesseln, welche rings um die Mauern der Stadt und auf den Trümmern reichlich wuchsen. Damit sie aber die Lippen und den Mund nicht daran verbrannten, konnten sie dieselben nur gekocht genießen. So lange einer noch Geld besaß, konnte er sich einige Lebensmittel verschaffen; als das aufhörte, trugen sie ihr Gerät auf den Marktplatz und verkauften es, um für den Erlös sich das Leben zu erhalten. Als endlich auch für die kaiserlichen Soldaten keine andern Lebensmittel mehr da waren und nur noch Bessas selbst einiges übrig hatte, wandten sie sich alle zu den Nesseln. Aber auch diese Speise reichte nicht hin, den Hunger zu stillen; so dörrten die Leiber der Menschen aus, ihre Farbe wurde fahl, ihre Augen erglänzten von unheimlichem Feuer, und Gespenstern gleich wankten die Überlebenden durch die entvölkerten Straßen. Man sah Menschen, die umherwandelten und Nesseln zu verschlingen suchten, leblos niederstürzen. Selbst von unreinlichen und schmutzigen Dingen suchten sie sich zu nähren, und als es keine Hunde, keine Mäuse und überhaupt kein lebendes Tier mehr gab, legten viele Hand an sich selbst und töteten sich. Da war ein Römer, Vater von fünf Kindern. Als diese ihn einmal umringten und vergebens an ihm herumtasteten, ob er noch irgendwo einen Brocken bei sich trage, seufzte er nicht und zeigte auch sonst nicht sein zerstörtes Gemüt, sondern er drängte seinen Schmerz in sich zurück und gebot ihnen, daß sie mit ihm gingen, als wenn er ihnen Nahrung geben wollte. Als sie so an die Tiberbrücke kamen,

stieg in ihm der Gedanke auf, daß sein Suchen nach Nahrung doch vergebens sein würde, und daß er deshalb besser täte, seinen eigenen Hunger und den Schmerz und die Leiden seiner Kinder schnell zu enden. Er trat an den Rand der Brücke, zog sein Gewand empor, bis es ihm Gesicht und Augen verhüllte, und dann warf er sich köpflings in den Tiber, vor den Augen seiner Kinder und aller Römer.

Als die Not so hoch gestiegen war, forderten die kaiserlichen Anführer von den vornehmeren Römern Geld für die Erlaubnis wegzugehen und entließen sie dann aus der Stadt. Wer nur das Geld bezahlen konnte, ging von dannen; aber ihre Kraft war verzehrt durch den langandauernden Hunger, und der Tod raffte sie zu Lande und zu Wasser auf ihrer Reise hinweg, viele auch wurden unterwegs vom Feinde ergriffen und erschlagen. Dahin war es gekommen mit dem römischen Senate und Volke.

17. Die Einnahme Roms durch König Totilas (Dezbr. 546).

Belisars Sinnen und Denken war am meisten darauf gerichtet, wie er den unglücklichen Bewohnern von Rom Hilfe bringen könnte. Er setzte sich mit seiner Flotte in Besitz der Tibermündung und wollte nun von da den Strom aufwärts fahren bis nach Rom. Aber die Goten hatten am Flusse zwei große hölzerne Türme erbaut, und diese gestatteten die Durchfahrt nicht. Dagegen ließ Belisar zwei große Kähne miteinander verbinden und setzte auf diese auch einen Turm, der oben mit Pech, Harz, Schwefel und anderen Stoffen angefüllt war. Ferner ließ er eine große Menge kleiner Schiffe mit Lebensmitteln beladen und jenen beiden folgen, und diese ganze Flotte ward mit unsäglicher Anstrengung aufwärts gegen den Strom gefahren. Die Goten ließen sie ruhig arbeiten; denn sie vertrauten auf die schweren eisernen Ketten,

welche quer durch den Strom gezogen waren. Aber bald sahen sie den Erfolg, als die Kaiserlichen durch ihre Werkzeuge diese Ketten durchbrachen und trotz des Widerstandes der Goten auf dem Turme ihr Fahrzeug an diesen anhakten. Die lodernden Flammen verkündeten dem König Totilas, was geschah, die Goten eilten herbei, und vorher schon machte auch Isaak, der Anführer der kaiserlichen Truppen in Ostia, dem Hafen Roms, von dort aus einen Angriff auf die Goten. Aber er kam zu früh und Bessas, der zu gleicher Zeit von Rom aus einen Ausfall machen sollte, kam gar nicht; da ward Isaak gefangen und Belisar mußte eiligst fliehen. Auf die Nachricht, die er erhielt, glaubte er, daß alles verloren sei, und war außer Fassung zum ersten Male in seinem Leben. Als er nach Ostia zurückgekehrt war, überfiel ihn ein hitziges Fieber und er schwebte längere Zeit in höchster Lebensgefahr.

Unterdessen bereicherte sich Bessas in Rom nach wie vor und verkaufte zu teuren Preisen den Bürgern ihre Nahrung oder die Erlaubnis aus der Stadt zu gehen; aber auf die Wachen achtete er wenig. Wer auf seinem Posten schlafen wollte, schlief; denn niemand war da, der es ihm verwehrte. Einmal in der Nacht ließen sich vier Isaurier, welche am asinarischen Tor (im Südosten der Stadt) die Wache hatten, an Stricken von der Mauer nieder, eilten in das gotische Lager und boten dem Gotenkönige an, daß sie das gotische Heer ohne Gefahr in die Stadt führen wollten. Totilas gab ihnen zwei zuverlässige Männer mit, welche erst den Ort besichtigen sollten, wo die Isaurier sie hineinzuführen gedachten. Als sie an die Mauer gekommen waren, schwangen die Isaurier sich wieder in die Höhe und zeigten von da aus den Goten ihren Plan und luden sie ein, zu ihnen heraufzusteigen. Diese kehrten zurück und Totilas erfreute sich über ihre Nachricht; aber er traute doch den Isauriern nicht völlig. Wenige Tage hernach kamen die Isaurier wieder und erboten sich

nochmals zu dem Unternehmen. Totilas gab ihnen zwei andere Männer mit, und diese brachten ganz denselben Bericht, wie die ersten. Um dieselbe Zeit ging eine Abteilung der Römer auf Kundschaft aus und fing unterwegs zehn gotische Männer. Diese führten sie zu Bessas und Bessas fragte sie, was der Gotenkönig vorhabe. Die Goten antworteten: „Es haben sich vier Isaurier erboten, das gotische Heer in die Stadt zu führen.“ Allein Bessas verlachte diese Worte, weil er sie für erdichtet hielt.

Zum dritten Male kamen die Isaurier und machten dem Gotenkönige ihr Anerbieten; da sandte er einen seiner nächsten Verwandten mit ihnen, und als auch dieser alles bestätigte, entschloß sich Totilas zur Ausführung. Es war an einem der kurzen Dezembertage, da ließ Totilas mit einbrechender Dunkelheit sein Heer die Waffen ergreifen und führte es ans asinarische Tor. Vier kräftige Goten erstiegen dann mit den vier Isauriern die Zinnen der Mauer zu der Zeit des Abends, wo es an der Reihe der Isaurier war zu wachen, während die anderen Wachen schliefen. Die acht Männer betraten die Stadt, ohne daß jemand sie vernahm, sie stiegen nieder zum asinarischen Tore und hieben mit Äxten den Querbalken ab, welcher über die beiden Torflügel von einer Mauer zur andern ging. Alsdann rissen sie die ehernen Riegel davon und warfen dann die Torflügel sperrweit auf. So stand der Durchgang den Goten frei; aber Totilas fürchtete noch immer Hinterlist und ließ die Goten nur in gedrängten Massen einhergehen und verbot alle Zerstreuung. Bald entstand in der Stadt Lärm, und die Römer entflohen, der eine aus diesem, der andere aus jenem Tore, je nachdem es ihm gelegen war. Wenige, die nicht mitziehen konnten, flohen in die Kirchen unter den Schutz der Altäre. Viele Späher brachten dem Gotenkönige die Nachricht, daß die Römer aus allen Toren flöhen; aber er verbot, sie zu

verfolgen, und sprach: „Welche Kunde kann dem Ohr willkommener sein, als die von der Flucht der Feinde?“

Es war schon völlig Tag geworden und nirgends mehr eine Hinterlist zu fürchten, da zog Totilas in die Kirche des heiligen Petrus, um dort zu beten, während seine Goten sich durch die menschenleere Stadt zerstreuten, und hier und da noch einige Römer ihrem Schwerte erlagen. Als Totilas in die Kirche trat, schritt der Bischof Pelagius ihm entgegen mit dem Evangelienbuche in der Hand und sprach bittend: „Herr, schone die Deinigen!“ Darauf erwiderte Totilas: „Sieh Pelagius, kommst du schon bittend zu mir?“ Pelagius antwortete: „Gott hat mich zu deinem Diener gemacht, du aber schone diejenigen, die Gott zu deinen Dienern gemacht hat.“ Totilas gewährte diese Bitte und verbot den Goten, einen der Römer zu töten, dagegen gestattete er ihnen, nachdem er sich seinen Teil vorbehalten, alle Kostbarkeiten an sich zu nehmen, die sie fänden. Namentlich verlangte Totilas alles für sich, was der habgierige Oberanführer Bessas aufgehäuft hatte. Als die Goten in völligem Besitze der Stadt waren, zeigte sich ihnen der Wechsel menschlichen Glücks und menschlicher Größe in erschütternder Weise.

Ehemalige römische Bürger und Senatoren durchzogen bettelnd die Straßen, sie klopften an die Türen der Paläste, die einst ihnen zugehört hatten, und baten um ein Almosen. Unter ihnen war auch Rusticiana, die Tochter des Symmachus und einst die Gemahlin des weisen Boëtius, der auf Befehl des Gotenkönigs Theoderich gemordet war. Die Goten vernahmen, daß dies Rusticiana sei, die als arme alte Frau nun zu ihnen trat, und verlangten von Totilas, daß er sie wenigstens jetzt töten lassen sollte, weil sie früher die Anführer des kaiserlichen Heeres mit Geld bestochen hatte, damit die Bildsäulen des großen Theoderich niedergeworfen würden, indem sie so den Tod ihres Gemahls Boëtius und

ihres Vaters Symmachus zu rächen meinte. Aber Totilas duldete nicht, daß ihr irgend eine Beleidigung widerführe; auch die anderen römischen Frauen schützte sein Machtgebot, so daß keiner der Goten es wagte, ihnen ein Leid zuzufügen.

18. Die Kriegsbegebenheiten bis zur Rückberufung Belisars und Belisars Ende.

Als Totilas sich den Besitz der Hauptstadt nach allen Seiten gesichert hatte, berief er am folgenden Morgen zuerst sein Heer zusammen und hielt seinen Kriegern vor, daß die Ungerechtigkeit der Goten die Wurzel alles ihres früheren Unglücks gewesen sei, und daß ein Volk nur glücklich werden könne durch Gerechtigkeit. „Es ist in eure Hand gelegt," sprach er, „ob euer jetziges Glück bleiben soll oder nicht, und dies kann nur durch Gerechtigkeit geschehen; sobald ihr euch aber davon abwendet, wird die Strafe aufs neue über euch hereinbrechen." Dann wandte er sich zu dem römischen Senate, der sich auch hatte versammeln müssen, und fragte diese, welches Unrecht ihnen jemals Theoderich oder Atalarich zugefügt und welche Wohltat ihnen Justinian erwiesen hätte. Sie schwiegen still. „Darum," sprach er, „sollt ihr Sklaven sein, während ich die Isaurier, die mir die Stadt überliefert haben, reich belohnen will." Die römischen Edeln und Vornehmen blickten stumm zur Erde; aber Pelagius bat für die Unglücklichen. Da verzieh ihnen Totilas.

Aber er sehnte sich nach Frieden und schickte deshalb Boten zu Justinian, er möge des namenlosen Jammers eingedenk sein, der durch Italien herrsche, und nun Frieden mit ihm schließen. Aber Justinian, der nie ein Schwert gezogen, saß behaglich und ruhig in seinem schönen Palaste und sah das Elend nicht, das er über die Menschheit brachte; er entließ die Gesandten wieder und sagte ihnen, sie sollten zu Belisar gehen, der habe Vollmacht. Über diese Antwort er-

grimmte Totilas und faßte den Entschluß die Stadt Rom dem Erdboden gleich zu machen, damit sie nie wieder der Zankapfel einer solchen Belagerung würde, wie sie erst eben ausgestanden hatte. Sogleich fingen die gotischen Werkzeuge an die Mauern niederzubrechen, und bald lag der dritte Teil der Stadtmauer in Schutt und Trümmern. Die prächtigsten und schönsten Paläste, wie die ärmlichsten Wohnungen wollte Totilas den Flammen übergeben, also daß das Vieh dort weiden sollte, wo einst die Weltbezwingerin Rom gestanden. Von diesem Plane vernahm auch Belisar und schrieb deshalb sogleich einen Brief an Totilas mit mahnenden Worten: „Von allen Städten unter der Sonne ist Rom die ausgezeichnetste und herrlichste, das Werk vieler Jahrhunderte und vieler Männer, deren Ruhm unvergänglich ist. Wenn du dies Denkmal vergangener Zeiten zerstören willst, so werden die kommenden Geschlechter dein Andenken hassen und mit Recht. Wenn du zuletzt den Sieg behältst, so würdest du dann deine eigene Stadt, die Perle deines Reichs, zerstört haben; läßt du sie stehen, so gereicht es dir zu deinem eigenen Ruhme. Unterliegst du aber, so wird dir der Sieger für die Erhaltung Roms Dank wissen, während die Zerstörung ihm deinen Namen verhaßt machen würde. Endlich aber bedenke, daß dir im Grunde die Zerstörung gar nichts nützt.“ Totilas las den Brief oftmals nacheinander und erwog die Abmahnung, die Belisar ihm darin gegeben hatte. Endlich gab er dann den Gesandten Belisars die Antwort, welche dieser wünschte, und führte auch sogleich seine Truppen nach dem Süden Italiens. Rom aber blieb leer und verlassen.

Während nun Totilas im Süden den kaiserlichen Feldherrn Johannes zu erreichen suchte, faßte Belisar einen Entschluß, der im Anfang allen, die ihn vernahmen, wunderbar kühn, ja unsinnig zu sein schien, sich aber hernach doch glänzend bewährte. Er zog mit allen seinen Truppen nach dem ver-

lassenen Rom und begann hier aus allen Kräften die zerstörte Mauer wieder aufzubauen, und nach fünfundzwanzig Tagen war ihm dies gelungen (547).

Auf diese Nachricht kehrte Totilas schnell wieder um. Es fehlten nur noch die Tore, aber statt derselben stellte Belisar an die Öffnungen den Kern seiner Mannschaft. Mit grimmigem Mute ward von beiden Seiten die ganze Nacht hindurch gekämpft; aber doch konnten die Goten die einmal geräumte Stadt nicht wieder gewinnen. Wiederum stürmten sie am folgenden Tage, aber trotz des entsetzlichen Blutbades behielten die Kaiserlichen die Stadt. Da traten die vornehmsten Goten zu Totilas und machten ihm bittere Vorwürfe, daß er nicht entweder die Stadt dem Boden gleich gemacht oder denn doch eine Besatzung in ihr zurückgelassen hätte; denn so sind die Gemüter der Menschen, daß ihr Urteil immer ausfällt gemäß dem Erfolge. Belisar hatte die Freude, daß er dem Kaiser abermals die Schlüssel Roms übersenden konnte; Totilas aber schlug sein Lager zu Tibur auf. So ging das zwölfte Jahr zu Ende, und immer noch dauerte der mörderische Krieg.

Der Kaiser Justinian aber gab den Aufforderungen und Bitten seines Feldherrn nach und schickte noch mehr Mannschaft nach Italien. Aber auch mit diesen wurde wenig ausgerichtet und wiederum verfloß ein Jahr. Da reiste Antonia, die Gemahlin Belisars, selber nach Konstantinopel, um von der Kaiserin Theodora Unterstützung zu erhalten; aber diese war unterdessen gestorben, und abermals schlichen die Tage dahin, ohne daß von beiden Seiten etwas Bedeutendes ausgerichtet wurde, aber immer noch verheerte der Krieg das Land. Als Antonia sah, daß ihre Bitten beim Kaiser nichts fruchteten, bat sie ihn, ihren Gemahl zurückzurufen, und diese Bitte gewährte der Kaiser gern, zumal da er ihn wieder in den persischen Krieg schicken wollte.

So kehrte denn Belisar heim. Fünf Jahre lang hatte sein zweiter Aufenthalt in Italien gedauert, und während aller dieser Zeit war es ihm nicht gelungen, dauernden Besitz im Lande zu gewinnen, sondern nur an den Küsten und in den Städten hatte er sich mit seinem Heere aufhalten dürfen. Mitten im Lande aber herrschte überall die Macht der Goten und ihr gefeierter König Totilas. Als Belisar in Konstantinopel ankam, war die erste Nachricht, die er erhielt, und die ihm aus Italien vorangeeilt war, der Fall von Perugia, der wichtigsten Stadt in Etrurien, welche er mit aller Macht vergebens zu schützen gesucht hatte. Es war ihm nicht gelungen. — Weil wir aber so viel von Belisar erzählt haben, ist es billig, daß wir auch seines Endes gedenken, bevor wir zu Totilas und den Goten zurückkehren.

Nachher vollführte Belisar noch glänzende Kriegstaten gegen die Bulgaren und in der Hauptstadt des Reiches selbst gegen eine Empörung. Dennoch lohnte ihm der Kaiser Justinian mit Undank. Als Belisar schon im hohen Alter war, ward eine Verschwörung entdeckt (563) und er von einigen der Teilnahme beschuldigt. Belisars Sklaven wurden gefangen und zwei von ihnen gefoltert; diese sagten aus, daß Belisar ihnen befohlen habe an der Verschwörung teilzunehmen. Da ward der greise Feldherr vorgeladen und erschien. Vergebens berief er sich darauf, daß er in der vollsten Kraft seines Lebens das Anerbieten des gotischen Königsthrones ausgeschlagen und darum doch im hohen Alter nicht beschuldigt werden dürfe, an einem solchen Unternehmen teilgenommen zu haben; er wurde doch verurteilt, alle seine Güter und Ehrenstellen zu verlieren, und nur das Leben wurde ihm geschenkt. Zwar erhielt er den Verlust nachmals wieder, aber Kummer und Gram hatten an seinem Leben genagt, und er starb bald nachher.

Aus der Erinnerung an den Wechsel seines Geschickes

entstand nachher die Sage, daß Belisar als blinder elender Greis zuletzt sein Brot erbettelt habe mit den Worten: „Gebt dem Feldherrn Belisar einen Obolus!“ Wenn es auch nicht soweit mit ihm kam, so doch weit genug, um uns den Wechsel menschlicher Größe erschütternd vor Augen zu halten. Dabei müssen wir aber bedenken, daß Belisar bei allen seinen großen Eigenschaften nicht ohne Schuld Unglück erlitt. Denn als Feldherr war er nicht frei von Habgier und Erpressung, die er über die unglücklichen Bewohner Italiens verhängte, und sein Kriegsruhm galt ihm mehr, als das Glück von Millionen. Dabei war sein Benehmen gegen seine unwürdige Gattin Antonia schwach und unselbständig, so daß wir uns von den Erzählungen, die sein Geheimschreiber Prokop uns von seinem häuslichen Leben berichtet, mit Verachtung abwenden.

19. Die zweite Einnahme Roms durch Totilas (549).

Um diese Zeit sandte Totilas zum Frankenkönige Theodebert und warb bei ihm um dessen Tochter. Aber der Frankenkönig verweigerte sie ihm; denn er sagte, der wäre nicht König Italiens und würde es auch niemals sein, der Rom nicht zu behaupten verstünde, sondern nach Zerstörung eines Teiles der Stadt sie seinen Feinden wieder überliefert hätte. Dieser Vorwurf kränkte den Gotenkönig, und da er schon vorher entschlossen war, Rom aufs neue zu belagern, feuerte dieser Hohn des Franken ihn noch mehr an. Er nahm zuerst Ostia ein, und rückte dann auf die Weltstadt selbst vor. Der Kaiser Justinian aber schickte ihr keine Unterstützung.

Eine Weile schon hatte die Belagerung gedauert, da bedachten einige Isaurier, die im kaiserlichen Heer das Tor des Apostels Paulus zu bewachen hatten, daß ihnen seit mehreren Jahren vom Kaiser keine Gunst noch Gabe wider-

fahren sei, wogegen ihre Landsleute, die den Goten früher Rom überliefert hatten, reich an Geld und Gut wären. Deshalb versprachen sie in einer heimlichen Zusammenkunft dem Gotenkönige, daß sie dieses Mal ihm die Stadt überliefern wollten, und setzten sogleich einen Tag zur Ausführung ihres Unternehmens fest. An diesem Tage ersann Totilas eine sonderbare Kriegslist. Als die Nacht einbrach, setzte er zwei kleine Nachen auf den Tiber und in jeden einen Trompeter und befahl ihnen, den Strom hinunterzugleiten und dabei unermüdlich in die Trompete zu stoßen. Er selbst stellte dann das gotische Heer an das Tor des Apostel Paulus, und die Kaiserlichen ahnten nichts davon, weil ihre Aufmerksamkeit ganz auf die Trompeter gerichtet war. Sie waren bestürzt und keiner wußte, was diese Töne zu bedeuten haben möchten; fast alle liefen von ihren Posten nach der Westseite der Stadt, weil sie vermuteten, daß da die Goten angriffen. Nur die Isaurier blieben an ihrem Orte, aber um den Feinde das Tor zu öffnen. Dies geschah mit aller Ruhe und Sicherheit, und während die Kaiserlichen auf die Nachricht davon sich zu flüchten suchten, wurden ihrer viele erschlagen.

Einer aber, Paulus, floh mit vierhundert Reitern nach dem Grabmal Hadrians und besetzte die Brücke, welche dieses mit der Peterskirche in Verbindung setzt. Gegen Tagesanbruch griffen die Goten an, wurden aber mit großem Verluste zurückgeschlagen. Da faßte Totilas den Plan, keinen Menschen mehr zu opfern, sondern sie durch Hunger zur Übergabe zu zwingen. Die Kaiserlichen hielten sich den Tag hindurch; aber es war ihnen doch schwer ums Herz, daß sie gar keine Lebensmittel hatten. Sie beratschlagten nun, ob sie Pferdefleisch essen wollten; aber die Nacht verstrich und wiederum der Tag bis zum Abend, und sie konnten sich nicht entschließen; aber ein jeder ermunterte den andern, der

erste zu sein. Zuletzt aber wollte es doch keiner, und sie hielten es für besser, ihr Leben durch einen ehrenvollen Tod zu enden. Darum beschlossen sie, mit einem heftigen Stoße auf die Goten loszustürmen und noch so viele von ihnen zu töten, als sie könnten, bis sie selbst dem Schwerte der Feinde erliegen würden. Noch einmal umarmten und küßten sie sich und nahmen Abschied voneinander. Aber Totilas hatte durch einen Überläufer von dem Entschlusse vernommen und fürchtete, daß die Verzweiflung der wenigen noch ein großes Blutbad anrichten würde; deshalb bot er ihnen die Wahl eines freien Abzugs ohne Pferd und Waffen oder der Aufnahme in sein Heer. Die Kaiserlichen aber schämten sich ihrer Waffen und Pferde beraubt nach Byzanz zu kommen, und da ihnen fast allen der Kaiser den Sold von langer Zeit her schuldig war, zogen sie vor ins gotische Heer aufgenommen zu werden. Nur zwei sehnten sich nach ihrer Heimat und ihren Weibern und Kindern, und Totilas selbst gab ihnen das nötige Reisegeld und ließ sie in Frieden ziehen. Er wollte Rom nicht zerstören und es auch nicht wieder verlassen, sondern dahin alle Senatoren und Vornehme ziehen. Aber der Kaiser Justinian verweigerte ihm auch da wiederum den Frieden und übergab die Leitung des Krieges dem Germanus, dem Sohne seines Bruders. Dieser hatte nach dem Tode des früheren Gotenkönigs Vitiges die Witwe desselben, Matasunta, geheiratet, die letzte aus dem Stamme der Amelungen. Darum war diese Kunde den Goten so schmerzlich, Germanus aber baute darauf seine Hoffnung; denn er nahm seine Gattin Matasunta mit in den Krieg und dachte, daß die Goten gegen die Enkelin ihres großen Theoderich, die letzte aus dem vorzüglichsten Geschlechte der Goten, nichts unternehmen würden. Aber es kam nicht zu diesem Kampfe; denn noch vorher raffte der Tod den Germanus hinweg.

20. Narses kommt nach Italien (552).

Sechzehn lange Jahre schon hatte der mörderische Krieg in Italien gedauert, da fiel es dem Kaiser ein, seinen Kämmerling Narses mit der Führung dieses Krieges zu beauftragen. Narses gelangte glücklich nach Salona in Dalmatien und sammelte dort sein ganzes Heer, um von da aus zu Lande nach Italien und dem Gotenkönige entgegenzuziehen. Er hatte von dem Kaiser große Summen Geldes erhalten und sich dadurch ein Heer verschafft, wie es die Römer in diesem Kriege noch nicht besessen hatten; denn er konnte auch allen denjenigen, welchen noch Sold beim Kaiser rückständig war, ihr Geld ausbezahlen. Das Heer der Kaiserlichen bestand meist aus Einwohnern von Byzanz und von Thrazien, jedoch waren auch viele aus Illyrien und anderen Ländern. Auch der Langobardenkönig Audoin führte ihm zweitausend Mann Hilfstruppen zu und von anderen deutschen Stämmen stellten die Heruler mehr als dreitausend Streiter. Von dem gepidischen Zweig der gotischen Völkerfamilie zogen vierhundert erprobte Krieger mit. Gegen alle diese war Narses freigebig mit den Schätzen des Kaisers, und darum waren sie ihm um die Wette zugeeilt, sobald sie vernahmen, daß der Kaiser ihn zum Oberfeldherrn gemacht habe. Am meisten unter allen Kriegern waren ihm die Heruler um seiner besonderen Freigebigkeit willen gegen sie zugetan.

Als Narses an das venetische Gebiet kam, wollten ihn die Anführer der Franken, welche jene Orte besetzt hielten, nicht durchlassen; denn sie sagten, es wären Langobarden bei seinem Heere und diese wären ihre Todfeinde. Narses aber erfuhr, daß er doch nicht daher ziehen könnte, weil der gotische Anführer Tejas das feste Verona besetzt hielte und alle Städte und Wege um den Po durch tiefe Gräben und Verhaue unzugänglich gemacht hätte. Totilas meinte, daß Narses an der Ostküste doch nicht herziehen könnte wegen der vielen

Mündungen der großen Ströme, und daß er auch nicht ſo viele Schiffe beſäße, mit denen er auf einmal quer über das Meer ſetzen könnte. Darum glaubte er ihm ſchon den Weg abgeſchnitten zu haben; aber Narſes wagte doch mit einigen größeren Schiffen und vielen Kähnen den gefährlichen Zug an der Küſte hin. So oft er dann an eine Flußmündung kam, ſetzte er mit ſeinen Fahrzeugen hinüber und gelangte ſo nach Ravenna, das ſeit der Einnahme durch Beliſar immer im Beſitz der Kaiſerlichen geblieben war. Während er dort acht Tage in Ruhe zubrachte, erhielt er einen Brief von Usdrilas, dem Anführer der gotiſchen Beſatzung von Ariminum. Dieſer ſchrieb: „Nachdem ihr ganz Italien mit den Gerüchten eurer Macht erfüllt und, wie ihr wohl meint, die Goten ſchon durch Furcht zu Boden geſchlagen habt, ſitzt ihr ruhig in Ravenna und verzehrt den Ertrag des Landes, über das euch kein Recht zuſteht. So ſucht doch den Krieg, ſo tretet uns doch vor Augen; denn wir ſind alle begierig, euch zu ſehen.“ Narſes lächelte über die herausfordernde Sprache des tapferen Goten und zog gegen Ariminum. Dort iſt ein kleines Flüßchen, das für den einzelnen Fußgänger nicht ſchwer zu paſſieren iſt, aber wohl für eine große Zahl Bewaffneter. Deshalb ritt Narſes mit wenigen Reitern voraus und erblickte Usdrilas an der andern Seite des Gewäſſers. Sogleich ſpannte einer von den Kaiſerlichen ſeinen Bogen und ſchoß, traf aber Usdrilas nicht, der ſofort hineilte, um Verſtärkung zu holen. Damit ſtürmte er aus der Stadt auf die Kaiſerlichen; aber die Heruler töteten ihn. Während die Goten in Verwirrung waren, ſchlug Narſes ſogleich eine Brücke und zog dann vorüber; denn er wollte Ariminum nicht belagern, um nicht Zeit zu verlieren.

21. Der Entſcheidungskampf.

Totilas hatte ſchon vernommen, was geſchehen war, und wartete in Rom auf Tejas. Als dieſer kam, zog er ſogleich

den Kaiserlichen entgegen, um sie anzugreifen, wo er sie fände. Aber als er die Nachricht vom Tode des Usdrilas vernahm, blieb er am Apenninengebirge stehen. Dahin kam auch Narses mit dem kaiserlichen Heere und schlug nicht weit von Totilas sein Lager auf, in jener Gegend, wo einst Kamillus die Scharen der Gallier geschlagen und vernichtet haben soll. Zum Andenken hieß der Ort noch Busta Gallica, denn busta sind die Überbleibsel eines Scheiterhaufens, und man sah dort noch viele Hügel, die aus Erde aufgeworfen waren. Sogleich schickte dann Narses einige seiner Vertrauten ab und trug ihnen auf, den Gotenkönig zu ermahnen, daß er nun ernstlich an Unterwerfung denken müsse, da er mit seinen ungeübten Truppen doch nicht hoffen könnte, der Macht des kaiserlichen Reiches mit Erfolg zu widerstreben. Dann fügte er aber hinzu: wenn sie ihn dennoch zum Kampfe entschlossen sähen, so sollte er sogleich einen Tag zum Treffen bestimmen.

Die Gesandten führten ihren Auftrag aus und traten vor Totilas; aber er antwortete ihnen stolz und zornig, daß nur ein Kampf entscheiden könne. Da fragten sie wieder: „Nun wohl, König, welche Zeit bestimmst du zur Schlacht?“ Er antwortete: „Von heute an in acht Tagen wollen wir aufeinander treffen.“ Die Gesandten kehrten zurück und verkündeten dem Narses die Antwort; aber dieser argwöhnte eine Kriegslist von dem Gotenkönige und bereitete sich vor, als wenn das Treffen am folgenden Tage geliefert werden sollte. Da sah man, daß er die Absicht der Goten wohl erraten hatte; denn am folgenden Morgen wollte Totilas dem Gerüchte von seiner Ankunft zuvorkommen und war da mit seinem ganzen Heere. So stellten sich beide Schlachtordnungen einander gegenüber und waren nicht weiter voneinander entfernt, als die doppelte Länge eines Pfeilschusses.

Es lag da ein mäßig hoher Hügel, den beide Feldherren gleich eifrig zu besetzen wünschten, weil er bequem zu liegen

schien, um von einem erhöhten Orte aus die Geschosse auf die Feinde schleudern zu können, dann aber auch, weil das Feld überhaupt hügelig war und man darum dem kaiserlichen Heere nur auf dem Wege in den Rücken kommen konnte, welcher sich am Fuße des Berges hinschlängelte. Darum wollten die Goten sich in Besitz dieses Hügels setzen, um die Feinde von zwei Seiten zugleich angreifen und noch dazu von oben her auf sie schießen zu können, die Kaiserlichen aber beeilten sich, um diesen Plan zu verhindern. Als es noch ganz dunkel war, schickte Narses fünfzig auserlesene Fußgänger hin, den Hügel zu besetzen. Sie schritten vorsichtig hinan; aber kein Gote wehrte es ihnen und sie stellten sich ruhig auf. Vor dem Hügel her floß ein Bach, neben dem vorher erwähnten Wege. Das gotische Lager war den fünfzig Fußgängern gerade gegenüber, der Raum für die fünfzig aber war sehr beschränkt, daß sie nicht in Reihe und Glied stehen konnten, ohne sich gegenseitig zu berühren. Als das erste Morgenlicht die Gegend erhellte, bemerkte Totilas die Stellung dieser fünfzig Männer und wandte allen Eifer darauf, sie von dort zu vertreiben. Deshalb sandte er eine Schar Reiterei, welche mit großem Grimm und Geschrei vordrang aber die fünfzig Römer standen dicht zusammen, beschützt von ihren Schilden, als die Goten mit verhängtem Zügel und ohne alle Ordnung auf sie einsprengten. Die Kaiserlichen schlugen ihre Schilde zusammen und streckten ihre Speere vor, einen neben dem andern wie eine eherne Mauer, so daß die Pferde erschraken vor dem Schall der aneinander geschlagenen Schilde, und die Männer vor den Spitzen der Speere. Die Pferde wichen zurück, zumal da auch die Unebenheit des Bodens sie hinderte; die Reiter wußten nicht, wohin sie sich wenden sollten, denn ihre Angriffe auf die Speerwand der Kaiserlichen waren alle vergebens, und selbst die Pferde waren widerspenstig und wollten weder dem Sporn, noch dem Zuruf gehorchen. Sie lenkten

zurück, dann aber wandten sie ihre Pferde wieder um und versuchten zum zweiten Male den Angriff; auch da wurden sie zurückgeworfen und noch mehrmals wieder, bis sie sich zurückzogen. Totilas sandte nun eine andere Schar zu demselben Zwecke, aber auch diese kehrte unverrichteter Sache zurück, und auf dieselbe Weise wurden noch viele andere Reiter ermüdet, ohne daß es den Goten gelang, ihren Zweck zu erreichen. So behaupteten jene fünfzig Männer den Hügel, und trugen über alle den Preis der Tapferkeit davon.

Allmählich war der Morgen weiter vorgerückt nud beide Heere rüsteten sich zur Schlacht. Vor derselben hielten beide Feldherren ihren Kriegern eine feierliche Anrede. Narses sprach folgende Worte: „Da ihr mit Männern zu kämpfen habt, die euch an Zahl, an Kriegserfahrung, an Ausrüstung bei weitem nicht gewachsen sind, so bedarf es nicht vieler Worte, wenn ihr nur auf Gott vertrauend den Kampf beginnt. Ihr habt es mit Räubern zu tun, die früher dem Kaiser untertänig, sich nachher gegen ihn empört und einen Mann aus dem gemeinen Haufen zum Tyrannen über sich eingesetzt haben, und nun sind sie noch so frech, dem sicheren Tode entgegenzugehen, zu welchem Gott selbst sie führt. Ihr kämpft für den wohlgeordneten Staat, jene für eine gesetzlose Willkür, und deshalb sind sie der Verachtung wert; wer aber nicht für Gesetz und vernünftige menschliche Einrichtungen sein Leben einsetzt, sondern für Unordnung und Willkür, den verläßt alle Tugend und Mannhaftigkeit, und darum kann ihm auch der Sieg nicht zuteil werden, den nur der rechte Mut erringt."

Totilas aber, der Gotenkönig, sprach zu den Seinen: „Hört mich, meine Genossen, ich rede so zu euch zum letzten Mal; denn wie auch die Entscheidung dieses Kampfes falle, sie macht unserem Kriege ein Ende. Darum zeigt an diesem Tage alles, was ihr vermögt, und verspart nicht den geringsten Teil eurer Tapferkeit für ein anderes Mal; denn das Schicksal

gewährt uns nur ein einziges Mal diese Entscheidung. Benutzt den glücklichen Augenblick, dann wartet euer ein reiches angenehmes Leben. Wer aber flieht, der stürzt sich selbst noch gewisser ins Verderben, als der, welcher auch in der weichenden Schlachtordnung noch mutig den Kampf aushält. Fürchtet nicht die Menge der Feinde; denn ihre Genossenschaft ist durch Lohn und Geld verbunden und hat keinen festen Bestand und keine Gewähr in der Liebe und Freundschaft der Kämpfenden untereinander. Die Hunnen, die Langobarden, die Heruler sind um Geld gemietet und werden deshalb nicht bis zum äußersten für sie kämpfen, ja sie kämpfen mit Absicht schlaff und nachlässig; denn wir wissen ja, daß nicht bloß die für Lohn gedungene Freundschaft eine lässige ist, sondern daß Dienste, die sonst für angenehm gelten, den Menschen zuwider werden, sobald sie durch Gewalt oder Lohn gezwungen sind, dieselben zu verrichten. Daran denkt und dann mit festem Mute auf den Feind, damit auch er erkenne, daß der Mut und die treue Liebe und Freundschaft der Genossen eines Volkes mehr vermag, als die bezahlte Kampflust der beutegierigen Mietlinge."

Auf dem linken Flügel der Römer bis zu dem Hügel stand Narses selbst und der kaiserliche Anführer Johannes mit dem Kern des Heeres; denn es umringten sie die schwer Bewaffneten und eine große Anzahl auserlesener Hunnen. Auf dem rechten Flügel stand der kaiserliche Anführer Valerian mit viertausend Bogenschützen. In der Mitte der Schlachtordnung standen die Langobarden, Heruler und die andern deutschen Stämme, und weil Narses ihnen nicht vollkommen traute, befahl er ihnen von den Pferden abzusteigen, damit sie nicht aus Furcht oder Treulosigkeit zur Flucht zu leicht bereit wären. Das Ende des linken Flügels stellte Narses in Gestalt eines Winkels auf, indem er fünfzehnhundert Reitern am Ende desselben ihren Platz anwies. Fünfhundert von diesen gab Narses den Befehl, daß sie zur Hilfe eilen sollten, wenn die

Schlachtordnung der Römer ein wenig wankte, die andern tausend aber sollten sogleich beim Beginn des Kampfes in einem großen Bogen umschwenken und der feindlichen Schlachtordnung in den Rücken kommen. Auf ähnliche Weise ordnete auch Totilas die Seinen und umritt dann die ganze Reihe und feuerte alle seine Krieger durch Wort und Blick an. Auch Narses ritt zu den kaiserlichen Kriegern und versprach hier goldene Armspangen, dort Halsketten, dort goldenes Pferdegeschirr und andere Dinge, die er auf Speeren emporgehoben den römischen Kriegern zeigen ließ.

Beide Schlachtreihen standen eine Weile einander gerüstet gegenüber, und eine jede erwartete den Angriff der andern. Da ritt Kokas, ein Gote von außergewöhnlicher Tapferkeit, aus der Schlachtordnung vor und forderte einen der Kaiserlichen zum Zweikampfe heraus. Kokas war einer von denen, welche früher aus dem kaiserlichen Heere zu den Goten übergegangen waren. Bald drängte sich auch von seiten der Kaiserlichen einer aus Narses Leibwache namens Anzalas hervor, und bot sich ihm zum Gegner an. Zuerst rannte Kokas auf seinen Gegner los und versuchte ihn durch einen Speerwurf in den Leib zu verwunden. Anzalas lenkte geschickt sein Pferd auf die Seite und entging der drohenden Gefahr. Mit derselben Kunst drang er schräg von der Seite her auf Kokas ein und warf ihm den Speer in die linke Seite, so daß Kokas sogleich vom Pferde stürzte und den Geist aufgab. Aus der kaiserlichen Schlachtreihe erhob sich unendlicher Jubel; aber doch wagte keine der Parteien vorzugehen.

Totilas allein ging vorwärts, aber nicht um nochmals zum Einzelkampfe aufzufordern. Zweitausend seiner Krieger, die er sehnlichst erwartete, waren noch nicht eingetroffen, und bis zu ihrer Ankunft gedachte er die Zeit noch zu verzögern. Er war angetan mit einer Rüstung, die von Golde strahlte.

Von seinem Helme und seinem Speere wehte ein purpurner Schmuck, der den König herrlich zierte. Er ritt ein vortreffliches Pferd und wußte es in der Mitte zwischen beiden Schlachtreihen wohl umherzutummeln. Denn er lenkte es bald hierhin, bald dorthin und warf es von einem Kreise um in einen andern; indem er so ritt, schleuderte er seine Lanze in die Luft empor, und wenn sie zitternd niederfiel, fing er sie in der Mitte des Schaftes wieder auf und, indem er sie von der einen Hand hinüber in die andere gleiten ließ, zeigte er, mit welcher Geschicklichkeit er dem Spiel der Waffen obgelegen hatte. Zuweilen auch legte er sich hintenüber und bog sich in vielfachen Windungen bald hierhin, bald dorthin. Mit solchen Übungen brachte er den ganzen Morgen hin und um auch da noch das Treffen länger zu verzögern, schickte er einen Herold an das kaiserliche Heer und gab seinen Wunsch nach Unterhandlung zu erkennen. Narses aber verweigerte sie und antwortete ihm, daß er nur Ausflüchte suchte, da er doch früher, als es Zeit war zu Gesprächen, so kampfbegierig gewesen wäre.

Während dieser Zeit waren die zweitausend gotischen Krieger wirklich angekommen. Es war aber auch die Stunde des Mahles da, und deshalb ging Totilas in sein Zelt und aß und ließ auch das ganze Heer das gewöhnliche Mahl verzehren. Als das geschehen war, befahl er wiederum allen, sich zu waffnen, und führte seine Goten hervor gegen die Kaiserlichen, welche er unvorbereitet zu treffen vermeinte; aber Narses war zu vorsichtig gewesen und hatte den Seinen weder gestattet zu frühstücken, noch auch nur den Panzer abzulegen, noch den Pferden den Zaum abzunehmen. Doch waren sie nicht ohne Erquickung geblieben, sondern hatten in ihren Reihen stehend einige Speise genossen, indem sie die Augen immer unverwandt auf den Feind richteten, damit die Goten sie nicht unerwartet überfielen. Dann ordnete aber

Narses seine Reihen so, daß die viertausend Bogenschützen vom Flügel her vor die Mitte rückten und dort in halbmondförmiger Stellung standen. Die gotische Reiterei aber stand vor den Fußgängern, damit, wenn sie etwa geworfen würde, sie sich auf diese als auf einen festen Stützpunkt zurückziehen könnte und beide dann mit vereinten Kräften aufs neue den Feind angriffen.

Totilas hatte den Goten verboten, sich der Pfeile oder irgend eines andern Geschosses mit Ausnahme der Speere zu bedienen, damit sie nur im Handgemenge kämpfen sollten, wo es auf die Kraft und den Mut des einzelnen Mannes ankäme; aber wenn wir auch den wackeren Sinn des Königs hier wiederum erkennen, so war dies Verbot doch nicht so klug als edel, weil dadurch die Seinigen den Kaiserlichen nachstehen mußten; denn diese bedienten sich der verschiedenen Waffen, je nachdem die Umstände es mit sich brachten. Die gotische Reiterei stürmte ungestüm vorwärts, ohne daß die Fußgänger ihr folgen konnten, und vertraute ihren Speeren; aber ihre Kühnheit war blind und bald mußten sie die Folgen derselben empfinden. Sie bemerkten nicht, daß die Enden des Halbmondes, in welchem die Bogenschützen aufgestellt waren, sich einander näherten und sie zwischen sich schlossen. Aber als die Pfeile von beiden Seiten in ihre Reihen flogen, merkten sie bald ihre Torheit. Sie hatten schon viele Menschen und Pferde verloren, bevor sie nur mit dem Feinde recht zusammengekommen waren, und zogen sich mit Mühe auf ihre Schlachtreihe zurück.

Nun aber begann der gewaltige Andrang der Kaiserlichen gegen die Reihe der Goten, und die Römer und ihre Bundesgenossen wetteiferten an Tapferkeit. Der Tag neigte sich, und es begann Abend zu werden, da waren beide Schlachtreihen in voller Bewegung; aber die gotische ging zurück, und die kaiserliche drang vor, denn die Goten waren bestürzt geworden

durch den Ausgang des ersten Angriffs und durch die gewaltige Übermacht der Feinde. Sie dachten nicht mehr daran, ihre Kräfte zu erproben, sondern es war als schreckten sie zurück wie vor Gespenstern. Die Reiterei warf sich auf die Fußtruppen; aber anstatt daß dies dem Unglücke ein Ende gemacht hätte, begann es da erst recht. Denn sie kam nicht geordnet an, sondern eilte in wilder Flucht zurück, so daß die Fußtruppen den Stoß nicht aushielten, vielmehr in eiligem Laufe zugleich mit jenen entflohen. Es wurde immer dunkler und darum überritten gotische Reiter gotische Fußgänger und auch diese töteten ihre eignen Freunde. Die Römer aber metzelten ohne Erbarmen alle nieder, und gleich als wenn ein Schrecken vom Himmel über die Goten gekommen wäre, wagten diese kaum die Augen, geschweige denn die Waffen zu erheben. Sechstausend Goten fielen in diesem Treffen, viele ergaben sich den Kaiserlichen, welche nachher alle töteten.

Das Treffen war schon beendet, und dunkle Nacht deckte die Erde, da verfolgten noch einige Kaiserliche den Gotenkönig Totilas und fünf andere Männer; aber die Römer wußten nicht, daß es Totilas war, der da vor ihnen floh. Unter den Kaiserlichen war auch Asbad, ein Gepide. Dieser war dem Gotenkönige zunächst und zielte mit dem Speere auf den Rücken des Königs; da rief ein gotischer Jüngling, ein Diener und auch in der Gefahr ein treuer Begleiter des Königs, mit zorniger Stimme lautschreiend aus: „Hund, du wagst deinen Herrn zu töten!“ Asbad aber warf seinen Speer auf den König mit aller Kraft, dann aber schlug Scipuar, einer von des Königs Begleitern, ihm dafür eine schwere Wunde, daß Asbad nicht weiter konnte. Im selben Augenblicke wurde auch Scipuar von einem Kaiserlichen schwer getroffen. Die vier Begleiter des Asbad aber suchten diesen zu retten und kehrten mit ihm zurück, während die Begleiter des Gotenkönigs mit derselben Eile fortsprengten, den fer-

benden König zwischen sich. Erst nach einer langen Strecke Weges hoben sie ihn vom Pferde und verbanden seine Wunde, jedoch vergebens, denn er starb unter ihren Händen. Seine Begleiter begruben ihn dort nahe bei Caprä (Capraja) und eilten davon. Das war der Ausgang des Gotenkönigs Totilas im Jahre 552, nachdem er elf Jahre regiert hatte. Sein Lebensende entsprach nicht den Taten des Helden; denn wenige Freunde umgaben sein Sterbelager unter freiem Himmel in einsamer Gegend. Das war der Wechsel menschlicher Größe in dem Leben eines der herrlichsten Helden des gotischen Stammes.

Die Kaiserlichen wußten noch nichts davon, daß auch Totilas gefallen wäre, bis eine gotische Frau, die in der Nähe gewesen war, es einigen Römern erzählte und den frischen Grabhügel zeigte, den die Goten ihrem Könige zu Ehren errichtet hatten als das letzte Zeichen ihrer Treue und Anhänglichkeit. Die Kaiserlichen aber, die das vernahmen, nannten es eine Erdichtung und gruben das Grab wieder auf, um nachzusehen. Da erkannten sie die Leiche des Gotenkönigs, und als sie sich satt daran gesehen, legten sie ihn wieder in sein Grab zur Ruhe und verkündeten die Sache ihrem Feldherrn Narses. Dieser schickte den Helm und das blutgetränkte Gewand des Helden nach Konstantinopel, und dort wurden diese Überbleibsel dem Kaiser zu Füßen gelegt. Mit stolzer Freude betrachtete sie dieser Mann, der nie ein Schwert gezogen und doch unendlichen Jammer über so viele Völker gehäuft hatte.

Einige erzählen den Fall des Königs und den Ausgang dieses Treffens auf andere Weise. Sie sagen, die Flucht der Goten sei nicht ohne Ursache geschehen, sondern beim Anrücken einer kaiserlichen Schar sei Totilas zufällig von einem Pfeile getroffen, mit dem der Schütze gar nicht auf ihn gezielt habe; denn Totilas habe wie ein gewöhnlicher Krieger bewaffnet in

der Reihe gestanden, ohne bestimmten Zweck und ohne Grund, weshalb er gerade da seinen Platz genommen, und gewiß nicht daran gedacht, sich selbst zum Ziel der feindlichen Pfeile zu machen. Aber so habe es das Geschick gewollt und den Pfeil in seine Brust gelenkt; da sei er, vom heftigsten Schmerze erfaßt, sogleich zurückgetreten und haben sich von seinen Freunden aus der Schlachtreihe führen lassen. Sterbend aber sei er dann auf seinem Pferde sitzend bis nach Caprä gekommen, und obwohl dort alle Hilfsmittel angewandt seien, habe der heftige Schmerz sein Ende bald herbeigeführt. Sobald aber die Goten, die doch an Zahl den Gegnern nicht gewachsen waren, die Verwundung ihres Königs vernommen hätten, seien sie wie betäubt gewesen und so entmutigt worden, daß sie sich wie ohne recht zu wissen was sie taten, zu dieser schimpfligen Flucht hätten hinreißen lassen.

Narses aber war hocherfreut über seinen Sieg und schrieb ihn allein der Hilfe Gottes zu. Weil er aber seiner Verbündeten nun nicht mehr bedurfte, entließ er sie, namentlich die Langobarden, deren Zügellosigkeit sehr schwer zu dämpfen war. Er zahlte ihnen ihren bedungenen Lohn aus und gab ihnen dann eine kaiserliche Heeresabteilung mit, welche sie bis zu ihren Wohnsitzen nach Pannonien geleiten sollte, damit sie nicht unterwegs noch die Gegenden durch Feuer und Schwert verheerten.

Tejas, der letzte König der Ostgoten (553).

Die Goten, welche aus dem Treffen entkommen waren, setzten über den Po und eilten nach Tizinum (Pavia). Dort wählten sie Tejas zu ihrem Könige. Dieser bemächtigte sich des gotischen Schatzes, den Totilas zu Tizinum aufgehäuft hatte, und suchte dafür wieder Mannschaften an sich zu ziehen. Narses aber eilte zuerst nach Rom, welches die Goten, die dort lagen, mutig verteidigen wollten. Totilas hatte einen

großen Teil der Stadt niedergebrannt; aber das Grabmal Hadrians (auf dem rechten Tiberufer nordwestlich von der Stadt) hatte er noch mehr befestigt, und dahin brachten die Goten nun alle ihre Kostbarkeiten und wollten diese Feste mit aller Macht schützen, die andern Mauern aber vernachlässigten sie. Die Kaiserlichen konnten auch nicht alle Mauern zugleich angreifen, sondern nur an einzelnen Stellen, und dahin sammelten sich die Goten und ließen die dazwischen liegenden Teile fast völlig frei. An einer solchen Stelle erstiegen einige Kaiserliche die Mauer und wiederum kam hier, wie in jenem Treffen, ein blinder Schrecken über die Goten und sie flohen davon. Rom aber war zum fünften Male in diesem Kriege erobert worden, dreimal von den Kaiserlichen und zweimal von den Goten.

Da sah Tejas ein, daß die Goten allein für sich dem Kriege nicht mehr gewachsen wären, und bat darum den Frankenkönig Theodebald um Hilfe. Allein die Franken wollten weder für die Sache der Goten, noch für die der Kaiserlichen ihr Leben einsetzen, sondern wollten Italien für sich allein haben. Da mußte Tejas diese Hoffnung aufgeben und zog nun südwärts am Ufer des Meeres hin. So kam er nach Kampanien, ohne daß ihn ein Feind bemerkte. In Kampanien liegt der feuerspeiende Berg Vesuv. Am Fuße desselben sind Quellen trinkbaren Wassers, aus denen ein Fluß entsteht namens Drako, der nahe bei der Stadt Nuceria vorbeifließt. An den Ufern dieses Flusses lagerten sich beide Heere einander gegenüber. Obwohl der Drako nicht eben reichlich fließt, ist doch der Übergang über ihn sehr schwer, weil sein Bett sehr eng und tief ausgehöhlt ist, so daß die Ufer von beiden Seiten sich jäh hinuntersenken. Den Zugang zu der Brücke hatten die Goten verwahrt durch hölzerne Türme und mit Ballisten und andern Wurfgeschützen besetzt, damit sie von oben herab auf die Feinde niederschießen könnten. So

war kein Handgemenge möglich, weil der Bach immer zwischen den Kämpfern war; aber sehr oft standen sie von beiden Seiten auf den Ufern und suchten einander mit Pfeilen zu erlegen. Auch fiel wohl manchmal ein Zweikampf vor; denn nicht selten ging einer der Goten über die Brücke und forderte sich einen der Römer heraus.

So vergingen zwei Monate, und kampfgerüstet standen sich während aller dieser Zeit die Heere gegenüber. Noch hatten die Goten die Herrschaft über das Meer, und ihre Schiffe brachten ihnen reichliche Lebensmittel dahin. Aber der Anführer der gotischen Flotte übergab sie den Kaiserlichen, und zugleich kam eine große Anzahl kaiserlicher Schiffe aus Sizilien und andern Gegenden des Reiches herangesegelt. Da stellte auch Narses an seiner Seite des Flusses hohe Türme auf und erschreckte die Goten, daß sie meinten, sich nicht länger da halten zu können, sondern sich auf den benachbarten Berg zurückzogen. Dahin konnte ihnen das kaiserliche Heer nicht folgen wegen der Unebenheit des Bodens. Aber bald reute es die Goten so hoch hinaufgestiegen zu sein; denn sie hatten dort keine Lebensmittel mehr, weder für sich noch für die Pferde. Darum beschlossen sie, es wäre besser, in ehrlichem Kampfe in der Schlachtreihe zu sterben, als langsam zu verhungern, und sie griffen die Kaiserlichen an, die so etwas am wenigsten erwarteten. Diese wehrten sich, nicht auf ein Zeichen der Hörner, auch nicht nach Abteilungen und regelmäßiger Anordnung aufgestellt, sondern wie sie gerade standen; denn der Angriff war ihnen zu unvermutet gekommen. Aber dennoch verteidigten sie sich mit aller Anstrengung, bis sich allmählich ihre Macht gesammelt hatte.

Die Goten aber stiegen nun ab von ihren Rossen und ließen sie ungehindert laufen. Dann stellten sie sich alle in Schlachtreihe, die Stirn dem Feinde zugewendet. Als die Römer das erblickten, entließen auch sie alle ihre Pferde und

stellten sich eben so wie die Goten. Dann aber begann der Kampf, in welchem Tejas an Heldenkraft und Mut keinem aller Helden weicht, die uns die Geschichte nennt. Den Goten gab die Verzweiflung Mut, die Kaiserlichen aber sahen die Verzweifelten und erkannten die eigene Übermacht; darum hielten sie es für schimpflich den Schwächeren zu weichen. Jene suchten den Tod, diese den Ruhm der Tapferkeit.

Tejas stand durch seinen Schild gedeckt, allen erkennbar an der Spitze seines Haufens. Sobald die Römer ihn erblickten, meinten sie, daß sein Tod dem Treffen ein Ende machen würde und darum drängten sich alle Kampfeslustigen gegen ihn heran. Ihrer war eine große Zahl und alle richteten auf ihn ihre Speere oder suchten ihn auch mit Wurfspießen zu verwunden, die sie auf ihn schleuderten. Aber Tejas stand und fing die Spieße mit dem Schilde auf, zuweilen sprang er vor und tötete seinen Gegner. Wenn er aber bemerkte, daß sein Schild voll war von Wurfspießen, die mit der Schneide darin steckten und daran niederhingen, so rief er einen Waffenträger und dieser reichte ihm einen andern dar. Als er also kämpfend den dritten Teil des Tages dagestanden hatte, geschah es, daß wiederum zwölf Wurfspieße an seinem Schilde niederhingen und er ihn nur schwer bewegen und nicht ferner die Feinde damit abwehren konnte. Da rief er wiederum mit lauter Stimme seinen Waffenträger, er selbst aber bewegte sich auch nicht einen Finger breit von seiner Stelle, zog seinen Fuß nicht zurück und gestattete auch keinem Feinde den seinigen vorzusetzen. Auch wandte er sich nicht und deckte nicht seinen Rücken mit dem Schilde, auch bog er sich nicht zur Seite; sondern gleich als wäre er am Boden geheftet, so stand er mit seinem Schilde an derselben Stelle, während seine Rechte unter die Feinde schlug und die Linke den Andrang abhielt. Der Waffenträger brachte ihm einen neuen Schild und Tejas gab ihm

dafür den andern, den die schweren Wurfspieße niederzogen. Da aber ward seine Brust einen Augenblick frei, es war nur ein Augenblick; aber ein Wurfspieß sauste herüber und durchschnitt seine Brust. Da hauchte der Held seine Seele aus.

Einige der Kaiserlichen aber zerrten seine Leiche hervor, hieben ihr den Kopf ab und steckten ihn auf einen Speer, daß dieser Anblick den Römern Mut einflöße und die Goten verzagt mache. Aber obwohl die Goten wußten, daß ihr König gefallen war, wollten sie doch dem Kampfe nicht entsagen, sondern kämpften also bis zum Abend. Die Nacht schied das Treffen, und von beiden Seiten blieben die Kämpfer in Waffen. Am folgenden Morgen stellten sie mit dem ersten Strahl der Sonne ihre Reihen und wiederum kämpften sie bis in die Nacht, und keiner wandte den Rücken und keiner wich, so viel auch ihrer fielen, und jeder fiel an dem Orte, wo er getroffen war. Die Goten wußten wohl, daß sie zum letzten Male kämpften, die Römer aber wollten ihnen nicht nachstehen an Mut.

Am Abend aber des zweiten Tages sandten die Goten einige ihrer Angesehensten zu Narses und ließen ihm sagen, sie erkennten wohl, daß ihr Kämpfen gegen den Willen Gottes sei; denn das bezeugten ihnen die Schicksale, die sie erlitten. Darum wollten sie abstehen vom Kampfe, jedoch nicht um dem Kaiser sich zu unterwerfen und ihm zu dienen, sondern um mit andern Genossen der verwandten Volksstämme nach ihren Gesetzen zu leben. Darum baten sie, daß die Kaiserlichen ihnen freien Abzug gewährten und ihnen die Ausführung dieses besonnenen Entschlusses nicht weigerten, sondern ihnen das auch als Reisegeld mitzunehmen gestatteten, was früher ein jeder von ihnen in den noch von ihren Stammesgenossen besetzten Städten Italiens zurückgelegt hätte. Narses erwog diesen Vorschlag im Kriegsrate mit seinen Anführern, und diese rieten ihm, die Bitte zu gewähren, weil ja doch

die Goten zum Todeskampfe entschlossen wären, der auch den Kaiserlichen noch manchen tapferen Mann hinwegnehmen würde. „Denn," sprach einer von den kaiserlichen Anführern, „dem klugen und besonnenen Manne genügt es, gesiegt zu haben; allzu ehrgeizige Begierde aber treibt den Menschen ins Verderben."

Diese Meinung billigte auch Narses, und darum kamen sie überein, daß die Goten sofort von dannen ziehen und niemals mit dem Kaiser wieder Krieg führen sollten. Da gingen noch tausend Goten aus ihrem Lager hervor und begaben sich nach Ticinum (Pavia) und dem nördlich vom Po gelegenen Lande. Hier kamen alle, die hinwegziehen wollten, noch einmal mit den Kaiserlichen überein und von beiden Seiten beschworen sie den Vertrag mit einem feierlichen Eide. So endete der Krieg, der achtzehn Jahre gedauert und in allem an fünfzehn Millionen Menschen verschlungen hatte.

Das war das Ende des Stammes der Ostgoten.

Hier und da hielten sich noch einige Städte, welche von den Goten besetzt waren, unter ihnen namentlich die Stadt Cumä, in der Geschichte Roms bekannt durch die Sibylle, welche dem Könige Tarquinius Priskus die sibyllinischen Bücher zum Kaufe anbot. In dieser Stadt weilte Aligern, der Bruder des Königs Tejas, der beste Bogenschütze der Goten und verteidigte diese Stadt lange Zeit. Er und die übrigen Goten riefen auch die Franken und Alemannen zu Hilfe, und diese kamen unter Leutharis und Bucelin. Wie es diesen erging, erzähle ich meinen Lesern in den Geschichten der Franken.

Die Westgoten in Spanien.

Nachdem wir das Ende des Stammes der Ostgoten erzählt haben, bleibt uns noch übrig mit einigen Zügen auch des Unterganges der Westgoten zu gedenken, deren Reich ungefähr hundertundsechszig Jahre länger in Spanien bestand und nicht der überlegenen Geschicklichkeit und dem Talente eines Mannes, sondern der jugendlich frischen Kraft eines andern Völkerstammes unterlag. Der westgotische Stamm hat längere Zeit gehabt seine geistigen Keime zur Entwickelung zu bringen; aber dennoch nicht lange genug, um für die Nachwelt sonst eine bleibende geistige Schöpfung zu hinterlassen, als seine Gesetzgebung. In einzelnen Kämpfen werden uns noch die Erzählungen aus der Franken Geschichte an die Goten wieder erinnern; hier beschäftigt uns zunächst nur der Übertritt der Goten zum katholischen Glauben, wodurch die Scheidewand zwischen ihnen und den ehemaligen römischen Untertanen hinweggenommen wird, also daß sie mit diesen allmählich ganz zu einem einzigen Volke verschmelzen, und dann ihr Untergang im Jahre 711.

1. König Leovigild und seine Söhne Hermenegild und Rekkared.

Einer der kräftigsten Könige der Westgoten in Spanien war Leovigild. Er sicherte das Reich im Innern und wollte es auch nach außen sichern durch Freundschaft mit den Franken und warb deshalb für seinen Sohn Hermenegild um die fränkische Königstochter Ingundis. Die ward ihm auch zugesagt und Ingundis ging über die Pyrenäen nach Spanien. Allein bald entwickelte sich Zwist in der königlichen Familie, denn Ingundis war katholisch erzogen, und die Goten waren Arianer; darum verlangte die gotische Königin Gosvinta, daß auch Ingundis arianisch werden sollte. Ingundis aber weigerte sich, und je mehr sie sich weigerte, desto mehr drang die Königin in sie, und als Ingundis ihr einmal antwortete, daß sie doch von ihrem Glauben nicht lassen könnte, faßte Gosvinta sie bei den Haaren, warf sie zur Erde, schleppte sie so über den Boden hin und trat sie mit Füßen. Dann befahl die zornige Frau, daß man die blutende Ingundis in einen Fischteich werfen sollte. Das geschah, aber man zog sie wieder heraus, und sie blieb am Leben.

Damit aber solche Vorgänge fernerhin vermieden würden, gab Leovigild seinem Sohne Hermenegild eine Stadt, in welcher er mit seiner Frau Ingundis in Ruhe leben könnte. Sobald sie dort waren, fing Ingundis an ihren Gemahl zu überreden, daß doch der katholische Glaube besser wäre, als der arianische, und daß er doch auch die Wahrheit anerkennen und zur katholischen Religion übertreten sollte. Hermenegild weigerte sich lange; aber endlich vermochten die Bitten seiner Gemahlin und des Bischofs Leander, den sie zu Hilfe rief, soviel über ihn, daß er den väterlichen Glauben abschwur, in welchem er erzogen war, und sich der katholischen Lehre zuwandte. Als Leovigild das erfuhr, ward er sehr zornig gegen seinen Sohn; denn er vernahm zugleich auch, daß

Hermenegild eine Verschwörung gegen ihn angestiftet hätte, um ihn vom Throne zu stoßen; ja Hermenegild verging sich soweit, den Kaiser in Konstantinopel um Hilfe zu bitten gegen seinen Vater. Zuerst sandte Leovigild Boten an seinen Sohn und ließ ihn auffordern, zu seinem Vater zu kommen. Aber Hermenegild antwortete ihm: „Ich werde nicht zu dir kommen; denn du zürnst mir, daß ich katholisch geworden bin.“ So mußte denn der Vater mit einem Heere gegen seinen Sohn heranziehen; denn um Hermenegild hatte sich auch ein Heer gesammelt, weil ja alle Bewohner Spaniens römischer Abkunft als Katholiken es mit ihm gegen Leovigild hielten. Aber Hermenegild wurde bald geschlagen und in die Stadt Hispalis eingeschlossen. Dort verteidigte er sich mit entschlossenem Mute zwei Jahre lang; aber endlich war für die Stadt keine Rettung mehr. Sie ergab sich, aber Hermenegild floh und gedachte sich aufs neue in Kordova zu verteidigen; denn er meinte, die Oströmer würden ihm Hilfe bringen, wie sie versprochen hatten. Aber Leovigild kannte die Oströmer zu gut und ließ ihnen dreißigtausend Goldstücke bieten, wenn sie wegziehen würden. Dies taten die Oströmer, und also war Hermenegild die letzte Hilfe geraubt. Alle verließen ihn, da floh Hermenegild in eine Kirche, weil die Kirchen den Verfolgten eine sichere Zufluchtsstätte boten. Als Leovigild dies erfuhr, schickte er seinen Sohn Rekkared hinein, daß er seinen Bruder hervorholen und zu ihm bringen sollte. Rekkared schwur seinem Bruder, der Vater wollte ihm kein Leid zufügen; allein Hermenegild verlangte, daß sein Vater erst selbst herkommen sollte. Sobald Leovigild in die Kirche trat, warf Hermenegild sich ihm zu Füßen, Leovigild aber hob ihn gütig auf, küßte ihn und redete ihm mit milden und besänftigenden Worten zu. So ward Hermenegild ins Lager geführt; aber hier mußte Leovigild seiner Pflicht als König eingedenk sein,

und obwohl er seinem Sohne kein Leid zufügte, ließ er ihm doch ein schlechteres Gewand anlegen und ihm die Stadt Valencia zum Wohnort anweisen, den er nicht verlassen durfte.

Dorthin begab sich Hermenegild und lebte da einige Jahre. Allein das alte Vertrauen zwischen Vater und Sohn war zerstört, und Hermenegild konnte es nicht ertragen, daß seine Hoffnung gescheitert war. Darum zettelte er aufs neue eine Verschwörung gegen seinen Vater an. Allein, als Leovigild dies erfuhr, war er nicht mehr zur Milde geneigt, er ließ seinen Sohn ergreifen und töten. Dessen Gemahlin Ingundis wollte zu Schiffe nach dem Frankenreiche zu ihren Verwandten, aber die Griechen fingen sie auf und wollten sie nach Konstantinopel bringen. Doch hielt sie die Seereise nicht aus, sondern starb unterwegs.

Auch Rekkared neigte sich dem katholischen Bekenntnis zu, allein er war klüger und bedächtiger, als sein Bruder Hermenegild. Ruhig erwartete er den Tod seines Vaters Leovigild, denn er sah, daß die Herrschaft desselben stark und gewaltig war und zum Segen der Halbinsel gereichte; aber es entging ihm auch nicht, daß die Mehrzahl der Spanier Katholiken und nur die Goten Arianer waren. Als sein Vater Leovigild starb und Rekkared nun König wurde, bekannte er sich zur katholischen Religion, und alle Goten folgten ihm. Rekkared erhielt den Beinamen des Katholischen und seitdem war der Arianismus bei den Westgoten erloschen.

Rekkareds Streben war vor allen Dingen darauf gerichtet, daß aus den Nachkommen der ehemaligen Römer und aus den Goten in Spanien ein einziges Volk würde. Bis auf seine Zeit hatten die Goten ihre eigene Sprache, ihre Sitten und Gebräuche behalten und durften sich auch nicht mit den Römern verheiraten. Wie aber Rekkared sein Volk zu einer Religion mit den Katholiken brachte, so nahm er auch alle anderen Hindernisse der Vereinigung weg. So

erloſch ſeit ihm die gotiſche Sprache in Spanien und die gotiſchen Sitten und Gebräuche ſchwanden; bis auf ihn waren die Nachkommen der ehemaligen Römer nach römiſchen Geſetzen gerichtet und die Goten nach gotiſchen, Rekkared aber gab allen ſeinen Untertanen ein gemeinſchaftliches Geſetzbuch, das aus alten römiſchen, aus alten gotiſchen und neuen Anordnungen Rekkareds zuſammengeſetzt war.

Während in der ganzen übrigen Welt Elend und Verwirrung herrſchte, genoß Spanien unter der milden Herrſchaft Rekkareds Frieden und Ruhe; denn die Sorge für das Wohl ſeines Volkes war die einzige Beſchäftigung des weiſen Mannes. Nur begünſtigte er die Geiſtlichen und die Klöſter manchmal zu ſehr auf Koſten der anderen Untertanen; aber deſſen ungeachtet trug er doch mit Recht den Namen Flavius; denn er war wie einſt Titus Flavius die Luſt und Liebe des menſchlichen Geſchlechts. Allein es zeigte ſich ſchon unter ihm, wie noch mehr unter ſeinen Nachfolgern, daß die alte Tugend und Mannhaftigkeit der Goten immer mehr erloſch und Laſter unter ihnen zu herrſchen begannen, von denen ihre Vorfahren auch nicht einmal den Namen gekannt hatten. Er ſtarb nach einer fünfzehnjährigen Regierung im Jahre 601 nach Chriſti Geburt.

2. Der Sieg der Araber bei Xerez und das Ende des weſtgotiſchen Reiches (711).

In dem ſchönen Spanien wurden die Goten während des ſechſten und ſiebenten Jahrhunderts ſelten angegriffen, und darum wurde das Volk im Ganzen der Übung der Waffen entwöhnt. Zugleich war das Land immer von Parteiungen zerriſſen, denn es war ein Wahlreich, und nur der war rechtmäßiger König, welcher — feierlich dazu gewählt — auf dem Schilde emporgehoben wurde. Dadurch ſtieg die Macht der Großen des Reiches, ſowohl der weltlichen als der geiſtlichen; denn nur die Großen hatten das Recht der Wahl, und daraus ent-

standen unendliche Streitigkeiten, die die königliche Macht zugleich und die Ruhe und Sicherheit des Volkes zerrütteten.

Um den Anfang des achten Jahrhunderts drang ein neuer welterobernder Stamm nach Westen der Nordküste Afrikas entlang. Die stürmende Tapferkeit der Araber überwältigte allen Widerstand; denn der Araber war überzeugt, daß sein Los ein unabwendbar vorherbestimmtes sei, und daß der einmal dem Tode Geweihte seinem Schicksal nicht zu entrinnen vermöge. Es war derselbe Glaube, welcher einst Attila und die Hunnen zu ihren länderverwüstenden Eroberungen geführt hatte. Als nun die Araber an der Nordküste Afrikas immer weiter nach Westen drangen, bis wo die Fluten des Meeres ihnen eine Grenze setzten, vernahmen sie allerlei Gerüchte von dem schönen Lande Spanien. Es ward dem arabischen Führer Musa erzählt: Spanien hat einen immer heiteren Himmel, große Reichtümer und Überfluß an heilsamen Kräutern und Früchten. Die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens wird durch das rechtzeitige Eintreffen des Regens und die vielen Flüsse und wasserreichen Quellen befördert. Große und prachtvolle Städte bezeugten den Reichtum der Bewohner. Man verglich Spanien mit Syrien in betreff des heiteren Himmels und der Fruchtbarkeit, mit dem glücklichen Arabien in Ansehung des Klimas, mit Indien in Hinsicht seiner Blüten und Wohlgerüche, mit China in betreff seiner kostbaren und reichhaltigen Minen, mit Griechenland wegen seiner günstigen Lage und seiner zahlreichen Küstenländer. Zugleich erfuhr Musa die Feindseligkeiten der Bewohner Spaniens untereinander, und es wurde ihm gesagt, daß die Juden, die seit Kaiser Hadrians Zeit in großer Anzahl in Spanien weilten, nur auf den günstigen Augenblick warteten, um sich dem Drucke der verhaßten Goten zu entziehen. Aber nicht die Juden nützten den Arabern so viel, als der Verrat der ersten weltlichen und geistlichen Würdenträger des Reiches.

Die Araber griffen zuerst Ceuta in Afrika an, das der gotische Graf Julian wacker gegen sie verteidigte. Aber dieser Mann, der die festeste Stütze des gotischen Reiches hätte sein können, wurde das Verderben desselben. So lange der Gotenkönig Vitiza regierte, war Julian diesem und dem Reiche treu; aber dann bemächtigte sich Roderich des westgotischen Königsthrones, und diesen fürchtete Julian, weil er ihn haßte. Die Sage erzählt noch dazu, daß der Gotenkönig Roderich dem Grafen Julian, einem der ersten Großen seines Reiches, einen frevelhaften Schimpf angetan haben soll durch die Mißhandlung der Kava, der Tochter Julians. Darum beriet sich Julian mit Oppas, dem ersten Bischofe des gotischen Reiches und nach dem Könige auch dem ersten an Ansehen im gotischen Staate, und beide kamen überein, den arabischen Feldherrn Musa aus Afrika nach Spanien herüber zu rufen. Musa versprach ihnen, daß er sich mit der Ehre und der Beute begnügen wolle, und darauf hin verrieten die beiden rachsüchtigen Männer ihr Vaterland.

Allein Musa traute ihnen nicht völlig und ließ deshalb zuerst Tarek mit einer kleinen Schar über die schmale Meerenge setzen, damit dieser das Land und die Gesinnung der Bewohner erforschte. Tarek landete an der Südspitze Spaniens und nannte den Felsen, an welchem er aus seinem Schiffe stieg, den Gebel al Tarek d. h. den Berg des Tarek, woraus der Name Gibraltar entstanden ist. Sogleich fielen einige gotische Edle ab und gingen zu Tarek über, der seine Scharen durch neue Zuzüge von Afrika her verstärkte. Roderich erschrak über die Gefahr und entbot das ganze gotische Heer. An neunzigtausend Mann sammelten sich unter seinen Fahnen; aber die alte Kraft war nicht mehr in ihnen und viele haßten Roderich. Er zog nach Süden in die Nähe der kleinen Stadt Xerez, wo auch Tarek gelagert war, und nur der Guadaletestrom trennte die beiden Heere. Die Araber waren

viel schwächer an Zahl; aber ihr Kriegsmut war stürmender und gewaltiger; denn Mohammed hatte gelehrt, daß derjenige die größte Seligkeit im Himmel erhalten würde, welcher die Lehre des Propheten mit den Waffen in der Hand ausbreitete, und daß der Tod in solchem Kampfe der höchste Lohn des Menschen sei. Wie weit aber die Goten von dem früheren mannhaften Sinne entfernt und wie verweichlicht sie waren, zeigte der Anblick Roderichs, wie ihn uns die Sage überliefert hat. Als es zum Treffen ging, trug er auf seinem Haupte ein Perlendiadem, er war bekleidet mit einem weiten Gewande, das mit goldener und silberner Stickerei bedeckt war, er fuhr in einem Wagen von Elfenbein, den zwei weiße Maultiere zogen und lehnte sich nachlässig in demselben, um das Treffen anzusehen.

Drei Tage lang war schon gekämpft, ohne daß sich der Sieg entschied; denn gegen den höheren Mut der Araber stand die größere Zahl der Goten. Am dritten Tag erlahmte fast die Kraft der Mauren vor der Übermacht; denn tausende von ihnen lagen auf dem Schlachtfelde. Da rief Tarek aus: „Meine Brüder, vor euch ist der Feind und hinter euch das Meer: wohin wollt ihr? Folgt eurem Führer; ich will entweder mein Leben lassen oder meinen Fuß auf den Nacken des entthronten Königs setzen.“ Außer dieser Anrede und der Wut der Verzweiflung vertraute Tarek aber namentlich auf sein geheimes Einverständnis mit dem Grafen Julian und den Söhnen des früheren Königs Witiza, mit denen er die Nacht vorher eine Zusammenkunft gehabt und das Bündnis erneuert hatte. Die beiden Söhne des Witiza und Oppas hatten die wichtigsten Posten inne; im entscheidenden Augenblick des vierten Tages verließen sie dieselben, und Entsetzen und Verdacht herrschte nun durch das gotische Heer. Der eine Krieger traute dem andern nicht und jeder suchte nur sein Leben zu retten; da drängten die Araber immer stärker heran, und das ganze gotische Heer löste sich auf in wilder Flucht.

Unter der allgemeinen Verwirrung sprang Roderich von seinem Wagen und bestieg Orelia, das schnellste seiner Rosse; aber wenn er auch dem Tode des Kriegers entkam, so doch nicht seinem Schicksal; denn er geriet in den Guadalquivir und ertrank in den Gewässern dieses Flusses. Sein Diadem, seine Gewänder wurden am Ufer gefunden; aber seine Leiche war von den Wellen ins Meer hinabgespült, und deshalb begnügte sich Tarek mit dem Haupte eines andern Goten und ließ es als Zeichen seines Triumphes nach Damaskus bringen. „Und so," erzählt uns der arabische Geschichtschreiber, „ist das Schicksal der Könige, welche vom Schlachtfelde zu entfliehen suchen." Andere erzählen, Tarek habe den König gefangen und ihn lebendig in ein Faß mit Schlangen geworfen.

Oppas aber und Graf Julian sahen, daß sie sich so tief in Schuld und Verbrechen gestürzt hatten, daß nur der völlige Untergang des gotischen Reiches sie vor Strafosigkeit schützen konnte. Darum rieten sie dem Terak, seinen Sieg auf das kräftigste zu verfolgen und den Goten keine Ruhe zu verstatten. So geschah es; aber Tarek war mild und ließ die Goten nach ihren eigenen Gesetzen leben und verlangte nur Tribut von ihnen; aber er belohnte die Juden, deren es viele in Spanien gab; denn sie hatten seine Unternehmung befördert, weil die Bedrückung, die sie von den Goten erfuhren, ihnen unerträglich schien.

Unter den Sachen, welche die Araber in dem eroberten Reiche plündernd an sich rissen, befanden sich Kostbarkeiten von ungeheurem Werte. Eine davon war ein massiv goldener Tisch, Missorium genannt, der fünfhundert Pfund wog und noch dazu berühmt war wegen seiner herrlichen Arbeit und der Edelsteine, die seinen Glanz erhöhten. Die Goten erzählten, daß der römische Feldherr Aëtius ihn nach der Schlacht auf den katalaunischen Feldern dem Könige Torismund zum Geschenke gemacht hatte. Hernach versprach ihn einer der

gotischen Fürsten dem fränkischen Könige Dagobert zur Belohnung, wenn er ihm auf den Thron helfen wollte. Als dies geschehen war, kamen Abgesandte des Königs Dagobert, um den Tisch zu holen; allein es tat dem Könige leid, und deshalb schickte er eine Schar Krieger hin, welche das Kleinod den fremden Gesandten auf dem Wege wieder abnehmen mußten. Dies geschah; allein die fränkischen Gesandten beklagten sich bitter, und um sie zu beruhigen, ließ ihnen der Gotenkönig zweihunderttausend Goldstücke geben und behielt den Tisch als die größte Kostbarkeit des gotischen Schatzes.

Einen andern Tisch priesen die Araber aber noch mehr. Er war aus einem einzigen festen Smaragd geschnitten, mit drei Reihen schöner Perlen eingefaßt, und wurde von dreihundertfünfundsechzig Füßen aus Edelsteinen und massivem Golde getragen und an Wert auf fünfhunderttausend Goldstücke geschätzt.

Bald war ganz Spanien den Arabern unterworfen und nur in Asturien, im Norden und Nordwesten des Landes erhielten sich einige Überbleibsel der gotischen Macht unbesiegt. Diese drangen im Laufe der Jahre von den Hochgebirgen wieder hinab in das Land, und die Verherrlichung ihrer Taten in Liedern ging von Mund zu Mund und von Geschlecht zu Geschlecht. Denn wie einst die Araber bei ihrem Einbruche, so sahen auch diese christlichen Helden sich an als Kämpfer für ihren Glauben, und dieser begeisterte sie zu solchen Taten, wie sie den Cid unsterblich gemacht haben. Aber mehr als sieben Jahrhunderte vergingen, bis die letzten Araber den spanischen Boden verließen.

Für die erste Zeit aber, wo die Glut der Begeisterung noch mächtig in ihnen wallte, drangen sie immer weiter vor auch über die Pyrenäen nach Frankreich hinein, bis ihnen Karl der Hammer dort eine Grenze setzte.

Die Langobarden.

Unter allen deutschen Stämmen sind uns von dem langobardischen die meisten sagenhaften Geschichten und Züge erhalten. Man merkt es dem Paulus Diakonus, dem Sohne Warnefrieds an, daß er, der doch zur Zeit des Königs Desiderius und Karls des Großen lebte, mit vollen Händen aus dem Füllhorn der Sagen seines Volkes schöpfen konnte, und daß er mehr hätte erzählen können, wenn er gewollt hätte. Er ist die vorzüglichste Quelle, welche uns die langobardische Sage und Geschichte überliefert hat, doch leider auch wieder in lateinischer Sprache, während doch sicherlich damals diese Sagen noch in langobardischer Sprache erzählt und vielleicht auch gesungen wurden. Jedoch auch so müssen wir dem Paulus Dank wissen, wie wir von der andern Seite beklagen, daß nicht bei jedem deutschen Stamme sich ein solcher Erzähler gefunden hat, der seinen Stamm mit ganzer Liebe umfaßte und gebildet genug war, die Sage und Dichtung desselben, wenn auch nicht in der Muttersprache, doch lateinisch wiederzugeben. Daß bei unserem Geschichtenschreiber Paul Sage und Geschichte nicht zu trennen sind, sondern immer wieder ineinander verschwimmen, wird dem Leser der folgenden Erzählungen alsbald einleuchten.

1. Sage vom Ursprung der Langobarden.

Die Langobarden erzählten noch im achten Jahrhundert von ihrem Ursprunge also:

Das Volk der Langobarden, welches länger als zwei Jahrhunderte so glücklich in Italien herrschte, hieß zuerst Vinilen. Fern aus dem hohen Norden sind sie herabgekommen. Dort, wo die Menschen weit entfernt von der Glut der Sonne wohnen, ist der Boden um so eher geeignet, seine Bewohner stark und gesund zu erhalten, weil im Süden die Menschen viel mehr durch Krankheiten geschwächt werden. Darum sind auch so viele Völkerschwärme aus jenen Gegenden gekommen und haben die Länder überschwemmt und verheert; denn Goten und Vandalen, Rugier und Heruler und Turilinger schreiben alle ihren Ursprung dem Norden zu. Alle diese Völker mußten ausziehen aus ihren Wohnsitzen, weil der Boden sie nicht mehr ernähren konnte. So geschah es auch mit den Vinilen. Nach gemeinschaftlicher Verabredung wurde das ganze Volk in drei Teile geteilt und dann durch das Los entschieden, welcher von diesen auswandern und welche bleiben sollten. Die Ausziehenden wählten zu Führern über sich Ibor und Ajo, zwei Brüder noch im jugendlichen Alter. Alsdann sagten sie ihren Freunden und dem bisherigen Vaterlande Lebewohl, nahmen aber auch die Mutter ihrer Anführer mit, welche Gambara hieß und wegen ihrer Klugheit und Weissagekunst das Vertrauen des ganzen Volkes genoß*).

Zuerst ließen sie sich in einem Lande nieder, welches sie Skoringa nannten und verweilten dort einige Jahre. Um jene Zeit bedrängten Ambri und Assi, die Anführer der Vandalen, die umwohnenden Länder mit Krieg. Als sie schon viele Siege erfochten hatten, schickten sie auch zu den Vinilen ihre

*) Man erinnere sich an das, was nach Tacitus in der Einleitung über die Verehrung der Deutschen gegen die Frauen gesagt ist.

Boten und forderten, daß sie entweder Tribut bezahlen oder mit ihnen kriegen sollten. Da berieten sich Ibor und Ajo mit ihrer Mutter Gambara und hielten es nach deren Rat für besser, ihre Freiheit mit den Waffen zu verteidigen, als sie durch Bezahlung von Tribut aufzugeben. Darum antworteten sie den Vandalen, sie wären zum Kriege bereit. Die Vinilen waren noch alle in jugendlichem Alter, aber sie waren gering an Zahl. Bevor sie deshalb kämpften, gingen sie zu Wodan und baten für sich um den Sieg, und dasselbe taten auch die Vandalen.

Wodan gab ihnen zur Antwort, er würde denjenigen von ihnen den Sieg verleihen, welche er am nächsten Morgen beim Aufgange der Sonne zuerst erblicken würde. Da ging die alte Königin Gambara zu Freia, der Gemahlin des Wodan, und bat sie, daß sie doch bei Wodan für die Vinilen Fürsprache einlegen möchte. Freia gab ihr den Rat, daß die Weiber der Vinilen ihre Haare auflösen und wie einen Bart um ihr Gesicht herumlegen und so am frühen Morgen zugleich mit den Männern den Aufgang der Sonne erwarten sollten. Zu diesem Zwecke müßten sie sich nach Osten hin aufstellen, wo Wodan gewohnt wäre vom Himmel herniederzublicken. So geschah es. Als Wodan diese beim Aufgange der Sonne erblickte, fragte er: „Wer sind diese Langbärtigen?“ Da bat ihn Freia, er sollte doch denen, welchen er diesen Namen gegeben, seinem Versprechen gemäß auch den Sieg verleihen. Dies geschah und das Volk behielt diesen Namen und ließ den Bart lang wachsen, daß sie mit Recht diesen Namen trügen.

So viel wir geschichtlich bestimmen können, wohnten die Langobarden nördlich an der Elbe und dort kennt sie schon der Römer Tacitus. Er sagt von ihnen, daß ihre Zahl nur gering sei, daß sie aber in Mitte mächtiger Völker ihre Sicherheit nicht durch Gehorsam gegen diese, sondern

durch Kühnheit und geschickte Führung der Waffen behaupten. Damit stimmt überein die Lage des Bardanga oder Bardengauwi im jetzigen Lüneburgischen, ferner der Name des Fleckens Bardowiek. Die Langobarden selbst aber hielten treu an dieser Sage und ihrer Deutung und noch zu Karls des Großen Zeit betrachteten sie ihre langen Bärte als ein Unterscheidungszeichen von andern Völkern.

2. Sage von dem weiteren Zuge der Langobarden und Freilassung eines Sklaven.

Die Langobarden hatten noch nicht lange in dem neueroberten Lande gewohnt, als eine Hungersnot sie bedrängte, so daß sie wieder weiterziehen mußten. Da verlegten ihnen aber die Assipitter den Weg und sagten, daß sie durch ihr Land nicht hindurchziehen sollten. Als die Langobarden die zahlreichen Scharen der Feinde erblickten, sahen sie wohl ein, daß sie um ihrer geringen Zahl willen mit der Übermacht keinen Kampf beginnen dürften, und verfielen nach langem Nachsinnen auf eine List. Sie erzählten nämlich den Feinden, daß sie in ihrem Heere Hundsköpfe hätten, das sind Menschen mit Hundeköpfen. Diese wären immer erpicht auf Krieg und Mord, denn sie tränken Menschenblut, und wenn sie keinen Feind erreichen könnten, so müßten sie ihr eigenes trinken. Ferner suchten die Langobarden ihre Feinde dadurch zu schrecken, daß sie die Anzahl ihrer Zelte vermehrten und sehr viele Feuer im Lager anzündeten. Als die Feinde diese Geschichten vernahmen und die Anstalten der Langobarden sahen, wurden sie bedenklich und wagten keinen Angriff.

Sie hatten aber einen sehr starken Mann unter ihrer Schar und meinten nun, sie könnten die Langobarden abwehren, indem sie ihnen einen Zweikampf ihres Tapfersten mit einem der Langobarden vorschlugen. Wenn der Langobarde siegte, so sollte das Volk desselben freien Durchzug

haben; wenn aber nicht, so sollte es auf demselben Wege, den es gekommen, auch wieder zurückkehren. Die Langobarden waren unschlüssig, welchen aus ihrer Mitte sie stellen sollten. Da bot sich einer aus ihren Sklaven dazu an und verlangte dafür das Versprechen, daß sie im Falle des Sieges ihm und seinen Kindern die Freiheit geben sollten. Die Langobarden versprachen es ihm. Mutig ging er nun auf seinen Gegner los und erlegte ihn und ward dafür, wie billig, mit der Freiheit beschenkt. Dies geschah nach der Sitte des langobardischen Volkes mit einem Pfeile, den sie ihm übergaben, indem sie dabei zur Bekräftigung des Geschehenen einige Worte murmelten. Der Pfeil nämlich deutete an, daß man den Knecht wehrhaft und geschickt zum Kriege mache, der eigentlich nur für freie Männer gehöre.

3. Sage vom Könige Lamissio.

Als die Könige Ibor und Ajo gestorben waren, wählten die Langobarden Agelmund zum Könige über sich. Dieser ritt eines Tages an einem Teiche hin, da sah er einige Kinder im Wasser liegen; denn eine Mutter, die mehrere Kinder auf einmal geboren hatte, wollte dies verheimlichen und hatte deshalb ihre eigenen Kinder in den Teich geworfen. Agelmund hielt sein Pferd an und blickte voll Verwunderung und Mitleid auf die Kleinen. Er streckte seinen Speer aus in das Wasser und rührte damit die Kinder an, da faßte eines derselben, das noch lebte, den Schaft mit der Hand. Der König Agelmund dachte, das dies etwas Großes zu bedeuten hätte, er nahm sofort das Kind heraus, ließ eine Amme holen und übergab es ihr zur Pflege. Weil aber das Kind aus einem Teiche gerettet war, der in der Sprache der Langobarden lama hieß, ward das Kind Lamissio genannt.

Als Lamissio heranwuchs, zeigte er sich als ein kräf-

tiger, herrlicher Jüngling. Einmal kamen die Langobarden an einen Fluß und wollten hinüber; aber an der anderen Seite war eine andere Völkerschaft gelagert und verweigerte ihnen den Übergang. Da kamen sie überein, daß jedes Heer einen zum Einzelkampfe stellen und es von dem Siege abhängen sollte, welche Völkerschaft der andern Raum geben müsse. Da bot sich Lamissio an und erhielt auch die Erlaubnis und besiegte seinen Gegner. So setzten denn die Langobarden über den Fluß und weilten dort in dem andern Lande. Als sie aber einmal ganz sorglos und unbekümmert waren und an keine Feinde mehr dachten, brach in der Nacht ein Haufe Bulgaren über sie herein und mordete ihrer viele, auch der König Agelmund fiel und seine einzige Tochter ward gefangen hinweggeführt.

Allmählich erholten sich die Langobarden von ihrer Niederlage und machten Lamissio zum Könige über sich. Dieser als ein tatkräftiger und eifriger Jüngling dachte nur daran, den Tod seines Wohltäters Agelmund an den Bulgaren zu rächen. In dem Treffen aber, das er ihnen lieferte, wandten die Langobarden bald den Rücken zur Flucht. Da erhob Lamissio laut seine Stimme und rief ihnen zu, daß sie doch des Schimpfes gedenken möchten, wie die Feinde vor ihren Augen ihren König Agelmund getötet und seine Tochter, welche sie sich doch selbst zur Königin gewünscht, in die Sklaverei hinweggeführt hätten. So sie ermunternd durch Versprechungen zugleich und Drohungen, eilte er bald hierhin, bald dorthin, und wo er einen Sklaven sah, der tapfer kämpfte, beschenkte er ihn sofort mit der Freiheit. Endlich gelang es ihm die Reihen wieder herzustellen; die Langobarden ermannten sich und drangen mutig vor, und die Bulgaren wurden geschlagen, und ihr Land kam in Besitz der Langobarden.

Das war das Land zunächst südlich an den Karpaten. Nicht lange hernach rief des Rugiers Odoaker Glück in Italien

alle Rugier dahin, und die Langobarden nahmen das Land in Besitz, das bis dahin die Rugier bewohnt und Rugiland genannt hatten. Dies aber lag da, wo die Flüsse March und Waag in die Donau fließen. Von da zogen sie nachher die Donau ein wenig abwärts und wohnten in den nördlichen Ebenen des jetzigen Ungarn. Diese weite Ebene nannten sie in langobardischer Sprache: feld.

4. Sage vom Könige Tato und seinem Kampfe mit den Herulern.

Tato war der siebente König der Langobarden und lebte in gutem Vernehmen mit Rodulf, dem Könige der Heruler, die weiter abwärts an der Donau wohnten. Einstmals kam ein Bruder des Königs Tato als sein Abgesandter zu Rodulf, um das geschlossene Bündnis neu zu befestigen. Als er seine Botschaft bei Rodulf wohl ausgerichtet hatte und heimkehren wollte, geschah es, daß er vor dem Hause der Tochter des Königs, welche Rumetrude hieß, vorbeiritt. Die Königstochter verwunderte sich über die Zahl der Männer und da sie den Zug der Edeln erblickte, fragte sie, wer das sein möchte, der mit einem so stattlichen Gefolge daherritte. Da sagte man ihr, daß es der Bruder des Königs Tato wäre, der mit ihrem Vater Rodulf ein Bündnis geschlossen und nun nach wohlverrichteter Sache wieder heimkehrte. Als sie das hörte, schickte sie hinunter und ließ ihn einladen, daß er zu ihr hereintreten und einen Becher Wein bei ihr trinken möchte. Der einfache Mann kam, wie er geladen war. Als er nun hereintrat, ersah die Königstochter, daß er von winziger Gestalt war, und fing an ihn zu bespötteln und sich über seinen Wuchs lustig zu machen. Aber er wurde auf gleiche Weise von Scham und Verdruß erregt und sagte ihr solche Worte, daß sie nun ihrerseits noch viel beschämter wurde. Aus ihrem Verdruß darüber aber entsprang ein

grimmiger Zorn und sie faßte sogleich den Entschluß, den fremden Mann zu töten. Sie stellte sich, als wäre sie wieder ganz gleichmütig und heiter geworden, und indem sie ihn mit schmeichelnden Worten zu besänftigen suchte, lud sie ihn zum Sitzen ein. Sie wies ihm aber einen solchen Sitz an, daß an seiner Seite ein Fenster war. Dies verhüllte sie mit einem kostbaren Teppiche, gleichsam als tue sie es zur Ehre ihres Gastes; in Wahrheit aber geschah es, daß er nicht Verdacht schöpfen sollte. Alsdann befahl sie ihren Dienern, daß, wenn sie das Wort „mische!" ausspräche, als wenn sie es zu der Dienerin sagte, jene ihn von hinten mit Lanzen durchbohren sollten. Wie sie befahl, so geschah es. Als die grausame Jungfrau das Zeichen gab, wurde ihr Befehl vollführt, und der Unglückliche fiel zu Boden und starb.

Als das der König Tato hörte, ward er ergrimmt über diese Greueltat gegen seinen geliebten Bruder. Sein Zorn forderte Rache und darum ließ er dem Könige Rodulf sagen, daß er das Bündnis mit ihm nicht halten könnte, sondern ihn mit Heeresmacht überziehen würde. So trafen denn beide Heere auf einem weiten Felde aufeinander. Rodulf ordnete die Schlachtordnung der Seinigen, alsdann setzte er sich in sein Zelt, um den Ausgang des Treffens zu erwarten. Weil er aber an dem Siege der Seinigen nicht zweifelte, begann er mit andern im Brette zu spielen und ließ nur einen Heruler auf einen Baum steigen, daß er vom Baume herab den Gang des Treffens beobachten und ihm verkünden sollte. Er gebot ihm aber, nur Erfreuliches zu melden, und bedrohte ihn, daß er ihm das Leben nehmen würde, wenn er etwas anderes sagte. Die Heruler kämpften tapfer und zum Zeichen, daß sie die Streiche der Feinde und die Wunden nicht fürchteten, gingen sie fast nackend in den Streit. Bald aber schwankte doch ihre Reihe und sie wurden gedrängt von den Langobarden. Wenn nun der König fragte, wie

seine Heruler kämpften, erwiderte ihm der Kundschafter vom Baume: „Sie kämpfen mutig!“ So dauerte es einige Zeit, bis endlich die ganze Schlachtreihe der Heruler sich zur Flucht wandte. Als das der Kundschafter sah, brach er in die Worte aus: „Weh dir, armes Herulerland!“ Der König sprang erschrocken auf und fragte: „Fliehen meine Heruler?“ Da antwortete jener: „Nicht ich, o König, sondern du selbst hast es gesagt.“ Wie es aber bei solchem Unglücke zu geschehen pflegt, so waren auch hier der König und seine Umgebung vor Schrecken erstarrt und wußten nicht, wohin sie sich wenden sollten, bis die Langobarden über sie herkamen und sie alle erschlugen. Das Heer der Heruler floh verwirrt nach allen Seiten und so bestürzt waren sie, daß einige die grünen Flachsfelder mit den blauen Blüten für Wasser ansahen, in welchem sie schwimmen könnten, und darum sich mit ausgebreiteten Armen hineinstürzten. Aber die Feinde folgten ihnen auf dem Fuße und töteten sie. Da erlangten die Langobarden reiche Beute und teilten sie unter sich. Der König Tato nahm das Feldzeichen des Rodulf und seinen Helm. So groß war die Niederlage der Heruler, daß die Selbständigkeit des Volkes dahin war, und sie seitdem nicht wieder einen eigenen König hatten.

5. Wohnsitz und Lebensweise der Heruler.

Die Heruler beschreibt uns Prokop, der den vandalischen und den ostgotischen Krieg erzählt hat, in folgender sagenhafter Weise.

Sie wohnten früher jenseits des Isterflusses (d. h. nördlich von der Donau) und verehrten viele Götter, denen sie Menschenopfer darbrachten. In ihren Einrichtungen und Gebräuchen unterschieden sie sich sehr von andern Völkern; denn es war bei ihnen den Greisen und Kranken nicht gestattet, ihr Leben weiter fortzusetzen, sondern wenn einer alt

geworden und von einer Krankheit befallen war, so mußte er seine Verwandten bitten, daß sie ihn sobald wie möglich aus der Zahl der Lebenden austilgten. Die erbauten dann einen hohen Scheiterhaufen, legten den Menschen oben darauf und schickten dann zu ihm einen Mann mit einem Dolche bewaffnet. Jedoch durfte dieser nicht mit ihm verwandt sein; denn sie hielten es für unrecht, wenn einer durch seine Verwandten das Leben hätte einbüßen sollen. War die Tat geschehen, und der Täter zurückgekehrt, so hielten sie alsbald Fackeln an den Scheiterhaufen und verbrannten ihn bis auf den Grund. Dann sammelten sie die Knochen und verscharrten sie. Wenn aber ein Heruler eines natürlichen Todes gestorben war, so konnte seine Witwe ihre Tugend und ihre Anhänglichkeit an ihren verstorbenen Gatten dadurch beweisen, daß sie bald nachher am Grabe ihres Mannes mit einem Stricke ihr Leben endigte; tat sie dies aber nicht, so galt es ihr für einen ewigen Schimpf, und sie gab den Verwandten ihres Mannes schweren Anstoß. Solche Gebräuche hatten die Heruler.

In der Folgezeit vermehrte sich ihre Zahl und ihre Kräfte und sie fielen, wie es dann zu geschehen pflegt, über ihre Nachbarn her und unterwarfen sie. Auch die Langobarden, als sie schon das Christentum angenommen hatten, waren ihnen eine Zeitlang zinsbar. Das war sonst gegen die Sitte der Völker, die in jenen Gegenden lebten, aber die Heruler hatten viele Habgier und Herrschsucht.

Den vorher beschriebenen Kampf der Heruler mit den Langobarden erzählt Prokopius also: Als der Kaiser Anastasius regierte, hatten die Heruler keinen Feind, den sie angreifen konnten, deshalb legten sie die Waffen nieder und ruhten drei Jahre lang. Aber da wurden sie friedensmüde, gingen zu ihrem Könige Rodulf und machten ihm Vorwürfe über sein weichliches und weibisches Wesen. Auch viele andere Schimpf-

wörter gaben sie ihm, so daß Rodulf endlich durch die Vorwürfe seines Volkes bewogen, auf irgend eine Weise mit dem Volke der Langobarden anband, indem er nicht einmal eine Verletzung der Verträge zum Vorwande nahm, sondern aus bloßem Übermut über sie herfiel. Als die Langobarden zuerst von seiner Absicht hörten, schickten sie Boten zu Rodulf und verlangten zu wissen, was sie verbrochen hätten. Sie sagten, wenn ihr Tribut, den sie den Herulern bezahlten, zu klein schiene, so wollten sie wohl einen größeren bezahlen. Als die Gesandten diesen Vorschlag machten, schickte Rodulf sie mit drohenden Worten heim und zog weiter. Da schickten die Langobarden noch einmal eine Gesandtschaft an ihn mit derselben Bitte. Als auch diese zurückgewiesen wurde, schickten sie auch noch die dritte und ließen den Herulern sagen, daß es doch wahrlich nicht wohlgetan wäre, daß die Heruler so ohne alle Ursache die Waffen gegen sie erhöben; sie würden sich aufs äußerste verteidigen, nicht zwar, weil ihre Neigung auf Kampf gerichtet wäre, sondern weil die Not sie dazu zwänge. Dessen riefen sie Gott den Allmächtigen zum Zeugen an; es sei aber gewiß, daß der Ausgang des Kampfes bei den Völkern für Gottes Wille gelten müsse. Dadurch meinten sie die Heruler noch zu schrecken; aber diese fürchteten nichts, sondern verlangten nur nach dem Kampfe.

Als die Schlachtreihen einander gegenüberstanden, verhüllte eine dunkle schwere Wolke den Teil des Himmels über den Langobarden, über den Herulern aber war er vollkommen heiter. Daraus hätte jeder vermuten können, daß der Ausgang des Treffens für die Heruler verderblich sein würde, da nach der Meinung der Barbaren kaum eine Vorbedeutung unglückverheißender sein konnte, als diese. Aber auch darum kümmerten sich die Heruler nicht, sondern gingen sorglos und mit stolzer Verachtung auf den Feind los, indem sie nicht auf andere Dinge achteten, sondern den Ausgang des Treffens nach

ihrer überlegenen Zahl vorhersagten. Als es aber zum Handgemenge kam, brachten die Langobarden ein großes Blutbad über die Heruler, und auch der König Rodulf unterlag demselben; die übrigen alle vergaßen ihres Mutes und wandten sich zur Flucht. Die Langobarden aber verfolgten sie, so daß die meisten Heruler fielen und nur eine geringe Zahl entrann.

Diese wenigen aber konnten in ihren bisherigen Wohnsitzen nicht bleiben, sondern wanderten aus mit Weibern und Kindern. Nach langen Wanderzügen kamen sie an die Gestade der Donau in eine Gegend, welche vor ihnen die Rugier bewohnt hatten. Diese waren aber mit den Goten weggezogen, und deshalb ließen sich die Heruler dort nieder. Aber der Boden war noch nicht bebaut, und so brach bald Hungersnot über sie herein. Da wandten sich die Heruler an die Gepiden, welche weiter westlich an der Donau wohnten. Zuerst bewilligten die Gepiden ihre flehentlichen Bitten, daß sie nicht bloß ihre Nachbarn sein sollten, sondern auch ihre Miteinwohner. Bald nachher aber fingen die Gepiden an sie zu plagen und zu reizen. Sie mißhandelten die Frauen, trieben die Rinder weg, kurz sie verübten alle erdenklichen Gewalttätigkeiten, zuletzt griffen sie die Heruler allesamt feindlich an, obwohl diese nichts Böses getan hatten. Das konnten die Heruler nicht länger ertragen, sie setzten über die Donau und baten die Oströmer sie dort aufzunehmen. Damals war noch Anastasius Kaiser, ein milder, freundlich gesinnter Mann, der sie gütig aufnahm und ihnen gestattete, da ihre Wohnsitze aufzuschlagen. Nicht lange hernach aber ward er zornig über die Unbill, welche die Römer von den Ankömmlingen zu erleiden hatten, und schickte ein Heer gegen sie. Die Römer siegten in dem Treffen und hätten die ganze Macht der Heruler vernichten können; aber die Überlebenden baten, daß man ihnen das Leben schenkte und versprachen dafür dem Kaiser Treue und Gehorsam. Der Kaiser Anastasius bewilligte ihnen

dies, und die übrigen Heruler blieben am Leben. Jedoch wurden sie darum doch nicht Genossen der Römer und erwiesen ihnen auch nichts Gutes.

Als Justinian Kaiser geworden war, gab er den Herulern gute Ländereien und andere Geschenke, verlangte aber dafür auch von ihnen, daß sie Bundesgenossen der Römer und Christen würden. Dadurch wurden sie zu einer milderen Lebensweise hinübergeführt und kämpften nach dem Rechte der Bundesgenossen im Heere der Römer; aber sie blieben doch noch immer treulos und habsüchtig, so daß sie oft über ihre Nachbarn herfielen und sich solcher Taten gar nicht schämten. In ihren Sitten sind sie über alle Maßen lüderlich, sagt Prokop, sie sind unter allen Menschen die unreblichsten und in ihrer Schlechtigkeit werden sie auch auf eine schlechte Weise untergehen.

Hernach sind wenige in der Bundesgenossenschaft der Römer geblieben, haben vielmehr diese aus folgendem Grunde verlassen. Die Heruler wurden einmal plötzlich zornig auf ihren König Ochon, so daß sie ihn, obwohl er nichts Böses getan, unversehens töteten; denn sie sagten, sie wollten gar keinem Könige mehr untertan sein. Und doch hatte der König außer dem Namen vor keinem seiner Stammesgenossen etwas voraus; denn jeder, wer da wollte, konnte sein Tischgenoß sein und jeder, der da wollte, durfte auf ihn schelten und übermütig gegen ihn sein; aber kein Volk war unverständiger und leichtsinniger, als das der Heruler. Bald folgte auf die Freveltat tiefe Reue; denn eine große Anzahl behauptete, ohne König nicht leben zu können. Die Sache wurde hin und her überlegt, und endlich beschlossen, daß einer aus königlichem Geschlechte aus der Insel Thule herbeigeholt werden solle, damit er ihr König würde. Denn dort hatten vordem ihre Vorfahren gewohnt. Thule*) aber ist eine Insel hoch im

*) Die skandinavische Halbinsel.

Norden, sagt Prokop, und es leben darin viele Völker. Die Boten der Heruler forschten in Thule nach und fanden dort viele aus ihrem königlichen Stamme. Aus diesem wählten sie einen aus, der ihnen am meisten gefiel, und schifften mit ihm zurück. Aber als sie das Ziel ihrer Reise bald erreicht hatten, starb er. Deshalb kehrten die Gesandten noch einmal nach Thule zurück, wählten einen andern aus ihrem königlichen Stamme aus namens Todasius und führten ihn mit sich. Zu ihm gesellte sich auch sein Bruder Aord und einige Auserlesene aus den Herulern, welche noch in Thule lebten, in allem zweihundert.

Während aber diese lange Zeit auf dem Zuge verweilten, fiel es unterdessen den Herulern ein, welche damals in der Nähe von Singidunum (Belgrad) wohnten, daß sie doch eigentlich töricht und übel beraten wären, indem sie sich ohne Einwilligung des Kaisers Justinian einen neuen König aus Thule kommen ließen. Deshalb schickten sie Gesandte nach Konstantinopel und baten den Kaiser Justinian, er möchte ihnen einen König schicken, wen er nur immer wolle. Justinian schickte ihnen sofort den Heruler Suartua, der schon seit längerer Zeit in Byzanz verweilte. Die Heruler nahmen ihn mit Freuden auf und gehorchten ihm anfänglich nach ihrer gewohnten Weise. Allein wenige Tage nachher kam Nachricht, daß die Gesandten mit dem neuen Könige von Thule heimkehrten und schon ganz nahe wären. Da ging Suartua ihnen mit einer Anzahl Männer entgegen, um sie zu töten, sobald sie anlangten. Der Beschluß gefiel allen Herulern wohl, und die Schar zog hin den Ankömmlingen entgegen. Als sie aber noch eine Tagereise weit voneinander entfernt waren, geschah es in der Nacht, daß alle Heruler zu den Ankömmlingen entflohen und Suartua allein ließen. Suartua floh nach Byzanz und bat den Kaiser um Schutz, und dieser wollte sogleich alle Mühe anwenden, um Suartua wieder einzusetzen. Als die

Heruler aber das erfuhren, fürchteten sie die Macht der Römer und flohen zu den Gepiden.

6. Alboin wird seinem Vater tischfähig.

Als die Langobarden von ihrem Könige Audoin nach Pannonien geführt waren, lebten sie in beständiger Feindschaft mit den Gepiden, welche am linken Donauufer wohnten, so daß nur der Fluß sie schied. Als sie nun einmal ein Treffen lieferten, standen beide Heere lange einander gegenüber im Kampfe, ohne daß das eine dem andern auch nur einen Fuß breit weichen wollte. Da geschah es, daß Alboin, der Sohn des Audoin, und Torismund, der Sohn des Königs Torisind von den Gepiden, aufeinander trafen, und daß nach kurzem Kampfe Alboin seinen Gegner mit dem Schwerte vom Pferde schlug. Als die Gepiden den Fall ihres Königsohnes sahen, um dessentwillen hauptsächlich der Krieg ausgebrochen war, wandten sie sich zur Flucht. Diese war so eilig und so verworren, daß die verfolgenden Langobarden eine große Menge erschlugen.

Als sie dann nach dem erfochtenen Siege mit der Beute ins Lager heimkehrten, baten sie den König Audoin, daß Alboin um seiner bewiesenen Tapferkeit willen mit ihm an einem Tische speisen sollte, auf daß er, wie in der Gefahr, so auch in dem Genusse der Gefährte seines Vaters würde. Aber Audoin entgegnete, daß er das nicht zu tun vermöchte, weil es gegen die Sitten ihres Volkes wäre. „Denn ihr wißt ja wohl," sprach er, „es ist dem Sohne nicht gestattet mit dem Vater zu essen, wenn er nicht zuvor von dem Könige eines andern Volkes die Waffenweihe empfangen hat."

Als Alboin diese Worte seines Vaters vernommen hatte, nahm er nur vierzig Jünglinge mit sich und ging zu Torisind, dem Könige der Gepiden, mit welchem er kurz vorher noch Krieg geführt hatte. Er sagte dem Könige, weshalb er ge-

kommen wäre. Torisind nahm ihn gütig und freundlich auf, lud ihn zum Gastmahle ein und setzte ihn an seine rechte Seite, wo früher sein Sohn Torismund gesessen hatte. Während der Vorbereitungen zum Mahle dachte Torisind nach über den Platz seines Sohnes an seiner Seite. Dann mußte er sich erinnern an den Tod desselben und als er den Täter an seiner Seite erblickte, seufzte er tief auf und der Schmerz entriß ihm diese Worte: „Das ist mir ein lieber Platz, aber der Mann, der jetzt auf ihm sitzt, hat mir viel Leid getan."

Durch diese Worte des Königs ward ein anderer seiner Söhne erregt und fing an die Langobarden zu reizen, und behauptete, daß die Langobarden Stuten glichen, deren Füße bis an die Schienbeine weiß seien, weil die Langobarden das untere Bein mit Binden zu umhüllen pflegten. Dann sagte er: „Die Stuten, denen ihr gleicht, haben einen übeln Geruch." Da sprach einer der Langobarden zu ihm: „Geh doch auf das Asfeld und dort wirst du ohne Zweifel erfahren können, wie kräftig diejenigen, welche du Stuten nennst, hinten ausschlagen können. Dort wirst du die Gebeine deines Bruders zerstreut umherliegen finden, wie die Überreste eines schlechten Gespannes mitten auf der Wiese." Als das die Gepiden hörten, konnten sie ihren Zorn nicht mehr verhehlen, sondern wollten sofort offen Rache nehmen an ihrem Beleidiger. Auch die Langobarden waren bereit und schon hatten alle die Hand an den Schwertgriff gelegt.

Da erhob sich der König vom Tische, trat mitten dazwischen und gebot den Seinen Stille, indem er drohte, daß der den Tod erleiden sollte, der zuerst den Kampf beginnen würde. „Denn", sprach er, „ein solcher Sieg kann Gott nicht wohlgefällig sein, wenn einer seinen Feind tötet im eigenen Hause." Als so der Streit beigelegt war, setzten sie das Gastmahl fort mit fröhlichem Sinne. Torisind aber nahm die Waffen seines Sohnes Torismund und übergab sie dem Alboin

und entließ ihn dann im Frieden und unversehrt zu seinem Vater. Sobald Alboin zu seinem Vater heimgekehrt war, ward er dessen Tischgenoß und erzählte ihm alles, was bei dem Könige der Gepiden sich zugetragen hatte. Da wunderten sich alle, welche dabei waren, und lobten die Kühnheit des Alboin, aber nicht weniger rühmten sie die Redlichkeit und Treue des Torisind, des Königs der Gepiden.

7. Ildigisal und Ustrigotus.

Unter den Langobarden war einer namens Ildigisal, welcher nach der Herrschaft strebte, aber vor dem rechtmäßigen Könige Audoin fliehen mußte. Er begab sich nach Konstantinopel zum Kaiser, und dieser machte ihn zum Anführer der langobardischen Söldner, welche bei ihm waren, und verweigerte dem Könige Audoin, ihn auszuliefern. Aber Ildigisal hatte beim Kaiser keine Ruhe, er wurde mit Goar bekannt, einem Goten, der mit Vitiges gefangen dorthin gekommen war, und beide entflohen. Nach langen gefährlichen Wanderungen kamen sie zu den Gepiden.

Zur selben Zeit war auch ein Gepide, namens Ustrigotus zu den Langobarden geflohen. Dies war aber so zugegangen. Der Gepidenkönig Elemund war kurz vorher gestorben und hatte als seinen einzigen Sohn den Ustrigotus hinterlassen. Da dieser noch ein unerfahrener Jüngling war, hatte ihn Torisind mit leichter Mühe vertrieben und sich zum Gepidenkönige aufgeworfen. Elemund konnte sich an ihm nicht rächen und war deshalb zu den Langobarden gegangen. Nicht lange hernach schlossen die Gepiden Frieden mit den Langobarden und dem Kaiser Justinian, der fast immer die Langobarden begünstigte. Der Friede wurde feierlich beschworen, und alsdann, nachdem er geschlossen war, schickten der Kaiser Justinian und der Langobardenkönig zu gleicher Zeit Gesandte an den König der Gepiden und verlangten von ihm, daß er ihnen

ihren gemeinsamen Feind Ildigisal ausliefern und die neue Freundschaft auf diese Weise sogleich durch einen Beweis erhärten sollte. Torisind teilte diese Forderung den Vornehmen der Gepiden mit und fragte sie, was zu tun wäre, ob er dem Ansinnen der beiden Fürsten nachgeben solle oder nicht. Aber sofort erhoben sie sich alle dagegen und sagten, es wäre besser, daß das ganze gepidische Volk mit Weibern und Kindern auf einmal untergehe, als daß es wehrlose Flüchtlinge ihren Feinden ausliefere und durch eine solche Freveltat besudelt werde.

Als Torisind diese Worte vernommen, schwankte er und konnte keinen Entschluß fassen; denn er wagte es weder ohne Vorwissen und gegen den Willen der andern Gepiden, die Forderung des Kaisers und der Langobarden zu erfüllen, noch wollte er den Krieg gegen die Römer und die Langobarden wieder aufnehmen, wenn er ihrer Forderung nicht Genüge leistete. Zuletzt faßte er diesen Entschluß. Er sandte Boten an Audoin, den Langobardenkönig, und forderte von ihm die Auslieferung des Ustrigotus, des Sohnes von Elemund, dann wollte er ihm auch den Ildigisal ausliefern. Dadurch erlangte er, daß er die Forderung des Langobardenkönigs abweisen konnte, indem er ihm die gleiche Schmach vorhielt, die jeder von ihnen durch die Auslieferung eines Flüchtlings auf sich laden würde; denn einen solchen Schimpf hätte keins von beiden Völkern geduldet.

So kamen die Könige öffentlich vor ihrem Volke überein, im geheimen aber versprachen sie einander, daß der eine den Feind des andern heimlich töten solle. Also ist es auch geschehen.

8. Der Schrecken der Langobarden und der Gepiden.

In den Kriegen der Gepiden und Langobarden soll sich einmal folgende Begebenheit zugetragen haben.

Die Langobarden und Gepiden hatten eine Zeitlang Frieden geschlossen; doch währte es nicht lang, da begann wieder der Streit, und die Langobarden gingen unter ihrem Könige Audoin wieder gegen die Gepiden vor, welche Torisind anführte. Schon waren sie einander nahe, da überfiel sie alle ein Schrecken, den man einen panischen nennt, und sie rannten alle in wilder Flucht davon. Nur Audoin selbst und Torisind hielten Stand mit wenigen Begleitern und versuchten vergebens ihre Völker durch Schmeichelworte oder Drohungen wieder zurückzurufen. Audoin war bestürzt und da er noch nichts davon wußte, daß es den Gepiden ebenso ergangen sei, wie den Langobarden, schickte er sogleich einige Herolde zu Torisind ab, um diesen um Frieden zu bitten. Als die Gesandten zu Torisind kamen, sahen sie bald, wie dort die Sachen stünden, und schlossen aus dem eigenen Unfall auf den der Gepiden. Darum fragten sie den König Torisind, wo denn die Menge seines Volkes geblieben sei. Der König machte kein Hehl aus dem Vorgefallenen und erwiderte: „Sie sind geflohen, ohne daß jemand sie angriff." Darauf erwiderten die Gesandten: „Dasselbe ist auch den Langobarden widerfahren; denn da du, o König, uns sogleich die Wahrheit offenbarst, so können auch wir dir nichts verhehlen. Gott will, daß unsere Völker unversehrt bleiben und hat ihnen darum, als sie schon kampfgerüstet waren, einen heilsamen Schrecken eingeflößt, daß sie sich zerstreuen sollten. So wollen denn auch wir dem göttlichen Willen folgsam sein und den Kampf nun scheiden." „Wohlan," sprach Torisind, „es geschehe, wie ihr gesagt habt." Alsbald schlossen sie einen Waffenstillstand auf zwei Jahre und versprachen einander, daß, wenn inzwischen wieder Zwist ausbräche, sie von beiden Seiten Gesandte schicken und durch diese den Streit ausgleichen wollten. Während der Frist dieser zwei Jahre aber bereiteten sich beide Völker aufs neue zum Kriege vor.

9. Alboins Sieg über Kunimund (566).

Als Audoin starb, hinterließ er seinem Sohne Alboin das Reich der Langobarden. Die Mutter Alboins hieß Rodelinde und lebte noch. Alboin war der zehnte König dieses Volkes, aber von allen war er der gewaltigste und berühmteste. Darum gab ihm auch Klotar, der Frankenkönig, seine Tochter Klotsuinde zur Ehe. Unterdessen war auch Torisind, der König der Gepiden, gestorben und ihm folgte Kunimund in der Herrschaft. Dieser wollte sich rächen für die frühere Niederlage der Gepiden, deshalb brach er den Vertrag und kündigte den Langobarden den Krieg an. Alboin fürchtete die neugekräftigte Macht der Gepiden und schloß ein Bündnis mit dem Volke der Avaren. Diese waren von hunnischer Abkunft und unlängst weiter nach Westen gedrängt. Als nun die Gepiden, deren Land damals der Mittellauf der Donau von den Langobarden trennte, gegen diese heranziehen wollten, fielen die Avaren gemäß ihrem Bündnisse mit Alboin von Osten her in das Land der Gepiden. Traurig kam ein Bote zu Kunimund, ihm dieses Unglück anzusagen. Kunimund ward darüber sehr bekümmert; denn er sah sich von beiden Seiten in Verlegenheit; dennoch ermahnte er die Seinen zuerst gegen die Langobarden zu streiten. Wenn sie diese zu überwinden vermöchten, sagte er, so würden sie die Avaren sehr bald aus dem Lande treiben. Das Treffen ward geliefert, und aus allen Kräften gekämpft. Die Langobarden gingen als Sieger hervor und wüteten mit solchem Zorne gegen die Gepiden, daß sie dieselben fast völlig vernichteten und ihrer nur wenige entrannen. Alboin selbst erlegte den König Kunimund in diesem Treffen und nahm die Tochter seines Feindes, Rosimunde, zugleich mit vielen andern Frauen gefangen. Er führte sie gefangen mit sich umher, und als seine Gemahlin Klotsuinde gestorben war, nahm er die gepidische Königstochter zu seiner Frau. Davon sollte ihm

nachher noch der Tod kommen. Die Langobarden erlangten durch diesen Sieg so große Beute, daß sie dadurch allesamt reich wurden. Alboin aber machte seinen Namen weit und breit so bekannt, daß sein Ruhm und seine Freigebigkeit nicht bloß bei den Langobarden, sondern weithin durch alle deutsche Völkerstämme, namentlich auch bei den Bayern und Sachsen, im Liede gefeiert ward.

Aus dem Schädel seines erschlagenen Feindes Kunimund ließ Alboin sich ein Trinkgeschirr bereiten. Das war die Sitte vieler deutscher Stämme, und ein solcher mit Gold eingefaßter Trinkbecher aus dem Schädel eines Feindes ward hoch in Ehren gehalten. Zwei Jahrhunderte später zeigte der König Ratchis diesen Schädel Kunimunds dem Paul, Warnefrieds Sohn, der uns diese Sagen und Geschichten erzählt hat. Auch in der nordischen Dichtung der Wilkinasage bereitet Völundr, deutsch Wieland der kunstreiche Schmied, Trinkbecher aus den Schädeln ermordeter Knaben, und in des dänischen Königs Ragnar Lodbrok Sterbegesang heißt es:

Es erweckt mir hohe Freude
Wenn ich denke, wie der Sitz mir
Ist bereit bei Baldurs Vater,
Und aus hohlen Schädelbechern
Bald wir Bier zusammen trinken.

10. Alboins Zug nach Italien (568).

Der Kaiser Justinian, der damals über das oströmische Reich herrschte, hatte einen sehr klugen Feldherrn namens Narses, welcher das ostgotische Reich in Italien vernichtete. Dabei hatte ihm auch Audoin mit einigen Tausenden der Langobarden Hilfe geleistet. Aber die Italier haßten den Narses und ließen dem Kaiser sagen, es wäre ihnen besser zu Mute gewesen, als sie noch den Goten gehorcht hätten, als jetzt, wo sie den Griechen untertan wären, und Narses als Statthalter sie grausam beherrschte. „Aber," fuhren sie

fort, „unser Kaiser weiß das nicht, und darum bitten wir ihn, daß er uns von der Hand dieses grimmigen Mannes befreie, da wir uns sonst den anstürmenden Völkern übergeben wollen.“ Narses sagte: „Wenn ich die Italier schlecht behandle, so haben sie es verdient.“ Aber der Kaiser Justin II., der Nachfolger Justinians, ward so sehr von Zorn erfüllt, daß er sogleich den Longinus nach Italien schickte, der an der Stelle des Narses Exarch d. i. Statthalter werden sollte. Als Narses dies vernahm, ward er besorgt und namentlich scheute er sich vor der Kaiserin Sophia, der Gemahlin Justin II., nach Konstantinopel zurückzukehren. Diese ließ ihm melden, sie wolle ihn in der Folge in ihrem Palaste über die Spinnerinnen setzen, daß er ihnen die Wolle austeilen sollte. Darauf antwortete ihr Narses, er wollte ihr schon selbst ein solches Gespinnst bereiten, daß sie es, so lange sie lebte, nicht würde entwickeln können.

Von Haß und Zorn erfüllt, hielt sich Narses in der Umgegend von Neapel auf und entsandte von da Boten an die Langobarden, die ihm schon früher im Gotenkriege beigestanden hatten: sie möchten doch die armseligen Gefilde Pannoniens verlassen und nach Italien herüberkommen, das so reich an allen Gütern wäre. Zugleich schickte er ihnen allerlei Früchte, die in Italien wachsen, damit er sie desto eher zur Übersiedelung bewegen möchte. Die Langobarden nahmen diese erwünschte Botschaft mit großer Freude auf und sehnten sich schon nach den künftigen Gütern. In Italien aber wurden feurige Schlachtordnungen am Himmel erblickt, die das Blut bedeuteten, welches nachher vergossen ward.

Bevor Alboin nach Italien hinüberzog, bat er seine alten Freunde, die Sachsen, um Hilfe, weil doch Italien für sein Volk allein zu geräumig wäre. Die Sachsen sandten ihm mehr als zwanzigtausend Männer mit ihren Weibern und Kindern. Als das die Frankenkönige Klotar und Sigisbert

hörten, brachten sie Sueven und andere Völker wieder in die Wohnsitze, welche die Sachsen verlassen hatten. Außer den Sachsen nahmen Alboin und die Langobarden auch noch aus anderen Völkern viele Menschen mit, die in ihrer Gewalt waren, nämlich: Gepiden, Bulgaren, Sarmaten, Pannonier, Sueven und andere.

Alsdann überließ Alboin seine Wohnsitze in Pannonien seinen andern Freunden, den Avaren; jedoch machte er ihnen die Bedingung, daß die Langobarden wieder dahin zurückkehren dürften, wenn es ihnen in ihrer neuen Heimat nicht gefiele. So machten sich denn die Langobarden mit Weib und Kind, mit Hab und Gut wieder auf den Weg weiter westwärts zu ziehen, nachdem sie zweiundvierzig Jahre in Pannonien gewohnt hatten. Als Alboin die Grenze Italiens erreicht hatte, stieg er auf einen Berg, um das blühende Land zu überschauen. Dieser Berg wurde noch lange nachher der Berg des Königs genannt. Alboin nahm in Italien eine Stadt nach der andern ein, und keine wagte ihm zu widerstehen. Nur eine Stadt, Ticinum (nachher Pavia), war standhafter und hielt drei Jahre lang die Belagerung aus.

11. Alboin vor Ticinum.

Als das Heer der Langobarden schon drei Jahre die Stadt Ticinum berannt hatte und sie nicht erobern konnte, kam Alboin selbst her, der unterdessen sich andere Städte unterworfen hatte. Als er die Mauern der Stadt fast noch unversehrt und dagegen den großen Schaden sah, den seine Langobarden erlitten hatten, schwur er einen grimmigen Eid: „Wenn ich die Stadt einnehme, soll keine Menschenseele darin dem Schwert der Langobarden entrinnen.“ Im vierten Jahre gelang es denn endlich den Anstrengungen seines Volkes, die Stadt zu erstürmen. Alboin ritt selbst auf einem weißen Rosse den Seinigen voran; doch als er nun ins Tor kam und

den Befehl zum Morden geben wollte, stürzte sein Roß im Tore nieder. Es half kein Zuruf und kein Sporn, das Pferd blieb liegen und wollte nicht weiter. Da trat ein weiser Mann zum Könige und sprach: „Herr, du hast ein zorniges Wort gesprochen, darum hemmt der Himmel selber hier dein Roß, daß es nicht vorwärts gehen kann. Nimm dein im Grimme gesprochenes Wort zurück und verzeih der Stadt, die sich so wacker verteidigt, dann wird auch dein Roß weiter gehen können." Da besann sich Alboin eine Weile und blickte zum Himmel; dann sprach er: „Es sei; was ich im Zorne gesprochen habe, nehme ich zurück und will der Stadt ihren kühnen Mut verzeihen." Da erhob sich alsbald das Pferd, und der König zog in Ticinum ein. Die Bürger aber nahmen ihn freudig auf und waren ihm immer dankbar dafür, daß er ihrer geschont hatte.

12. Der Tod Alboins und Rosimundes (571).

Nachdem Alboin drei Jahre in Italien geherrscht hatte, ward er durch die Anschläge seiner Gemahlin Rosimunde getötet. Als er nämlich einstmals bei einem Gastmahl in der Nähe von Verona zu vielen Wein getrunken hatte, forderte er den Becher, welcher aus dem Schädel des Gepidenkönigs Kunimund bereitet war. Diesen Becher ließ er mit Wein anfüllen und darauf seiner Gemahlin Rosimunde, der Tochter jenes Königs, bieten und befahl ihr, vergnügt aus ihres Vaters Schädel zu trinken. Die Königin gehorchte, aber sie empfand darüber tiefen Schmerz, und aus dem Zorne über diese unwürdige Behandlung entstand der Durst nach Rache. Sie überredete den Helmichis, welcher des Königs Milchbruder und Schildpor, das ist sein Waffenträger, war, daß er ihn töten sollte. Helmichis aber riet ihr, daß sie dazu lieber den Peredeo, einen sehr starken Mann, nehmen sollte. Peredeo wollte es nicht, aber die Königin brachte ihn bald durch List dahin,

indem sie ihm sagte: „Wenn du den König nicht töten willst, so klage ich dich an, daß er dich tötet.“ Da war Peredeo bereit dazu. Während nun Alboin am Mittage schlief, hieß Rosimunde alles still sein in dem Palaste, daß nicht das leiseste Geräusch den Schlummer Alboins störte. Dann nahm sie dem Alboin alle Waffen weg und sein Schwert, das er im Arme trug, und band sie am Bette fest, daß er es nicht gebrauchen konnte. Als das geschehen war, führte sie den Peredeo in das Gemach. Aber Alboin erwachte darüber und da er gleich seine Gefahr erkannte, streckte er die Hand aus nach seinem Schwerte. Als er dieses nicht losmachen konnte, ergriff er einen Fußschemel und verteidigte sich mit demselben eine Zeitlang. Aber dennoch konnte er sich dadurch nicht lange schützen, sondern mußte von den vielen Schlägen des Peredeo sterben. Die Langobarden beklagten ihn bitterlich und begruben ihn unter der Treppe seines Palastes.

Aber auch Rosimunde nahm ein trauriges Ende. Als Alboin getötet war, heiratete sie den Helmichis, der sich zum Könige der Langobarden aufwarf. Aber die Langobarden wollten ihn töten. Da schickte Rosimunde einen Boten nach Ravenna, wo der Exarch, der Statthalter des Kaisers von Konstantinopel, lebte, und ließ ihm sagen, er möchte ihr ein Schiff schicken, daß sie entfliehen könnte. Dieses tat Longinus, der Statthalter, und Helmichis und Rosimunde flüchteten mit Albsuinda, der Tochter Alboins, und dem Schatze der Langobarden nach Ravenna. Dort überredete Longinus die Rosimunde, sie sollte den Helmichis töten und seine Frau werden. Als Helmichis im Bade saß, überreichte ihm Rosimunde einen Becher mit Gift und sagte ihm, daß ihm der Trank sehr heilsam sein würde. Als aber Helmichis bald merkte, daß er seinen Tod getrunken hätte, zog er das Schwert und zwang Rosimunde das zu trinken, was noch im Becher übrig geblieben war. So starben sie miteinander, und Albsuinda,

die Tochter des Langobardenkönigs, ward von Longinus nach Konstantinopel in die Gefangenschaft gebracht.

13. Autaris Werbung um Teudelinde.

Nach dem Tode Alboins wählten die Langobarden einen König namens Kleph. Als dieser aber bald starb, lebte das Volk zehn Jahre lang unter der Herrschaft der Herzöge, und es war gar kein König da. Damit waren diese Herzöge sehr wohl zufrieden, aber nicht das Volk und es verlangte wiederum einen König, dem auch die Herzöge untertan wären. Da wählten sie einstimmig den Autari, den Sohn des vorigen Königs. Es war aber fast wie ein Wunder anzusehen, wie Autari regierte; denn es ward keine Gewalttätigkeit verübt, alles war in größter Eintracht, so daß jedermann ohne Furcht vor Raub und Diebstahl überall sicher leben konnte. Nachdem Autari eine Zeitlang geherrscht hatte, sandte er Boten zu Garibald, dem Könige der Bayern, und ließ um seine Tochter Teudelinde werben. Garibald nahm die Boten freundlich auf und versprach die Bitte des Königs Autari zu erfüllen. Als dies die zurückkehrenden Gesandten dem Autari verkündet hatten, wünschte er selbst seine Braut zu sehen. Darum wählte er sich unter den Langobarden einige zuverlässige Männer aus, namentlich einen sehr treuen älteren Mann, den er zum Führer des Zuges machte, und mit diesem Zuge zog er selbst nach Bayern.

Als sie nach dem gewöhnlichen Brauche vor den König Garibald geführt waren, brachte der alte Mann, der Vertraute des Autari, nach der gewöhnlichen Sitte seine Rede vor, und Garibald hörte ihm freundlich zu. Unterdessen war Autari, den niemand dort erkannte, dem Könige Garibald näher getreten und sprach zu ihm: „Der König Autari, mein Herr, hat mich eigens zu dem Zwecke gesandt, daß ich die Königstochter, seine Braut, welche zu unserer Herrin be-

ſtimmt iſt, betrachten ſoll, damit ich unſerem Herrn um ſo beſſer beſchreiben kann, wie ſie ausſieht.“ Da befahl der König Garibald, man ſolle ſeine Tochter Teudelinde holen. Sie war von ſchöner Geſtalt, ſo daß ſie Autari wohlgefallen mußte; darum ſprach er: „Weil wir nun eure Tochter ſo ſchön ſehen, daß wir wohl wünſchen müſſen, daß ſie nach Verdienſt unſere Königin werde, ſo laßt uns jetzt von ihrer Hand, wie es auch ja nachher geſchehen wird, einen Becher Weins darreichen.“ Als der König das bewilligt hatte, kredenzte ſie den Becher demjenigen, welcher der Vornehmſte unter den Langobarden zu ſein ſchien. Als ſie ihn darauf auch dem Autari dargeboten hatte, von dem ſie nicht wußte, daß er ihr Verlobter wäre, trank er und, als er den Becher zurückgab, berührte er ihre Hand mit ſeinen Fingern und da es niemand bemerkte, ſtreichelte er auch ihre Wange mit ſeiner Hand.

Dies erzählte ſie beſchämt ſofort ihrer älteren Freundin. Da ſagte dieſe: „Wenn das nicht der König und dein Verlobter ſelber iſt, ſo hätte er dich nicht zu berühren gewagt. Aber wir wollen davon ſchweigen, daß es dein Vater nicht erfahre. Denn Autari iſt in Wahrheit ein Mann, der es verdiente König zu ſein und dein Gemahl zu werden.“ Autari war damals in blühendem Alter, von ſtattlichem Anſehen, und reiche glänzende Locken wallten über ſeine Schultern.

Als ſie vom Könige Urlaub erhalten hatten, eilten ſie ſchnell von dannen. Als ſie nun nahe an die Grenze Italiens gekommen waren und bis dahin die Bayern, welche Garibald ihnen mitgegeben hatte, ſie noch begleiteten, richtete ſich Autari auf ſeinem Pferde auf, ſo hoch er konnte, und ſchlug mit aller ſeiner Kraft das Beil, welches er in ſeiner Hand trug, in einen naheſtehenden Baum, daß es haften blieb, und ſprach die Worte: „Solche Schläge führt Autari.“ An dieſen Worten

erkannten die Bayern, welche ihn begleitet hatten, daß er der König Autari selbst wäre, und kehrten zu ihrem Könige Garibald zurück.

Eine Zeitlang nachher überzog der König der Franken den Garibald mit Krieg. Als die Bayern sehr gedrängt wurden, entfloh Teudelinde mit ihrem Bruder Gundoald nach Italien und schickte ihrem Verlobten Autari Nachricht, daß sie ihn um Schutz ersuche. Da ritt Autari ihr mit einem großen Gefolge entgegen, und als er ihr in der Mitte des Monats Mai auf dem sardischen Gefilde bei Verona begegnete, ließ er dort sogleich die Anstalten zur Hochzeit treffen. Unter dem Jubel der Langobarden ward diese vollzogen und Teudelinde war Königin der Langobarden.

14. Der Grenzstein der Langobarden.

Autari war ein gewaltiger König und mehrte das Reich nach allen Seiten. Namentlich drang er auch nach Süden vor, nahm die Stadt Benevent und die umliegende Gegend ein und kam bis nach Regium (Reggio), einer der äußersten Städte im Süden Italiens. Dort stand ein Fels im Meere von den Wellen umspült. Autari spornte sein Roß, daß es ins Wasser hineinging und bis an jenen Stein drang. Den berührte darauf der König mit der Spitze seines Speeres und sprach dabei: „Das sei der Grenzstein der Langobarden im Mittelmeere!“ Noch heute*) soll diese Säule stehen und den Namen führen Fels des Autari.

15. Teudelinde und Agilulf.

Nachdem Autari sechs Jahre König der Langobarden gewesen war, starb er bei Ticinum (601). Die Königin Teudelinde aber hatte sich die Zuneigung des ganzen Volkes

*) Das heißt zur Zeit des Geschichtschreibers Paul Warnefried, der uns dies erzählt, also zur Zeit des Kaisers Karl.

erworben, und darum gestatteten sie ihr, daß sie Königin bleiben sollte, und versprachen denjenigen als ihren Herrn anzuerkennen, welchen Teudelinde sich zum Gemahl ersehen würde. Da berief die Königin die weisesten Männer und beredete sich mit ihnen, und sie rieten ihr, Agilulf zu wählen; denn dieser war ein tapferer und tätiger Mann und an Geist und Körper wohl zur Herrschaft geschickt. Darum ließ ihn die Königin holen und ritt ihm selbst entgegen. Als er zu ihr kam, unterredete sie sich eine Zeitlang mit ihm und ließ dann Wein herbeibringen. Zuerst trank sie und reichte dann Agilulf den Becher. Als Agilulf ihr dann die Hand küssen wollte, sprach sie lächelnd und errötend: „Nicht geziemt es dem, mir die Hand zu küssen, der wohl meinen Mund küssen dürfte.“ Dann erzählte sie ihm, daß sie ihn nach dem Rate der Weisen zu ihrem Gemahle und zum Könige der Langobarden erwählt hätte. Da ward die Hochzeit mit Jubel gefeiert, und alle freuten sich über diese Wahl der Königin. Aber das Volk mußte erst ihre Wahl bestätigen, und das geschah in feierlicher Volksversammlung im Mai auf den Feldern von Mailand (602). Agilulf herrschte mit großem Ruhme bis 616.

16. Einige Sitten der Langobarden.

Die Königin Teudelinde war eine fromme Frau und baute viele Kirchen. Namentlich ließ sie dem heiligen Johannes dem Täufer zu Ehren in Moditia oder Monza, welches nicht fern von Mailand lag, eine herrliche Basilika erbauen und beschenkte sie reich mit Gold und Silber und vielen liegenden Gütern. Auch baute sie dort einen Palast, fast an derselben Stelle, wo einst der Ostgotenkönig Theoderich einen Palast hatte erbauen lassen, wegen der herrlichen gesunden Luft, welche dort von den Alpen niederweht. Teudelinde ließ in ihrem Palaste an den Wänden die Taten der Langobarden

bildlich darstellen. Daraus konnte man auch noch lange nachher sehen, wie sich die Langobarden damals zu tragen pflegten, wie ihre Kleidung und der Schnitt ihres Haares war. Ihre Kleider waren weit und meist von Leinen, wie auch die Angelsachsen sie damals zu tragen pflegten, mit breitem Besatze verziert und hatten verschiedene Farben. Ihre Schuhe waren über den ganzen Fuß bis an die große Zehe offen und wurden querüber mit Bändern befestigt. Hernach gebrauchten sie auch Hosen, über welche sie beim Reiten weitere lederne Beinkleider zogen. Diese Sitte nahmen sie von den Römern an.

In der Kirche, welche Teudelinde dem St. Johann zu Ehren erbauen ließ, befand sich auch eine goldene Krone, welche der König Agilulf dahin geschenkt haben soll. Ferner wurde da die berühmte eiserne Krone aufbewahrt, mit welcher nachher die deutschen Könige in Italien gekrönt wurden. Sie war nicht von Eisen, sondern von gutem Golde, inwendig aber lief ein eiserner Ring herum, welcher nach der Sage aus einem Nagel vom Kreuze Christi geschmiedet war.

Bis auf die Königin Teudelinde waren die Langobarden arianischen Glaubens, aber durch die Bemühungen dieser Königin, die als bayerische Prinzessin katholisch und mit dem Papste sehr befreundet war und mit ihm im Briefwechsel stand, gelang es, statt der arianischen Lehre allmählich die katholische einzuführen. Ihr Sohn Adoald ward in dieser Kirche zu Monza getauft und zwar katholischen Glaubens, obwohl Agilulf Arianer war.

Wie groß die Abneigung der Katholiken gegen die Arianer war, zeigt uns folgende Geschichte. Der Abt des Klosters Bobbio schickte einen seiner Mönche, namens Blidulf, nach Pavia. Dort begegnete diesem Mönche der langobardische Herzog Ariowald, welcher später nach dem Tode Adoalds König der Langobarden wurde. Kaum hatte Ariowald, der

arianischen Glaubens war, den Mönch Blidulf erblickt, so sprach er zu seinen Leuten, die ihm folgten: „Das ist einer von den Mönchen des Kolumban*), welche sich nicht die Mühe nehmen, uns für unseren Gruß zu danken.“ Darauf grüßte er den Mönch Blidulf zuerst; aber dieser hatte die Worte des Herzogs vernommen und sprach: „Ich würde dich ebenfalls gegrüßt haben, wenn du nicht einen falschen Glauben hättest.“ Über diese Rede wurde Ariowald erzürnt und gab Befehl, daß man diesen Mönch insgeheim tüchtig durchprügeln sollte. Dies geschah; Blidulf bekam seine Schläge und kehrte dann wohlbehalten und munter in sein Kloster zurück und erzählte, was ihm um seines Glaubens willen widerfahren wäre.

Es ereignete sich sonst sehr selten, daß die Könige der Langobarden sich in Glaubenssachen mischen wollten. Selbst als einmal Streit unter einigen katholischen Bischöfen wegen des Klosters Bobbio entstand, und sie sich deshalb an den König Ariowald wandten und ihn um seine Entscheidung baten, sagte ihnen Ariowald, daß es ihm gar nicht zukäme, sich in die Streitigkeiten der Geistlichen zu mischen; denn solche Sachen gehörten vor die geistlichen Gerichte. Da baten sie ihn um die Erlaubnis, sich nach Rom an den Papst wenden zu dürfen, daß der ihren Streit entschiede. Denn Rom ist niemals der langobardischen Herrschaft untertan gewesen. Das bewilligte ihnen Ariowald, und der Papst entschied den Streit.

17. Der kleine Grimoald und seine Brüder.

Dem Herzoge von Forojulium (Friaul) lag es ob, die nordöstliche Mark des langobardischen Reiches gegen die Einfälle der Avaren zu schützen. Dies tat der Herzog Gisulf lange Zeit hindurch mit dem besten Erfolge. Einstmals aber waren

*) Kolumban war einer der Missionare, welche zu jener Zeit das Christentum in Deutschland predigten. Er wurde nachher Abt des Klosters Bobbio.

wieder die Avaren mit großer Heeresmacht eingefallen, und Gisulf eilte auf die Nachricht davon ihnen sogleich entgegen, obwohl er nur eine kleine Anzahl seiner Krieger bei sich hatte. Die Avaren umringten ihn und seine kleine Schar, und töteten alle, so daß kaum einer entkam, um die Nachricht zu bringen. Der Avarenkönig überschwemmte nun das ganze Land und umzingelte auch mit seinen Scharen Forojulium, wohin sich die umwohnenden Langobarden unter den Schutz der Herzogin Romilda, der Frau des Gisulf, geflüchtet hatten. Ihre Söhne Taso und Radoald, die schon zu Jünglingen herangewachsen waren, leiteten die Verteidigung der Stadt. Eines Tages ritt der Avarenkönig mit seiner Begleitung um die Stadt, um eine schwache Stelle ausfindig zu machen, gegen die er seinen Angriff richten könnte. Da sah ihn die Herzogin Romilda von der Mauer herab und alsbald faßte sie den Gedanken, den Avarenkönig zu heiraten. Sie schickte heimlich einen Boten an ihn, daß sie ihm die Stadt überliefern wollte, wenn er sie zu seiner Gemahlin nehme. Der Avare ging trüglicher Weise darauf ein, und alsbald öffnete die Herzogin die Tore, und die Avaren stürzten in die Stadt, zu morden und zu plündern.

Sie führten die Einwohner der Stadt gefangen mit sich fort und versprachen ihnen Wohnsitze in dem Lande Pannonien, das die Langobarden früher selbst bewohnt hatten. Sobald sie aber dort angelangt waren, beschlossen sie die Männer auf einem heiligen Felde zu töten, die Frauen und Kinder unter sich zu verlosen. Die Herzogin Romilda wurde erst schmählich mißhandelt und dann getötet. Aber Taso und Radoalt merkten das Vorhaben der Avaren und entschlossen sich zur Flucht, vorher jedoch wollten sie ihren kleinen Bruder Grimoald töten, damit er nicht in die Sklaverei der Avaren käme. Allein Grimoald bat sie, daß sie ihn mitnehmen möchten. „Denn," sprach er, „ich kann mich schon auf dem Pferde fest-

halten, nehmt mich doch nur mit.“ Der eine der Brüder hatte schon seine Lanze erhoben; allein auf das Weinen und das flehentliche Bitten des Knaben ließ er ab, hob ihn auf ein Pferd ohne Sattel und gebot ihm, sich recht festzuhalten, damit er nicht hinunterfiele. Dann ritten die drei Brüder eilig von dannen.

Die Avaren merkten bald die Flucht der Gefangenen und eilten in der Dunkelheit der Nacht nach allen Richtungen, sie wieder einzuholen. Grimoald aber konnte sein Pferd nicht lenken und verlor sich von seinen Brüdern. Da erreichte ihn einer der Avaren; weil er aber so klein war, wollte er ihn nicht töten, sondern setzte ihn hinter sich auf sein Pferd und gebot ihm sich recht festzuhalten. Alsdann jagte er wieder dem Lager der Avaren zu und freute sich nicht wenig, seine Beute wieder eingeholt zu haben; denn Grimoald war ein feiner Knabe mit leuchtenden Augen und langem gelbem Haar. Während sie nun eilends dahinritten und der Avare wenig auf den Knaben achtete, zog dieser das Schwert des Barbaren aus der Scheide und führte einen so starken Hieb auf den Kopf desselben, daß das Eisen durch den Schädel ins Gehirn drang und der Avare vom Pferde stürzte. Dann ergriff Grimoald die Zügel und lenkte das Roß wieder um nach der Gegend, wo er seine Brüder vermutete. Er erreichte sie und erzählte ihnen seine Befreiung, und dann ritten die drei Brüder weiter und entkamen ohne weitere Gefahr.

Als Agilulf die Nachricht vom Tode Gisulfs erhielt, setzte er den Bruder desselben, namens Grasulf, zum Herzoge über Forojulium ein. Diesem aber wollten Radoald und Grimoald, deren Bruder Taso bald nachher getötet worden war, nicht gehorchen, sondern setzten sich in ein kleines Schiff und fuhren der Küste des adriatischen Meeres entlang bis hin zum Gebiete von Benevent. Dort nahm der Herzog Arichis sie freundlich auf; denn er war vordem ihr Lehrer

gewesen, und behandelte sie als seine Söhne. Dagegen standen sie ihm in allen seinen Kämpfen treulich bei und nach seinem Tode ebenso auch seinem Sohne Ajo. Als Ajo einmal Krieg führte gegen slavische Völkerscharen, hatten diese in der Nähe ihres Lagers eine Menge Gruben gemacht. Ajo, der das nicht wußte, wollte die Feinde von dorther angreifen, stürzte aber mit seinem Pferde in eine der Gruben und kam so elendiglich ums Leben. Als Radoald das erfuhr, eilte er schnell herbei und redete mit den Slaven in ihrer eigenen Sprache und schlug ihnen den Frieden vor. Als die Slaven darauf vertrauensvoll wurden, stürzten auf einmal Radoald und Grimoald über sie her und schlugen sie völlig. Die Beneventer aber nahmen Radoald gern zu ihrem Herzoge, und nachdem er eine Zeitlang regiert hatte, hinterließ er das Herzogtum seinem Bruder Grimoald, den der Langobardenkönig wiederum gern in seiner Würde bestätigte. Grimoald selbst wurde nachher einer der gewaltigsten Könige der Langobarden.

Sein Bruder Taso aber war auf folgende Weise ums Leben gekommen. Es war außer diesem noch ein anderer Bruder da namens Kako. Diese beiden Brüder lud der römische Patricius Gregor zu sich nach Opitergium ein und versprach ihnen, daß er der langobardischen Sitte gemäß ihnen den Bart schneiden und sie dadurch als seine Söhne annehmen wollte. Deshalb gingen sie beide mit einer auserlesenen Schar von Jünglingen zu ihm hin. Sobald sie in die Stadt eingetreten waren, befahl Gregor, die Tore hinter ihnen zu schließen, und schickte dann bewaffnete Männer auf sie los. Als Taso das sah, verteidigte er sich wacker und verkaufte sein Leben teuer. Sie trieben sich über die Straßen und Plätze der Stadt umher, bis endlich, nachdem sie eine große Zahl der Römer getötet hatten, die unglücklichen Jünglinge der Übermacht erlagen. Damit aber Gregor seinen Eid löste, ließ er

sich das Haupt Taſos und Kakos bringen und ſchnitt ihnen den Bart ab, wie er verſprochen hatte.

18. Die Königin Gundeberg.

Nach Agilulfs Tode regierte ſein Sohn Adelwald, und ſeine Mutter Teudelinde half ihm mit ihrem klugen Rate. Als dieſe Königin aber nach wenigen Jahren ſtarb, ſahen die Langobarden ein, daß der Verſtand des Adelwald der Regierung nicht gewachſen wäre: ſie entfernten ihn und machten Ariowald, den Herzog von Turin, zu ihrem Könige.

Ariowald aber wollte ſich in der Herrſchaft befeſtigen und nahm deshalb Gundeberg, die Tochter des Königs Agilulf und der Teudelinde, zu ſeiner Gemahlin. Am Hofe des Königs Ariowald war ein gewiſſer Adalulf, der bei dem Könige in hohen Gunſten ſtand. Eines Tages hatte Adalulf eine Sendung an die Königin Gundeberg auszurichten, und wie von ungefähr entfuhren ihr die Worte, daß Adalulf ein ſchön gewachſener Mann wäre. Da griff er gleich dieſe Worte auf und bat ſie um ihre Gunſt; aber die Königin Gundeberg ſpie ihm zur Antwort ins Geſicht. Adalulf ging von ihr; aber er dachte nach über den begangenen Fehler und meinte, es würde ihm ſein Leben koſten, weil die Königin Gundeberg nicht ruhen würde, bis ſie ſich für die widerfahrene Beleidigung gerächt hätte. Deshalb beſchloß er ihr zuvorzukommen; er ging gerades Weges zum Könige Ariowald und bat ihn um einige Worte im geheimen. Alsdann warnte er ihn ſich vorzuſehen, weil die Königin Gundeberg mit dem Herzoge Taſo verabredet hätte, dem Könige Gift zu geben und dann Taſo zum Könige der Langobarden ausrufen zu laſſen. Dem Ariowald ſchlug das Gewiſſen, daß vielleicht Gundeberg ihren Bruder Adelwald an ihm rächen wollte; er glaubte der Verleumdung ſeines Lieblings Adalulf und ließ die Königin auf das feſte Schloß Lomello bringen, welches

zwischen dem Po und dem Ticino liegt. Dies war im Jahre 629.

Die Nachricht davon gelangte auch ins Frankenreich, dessen Könige mit Gundeberg verwandt waren. Deshalb ließ der König Dagobert dem Könige Ariowald sagen, daß er die Gefangensetzung seiner Verwandten mit Mißfallen vernommen hätte, und daß er ihn bäte, sie wieder frei zu lassen. Als die fränkischen Gesandten am Hofe Ariowalds den Zusammenhang der Geschichte vernommen hatten, schlugen sie ein Gottesurteil vor, wie man es nannte, nämlich daß der Ankläger Adalulf mit einem Kämpfer für die Königin öffentlich vor allem Volke einen Zweikampf ausfechten sollte; denn man dachte, daß Gott nur der gerechten Sache den Sieg verleihen und um ihretwillen dem Bedrängten immer hilfreich zur Seite stehen würde. Ariowald billigte den Vorschlag, und darum mußte Adalulf mit einem Vorkämpfer für die Ehre der Königin streiten. Dieser hieß Pitto. Zu einem solchen Zweikampfe brachten die Kämpfer jeder gleich seinen Sarg mit, damit wer da fiel, sogleich fortgeschafft und begraben werden könnte. Der Sieg entschied diesmal für die gerechte Sache, Adalulf fiel, und die Königin Gundeberg ward wieder in ihre Rechte und Ehren eingesetzt, nachdem sie drei Jahre auf ihrer Feste Lomello hatte schmachten müssen.

Wenige Jahre hernach starb Ariowald. Da kamen die langobardischen Großen zu Gundeberg und, wie sie einst auch ihrer Mutter Teudelinde es verstattet hatten, sich selbst einen andern Gemahl und zugleich in diesem Gemahl dem Langobardenvolke einen König zu wählen, so gaben sie dieselbe Freiheit ihrer Tochter. Die Königin Gundeberg ließ darauf Rotaris, den Herzog von Brescia, zu sich kommen und fragte ihn, ob er ihr ein treuer Gemahl und dem Langobardenvolke ein guter König sein wollte. Das bedurfte bei Rotaris nicht langer Überlegung, er versprach es ihr und beschwur

es ihr nach ihrem Willen öffentlich in mehreren Kirchen. Bald zeigte es sich, daß sie, ebenso wie einst ihre Mutter Teudelinde, ihre Wahl auf einen würdigen Mann gelenkt hatte.

19. Rotaris (636—652).

Die Langobarden hatten achtundsechszig Jahre im Lande Italien gewohnt, als Rotaris ihr König wurde. Bis auf ihn hatten die Richter der Langobarden nur nach Brauch und Herkommen Recht gesprochen; aber dem Könige Rotar genügte das nicht mehr, sondern er ließ die Rechte der Langobarden aufschreiben, und sein Gesetzbuch ist uns noch heute erhalten. Er war ein gerechter Mann, weise und mutig, und die Untertanen römischen Stammes wußten nichts Böses gegen ihn, als nach ihrer Meinung seinen Unglauben, daß er nicht ein katholischer, sondern ein arianischer Christ war. Zu seiner Zeit waren in fast allen Städten des Landes zwei Bischöfe, von denen der eine katholisch, der andere ein Arianer war; aber nach und nach verschwanden die Arianer immer mehr.

Auch im Kriege war Rotaris gewaltig. Er nahm an der Westküste Italiens bis da, wo das Gebiet der Franken anfing, den Kaiserlichen alle Städte weg, die sie da noch besaßen. Auch auf der Ostküste am adriatischen Meere wurden die Griechen, wie man auch die Kaiserlichen nannte, immer mehr eingeschränkt, und mit dem kaiserlichen Exarchen in Ravenna war Rotar oft in Krieg. In einem Treffen sollen einmal achttausend Kaiserliche umgekommen sein. In der unteren Hälfte Italiens waltete Grimoald, der mächtige Herzog von Benevent, dessen Krieg gegen die Kaiserlichen, die dort noch Neapel besaßen, fast niemals unterbrochen wurde.

Nachdem Rotaris sechszehn Jahre zum Segen der Langobarden regiert hatte, starb er und hinterließ das Reich seinem Sohne Rodoald, den die Langobarden willig zu ihrem Könige

nahmen. Uber den König Rotar hat Paul uns weniges erzählt, aber dennoch müssen viele Sagen über ihn gewesen sein; denn noch ein halbes Jahrtausend später, im zwölften Jahrhundert, wurden in mittelhochdeutscher Sprache Sagen über diesen König gedichtet. Darin heißt es, daß Roter König war zu Bare in Apulien, von wo aus man zur Zeit der Kreuzzüge häufig nach dem gelobten Lande fuhr. König Roter suchte sich eine Jungfrau, welche ihm zum Weibe geziemen möchte, und da er in seinem Lande keine finden konnte, gab ihm Held Lupolt, der ihm mit besonderer Treue ergeben war, den Rat, er solle nach Konstantinopel zum König Konstantin gehen und dessen wunderschöne Tochter zur Ehe begehren. So schickt denn König Roter seine Gesandten dahin; aber als Konstantin ihren Auftrag vernimmt, ist er sehr aufgebracht und läßt sie in den Kerker werfen. Roter harrt lange vergebens auf Antwort, endlich ahnt er das Unglück und fährt unter dem Namen eines Grafen Dieterich, den Roter vertrieben hatte, selbst hinüber, um nachzuforschen. Unter seinen Begleitern ist auch der Riesenfürst Asprian, über den alle Leute in Konstantinopel in Schrecken geraten. Als sie zu Tische sitzen, will ein gezähmter Löwe, der am byzantinischen Hofe frei umhergeht, dem Riesen Asprian sein Brot wegnehmen, da faßt ihn Asprian und wirft ihn an die Wand: „daz er al zebrach.“ Dem König Roter aber werden um seiner Milde und Freigebigkeit willen alle freundlich gesinnt, und auch die Tochter des Königs Konstantin, die von ihm gehört hat, gewinnt ihn lieb und wünscht ihn zu sehen. Er schickt ihr Geschenke, unter diesen auch ein Paar Schuhe von Gold und Silber, welche aber auf einen Fuß gemacht sind. Da kann die Königstochter die Schuhe nicht anziehen und deshalb muß Graf Dieterich selber hin, ihr zu helfen. Er bringt ihr die andern Schuhe mit und gibt sich ihr als König Roter zu erkennen; aber sie glaubt

ihm erst, als seine früheren Boten, die noch gefangen sitzen, auch ihn als ihren König begrüßen. Roter darf sich jedoch dem Konstantin nicht zu erkennen geben, sondern versucht eine List und verspricht ihm Hilfe im Kriege. Während sie auf dem Zuge sind, kehrt Roter heimlich nach Konstantinopel zurück und entflieht mit der Königstochter heim in sein Land. Aber ein griechischer Spielmann lockt die Königin im langobardischen Reiche auf sein Schiff und bringt sie ihrem Vater Konstantin wieder. Nicht lange nachher kommt auch Roter, um seine Gattin wieder zu holen, da wird er gefangen genommen und soll getötet werden. Zur rechten Zeit noch kommt ein langobardisches Heer zu Hilfe, da gibt Konstantin dem Langobardenkönige seine Tochter, um sein eigenes Leben zu erhalten. Roter aber kehrt heim und regiert zu Bare in Apulien, bis er in seinem Alter als Einsiedler sein Leben beschließt.

Diese Sage von König Roter ist uns ein Beweis, daß die Erinnerung an die deutsche Abstammung und an die Verwandtschaft der Langobarden mit den anderen deutschen Volksstämmen auch da noch nicht vergessen war, als die Nachkommen der alten Langobarden schon längst die deutsche Sprache und deutsche Nationalität vergessen hatten, als bei ihnen schon das sogenannte romanische Element gesiegt hatte über das germanische, wie dies auch in Frankreich und der pyrenäischen Halbinsel sich wiederholte. Außer dieser Sage vom König Roter werden noch andere langobardische Sagen von mittelhochdeutschen Dichtern uns erzählt.

20. Grimoald und Gotebert.

Nach Rodoald, dem Sohne des Gesetzgebers Rotaris, wählten die Langobarden den Neffen der Königin Teudelinde, namens Aribert, zum Könige. Dieser regierte neun Jahre und dann (661) erhielten seine beiden Söhne Bertarid und

Gotebert das Reich, welches sie gemeinschaftlich, dieser in Pavia und jener in Mailand, regieren sollten. Aber es entstand bald Streit unter ihnen und deshalb rief Gotebert den Herzog Grimoald herbei, der in Benevent lebte, er sollte so schnell als möglich herkommen und ihm gegen seinen Bruder Bertarid helfen. Dafür versprach er, ihm seine Schwester zur Frau zu geben. Aber der Gesandte Garibald handelte feindselig gegen seinen Herrn und ermahnte den Grimoald, da die Brüder unter sich uneinig wären und das Reich zerrütteten möchte er die Herrschaft selbst an sich reißen. Grimoald vernahm dies mit Freude und zog mit einer auserlesenen Schar gegen Pavia, die Hauptstadt der Langobarden. Unterwegs gewann er sich viele Anhänger und Freunde. Alsdann sandte er den Boten Garibald voraus an Gotebert, diesem seine Ankunft zu verkünden. Gotebert fragte den Boten, wie er wohl den Grimoald empfangen und wo er ihm eine Wohnung anbieten sollte. Garibald antwortete, daß es sich geziemte, dem Grimoald, der doch um des Königs willen gekommen wäre und seine Schwester zur Frau haben sollte, eine Wohnung im königlichen Palaste anzubieten. So geschah es denn auch.

Garibald aber war ein böser Unheilstifter. Er überredete den König Gotebert, daß er nicht anders als mit einem Panzer angetan mit dem Herzoge Grimoald zusammenkommen sollte; denn Grimoald, behauptete er, wolle ihn töten. Dann aber ging Garibald arglistig zu Grimoald und warnte ihn, wenn er sich nicht wohl vorsähe und bewaffnet käme, würde Gotebert ihn töten. Als Beweis dieser Warnung gab er ihm an, daß er einen Panzer trüge. Als sie nun am folgenden Morgen zusammenkamen und Grimoald nach der gewöhnlichen Begrüßung den König umarmte, fühlte er sogleich, daß dieser einen Panzer unter seinem Kleide hätte. Da ward er zornig, weil er meinte, es wäre Verrat, zog sein Schwert und tötete den Gotebert. Alsdann riß er die Herrschaft an sich.

Als Bertarid, der bei Mailand wohnte, dies vernahm, daß sein Bruder getötet wäre, floh er eiligst von dannen zu dem Könige der Avaren, und ließ selbst seine Frau Rodelinde und sein Söhnlein Kunibert zurück, welche Grimoald darauf in die Verbannung schickte. So hatte Grimoald die Herrschaft gewonnen; aber der böse Garibald, der alles Unheil verschuldet hatte, sollte seiner Strafe nicht entgehen. Es war nämlich aus der Verwandtschaft des Königs Gotebert ein Mann zurückgeblieben, der beschloß den Tod seines Königs und Verwandten an Garibald zu rächen. Als dieser am Ostertage in die Kirche gehen wollte, versteckte sich jener da, wo Garibald hindurchgehen mußte, mit gezogenem Schwerte. Als Garibald herankam, hob jener Mann sein Schwert und traf den Hals desselben so, daß von dem einen Schlage der Kopf von dem Rumpfe getrennt ward. Die Begleiter des Garibald stürzten sofort über den Täter her und töteten ihn auch mit vielen Wunden; aber er starb froh darüber, daß er die Freveltat des Garibald gerächt hatte.

21. Überbleibsel des Heidentums bei den Langobarden.

Die Langobarden waren freilich Christen, aber wie alle andern deutschen Völkerstämme, so hielten auch sie lange fest an den Gebräuchen ihrer Väter und verehrten noch im siebten Jahrhundert den heiligen Baum und die heilige Schlange. Als Romuald zu Benevent regierte, stand nicht fern von den Mauern dieser Stadt ein heiliger Baum, an welchem ein Fell aufgehangen war. Bei diesem Baume taten sie Gelübde, und wer nun ein solches zu lösen hatte, mußte von diesem Baume aus schnell wegreiten und dabei, während das Roß gespornt wurde, mit dem Wurfspieß rückwärts nach diesem Felle werfen. Wenn er dann das Fell traf, so empfing er ein kleines Stück von demselben und verzehrte dies. Dagegen

predigten vergebens die Geistlichen, das Volk ließ nicht ab von diesem Gebrauche; denn es sagte, daß das Gesetz der Vorfahren heilig zu halten wäre, weil diese dadurch die tapfersten Männer geworden seien. Als nun Herzog Romuald, der Bruder des Königs Grimoald, einmal gegen die Griechen auszog, nahm der heilige Barbatus ein Beil, ging zu diesem Baume, grub ihn aus und zerhieb ihn dann in kleine Stücke. Die Stelle des Baumes überdeckte er so wieder mit Erde, daß man nachher keine Spur mehr davon finden konnte. Was aber dieser Baum bedeuten mochte, ist uns nicht mehr bekannt.

Auf ähnliche Weise verehrten die Langobarden eine Schlange und beugten sich vor ihr. Als Romuald einst auf einem Kriegszuge war, bat Barbatus die Gemahlin desselben, ihm das Schlangenbild zu verschaffen. Sie aber antwortete: „Wenn ich das tue, so muß ich sterben.“ Aber Barbatus ließ nicht ab zu bitten und erlangte endlich von ihr, daß sie ihm das goldene Bild übergab. Sogleich ließ er es einschmelzen und trug dann einem Goldschmiede auf, Schüssel und Kelch daraus zu verfertigen. Dies geschah und als nun der König heimgekehrt war, reichte ihm Barbatus aus diesem Geräte das Abendmahl; denn das war immer das Bestreben der christlichen Priester, den Stoff beizubehalten, aber ihn statt wie früher zu dem heidnischen Dienst, so zu der christlichen Gottesverehrung zu verwenden. Als der König das Abendmahl genossen hatte, sagte ihm Barbatus, woher das Geräte genommen wäre. Da sprach sogleich einer von des Königs Hofleuten: „Wenn das meine Frau getan hätte, so würde ich sie sogleich töten.“ Allein der König verzieh es der Königin Teodarade, seiner Frau, und diente hinfort der Schlange nicht mehr.

Als die Langobarden aber erst nach Italien kamen, hatten sie noch viele andere Gebräuche. Der Papst Gregor der Große,

der freilich die Langobarden haßte, weil sie Arianer waren, erzählt uns, daß sie im Jahre 578 ihrem obersten Gotte den Kopf einer Ziege geopfert und ihn dabei angebetet hätten. Sie hätten auch vierzig italische Gefangene zwingen wollen ein Gleiches zu tun, und als diese sich weigerten, seien sie von den Langobarden getötet. Ebenso seien auch vierzig italische Bauern von den Langobarden getötet, weil sie sich geweigert hätten, das Fleisch der geopferten Tiere mit ihnen zu verzehren. Allein es befanden sich unter den Langobarden auch andere noch nicht christliche Völker, die vielleicht ihrer alten Religion treu geblieben waren. Die Langobarden selbst waren sehr duldsam und obwohl sie Arianer waren, verfolgten sie doch die Katholiken nicht; denn selbst ihre Feinde loben sie deshalb.

22. Die Feindschaft zwischen Grimoald und Bertarid.

Als Grimoald erfuhr, daß Bertarid geflohen wäre und sich bei dem Könige der Avaren aufhielte, ließ er diesem sagen, wenn er Bertarid noch ferner in seinem Reiche bei sich behielte, so könnte der Friede zwischen Langobarden und Avaren nicht länger bestehen. Als der König der Avaren dies vernahm, rief er den Bertarid zu sich und sagte ihm, er möchte sich doch einen andern Zufluchtsort auswählen, damit nicht um seinetwillen dem Volke der Avaren ein Krieg mit den Langobarden entstünde. Bertarid aber hatte gehört, daß Grimoald ein milder Mann wäre; darum faßte er den Entschluß, zurückzugehen ins Land der Langobarden und sich selbst dem Könige Grimoald zu überliefern. Als er an die Grenze gekommen war, schickte er Hunulf, einen sehr treuen Mann, zu Grimoald voraus, daß er dem Könige seine Ankunft melden sollte. Als Hunulf zum Könige kam, sagte er ihm, daß Bertarid im Vertrauen auf die Milde des Königs in sein Vaterland zurückkehrte. Das nahm Grimoald wohl auf und versicherte, daß ihm nichts Übles widerfahren sollte.

Als Bertarid kam und zu Grimoald eintrat, wollte er sich dem Könige zu Füßen werfen; allein der König hielt ihn zurück und hob ihm freundlich das Gesicht zum Kusse empor. Da sprach Bertarid: „Ich bin dein Knecht; denn ich weiß, daß du christlich gesinnt und fromm bist. Darum, obwohl ich hätte unter den Heiden leben können, bin ich im Vertrauen auf deine Milde zu dir gekommen.“ Darauf erwiderte ihm der König mit einem Eide, wie er zu tun pflegte: „Bei dem, der mich geschaffen hat, schwöre ich dir, daß dir nichts Böses widerfahren soll; sondern ich werde alles so anordnen, daß du mit Würde leben kannst.“ Alsdann wies er ihm in einem geräumigen Palaste Wohnung an, daß er nach den Mühen des Lebens dort in Ruhe bleiben sollte, und ließ ihm alles, dessen er bedurfte, reichlich gewähren.

Sobald Bertarid in die Wohnung gekommen war, welche ihm der König bereitet hatte, drängten sich alsbald Haufen der Bürger von Ticinum heran, um ihn zu sehen und nach alter Bekanntschaft zu begrüßen. Was können aber böse Zungen anrichten? Es dauerte nicht lange, so gingen viele böswillige Schmeichler zum Könige und sagten ihm, wenn er nicht alsbald den Bertarid mit dem Tode bestrafen würde, so müßte er selbst Reich und Leben verlieren; denn es rotteten sich zu diesem Zwecke schon viele um Bertarid zusammen. Als Grimoald dies vernahm, ward er zu leichtgläubig. Er vergaß, was er versprochen hatte, und ward aufgereizt, den Tod des unschuldigen Bertarid zu beschließen. Da es schon spät war, faßte er sogleich einen Plan, wie er ihn am folgenden Tage töten wollte. Deshalb ließ er ihn zur Abendmahlzeit verschiedene Speisen, dazu vorzügliche Weine und allerlei Getränke darreichen, auf daß er trunken werden sollte, damit er in einen tiefen Schlummer versenkt und vom Rausche befangen über seine Rettung während der Nacht

nicht nachdenken könnte. Aber einer von denen, die auch schon Diener von Bertarids Vater gewesen waren, trat ganz nahe herzu, als wenn er Bertarid begrüßen wollte, steckte seinen Kopf unter den Tisch und sprach da die Worte: „Hüte dich, Bertarid, der König will dich töten. Trinke den Wein nicht.“

Bertarid befahl sogleich seinem Mundschenken, er sollte ihm in seinem silbernen Becher nichts anderes zum Trunke darreichen, als ein wenig Wasser. Als nun die, welche ihm die verschiedenen Getränke gebracht hatten, ihn nach den Worten des Königs baten, daß er doch den ganzen Becher leeren sollte, versprach er, daß er ihn zur Ehre des Königs ganz austrinken wollte. Er trank aber nur ein wenig Wasser aus dem Becher. Die Diener gingen wieder hin und verkündeten dem Könige, daß Bertarid sehr gierig tränke. Da sagte der König erfreut: „Laßt ihn nur trinken; denn morgen soll sein Blut fließen, wie dieser Wein.“

Bertarid aber rief den Hunulf zu sich und verkündete ihm den Plan des Königs zu seinem Tode. Da schickte Hunulf sofort nach seinem Hause, um sich Kissen holen zu lassen, und ließ sich ein Bett bereiten neben dem des Bertarid. Sie durften nicht säumen; denn schon schickte der König Grimoald seine Trabanten, welche das Haus, in welchem Bertarid war, scharf bewachen sollten, damit er auf keine Weise entfliehen könnte. Als das Mahl geendet und alle hinausgegangen waren, so daß nur Bertarid und Hunulf und ein Diener übrig blieben, eröffnete Hunulf diesem die Gefahr und seinen Plan zur Rettung und bat ihn, daß er so lange wie möglich dort sich anstellte, als ob er ruhte, wenn sie beide, Bertarid und Hunulf, fortgegangen wären. Das versprach der Diener, und nun legte Hunulf die Kissen, die Laken, das Bärenfell, kurz alles, was zum Bette gehört, dem Bertarid auf Schulter und Rücken und fing an ihn wie einen tölpischen Sklaven aus

der Tür zu stoßen und zu schlagen, so daß er oftmals zu Boden stürzte. Als die königlichen Trabanten, welche zur Wache dahingestellt waren, den Hunulf fragten, was das wäre, sprach er: „Der Taugenichts da hat mir mein Bett aufgeschlagen neben dem des betrunkenen Bertarid. Der ist so voll vom Weine, daß er daliegt wie ein Toter. Aber ich habe schon lange genug mich um den Unsinnigen bekümmert und werde von jetzt an nur in meinem eigenen Hause bleiben." Als die Trabanten das hörten, glaubten sie, es wäre wahr, und waren froh darüber und ließen den Hunulf wie den Bertarid, den sie für einen Sklaven hielten, unverletzt gehen. Bertarid ging mit bedecktem Haupte, damit er nicht erkannt würde.

Als jene fortgingen, verschloß der treue Diener die Tür und blieb allein im Zimmer. Hunulf aber ließ den Bertarid von einer Ecke der Mauer am Flusse Ticinus am Seile nieder und gab ihm so viele Begleiter mit, als er zusammenbringen konnte. Diese ergriffen die Pferde, welche sie auf der Weide fanden, und kamen noch in derselben Nacht nach Asti, wo Bertarids Freunde wohnten. Von dort eilte Bertarid nach Turin und nachdem er dann die Grenzen Italiens überschritten hatte, gelangte er in das Reich der Franken. So hatte der allmächtige Gott durch seine weise Führung den Unschuldigen vom Tode errettet und den irregeleiteten König vor einem Verbrechen bewahrt.

Während aber nun noch der König Grimoald den Bertarid in seinem Nachtlager ruhend glaubte, ließ er von diesem Palaste bis an den seinigen Reihen von Wachen aufstellen, durch welche Bertarid geführt werden sollte, damit er nicht entfliehen könnte. Als die Abgesandten des Königs kamen, welche den Bertarid zum königlichen Palaste bringen sollten, und an die Tür des Gemaches klopften, in welchem sie ihn noch ruhend glaubten, bat sie der Diener, der noch drinnen war: „Übt doch Barmherzigkeit mit ihm und laßt ihn noch

ein wenig schlummern; denn er ist noch müde von der Reise und schläft noch recht schwer." Dabei beruhigten sich die Boten und sagten es dem Könige, daß Bertarid noch in tiefem Schlummer läge. Der König sprach: „Er hat sich gestern Abend im Weine so berauscht, daß er noch nicht aufstehen kann." Bald darauf aber befahl er ihnen, sie sollten ihn wecken und zu ihm bringen. Als sie nun an die Tür des Gemachs kamen, in welchem sie Bertarid zu finden meinten, fingen sie an heftiger zu klopfen. Wiederum bat sie der Diener, sie möchten doch den Bertarid noch ein klein wenig schlummern lassen. Sie erwiderten aber zornig, daß der Trunkenbold schon lange genug geschlafen hätte, schlugen bald die Tür ein und stürzten hinzu, um Bertarid im Bette zu suchen. Als sie ihn da nicht fanden, dachten sie, er hätte sich wohl irgendwo versteckt. Aber alles Suchen war vergebens. Da fragten sie den Diener, was aus Bertarid geworden wäre und er antwortete ruhig: „Er ist geflohen."

Alsbald faßten sie den treuen Diener bei den Haaren und schleppten ihn unter Schlägen und Mißhandlungen zu dem Palaste. Dort stellten sie ihn vor den König und sagten, daß dieser Diener, der allein im Hause gewesen wäre, um die Flucht des Bertarid wissen müßte und deshalb todeswürdig wäre. Der König aber befahl, ihn loszulassen, und fragte ihn dann über die Art und Weise wie Bertarid entkommen wäre. Der Diener erzählte dem Könige alles, wie es sich zugetragen hätte. Da fragte der König die Umstehenden und sprach: „Was dünkt euch von dem Manne, der solches getan hat?" Sie antworteten alle einmütig, daß er verdient habe, unter vielen Qualen den Tod zu erleiden. Aber der König erwiderte: „Bei dem, der mich geschaffen hat, der Mann, der um der Treue willen gegen seinen Herrn den Tod nicht gescheut hat, verdient, daß man ihn gut behandle." Dann nahm er ihn unter seine Diener auf und ermahnte ihn, daß er die-

ſelbe Treue, welche er dem Bertarid erwieſen hätte, auch ihm erweiſen ſollte, und verſprach, daß er ihn dafür angemeſſen belohnen würde.

Als der König nachforſchte, was aus dem Hunulf geworden wäre, erfuhr er, daß er ſich in die Kirche des heiligen Michael geflüchtet hätte. Da ſandte er zu ihm und verſprach, ihm nichts Böſes zuzufügen, wenn er nur zu ihm käme. Als Hunulf dieſes Verſprechen des Königs hörte, kam er bald zu dem Palaſte und warf ſich dem Könige zu Füßen. Der König fragte ihn, wie Bertarid habe entfliehen können. Jener erzählte dem Könige alles, und der König lobte ſeine Treue und Klugheit; er ließ ihm alles, was er beſaß, und ſchenkte ihm noch mehr dazu.

Einige Zeit darauf fragte der König den Hunulf, ob er lieber bei Bertarid ſein wollte, als bei ihm. Hunulf antwortete, daß er lieber mit dem Bertarid ſterben wollte, als irgendwo ſonſt in Freude und Herrlichkeit leben. Da fragte auch der König jenen Diener, ob er es für beſſer hielte, bei ihm in ſeinem Palaſte zu wohnen oder mit dem Bertarid in der Fremde zu leben. Als auch dieſer ähnlich wie Hunulf antwortete, nahm der König auch ſeine Worte gütig auf und lobte ihre Treue und erlaubte dann dem Hunulf, er möchte mit ſich nehmen, was er wollte, ſeine Kinder und ſeine Pferde und alles Gerät, welches er wollte, und unverletzt zu Bertarid gehen. Auf gleiche Weiſe entließ er auch den Diener. So nahmen denn dieſe alles mit, wie es ihnen der König geſtattet hatte, und kamen unter dem freien Geleite des Königs der Langobarden in das Land der Franken zu ihrem geliebten Bertarid.

23. Grimoalds Kriege gegen die Franken und gegen die Avaren (665).

Als Bertarid vom Könige der Franken Chlotar III. günſtig aufgenommen war, beklagte er ſich bitter über das Unrecht,

welches ihm Grimoald zugefügt hätte, und erlangte von dem Frankenkönige, daß dieser ein Heer über die Alpen senden wollte, um ihn wieder einzusetzen. Das fränkische Heer zog durch die Provence und drang so im Nordwesten in Italien ein. Grimoald kam ihm entgegen, aber seine Macht war der fränkischen nicht gewachsen. Er hatte ein Lager aufgeschlagen und verweilte darin, als ihm einmal um die Mittagszeit die Nachricht gebracht wurde, daß die Franken heranrückten. Da ersann Grimoald eine Kriegslist. Er ließ in aller Eile Speisen bereit setzen und Weine herbeischaffen und alles wohl auftragen und dann zog er sich eilig mit seinem ganzen Heere zurück. Unterdessen kamen die Franken heran und als sie die Langobarden noch in der Ferne abziehen sahen, meinten sie, ihr Schreck vor den Franken wäre so gewaltig gewesen, daß sie nicht einmal ihre Ankunft abgewartet hätten. Lachend und die Langobarden verhöhnend eilten sie um die Wette zu den wohlbesetzten Tischen und ließen sich alles wohl schmecken. Der Wein tat auch seine Wirkung und einer nach dem andern fiel von Wein und Müdigkeit überwältigt, in einen tiefen Schlaf. Unterdessen war es Abend geworden und im Schutze der Dämmerung führte der Langobardenkönig sein Heer wieder gegen die Franken heran. Es war schon Nacht, da stand er vor seinem eigenen Lager, in welchem die Franken trunken von Schlaf und Wein umherlagen; da auf einmal fielen die Langobarden über sie her und richteten ein gewaltiges Gemetzel unter ihnen an. Nur mit Not entkam ein Teil des fränkischen Heeres, die andern wurden dort erschlagen. Der Ort, wo dies geschah, hieß Rio und lag nicht weit von der Stadt Asti entfernt. Das war der Kampf gegen die Franken, die seitdem den König Grimoald nicht wieder störten.

Mit dem Kampfe gegen die Avaren aber ging es so zu. Als einmal (666) Grimoald einen Kriegszug nach dem Süden Italiens machte, weil die Griechen oder Oströmer dort einge-

fallen waren, ließ er in Pavia einen Statthalter namens Lupus*) zurück. Dieser Mann war herrisch und gewalttätig, weil er meinte, Grimoald käme doch nimmer wieder. Aber die Pavier gingen klagend zu Grimoald; da drohte dieser dem Lupus, daß er ihn bei seiner Wiederkehr zur Rechenschaft ziehen wollte. Lupus entfloh nach Forojulium (Friaul) und erregte dort einen Aufstand gegen den König Grimoald. Als dieser heimkehrte, hörte er, was geschehen war, aber er wollte keinen Bürgerkrieg, sondern ließ dem Avarenkönige sagen, daß er den Herzog Lupus nicht unterstützen würde, wenn die Avaren ihn angriffen. Das ließ sich der raubsüchtige Avarenkönig nicht zweimal sagen, er fiel sogleich mit einem großen Heere in Friaul ein und es entstand ein hitziger Streit. Drei Tage lang hielt Lupus den Angriff der Avaren aus, und einige Greise, die als Jünglinge bei dieser Schlacht gegenwärtig waren, haben unserem Paulus, Warnefrieds Sohn, berichtet, daß die Langobarden mit ihrer kleinen Zahl und vor allem Herzog Lupus dem Feinde männlich widerstanden hätten. Am ersten Tage warf Lupus das gewaltige Heer der Avaren mit geringem Verluste der Seinigen zurück, am zweiten ebenfalls, doch war schon eine größere Anzahl der Langobarden gefallen, als am ersten Tage, am dritten Tage fielen noch mehr Langobarden; aber dennoch wurden die Avaren völlig geschlagen und große Beute gemacht. Da rafften diese am vierten Tage alle Kraft zusammen und griffen noch einmal die Langobarden an. Die Wut der Avaren war so fürchterlich, daß die Langobarden ihnen nicht zu widerstehen wagten, sondern entflohen; nur Lupus wollte nicht fliehen, sondern starb auf dem Schlachtfelde. Die Avaren ergossen sich nun raubend und plündernd über die ganze Gegend und was sie nicht mitnehmen konnten, ward verbrannt. Als diese Nachricht dem Könige

*) Statt dieses lateinischen Namens hat der langobardische wahrscheinlich Welf oder Wolf oder dem ähnlich gelautet.

Grimoald gebracht wurde, ließ er den Avaren sagen, es wäre nun genug und sie sollten ablassen von ihrem Rauben und Plündern. Die Avaren aber erwiderten: „Durch unsere Kraft und unsere Waffen haben wir Friaul genommen und sind darum gar nicht willens, es auf dein Gebot wieder fahren zu lassen."

Da sah sich König Grimoald genötigt, die Langobarden zur Heeresfolge aufzufordern, damit er die Feinde wieder aus dem Lande schlüge. Als die Heere nicht weit voneinander in ihren Lagern standen, schickte der Avarenkönig noch einmal Gesandte an Grimoald, welche mit ihm über den Frieden unterhandeln sollten. Grimoald hatte nur ein kleines Heer, aber er wußte es listiger Weise so anzufangen, daß es den Avaren weit größer erschien. Während nämlich die Gesandten der Avaren einige Tage bei ihm verweilten, hielt er täglich Heerschau; aber er ließ die Langobarden alle Tage in anderer Kleidung und anderer Bewaffnung antreten, so daß es schien, als wären täglich neue Scharen angekommen, welche der König an sich vorüberziehen ließ. Obwohl die avarischen Gesandten also täglich dieselben Leute sahen, meinten sie doch, es wären immer neue, und dachten, daß die Macht der Langobarden der ihrigen weit überlegen wäre. Zum Abschiede sagte ihnen nun König Grimoald: „Mit dem ganzen Heere, daß ihr hier gesehen habt, will ich über die Avaren herfallen, und es soll auch nicht einer von ihnen lebend davon kommen, wenn sie nicht vorher alle sofort das Gebiet von Friaul verlassen." Die Gesandten kehrten besorgt wieder heim zu ihrem Könige und erzählten ihm von der gewaltigen Macht des Langobardenkönigs, da zog der König der Avaren mit seiner Mannschaft wieder zurück in sein Land.

24. Sesvalds Treue und Romualds Sieg über die Griechen (663).

Nachdem Grimoald schon mehrere Kämpfe glücklich durchgefochten hatte, bemühte sich der oströmische Kaiser Konstantin,

Italien dem langobardischen Volke wieder zu entreißen. Als er bei Tarent gelandet war, suchte er einen Einsiedler auf, dem man einen prophetischen Geist zuschrieb, und befragte ihn, ob er das langobardische Volk besiegen und aus Italien verjagen könnte. Der Diener Gottes forderte von ihm eine Nacht Zeit, um deshalb sich im Gebete an Gott zu wenden. Am andern Morgen erwiderte er ihm: „Das Volk der Langobarden kann auf keine Weise besiegt werden, weil einmal eine Königin dieses Volkes dem heiligen Johannes dem Täufer zu Monza eine herrliche Basilika erbaut hat, und weil eben darum Johannes dieses Volk beständig vertritt. Es wird aber einmal eine Zeit kommen, wo dieses mein Orakel von ihnen selbst verspottet wird, und dann wird das Volk untergehen."

Der Kaiser Konstantin aber glaubte es doch versuchen zu müssen und ging von Tarent aus auf das Gebiet von Benevent zu und nahm die dort liegenden Städte der Langobarden ein. Zuletzt umlagerte er mit seinem ganzen Heere auch Benevent, wo damals Romuald, der Sohn des Königs Grimoald, Herzog war.

Sobald dieser die Ankunft des Kaisers erfuhr, schickte er sogleich seinen vormaligen Hofmeister Sesvald zu seinem Vater jenseits des Po und ließ ihn bitten, daß er so schnell und mit so großer Mannschaft als möglich ihm und den Beneventern zur Hilfe herbeieilen möchte. Auf diese Nachricht setzte sich Grimoald sogleich mit einem Heere in Bewegung. Einige von den Langobarden verließen ihn auf dem Wege und kehrten in ihre Heimat zurück; denn sie sagten, der König hätte seinen Palast leer stehen lassen und ginge hin nach Benevent, um nimmer wieder zu kehren. Unterdessen berannte der Kaiser die feste Stadt sehr hart mit allerlei Wurfgeschützen, konnte aber doch gegen den mutigen Widerstand Romualds und seiner Langobarden wenig ausrichten. Denn obwohl Romuald es nicht wagen durfte, gegen eine

solche Truppenmacht zur offenen Feldschlacht hervorzurücken, so machte er doch öfter mit leicht bewaffneten Jünglingen unvorhergesehene Ausfälle und fügte so dem Feinde großen Schaden zu.

Als der König Grimoald mit seinem Heere näher kam, schickte er Sesvald wieder voraus, der dem Herzoge die baldige Hilfe seines Vaters melden sollte. Als Sesvald nahe bei Benevent war, wurde er von den Griechen ergriffen und vor den Kaiser gebracht. Dieser fragte ihn, woher er käme und was er wollte; aber Sesvald antwortete ihm unerschrocken, daß er vom Könige Grimoald käme und daß dieser mit einem Heere ihm sehr bald folgen würde. Der verzagte Kaiser hielt alsbald mit den Seinigen Rat, wie er mit Romuald Frieden schließen und sich in Ruhe nach Neapel zurückziehen könnte. Da er nun auch Romualds Schwester namens Gisa, gefangen hatte, bot er dem Romuald Frieden an und wollte diese als Geisel behalten. Den Sesvald aber ließ er bis an die Mauer führen und bedrohte ihn mit dem Tode, wenn er dem Romuald oder den Bürgern von Benevent etwas von dem Herannahen Grimoalds sagte; vielmehr sollte er ihnen melden, daß sie ihre Hoffnung auf Entsatz durch den König nur aufgeben sollten, da dieser nicht kommen könnte. Sesvald versprach, es so auszurichten; aber als er der Mauer nahe genug stand, verlangte er, daß Romuald selbst herbeigeholt würde. Als Romuald erschien, redete er in folgender Weise zu ihm: „Sei standhaft, Herzog Romuald, und vertraue auf Entsatz; denn dein Vater naht eiligst heran, dir Hilfe zu bringen. Er lagert in dieser selben Nacht nur wenige Meilen von hier mit einem starken Heere. Aber ich bitte dich auch, gedenke meiner Frau und meiner Kinder; denn das treulose Volk hier wird mich jetzt sogleich töten.“ Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als der Kaiser gebot, ihm den Kopf abzuschlagen und denselben durch ein Wurf-

geschütz in die Stadt zu schleudern. Romuald ließ sich das Haupt bringen, küßte es weinend und ließ es dann würdig begraben.

Aus Furcht vor Grimoald gab der Kaiser alsbald die Belagerung auf und wandte sich nach Neapel. Aber unterwegs mußte er noch großen Schaden erleiden; denn der Graf von Kapua überfiel einen Teil seines Heeres und schlug es in die Flucht. Als der Kaiser in Neapel angekommen war, bat sich einer von den Ersten seines Hofes, namens Saburrus, zwanzigtausend Mann aus und versprach, mit dieser Schar gegen Romuald zu kämpfen und ihn zu besiegen. Grimoald, der unterdessen nach Benevent gekommen war, hörte davon und wollte ihm entgegenziehen; allein Romuald sprach: „Das ist nicht nötig, lieber Vater, gib mir nur einen Teil deines Heeres. Ich will mit Gottes Hilfe gegen ihn kämpfen, und wenn ich ihn allein besiege, so gereicht das deiner Macht nur zu höherem Ruhme.“ Grimoald bewilligte es, und sein Sohn zog mit einem Teile des Heeres gegen Saburrus. Bevor Romuald angriff, ließ er von vier verschiedenen Seiten die Hörner blasen, um die Feinde irre zu machen, und stürzte dann kühn auf sie los. Als beide Schlachtordnungen im heftigen Kampfe waren, erblickte einer aus dem Heere der Langobarden, namens Amalong, der den Speer des Königs zu tragen pflegte, einen kleinen griechischen Mann, der ihm zu einer besonderen Tat geeignet schien. Er ritt eilig auf ihn zu, durchstach ihn kräftig mit dem großen Speere und hob ihn so an der Spitze des Speeres von seinem Sattel hoch in die Luft, bis der Speer wieder gerad auf gen Himmel gerichtet war. Da überkam die Griechen ein gewaltiger Schrecken vor solchen Männern und sie wandten sich eilig zur Flucht. Saburrus gelangte nur mit wenigen wieder heim, um dem Kaiser seine Schande zu erzählen, Romuald aber kehrte siegreich nach Benevent zurück und hatte das lango-

bardische Reich durch diesen Erfolg gegen weitere Angriffe sichergestellt.

25. Grimoalds Tod und Bertarids Rückkehr (671).

Grimoald herrschte mit starker Hand im Reiche der Langobarden und besiegte oft die Franken, die Oströmer und die Avaren, welche ihn angriffen. Er war aber nicht bloß als Krieger groß und bedeutend, sondern auch als Gesetzgeber, wie vor ihm Rotaris. So schränkte er namentlich den Mißbrauch des Zweikampfes ein, der damals so eingerissen war, daß die Menschen immer das Recht nach dem Schwerte entscheiden wollten. Dabei gewann in der Regel der Stärkere, und der Stärkere hatte also recht.

Einstmals hatte sich Grimoald zur Ader gelassen, und als er einige Tage darauf den Bogen spannen wollte, um eine Taube zu schießen, riß der Verband und die Ader zersprang. Die Ärzte, welche herbeigerufen wurden, gaben ihm schädliche Mittel statt der heilenden, und so starb der kräftige Mann. Er war hoch gewachsen, stark an Leib und sehr kühn, sein Haupt war kahl und sein Bart sehr lang. Nicht weniger, als durch seinen Körper, war er durch die Fähigkeiten seines Geistes ausgezeichnet. Sein Sohn Romuald war gestorben und Grimoald hatte außer diesem nur noch einen Sohn Garibald, den ihm die Tochter des Königs Aribert geboren hatte; denn mit dieser hatte er sich vermählt, um seiner Herrschaft dadurch eine Stütze zu geben. Der Knabe aber war noch klein; denn Grimoalds Herrschaft hatte nur neun Jahre gedauert.

Bertarid war unter der Zeit vielfach umhergeirrt. Auch bei den Franken hatte er nicht bleiben mögen, sondern war von dort zu den Angelsachsen geflohen. Nach Grimoalds Tode aber wagte er die Rückkehr in sein Vaterland, und davon erzählt die Sage folgendes. Als er einmal am Ufer hin-

schiffte, rief ihm eine Stimme zu, ob der König Bertarid in dem Schiffe wäre. Einer antwortete: „Ja, Bertarid ist hier im Schiff!“ Da rief jene Stimme wieder: „So sagt ihm, daß er heimkehre in sein Vaterland; denn es ist heute schon der dritte Tag, daß Grimoald gestorben ist.“ Alsbald steuerten sie dem Lande zu, um zu erfahren, wer jene Worte gesprochen hätte; aber sie fanden niemand und dachten deshalb, daß es wohl ein göttlicher Bote gewesen sein müsse. Bertarid eilte schnell heim, und als er an die Bergpässe kam, welche aus dem Lande der Franken ins Langobardenreich führten, kamen ihm überall die Langobarden entgegen und empfingen ihn mit Freude und Jubel. So zog er in Pavia ein, setzte dort den kleinen Garibald ohne Mühe ab und ward im dritten Monate nach dem Tode Grimoalds auf dem Schilde als König der Langobarden emporgehoben. Dann rief er seine Gemahlin Rodelinde und seinen Sohn Kunibert von Benevent her zu sich (671).

Bertarid war im Unglücke ein milder und freundlicher Mann geworden. Das zeigte er gegen den Erzbischof Wilfried, einen von den Missionaren, welche die Friesen zu bekehren suchten, der aber einmal im Jahre 679 aus seinem Erzbistume York vertrieben war. Wilfried bat den König Bertarid um Schutz und freien Durchzug nach Rom; aber nicht lange nachher kamen auch Boten aus dem Lande Britannien und boten dem Langobardenkönige schweres Gold, wenn er ihnen den Erzbischof Wilfried ausliefern wollte. Bertarid wies sie ab mit folgenden Worten: „Da ich in meiner Jugend ebenfalls aus meinem Vaterlande verjagt wurde, ging ich in der Irre umher, suchte und fand auch einen Aufenthalt bei einem heidnischen Könige der Avaren, welcher mir mit einem Eide bei seinem Gotte beschwur, mich niemals meinen Feinden in die Hände zu liefern, noch mich zu verraten. Nach einiger Zeit kamen Boten von meinen

Feinden und versprachen mit einem Eide, sie wollten diesem Könige einen Scheffel voll Goldstücke geben, wenn er mich ihrer Gewalt überließe, damit sie mir das Leben nehmen könnten. Der König aber antwortete: „Ich würde mich sogleich des Todes von den Göttern versehen, wenn ich diese Bosheit beginge und den meinen Göttern getanen Eid überträte. Um wieviel mehr muß ich also, der ich den wahren Gott erkenne und verehre, von einer solchen Missetat entfernt sein? Ich wollte meine Seele nicht in Gefahr setzen und wenn ich die ganze Welt gewinnen könnte.“ Dann gab er dem Erzbischofe Wilfried eine starke Schutzwache mit und ließ ihn ungefährdet und sicher nach Rom geleiten.

26. Kunibert und Alachis.

Bertarid nahm bald darauf seinen Sohn Kunibert als Mitregenten an. Sie regierten zusammen zehn Jahre, bis Bertarid starb und Kunibert allein das Reich erhielt. Kunibert aber ergab sich bösen Leidenschaften, namentlich der Trunksucht, und darum erhob sich gegen ihn ein Teil des Volkes, an dessen Spitze Alachis stand, den vor allem zwei Brüder namens Aldo und Grauso unterstützten. Eines Tages zählte Alachis Geld auf einem Tische, und es war niemand bei ihm, als Aldos kleiner Sohn; da ließ Alachis Geld fallen und der Knabe hob es auf und reichte es ihm wieder hin. Alachis sprach: „Dein Vater hat viele solche Stücke, die soll er mir bald geben;“ denn er dachte nicht, daß das Kind das verstehen würde, was er sagte. Als der Knabe des Abends nach Hause kam, fragte ihn sein Vater, was Alachis gesagt hätte. Da erzählte ihm das Kind, was da geschehen wäre und was Alachis geäußert hätte. Als Aldo dies hörte, erschrak er sehr und ging zu seinem Bruder Grauso, um diesem alles zu erzählen. Sie hielten zusammen einen Rat, wie sie sich der Grausamkeit des Alachis entziehen könnten,

bevor er sie nach seinem bösen Willen behandelte. Endlich gingen sie zu Alachis und sagten ihm: „Was sitzest du immer in deinem Palaste, da doch das ganze Volk dir Treue beweist, Kunibert dagegen immer trunken und so machtlos ist, daß er dir nicht widerstehen kann? Geh hinaus auf die Jagd und übe dich mit deinen Jünglingen; wir aber mit deinen andern Getreuen wollen dir das Reich beschützen. Allein, was du auch beschließest, wir versprechen dir, daß wir in kurzer Zeit dir das Haupt deines Widersachers Kunibert hierher bringen werden.“ Alachis ahnte nichts Schlimmes, er ließ sich durch diese Worte bewegen und ging mit den Seinen in den Wald auf die Jagd.

Aldo und Grauso aber suchten den König Kunibert auf. Sie warfen sich ihm zu Füßen und bekannten, daß sie unrecht gegen ihn gehandelt hätten, und sagten ihm, was Alachis böswillig gegen sie geredet hätte, und erzählten ferner, welchen Rat sie ihm gegeben hätten zu seinem Verderben. Sie beklagten bitterlich ihre bisherige Verblendung und schwuren, daß sie an dem Tage, an welchem Kunibert vor Pavia erschiene, ihm diese wichtige Stadt überliefern wollten. So geschah es denn auch. Als am festgesetzten Tage Kunibert vor Pavia anlangte, ward er freundlich von den Bürgern aufgenommen und zog in die Stadt ein. Da eilten alle Bürger herbei, besonders auch der Bischof und die Geistlichen, welche den Alachis bitterlich haßten, und dankten Gott mit vielen Tränen, daß er ihnen den König Kunibert wieder gegeben hätte. Der König aber empfing sie alle sehr gütig und unterredete sich freundlich mit ihnen.

Alsdann ging auch ein Bote zu Alachis, der in der Nähe der Stadt weilte, und kündigte ihm an, daß Aldo und Grauso ihr Versprechen erfüllt und mehr als das erfüllt hätten, indem er sagte, daß nicht bloß der Kopf, sondern auch der ganze Leib des Kunibert da wäre und im Palaste säße.

Da erkannte Alachis, wie sehr er getäuscht wäre, und verwünschte den Aldo und den Grauso; aber dann floh er eiligst zunächst nach Placentia und suchte die einzelnen Gemeinden teils durch Schmeicheleien zu gewinnen, teils durch Gewalt zu zwingen. Als Kunibert gegen ihn ein Heer sammelte und die Bewohner von Forojulium (Friaul) dem Könige Kunibert zu Hilfe ziehen wollten, lagerte sich Alachis an der Brücke über den Fluß Liquentio, über welche die Heerstraße von Forojulium nach Ticinum führte. Dort fing er alle diese Bürger auf und ließ sie schwören, daß sie ihm treu sein wollten. So hatte er ein bedeutendes Heer beisammen und lagerte sich nun dem Könige Kunibert gegenüber.

Der König Kunibert schickte einen Boten an ihn und ließ ihm sagen, es wäre nicht recht, daß so viele Menschen um ihrer beider willen stürben; deshalb sollte Alachis sich mit ihm in einem Zweikampfe messen. Aber Alachis wollte das nicht. Als nun einer aus seinem Heere ihn lebhaft dazu überreden wollte und ihm deshalb sagte, daß er ja ein tapferer, kampferfahrener Mann wäre, der es wohl mit dem Kunibert aufnehmen dürfte, erwiderte ihm Alachis: „Ich weiß wohl, daß Kunibert ein Trunkenbold und dumm ist, aber er ist doch sehr mutig und hat große Körperkraft. Ich will sagen, woher ich das weiß. Zu der Zeit, als sein Vater noch regierte und wir als Jünglinge zusammen waren, wurden im Palaste Schafe von merkwürdiger Größe gehalten. Die faßte er am Rücken in die Wolle und hielt sie mit ausgestrecktem Arme von der Erde. Das konnte ich nicht und auch kein anderer von uns.“ Als das jener Mann hörte, sprach er zu Alachis: „Wenn du nicht wagst mit dem Kunibert einen Zweikampf einzugehen, so will ich nicht mehr an deiner Seite kämpfen.“ Als er das gesagt hatte, ging er hinweg und begab sich sogleich zum Könige Kunibert und erzählte ihm das Vorgefallene.

So kamen nun beide Schlachtordnungen dort zusammen.

Als sie sich schon fast erreichen konnten, trat Zeno, ein Bischof der Kirche von Pavia, der den König Kunibert sehr liebte und fürchtete, daß er im Kampfe Unglück haben könnte, zu ihm hin und sprach: „König, unsere Rettung beruht auf deinem Leben. Wenn du im Kampfe umkommst, so wird uns der Tyrann Alachis allesamt erwürgen. Darum laß dir meinen Rat gefallen. Gib mir deine Rüstung und deine Waffen, so will ich hingehen und mit dem Tyrannen kämpfen. Wenn ich unterliege, so wirst du selbst wieder deine Sache aufnehmen; wenn ich aber siege, so wird dein Ruhm um so größer sein.“ Der König aber wollte seine Einwilligung dazu nicht geben. Da baten ihn alle seine Getreuen, die da versammelt waren und es gehört hatten, mit vielen Tränen, er möchte doch tun, was der Priester von ihm erbäte. So gab er endlich nach, da er gutmütigen Sinnes war, und überließ seinen Panzer, seinen Helm, seine Beinschienen und alle übrigen Waffen dem Priester und schickte ihn zum Kampfe aus, gleich als wäre er es selbst. Denn der Priester hatte fast denselben Wuchs und dieselbe Haltung, so daß, als er aus dem Zelte hervortrat, alle ihn für den König Kunibert hielten.

Das Treffen ward geliefert und aus allen Kräften gekämpft. Alachis drang hindurch, wo er den König zu finden glaubte, und in der Meinung den König vor sich zu haben, tötete er den Priester. Er gab dann Befehl ihm den Kopf abzuschlagen, damit dieser auf einem Spieße getragen würde; aber als dem Leichnam der Helm genommen war, erkannte er seinen Irrtum. Da ergrimmte er und rief aus: „Weh mir, ich habe nichts vollbracht, als einen Priester getötet. Darum gelobe ich jetzt, wenn nochmals Gott mir den Sieg verleiht, so will ich einen Brunnen anfüllen mit den Gliedern erschlagener Priester.“

Als Kunibert sah, daß die Seinigen zurückgedrängt wurden, zeigte er sich ihnen alsbald und stärkte die verzagten

Herzen aufs neue mit der Hoffnung des Sieges. So wurden die Schlachtreihen wieder hergeſtellt, und von der einen Seite ſchritt Kunibert, von der andern Alachis ſelbſt zum Kampfe vor. Als ſie ſich wieder ſo nahe waren, daß ſie ſich faſt berühren konnten, ließ Kunibert wiederum dem Alachis dieſe Worte ſagen: „Sieh doch, welch eine Menge Volkes ſteht auf beiden Seiten! Warum ſollen noch mehr Menſchen umkommen? Laß uns beide die Sache in einem Zweikampfe ausfechten, und wem von uns Gott den Sieg verleihen will, der ſoll dieſes ganze Volk unverſehrt beherrſchen.“ Als den Alachis die Seinen aufforderten, daß er doch tun ſollte, was Kunibert von ihm verlangte, antwortete er: „Ich kann es nicht tun, weil ich unter ſeinen Speeren das Bild des heiligen Erzengels Michael erblicke.“ Da ſagte ihm einer von ſeinen Leuten: „Du ſiehſt aus Furcht das, was gar nicht einmal vorhanden iſt; aber es iſt zu ſpät, jetzt Reue zu empfinden über das, was du getan.“

Von neuem entbrannte der Kampf unter dem Klange der Hörner, und da man auf keiner Seite wich, ward ein großes Blutbad angerichtet. Endlich fiel der grauſame Tyrann Alachis, und Kunibert erhielt den Sieg. Als nämlich das Heer des Alachis den Tod desſelben erfuhr, ergriff es die Flucht und die, welche nicht der Schärfe des Schwertes erlagen, ertranken in den Gewäſſern der Adda. Den Leichnam des Prieſters Zeno ließ der König vor den Türen der Baſilika des heiligen Johannes prächtig begraben und kehrte alsdann unter dem Freuden- und Triumphgeſchrei der Seinigen nach Ticinum zurück (690).

27. Kuniberts Nachſtellung gegen Aldo und Grauſo.

Von König Kuniberts Nachſtellung gegen Aldo und Grauſo erzählten die Langobarden folgende Sage. Der König Kunibert hatte immer noch Mißtrauen gegen die beiden Brüder

Aldo und Grauſo, die ihm doch gegen Alachis ſo nützliche Dienſte geleiſtet hatten, ja er beſchloß endlich, ſie zu töten. Deshalb beriet er ſich mit ſeinem Stallmeiſter, der in der Sprache der Langobarden Marpahis genannt wird, wie er am beſten dieſen Plan ausführen ſollte. Während ſie nun am Fenſter ſtanden und ſprachen, ſetzte ſich eine Fliege nahe zu ihnen, und Kunibert ſchlug mit einem Meſſer nach ihr, um ſie zu töten; aber er ſchnitt ihr nur ein Bein ab. Zur ſelben Zeit näherten ſich Aldo und Grauſo der Stadt, um zu dem Könige zu gehen, der ſie hergerufen hatte; aber ſie ahnten ſeine böſe Abſicht nicht. Als ſie nun bei der Kirche des heiligen Romanus waren, welche nicht fern von dem Palaſte lag, begegnete ihnen ein Menſch, der an einem Beine lahm war, und ſagte ihnen, daß Kunibert ſie töten würde, wenn ſie zu ihm gingen. Als ſie dies hörten, wurden ſie von großer Furcht ergriffen und flohen in dieſe Kirche und ſetzten ſich am Altare nieder. Es ward bald dem Könige Kunibert angeſagt, daß Aldo und Grauſo ſich in die Baſilika des heiligen Romanus geflüchtet hätten. Da fuhr der König ſeinen Stallmeiſter an, daß er den Plan verraten hätte. Aber dieſer antwortete: „Mein König, du weißt, daß ich nach unſerer Beratung hierüber nicht mehr von dir gegangen bin; wie hätte ich denn das einem andern ſagen können?“ Da ſchickte der König zu Aldo und Grauſo, um ſie zu fragen, zu welchem Zweck ſie ihre Zuflucht zu dem heiligen Orte genommen hätten. Sie antworteten: „Weil es uns angeſagt war, daß uns der König töten wollte.“ Da ließ der König wiederum fragen, wer denn das geſagt hätte, und drohte ihnen, wenn ſie ihm nicht den Boten anzeigten, ſo könnten ſie keine Gnade bei ihm finden. Da erzählten ſie dem Könige alles, wie es ſich zugetragen hätte, daß ihnen ein Mann begegnet wäre, der nur einen Fuß gehabt hätte, und daß dieſer ihnen der Bote geweſen wäre. Da erkannte der König, daß

hier etwas Wunderbares sich ereignet haben müsse; darum ließ er sie aus der Basilika hervorgehen und behandelte sie in der Folge, als wären sie seine eigenen Söhne.

28. Der Tod des Herzogs Ferdulf.

Aldo zeichnete sich als Herzog von Forojulium aus im Kampfe gegen die slavischen Völkerschaften, die unablässig von Nordosten her in das Reich der Langobarden einzudringen versuchten. Nach ihm erhielt dies Herzogtum Ferdulf, ein wackerer, tatkräftiger Mann, der aber allzu ruhmbegierig sich und den Seinen Verderben bereitete. Er versprach einigen Slaven Belohnung, wenn sie das Heer derselben in seine Provinz locken würden, damit er sie schlagen könnte. Dies geschah, aber zum großen Nachteil der Langobarden. Einige slavische Räuber fielen über etliche Schafherden her, die nahe an der Grenze weideten, und trieben sie hinweg. Als das der Skuldhais (Schultheiß, so nannten die Langobarden ihre Obrigkeit) jener Gegend vernahm, raffte der erzürnte Mann schnell eine Schar zusammen und jagte den Räubern nach; doch konnte er sie nicht erreichen. Als er zurückkehrte, begegnete ihm der Herzog Ferdulf und fragte ihn, was er mit den Räubern gemacht hätte. Da antwortete ihm der Schultheiß, der Argaid hieß: „Sie sind entflohen.“ Ferdulf ward darüber zornig und sprach: „Wie konntest du auch etwas mit Eifer und Tatkraft ausführen, der du ja deinen Namen von arga herleitest?“ Es war aber eine der schwersten Beleidigungen bei den Langobarden, wenn jemand arga, das ist träg und feige, genannt ward und das Gesetz sagte darüber: „Wenn ein Mann einen andern im Zorne arga schilt und sich nachher entschuldigt, daß es im Zorne geschehen sei, so soll er schwören, daß der also Gescholtene nicht ein arga ist.“ Darum ergrimmte auch der also gescholtene Schultheiß, der nicht ein arger, sondern ein sehr tapferer Mann war,

und sprach: „Möge es Gott gewähren, daß wir nicht eher sterben, als bis alle erkennen, wer von uns beiden eher verdient arga genannt zu werden.“

Nicht lange nachher geschah es, daß das Heer der Slaven, welches Ferdulf so mutwillig durch seine Versprechungen herbeigelockt hatte, in großen Scharen heranrückte. Sie lagerten sich oben auf dem Gipfel eines Berges, den man nur mit großer Mühe ersteigen konnte. Als der Herzog Ferdulf mit seinem Heere ankam, beschloß er den Berg zu umzingeln, ob er vielleicht an einem sanft niedersteigenden Abhange sie angreifen könnte. Da sprach jener Argaid zu ihm: „Erinnere dich jetzt, Herzog Ferdulf, daß du mich träg und tatlos schaltest und mit dem gemeinen Worte arga nanntest. Jetzt aber möge der Zorn Gottes über den kommen, der zuletzt von uns beiden zu den Slaven gelangt.“ Als er diese Worte gesprochen hatte, trieb er sein Pferd an, den steilen Abhang des Berges, wo es schwer war sich zu halten, hinaufzuklimmen. Ferdulf hielt es für einen Schimpf, wenn er nicht auch auf demselben schroffen Pfade gegen die Feinde vorging und folgte ihm alsbald. Das Heer aber seinerseits hielt es für schimpflich, den Führer im Stich zu lassen, und fing auch an auf diesem Wege nachzufolgen. Als die Slaven sie so herankommen sahen, bereiteten sie sich mit Ruhe darauf vor, und indem sie, mehr mit Steinen und Äxten, als mit den gewöhnlichen Waffen gegen sie kämpften, warfen sie fast alle von den Pferden und töteten sie und erlangten so den Sieg nicht durch ihre Kraft, sondern durch den Zufall. So starb die ganze Mannschaft von Forojulium, der Herzog Ferdulf und auch Argaid, der ihn herausgefordert hatte. Wie tapfer aber die Langobarden fochten, ist an dem Beispiel eines Mannes zu ersehen. Er ward vom Pferde gestürzt, und einer der Slaven kam herzu und band ihm die Hände. Aber mit den gebundenen Händen

bemächtigte er ſich des Speeres des Slaven, tötete dieſen und ſtürzte dann mit gebundenen Händen im eiligſten Laufe den Berg hinab, bis er entkam. Pemmo aber, der nachher Herzog von Forojulium wurde, ließ die Kinder aller Gefallenen erziehen und ſorgte für ſie, als wären es ſeine eigenen.

29. Aribert II.

Der König Kunibert hinterließ bei ſeinem Tode 701 nur einen noch kleinen Sohn namens Liutbert und ſetzte ihm deshalb Anſprand zum Vormunde, einen umſichtigen und wackeren Mann. Aber da traten andere auf, welche ihm entgegen waren, und ihr Anführer Aribert ſtieß den jungen König vom Throne und ließ ihn im Bade umbringen. Da floh Anſprand, und weil Aribert ihn nicht in ſeine Hände bekommen konnte, ſo übte er ſeine Wut an Siegbrand, deſſen Sohne, und ließ ihm die Augen ausſtechen. Er bekam auch Teuderade, die Mutter des jungen Siegbrand in ſeine Hände, und weil ſie ſich einmal gerühmt hatte, daß ſie noch Königin werden würde, ſo ließ er ihr zur Strafe für ihre Ruhmredigkeit die Naſe und die Ohren abſchneiden. Es war noch ein kleiner Sohn Anſprands da, der Liutprand hieß; aber Aribert meinte, daß er ſich um des Kindes willen keine Sorge zu machen nötig hätte, und als alle Freunde und Verwandte des kleinen Liutprand getötet oder verſtümmelt wurden, blieb er allein verſchont.

Anſprand war nach Bayern geflohen und verweilte dort beim Könige Teudebert. Von dieſem erhielt er zuletzt auf ſeine Bitte eine Anzahl Krieger, mit welchen er nach Italien zog, um den König Aribert vom angemaßten Throne zu ſtoßen und ihn für ſeine Freveltaten zu beſtrafen. Es kam zu einer blutigen Schlacht, in welcher die Bayern den Langobarden das Feld hätten räumen müſſen, wenn nicht das hereinbrechende Dunkel der Nacht die Streitenden getrennt

hätte. Aribert aber wußte nichts davon, wie es mit den Bayern stünde, und hielt es seinerseits für besser, sich nach Pavia zurückzuziehen. Dies geschah und am Morgen erblickten Ansprand und seine erstaunten Bayern, daß das Lager der Langobarden verlassen und sie hinweggezogen seien. Da faßten die Bayern neuen Mut, aber die Langobarden hatten mit Widerwillen ihrem Könige gehorcht und waren im Herzen ergrimmt auf ihn. Sie beredeten untereinander, ob es nicht besser wäre, die Sache des feigen Aribert aufzugeben und Ansprand als ihren König anzunehmen. Aribert merkte etwas von dem Vorhaben der Langobarden, und weil er fürchtete, daß sie ihm das Leben nehmen möchten, faßte er den Entschluß ins Reich der Franken zu entfliehen. In der Nacht belud er sich mit so vielem Golde, als seine Taschen nur zu tragen vermochten, und schlich sich dann heimlich aus der Stadt Pavia. Er kam an den Fluß Tessin und warf sich hinein, um ihn zu durchschwimmen. Aber die Schwere des Goldes zog ihn nieder an den Grund und er mußte in dem Flusse elendiglich umkommen. Am folgenden Tage schon fand man seine Leiche und begrub ihn in der Kirche, die sein Großvater Aribert I. hatte erbauen lassen. Er war freilich auf eine sehr ungerechte Weise zur Herrschaft gelangt und nahm deshalb auch mit Recht ein so trauriges Ende; aber während seiner Regierung war er ein guter König, der nach Gerechtigkeit strebte und die Armen und Schwachen gegen die Reichen und Mächtigen beschützte. Es war seine Gewohnheit sich abends zu verkleiden und dann in den Straßen umherzugehen, damit er erführe, was über ihn gesprochen würde und wie die Richter in seinem Lande die Gerechtigkeit handhabten. Wenn Gesandte aus andern Ländern zu ihm kamen, so pflegte er sich in schlechten Kleidern vor ihnen sehen zu lassen und in Fellen, wie sie damals noch die Langobarden trugen. Auch wurden auf ihre Tische

zu ihrer Bewirtung niemals kostbare Speisen und feine Weine aufgesetzt, damit sie das Land der Langobarden nicht für zu reich hielten und es nicht daheim so schilderten, daß die Völker und Fürsten Lust bekämen, es zu erobern.

Nachdem die Leiche Ariberts mit allen Ehren bestattet war, wurde Ansprand ohne Widerrede als König der Langobarden anerkannt; aber er starb noch im selben Jahre (712). Da wählten die Langobarden einstimmig seinen Sohn Liutprand zum Könige. Zwar war er noch jung, aber aller Hoffnung ruhte auf ihm.

30. König Liutprand (714).

Der junge König hatte sich bereits im Reiche befestigt und alle Parteien hatten ihn willig anerkannt, als einer seiner Anverwandten, namens Rotaris, den Entschluß faßte, Liutprand zu stürzen und sich selbst zum Könige aufzuwerfen. Darum richtete er ein Gastmahl in seinem Hause an und zur festgesetzten Stunde versteckte er eine Anzahl Bewaffneter in ein Zimmer neben dem Speisesaale, mit dem Befehle, daß sie auf ein gegebenes Zeichen sofort hervorspringen und den König an der Tafel niederstoßen sollten. Aber einer der Vertrauten gab dem Könige heimlich Nachricht und als Zeichen der Wahrheit gab er ihm an, daß Rotaris einen Panzer unter seinen Kleidern trüge. Da ließ Liutprand seinen Vetter kurze Zeit vor dem Mahle zu sich in seinen Palast rufen, und als Rotaris erschien, trat Liutprand auf ihn zu und berührte wie von ungefähr die Kleidung des Rotaris. Er fühlte alsbald den harten Panzer; aber auch Rotaris bemerkte, daß er entdeckt war, er sprang zurück und zog sein Schwert, um den König zu töten. Auch Liutprand hatte sogleich sein Schwert entblößt; aber einer von seinen Begleitern, namens Subo, kam ihm zuvor und faßte den Arm des Rotaris. Zwar verwundete ihn Rotaris sogleich mit dem Schwerte; aber nun drang auch die

nebenstehende Leibwache hinzu, und Rotaris ward sogleich von ihren Speeren durchbohrt.

Liutprand zeigte sich immer als ein Mann von vieler Kühnheit. Das beweist uns auch folgende Erzählung. Einmal wollten ihn zwei seiner Hofleute töten. Es ward ihm hinterbracht, aber er tat, als wüßte er von nichts, und forderte diese beiden Männer auf, allein mit ihm in einen Wald zu gehen. Als sie tief in den Wald gedrungen waren, zog er sein Schwert und sprach: „Ich weiß, was ihr wollt. Jetzt sind wir allein, und ihr könnt es ausführen; wohlan denn, zieht eure Schwerter.“ Da stürzten sie ihm zu Füßen und baten ihn um Vergebung. Der König aber war großmütig und verzieh ihnen. Ähnlich pflegte er es auch sonst zu machen und zeigte Kraft zugleich und Milde.

Besonders aber sorgte der König Liutprand für die Gesetzgebung und führte das weiter fort, was Rotaris und Grimoald vor ihm begonnen hatten. Namentlich suchte er die Verhältnisse der Sklaven festzustellen; denn trotz des Christentumes blieb die Sklaverei nach wie vor fast in derselben Weise. Seiner Zeit hatten die Langobarden statt ihres früheren arianischen Christentumes alle das katholische angenommen; aber dagegen bewahrten sie noch viele ihrer Sitten und Gebräuche aus dem alten Heidentume. Sie hatten noch ihre alten Wahrsager und die Verehrung des heiligen Baumes (siehe S. 367). Liutprand aber verbot diese Gebräuche. Ferner verordnete er, daß keine Frau vor Ablauf eines Jahres nach dem Tode ihres Mannes ins Kloster gehen sollte; „denn,“ sagte er, „im ersten Schmerz faßt der Mensch oft Entschließungen, die er nachher bereut.“ Über den Zweikampf sagte dieser König, daß er die Torheit wohl einsähe, mit welcher die Menschen Gott zwingen wollten, die Wahrheit nach dem Eigensinne der Menschen an den Tag zu bringen, aber dennoch meinte er, daß er ihn nicht gleich ganz unter-

sagen dürfe, weil diese böse Gewohnheit bei den Langobarden sowohl wie bei den Franken allzutief eingewurzelt sei.

Der König Liutprand hielt immerdar gute Freundschaft mit Karl Martell, der damals im fränkischen Reiche als Hausmeier regierte. Deshalb schickte ihm dieser seinen Sohn Pippin, daß Liutprand die Locken desselben empfangen sollte; denn das war bei den Franken und Langobarden*) jener Zeit ein Zeichen der innigsten Freundschaft, durch welches auch jemand einen anderen an Sohnes Statt annahm. Liutprand schnitt Pippin die Locken ab und nahm ihn durch diese Handlung zu seinem Sohne an. Alsdann beschenkte er ihn reichlich und entließ ihn freundlich gesinnt wieder zu seinem Vater. Auch half Liutprand, als Karl gegen die Mauren auszog, die trotz ihrer großen Niederlage bei Tours im Jahre 732 im folgenden Jahre es noch einmal wagten wiederzukehren. Sie hatten schon die Stadt Arles eingenommen und rings um die Rhone alles verheert, da vernahmen sie, daß auch Liutprand mit einem gewaltigen Heere von Osten gegen sie herannahte, wie Karl von Norden, und auf diese Nachricht zogen sie sich eiligst zurück.

Es walteten aber schon lange Feindseligkeiten zwischen den Königen der Langobarden und den Herzögen von Rom; denn das römische Herzogtum war noch immer dem Kaiser in Konstantinopel untertan, und mit diesem waren die Langobarden fast immer im Kriege. Als nun auch der Herzog von Benevent sich lieber zum unabhängigen Herrn aufwerfen, als seinem Lehnsherrn Liutprand gehorchen wollte, zog dieser mit großer Macht nach Süden gegen Romuald, diesen Herzog, und zwang ihn zum Gehorsam. Alsdann aber zog Liutprand auch

*) Auch bei den Griechen und Römern war das Abschneiden des Haares oder des Bartes ein besonderes Fest und man pflegte dies Haar den Göttern zu weihen. Der Kaiser Nero z. B. weihte die Erstlinge seines Bartes dem Jupiter Kapitolinus.

gegen Rom und lagerte sich dort auf dem Campus Neronis, dem Felde Neros, das auf dem rechten Tiberufer am vatikanischen Hügel lag. Aber der Papst Gregor ging unerschrocken aus seinem Palaste hervor Liutprand entgegen. Als Liutprand ihn erblickte, stieg er vom Pferde, und die Ermahnungen des Papstes rührten ihn so sehr, daß er ihm zu Füßen fiel und ihm versprach, daß keine Feindseligkeit von seinem Heere ausgeübt werden sollte. Alsdann gingen sie zusammen in die Vatikankirche, welche damals noch nicht wie jetzt innerhalb der Stadt lag, und der Papst Gregor führte den Langobardenkönig vor die Leiche des Apostels Petrus, welche dort aufbewahrt wird. Da legte der König seinen Mantel, seinen Harnisch, seinen Dolch, seinen vergoldeten Degen, seine goldene Krone und überhaupt alle Anzeichen seiner Würde nieder und beschenkte damit das Grab des Apostels zum Zeichen seiner Ehrerbietung. Alsdann unterredete er sich noch weiter mit dem Papste und bat ihn, daß er den kaiserlichen Statthalter oder Exarchen in Ravenna vom Banne wieder lossprechen möchte. Der Papst gewährte diese Bitte und Liutprand schied vergnügt von ihm.

Als der König Liutprand fünfundzwanzig Jahre regiert hatte, fiel er in eine schwere Krankheit. Die Langobarden glaubten, es wäre mit ihm zu Ende und beriefen deshalb eine Wahlversammlung nach Pavia. Dort wurde ein Vetter des Königs Liutprand, namens Hildebrand, zu seinem Nachfolger erwählt, und man überreichte diesem als das Zeichen seiner königlichen Würde einen Spieß. Während aber Hildebrand diesen Spieß in seiner Hand hielt, soll sich, wie man erzählt, ein Kuckuck auf diesen Spieß niedergelassen haben. Das deuteten viele Leute so, daß die Regierung Hildebrands nichts taugen würde. Der König Liutprand aber genas wieder und als er erfuhr, was da geschehen wäre, ward er unwillig; aber er war zu klug, seinen Unwillen merken zu lassen, sondern

er nahm seinen Vetter zum Mitregenten an. So regierten diese beiden zusammen viele Jahre.

Der Papst Zacharias aber glaubte zu dieser Zeit, daß der Langobardenkönig Liutprand nicht hielte, was er einst seinem Vorgänger Gregor im Vatikan versprochen hätte, und deshalb machte er sich mit seinen Geistlichen auf den Weg, um ihn an sein Versprechen zu erinnern. Sobald Liutprand das vernahm, schickte er ihm einige Herzöge entgegen, welche den Papst bis nach Terni, im Herzogtume Spoleto geleiteten, wo damals Liutprand weilte. Der König ging dem Papste selbst entgegen und nahm ihn freundlich auf, und alsdann verweilten sie einige Tage beieinander in Friede und Einigkeit und luden sich einander zu Gaste. Aber trotzdem dauerte der Friede nicht lange; denn im folgenden Jahre wollte Liutprand den Exarchen von Ravenna vertreiben (743). Deshalb zog Zacharias abermals zu ihm nach Pavia. Dort feierte er erst die hl. Messe und speiste dann mit dem Könige und ward darauf in den Palast desselben geführt. Wiederum versuchte da Zacharias den König zu überreden, aber dies Mal gelang es ihm nicht so gut; denn Liutprand wollte seinen Bitten nur in einigen Stücken nachgeben.

Im folgenden Jahre (744) starb Liutprand, der einer der kräftigsten Könige der Langobarden gewesen war. Von ihm sagt Paul Warnefried: „Er war ein Mann von vieler Weisheit, scharfsinnig im Rat, gottergeben und ein Freund des Friedens, mild gegen die Fehlenden, keusch und ehrbar, ein kräftiger Redner, mildtätig gegen die Armen. In Wissenschaften war er nicht unterrichtet, aber doch war er einem Weisen gleichzustellen, denn er machte sein Volk groß und sorgte für gute Gesetze."

31. König Ratchis.

Der König Hildebrand war bei den Langobarden nicht beliebt; denn er war stolz und hochfahrend, darum blieb die

Herrschaft nicht bei ihm, sondern statt seiner erwählten sie Ratchis zum Könige. Ratchis war ein Sohn des Herzogs Pemmo, der nach Ferdulfs traurigem Untergange sich der Kinder der Gefallenen so rühmlich angenommen hatte. Die Gemahlin Pemmos, die Mutter des Königs Ratchis, war eine Langobardin aus niederem Stande, welche der Herzog aus Liebe geheiratet hatte. Sie ward aber dadurch nicht übermütig, sondern sie sagte ihrem Gemahl öfters, wenn er um seines Standes willen eine vornehme Frau heiraten müßte, so möge er sie verlassen; denn nach der Sitte der Langobarden war dies gestattet. Aber Pemmo weigerte sich dessen und blieb ihr immerdar treu. Er hatte mit ihr drei Söhne, von denen Ratchis und Aistulf nacheinander Könige der Langobarden wurden.

Ratchis aber stieg auf folgende Weise empor. Einstmals hatten der Bischof von Aquileja, der Patriarch genannt wurde, und der von Forojulium Streit miteinander und jener kam hin nach Forojulium und verjagte diesen. Darüber wurde Pemmo zornig, er nahm den Patriarchen gefangen und wollte ihn erst ins Meer werfen; aber er begnügte sich damit, ihn in einem Schlosse am Meere gefangen zu setzen und dort das Brot der Trübsal essen zu lassen. Als Liutprand aber von der Sache hörte, glaubte er, das Recht sei auf seiten des Patriarchen. Er ergrimmte über Pemmo, nahm ihm das Herzogtum und gab es dessen Sohne Ratchis; denn es war ihm zugleich auch die Gelegenheit willkommen, die Macht der Großen zu beugen. Pemmo wollte zu den Avaren fliehen; aber Ratchis bat den König so lange, daß er ihm verzeihen möchte, bis Liutprand endlich nachgab. So ging denn Pemmo mit seinem Sohne und den andern Großen seines Herzogtums nach Pavia, und Liutprand ließ sie alle vor sich. Liutprand saß auf seinem Throne, und als diese Großen vor ihn traten, befahl er ihnen, sich hinter seinen Stuhl zu stellen. Sie ge-

horchten; aber nun rief Liutprand mit lauter Stimme, daß man alle diese Männer ins Gefängnis bringen sollte. Da konnte sich Aistulf nicht länger halten, er zog sein Schwert und wollte dem Könige den Kopf spalten, allein Ratchis fiel ihm in den Arm und hielt ihn zurück. So wurden sie hinweggeführt, nur einer, Erfemar, ließ sich das Schwert nicht entreißen, sondern wehrte sich mutig, bis er entkam. Seines Mutes wegen verzieh ihm der König, um ihn dadurch ganz für sich zu gewinnen; die andern dagegen wurden ins Gefängnis gelegt.

Ratchis wurde Herzog von Forojulium, obwohl ihm sein Betragen nicht zum Ruhme gereichte. Als Herzog zeigte er sich mutig und brav. Die Slaven, welche in Krain wohnten, waren an Forojulium tributpflichtig. Sie weigerten sich dessen, da fiel Ratchis in ihr Land ein und verwüstete es. Einmal ritt Ratchis allein mit seinem Waffenträger, da fiel ein Haufe Slaven unerwartet über ihn her und wollte ihn töten. Es war nicht einmal Zeit, die Lanze zu ergreifen; denn ein Slave war Ratchis schon ganz nahe. Da schlug er schnell mit seinem Streitkolben auf ihn ein und traf ihn so schwer auf den Kopf, daß der Slave gleich tot zur Erde stürzte. Als die andern ihren Anführer fallen sahen, wagten sie nicht Ratchis weiter anzugreifen und er setzte mit seinem Waffenträger ruhig und unangefochten seinen Weg fort.

Nicht lange nachher machte Liutprand einen Kriegszug gegen den Exarchen in Ravenna. Er kam sehr ins Gedränge, aber er schlug sich durch und befahl Ratchis und dessen Bruder Aistulf, den Rückzug zu decken. Die Spoletaner standen den Oströmern bei und einer von diesen, namens Bertus, ritt nahe an Ratchis heran, nannte ihn bei seinem Namen zum Zeichen, daß er ihn kannte, und forderte ihn zum Zweikampfe heraus. Ratchis nahm die Forderung an, und als nun Bertus, der in voller Rüstung war, sein Pferd

gegen ihn anspornte, warf Ratchis ihn mit einem Streiche vom Pferde. Da kamen schnell die Krieger von Forojulium herbeigelaufen und wollten ihn mitnehmen; aber Ratchis war mitleidig und sagte ihm, er solle entfliehen. So kroch denn Bertus auf Händen und Füßen davon und gelangte glücklich ins Gebüsch, wohin ihm die Reiter nicht folgen konnten. Auch Aistulf machte diesen Zug mit und wurde, als er einmal ganz zuletzt ging, unvermutet von zwei Spoletanern überfallen. Es war auf einer schmalen Brücke, da wandte Aistulf sich um und gab dem einen Spoletaner einen einzigen Hieb, daß er von der Brücke in die Wellen stürzte. Alsdann kämpfte er mit dem andern, erlegte auch diesen und warf ihn in den Fluß, daß ihn die Wellen mit seinem Freunde vereinten.

Durch solche Taten erwarb sich Ratchis bei dem Volke der Langobarden großes Ansehen, und als Liutprand starb, ward Ratchis für den würdigsten gehalten und zu seinem Nachfolger erwählt. Er suchte sein Reich sicher zu stellen gegen die Verbindungen einzelner Langobarden mit andern Völkern und bedrohte solche Verräter mit schwerer Strafe; allein das ist auch fast alles, was wir von seiner Regierung wissen; denn dieselbe dauerte nur wenige Jahre. Im Jahre 747 geschah es, daß Karlmann, der Bruder des mächtigen Hausmeiers Pippin im Frankenlande, der Kämpfe des irdischen Lebens müde ward und ins Kloster Monte Cassino ging. Dieses war zweihundert Jahre vorher durch den heiligen Benedikt gestiftet, nach welchem sein Orden den Namen der Benediktiner erhielt. Das Beispiel Karlmanns hatte mächtigen Einfluß auf den Langobardenkönig Ratchis. Eine Zeitlang nachher endete nämlich der Waffenstillstand mit den italischen Städten, welche noch immer zum Reiche der Oströmer gehörten. Da zog Ratchis auf Perugia los, um diese Stadt einzunehmen. Der Papst Zacharias aber vernahm nicht so bald diese Nach-

richt, als er mit einigen vornehmen Geistlichen sich sofort nach Perugia begab und durch kostbare Geschenke und inständige Bitten den Langobardenkönig bewog, von seinem Vorhaben abzustehen. Ratchis gab nach; allein das war noch nicht alles. Papst Zacharias verweilte noch länger bei ihm und ermahnte ihn, den weltlichen Tand und die Eitelkeit des irdischen Strebens hintanzusetzen und dagegen nach den himmlischen Gütern zu streben. Das Gewissen des Königs Ratchis aber war beschwert durch die Taten gegen seinen Vater Pemmo, und deshalb gab er den Ermahnungen des Papstes Gehör. Einige Zeit hernach legte er das Zepter nieder und begab sich mit seiner Gemahlin Taska und seiner Tochter Rotrude nach Rom, wo sie alle drei vom Papste Zacharias für das klösterliche Leben geweiht wurden. Ratchis ging ins Kloster Monte Cassino, wo auch Karlmann war, und baute dort einen Weinberg und noch lange Jahre nachher nannte man diesen Weinberg nach dem Könige Ratchis. Sein Bruder Aistulf ward König an seinerstatt.

32. König Aistulf (747).

Unter dem Könige Aistulf nahm die Feindschaft zwischen dem Papste und den Langobarden immer zu; denn der König wollte ganz Italien sich unterwerfen, und der Papst sah ihn als Hindernis seiner Macht an. Der Haß zwischen Römern und Langobarden wurde so bitter, daß einmal der Bischof Liutprand von Cremona zu dem Kaiser Nikephorus sagte: „Wenn wir einen Menschen mit einem schweren Schimpfworte nennen wollen, so heißen wir ihn einen Römer; denn unter diesem Namen verstehen wir Langobarden alles, was niederträchtig, was furchtsam, geizig, unkeusch und verlogen ist, ja was sich nur Lasterhaftes denken läßt.“ In diesem Zwiste aber betrachtete der Papst den fränkischen König als die Stütze, an welche er sich zu halten habe. Darum kam es dem Papste

so sehr gelegen, als Pippin, der bisherige Hausmeier der Franken, ihn um Rat fragte, ob derjenige König sein müsse, welcher die Macht, aber nicht den Namen habe, oder derjenige, welcher nur den Namen habe, aber nicht die Macht. Zacharias erwiderte, wer die Macht habe, müsse auch den Namen haben, und da wurden dem letzten Merovinger Childerich die Locken abgeschnitten, und Pippin bestieg den Thron der Franken.

Als Aistulf nun nicht aufhörte, den Herzog von Rom und den Papst zu bedrängen, sah Stephan als Nachfolger des Zacharias wohl ein, daß er sich auf die Hilfe des Kaisers in Konstantinopel nicht mehr verlassen könnte; denn alle seine Klagen dahin waren fruchtlos geblieben. Darum rief er Pippin zu Hilfe, und Pippin kam. Der Papst selbst machte sich auf den Weg (753), ein Jahr nachdem Pippin König geworden war (752). Erst bat er noch einmal den König Aistulf, als er durch Pavia zog, er möchte alles Land herausgeben, welches er dem oströmischen Reiche genommen hätte; denn Aistulf hatte das Exarchat, den letzten Rest der oströmischen Herrschaft in Italien an sich gebracht; allein Aistulf wollte nicht, und darum zog Stephan weiter den Alpen zu. Als er fort war, reute es den König, daß er ihn hatte ziehen lassen, er eilte ihm nach; aber es war zu spät, denn der Papst war schon innerhalb des fränkischen Reiches. Im Lande Wallis, in der jetzigen Schweiz, wollte ihm König Pippin entgegenkommen; allein statt des Königs waren zwei Gesandte desselben da und baten den Papst mit zum Könige Pippin zu ziehen. Da zog er mit, und Pippin nahm seinen Freund mit allen Ehren auf. Er versammelte einen Reichstag, und alle Franken erklärten sich bereit zur Heeresfolge gegen den Langobardenkönig. Da ahnte auch Aistulf etwas von dem, was ihm bevorstand, und rief deshalb Pippins Bruder Karlmann aus dem Kloster Monte Cassino und befahl ihm hinzuziehen zu

seinem Bruder und ihm abzuraten. Karlmann zog hin, aber er richtete nichts aus; denn die Rede des Papstes war mächtiger, als die des Mönches. Darum kehrte auch Karlmann nicht in sein Kloster zurück, sondern blieb da und starb im andern Jahre.

So zog denn Pippin im Jahre 754 über die Alpen. Aistulf hätte leicht die Pässe besetzen können; aber das versäumte er, und Pippin durchzog siegreich das Land und belagerte Aistulf in seiner Hauptstadt Pavia. Da mußte sich dieser fügen, und Pippin nahm alles Land in Besitz, welches bis dahin noch dem Kaiser untertan gewesen war. Die Schlüssel der Städte dieses Landes legte er auf den Altar des heiligen Petrus und schenkte dies Land seinem Freunde Stephan als Lehen des Frankenreiches, und der Papst war fortan Herr von Land und Leuten und ist es geblieben bis zu dem Zeitpunkte, als die Piemontesen am 20. Septemper 1870 durch die Porta Pia in Rom eindrangen.

Aistulf lebte nicht lange mehr. Eines Tages war er auf der Jagd, da zerriß ihm ein wütender Eber mit seinem Hauer das Bein, daß er besinnungslos vom Pferde stürzte. Der Fall war tödlich und nach drei Tagen starb Aistulf (756).

33. König Desiderius (756—773).

Nach dem Tode des Königs Aistulf dachte sein Bruder Ratchis, der noch im Kloster Monte Cassino weilte, daß jetzt der gelegene Augenblick gekommen wäre, die Krone wieder zu ergreifen; denn er hatte längst das Versprechen bereut, welches er einst dem Papste gegeben, und sehnte sich wieder teilzunehmen an dem Treiben und Drängen um weltliche Macht und Größe. Er stellte sich an die Spitze eines Heeres; aber die Macht des Herzogs Desiderius von Toskana war der seinigen überlegen, und nach einem vergeblichen Versuche mußte Ratchis wieder die Einsamkeit seines Klosters und seinen Weinberg aufsuchen, um dort die Reben nach seinem Willen zu leiten, da er es

bei den Menschen nicht vermochte. Unter dem Könige Desiderius mehrte sich die Feindschaft mit dem Papste. Dieser hatte sich nun völlig losgesagt vom Kaiser in Konstantinopel und konnte von dorther keine Hilfe mehr erwarten. Weil er aber dem langobardischen Könige nicht untertan werden wollte, hielt er um so größere Freundschaft mit den Frankenkönigen, mit Pippin und nach ihm mit dessen Söhnen Karlmann und Karl dem Großen.

Aber alle Hoffnungen des Papstes schienen vereitelt zu werden durch Berta, die Mutter der Frankenkönige. Im Jahre 770 ging sie zum Könige Desiderius und unterredete sich mit ihm wegen der Vermählung ihrer Tochter Gisela mit Adelgis, dem langobardischen Königssohne, und schlug ihm zugleich auch vor, daß ihre Söhne Karl und Karlmann zwei Töchter des Königs zu Gemahlinnen nehmen sollten. Dieser Vorschlag leuchtete dem Könige Desiderius wohl ein; denn er konnte nichts mehr wünschen, als die Verbindung mit dem mächtigen Königsgeschlechte der Franken, da die Ahnen dieses Geschlechts die Hausmeier Pippin und Karl Martell und wiederum Pippin, der sich die Königskrone angeeignet hatte, alle umwohnenden Völker mit dem Ruhme ihres Namens erfüllt hatten. Aber der Papst Stephan erkannte auch die Gefahr, die ihm daher drohte, und darum schrieb er an die Frankenkönige Karl und Karlmann einen Brief zur Abmahnung. Er hielt ihnen mit Recht vor, daß sie sich ja schon vermählt hätten bei Lebzeiten ihres Vaters, und daß es ihnen darum nicht zukäme, ihre Gemahlinnen zu verstoßen und andere Frauen zu nehmen.

Dennoch blieb sowohl König Desiderius als auch die Königin Berta und ihr Sohn Karl der Große bei seinem Willen, und Karl nahm Desiderata zu seiner Gemahlin, nur Karlmann verstieß seine Gemahlin nicht. Auch Adelgis heiratete die fränkische Königstochter Gisela nicht. Aber lange konnte die Freundschaft nicht dauern; denn Desiderata miß-

fiel dem Könige Karl, und darum schickte er sie ihrem Vater Desiderius wieder zu, der tief gekränkt seine Tochter wieder bei sich aufnahm. Nicht lange hernach starb Karlmann, der Bruder des Königs Karl, und da die Königin Gilberg, seine Witwe, die Gewalttätigkeit des Königs Karl fürchtete, floh sie mit ihren beiden Söhnen zum Langobardenkönige Desiderius und bat ihn um seinen Schutz. Den gewährte Desiderius ihr und ihren Knaben. Von da an aber war bittere Feindschaft zwischen dem fränkischen und dem langobardischen Könige, und bald brach diese zum Schaden des letzteren aus. Der König Desiderius war unklug und bedrängte den Papst Hadrian, Stephans Nachfolger, und bemächtigte sich der Städte des römischen Gebiets. Dann verlangte er auch vom Papste, daß er die Söhne Karlmanns salben und für rechtmäßige Könige des Frankenreiches erklären sollte. Das verweigerte ihm Hadrian. Da wollte Desiderius den Papst mit Krieg überziehen; allein dieser hatte schon seine Boten zu König Karl gesandt, welcher sich nicht zweimal bitten ließ; denn er hatte sich vorgesetzt, alle Stämme deutscher Nation zu einem großen christlichen Reiche zu vereinigen. So kam Karl heran im Jahre 773 und machte dem Langobardenreiche ein Ende.

Auch die Söhne Karlmanns bekam Karl in seine Gewalt; aber weder Geschichte noch Sage erzählt uns, was aus den unglücklichen Knaben geworden ist.

Von der Ankunft des Frankenkönigs Karl und der Besiegung der Langobarden erzählten die Mönche des Klosters Novalese folgende Sagen.

34. Sage von dem langobardischen Spielmanne.

Als Desiderius vernahm, daß Karl ihn mit Krieg überziehen wollte, schickte er Boten zu allen Fürsten und Vornehmen seines Reiches und fragte sie um Rat, was er zu

tum hätte. Sie erwiderten ihm, daß er sich mit einer kleinen Macht nicht gegen den verteidigen könnte, der mit so großen Scharen gegen ihn heranzöge. Darum gaben sie ihm den Rat, er sollte alle Täler und Zugänge Italiens, durch welche man vom Reiche der Franken nach Italien kommen könnte, mit einer Mauer von Berg zu Berg versperren und diese Mauer mit Zinnen und Brustwehren versehen, von denen herab die Langobarden sich verteidigen könnten. Dies geschah, und es ward eine so starke Mauer erbaut, daß man noch Jahrhunderte hernach die Trümmer derselben wahrnehmen konnte.

Als dies alles wohl ausgerichtet war, und die Franken nirgends einen Zugang finden konnten, kam bald hier, bald da ein Teil von ihnen heran, hier tausend, dort zweitausend und belagerten die Langobarden, die oben hinter den Brustwehren standen. Unter den Verteidigern war auch der Sohn des Desiderius, namens Algis, welcher sich von Jugend auf durch seine gewaltige Körperkraft ausgezeichnet hatte. Er trug im Kriege eine schwere eiserne Keule und pflegte mit derselben seine Gegner niederzuschmettern. Er beobachtete die Franken Tag und Nacht und wenn er einmal bemerkte, daß sie sich sorglos der Ruhe hingaben, stürzte er unvermutet hervor und warf mit den Seinen rechts und links die Franken nieder. So geschah es fast alle Tage.

Da kam einmal ein Spielmann aus langobardischem Stamme zu Karl und sang ihm und seinen Vornehmen ein Lied vor, dessen Inhalt dieser war: „Welcher Preis soll demjenigen werden, der Karl nach Italien führt, der ihn über Wege leitet, auf denen kein Speer sich wider ihn erheben, kein Schild erklingen und kein Schade den Seinen widerfahren soll?“ Als Karl diese Worte vernommen hatte, ließ er den Sänger zu sich holen und versprach nach dem Siege ihm alles zu geben, was er nur fordern würde. Der Sänger aber war ein Priester.

Karl trug nun den Seinen auf, sich bereit zu halten für den folgenden Tag zum Marsche. Am nächsten Morgen erklang das Horn, und der König nahm Abschied von den Mönchen des Klosters Novalese, welche ihn freundlich aufgenommen und ihn reichlich mit Speise und Trank versehen hatten. Alsdann ging der Spielmann voraus, und ihm folgte das ganze Heer. Er verließ alle gebahnten Wege und führte den König über den Abhang eines Berges, der noch lange nachher der Weg der Franken hieß. Als sie von diesem Berge hinabgestiegen waren, kamen sie in das offene Gefilde von Gavensis (Giaveno) und da sammelten sie sich und stellten sich in Schlachtreihe gegen den Desiderius. Dieser glaubte noch immer, daß der König Karl vor ihm wäre. Als aber Desiderius erfuhr, daß Karl schon hinter ihm vom Berge herabgestiegen sei und heraneilte, bestieg er sein Roß und floh eiligst nach Pavia. Die Franken ergossen sich ringsum über das Land, nahmen die festen Plätze ein und verheerten alles, was sie fanden.

Da trat auch der Spielmann zu Karl und bat um den versprochenen Lohn. Der König Karl erwiderte ihm: „Fordere, was du willst." Der Spielmann sprach: „Ich will auf einen der umliegenden Berge steigen und mit aller Kraft in mein Horn stoßen, und so weit der Schall meines Hornes in das Land hineintönt, soll das Land mit allen Männern und Weibern, die darauf wohnen, mir zum Lohne gegeben werden." Der König bewilligte ihm dies. So stieg denn der Spielmann auf einen Berg und stieß da in sein Horn, daß der Ton weithin über die Gefilde erscholl. Alsdann ging er hinab durch das Tal und fragte in Wald und Feld jeden, den er antraf: „Hast du den Schall meines Hornes vernommen?" Wenn dann der Gefragte antwortete, daß er ihn vernommen hätte, so gab ihm der Spielmann alsbald einen Streich an die Backe und sprach: „Du bist mein Sklav!" So erwarb

er sich ein großes Besitztum, und der König Karl bestätigte es ihm und seinem Geschlechte.

35. Sage von dem eisernen Karl.

Als König Karl mit seiner Heeresmacht gegen Pavia heranzog, wollte Desiderius seinen Gegner gern selbst sehen. Zu ihm war einer von den Dienstmannen Karls geflüchtet, namens Autkar, welcher den König erzürnt hatte und nun glaubte, daß er bei Desiderius vor Karls Grimme sicher sein würde. Mit diesem Autkar stieg Desiderius auf den höchsten Turm, von dem aus man das Feld weithin überblicken konnte. Als sie nun zuerst das Heer der Krieger aus dem weiten fränkischen Reiche erblickten, sprach Desiderius zu Autkar: „Ist der König Karl unter dieser Schar?" „Noch nicht," antwortete Autkar. Darauf nahte das Gepäck heran, welches für das Heer des Darius hingereicht hätte, und Desiderius fragte wieder: „Ist Karl unter dieser Schar?" „Noch nicht, noch nicht," erwiderte Autkar. Da begann es dem Desiderius schwül zu Mute zu werden und er sprach: „Was sollen wir denn tun, wenn ihrer noch mehr mit ihm kommen?" Autkar sprach: „Du sollst ihn sehen, wenn er herannaht; aber was aus uns werden soll, das weiß ich nicht." Wie sie noch so redeten, zeigte sich ihnen ein anderer Haufe Bewaffneter. Als Desiderius die erblickte, sprach er bestürzt: „Das ist aber sicherlich Karl." Aber Autkar entgegnete: „Auch das noch nicht, noch immer nicht." Darauf nahten die Bischöfe, die Äbte, die Priester. Als Desiderius dieses sah und schon an sein nahendes Ende dachte, sprach er: „Laß uns hinunter steigen und uns verbergen vor dem Anblicke des grimmigen Feindes." Autkar aber, der sich sehr wohl noch an die Macht und die Gewalt Karls erinnerte, sprach: „Wenn du eine eiserne Saat auf dem Gefilde starren siehst, wenn es dir scheint, als wälzten der Po und der Tessin schwarzeiserne Wogen gegen die Mauern der Stadt heran, dann ist Karl uns nahe."

Als sie noch so redeten, zeigte sich im fernen Westen ein schwarzes Gewimmel ähnlich einer dicken Wolke, welche ihre Schatten auf den sonnenhellen Tag wirft. Allmählich kam der Haufe heran, und das Gefilde erglänzte weithin von den blanken Waffen. Da erschien Karl, bedeckt mit einem eisernen Helm, mit eisernen Armschienen und die breite Brust und die Schultern mit einem eisernen Panzer umhüllt. In der linken Hand trug er einen langen eisenbeschlagenen Speer, dessen Spitze zum Himmel sah, die Rechte aber ruhte immer am Schwertgriff; an den Hüften trug er eiserne Panzerkleidung, und eiserne Schienen bedeckten seine Beine. Am Schilde sah man nichts als Eisen und sein Roß zeigte mit der Farbe des Eisens auch eiserne Festigkeit. Alle umringten den König und ritten teils vor ihm, teils an seiner Seite, teils hinter ihm. Die Bürger, die von den Mauern aus zuschauten, riefen aus: „O des Eisens, mit welchem der König bewehrt ist!“ Als die beiden vom Turme dies alles erblickten, wandte sich Autkar zu Desiderius und sprach: „Siehe, da ist er, den du zu sehen begehrtest.“ Als er diese Worte gesprochen hatte, stürzte Desiderius vor Schrecken nieder.

36. Sage von der Einnahme von Pavia.

Desiderius floh mit seinem Sohne und seiner Tochter nach Pavia und hielt sich für sicher in dieser festen Stadt. Die Tochter des Desiderius hatte aber viel von der Macht des Königs Karl vernommen und ließ ihm deshalb mit einem Wurfgeschosse über den Ticinus einen Brief in sein Lager werfen. In diesem Briefe stand, daß sie ihm die Stadt und alle Schätze ihres Vaters überliefern würde, wenn er sie zu seiner Frau und zur Königin des fränkischen Reiches machen wollte. Auf diesen Brief antwortete ihr König Karl so, daß die Liebe der langobardischen Königstochter noch mehr angefacht wurde. Sie ließ dem Könige wiederum durch ein Wurfgeschoß die Nachricht sagen, daß er in derselben Nacht

mit den Seinen sich am Tore bereit halten sollte, welches sie auf das gegebene Zeichen öffnen würde. So geschah es. Sie nahm die Schlüssel und öffnete das Tor, und alsbald stürzten die Franken in die Stadt. Die Tochter des Desiderius wollte Karl unter den Reitern aufsuchen, aber sie geriet unter die Pferde und ward alsbald, da es Nacht war, von den Hufen zertreten und starb.

Von dem Lärm aber erwachte Algis, zog sein Schwert und wollte hinausstürzen den Feinden entgegen. Aber der Vater Desiderius untersagte es ihm; denn er meinte, es wäre Gottes Wille, daß sie untergingen. Desiderius war ein gutmütiger Mann und ging allnächtlich in die Kirche zu beten. Darum sah Algis, daß aller Widerstand vergeblich sein würde, und floh eiligst aus der Stadt. Karl hatte sie unterdessen ganz eingenommen und ging dann in den Palast hinauf und berief dahin auch die Langobarden, daß sie ihm huldigen sollten. Dem Könige Desiderius aber ließ er die Haare scheren und steckte ihn ins Kloster. Einige erzählen auch, daß er zuvor geblendet worden sei.

37. Sage von Algis oder Adelgis.

Als schon ganz Italien unter der Herrschaft Karls wieder ruhig war und er selbst in Pavia verweilte, wagte Algis, der Sohn des früheren Königs Desiderius, allein hinzugehen und zu forschen, wie die Sachen stünden und ob Hoffnung für ihn da wäre; denn er konnte den Verlust seines väterlichen Erbteils nicht verschmerzen. Er war ein jugendlicher Mann von gewaltiger Leibeskraft und kriegerisch gesinnt. Als er in Pavia eintrat, erkannte ihn niemand. Er war auf einem Schiffe gekommen, nicht wie ein Königssohn, sondern wie einer aus dem großen Haufen, und trug auch die gewöhnliche Kleidung des Volkes. So ging er unbemerkt überall umher, bis ihn endlich einer der früheren Getreuen seines Vaters erblickte und sofort wieder erkannte. Als Algis

das bemerkte und wohl einsah, daß er sich vor diesem nicht mehr verheimlichen könnte, trat er schnell zu ihm und bat ihn bei dem Eide der Treue, den jener einst seinem Vater geschworen hatte, daß er ihn dem Könige Karl nicht verraten sollte. Jener gewährte ihm seine Bitte und sprach: „Bei meinem Eide gelobe ich dir, ich will dich nicht verraten, so lange es in meiner Macht steht, deine Anwesenheit zu verheimlichen.“

Darauf bat ihn Algis: „Ich ersuche dich ferner, lieber Freund, daß du mir heute, wenn der König sein Mahl zu sich nimmt, am Ende des Tisches einen Platz einräumst und daß du dich bemühest, alle Knochen, welche vom Tische aufgehoben werden sollen, sowohl die vom Fleische entblößt als die noch damit bedeckt sind, vor mich hinstellen zu lassen.“ Der Freund erwiderte: „Ich werde tun, was du verlangst.“ Er konnte es wohl, denn er war damit beauftragt, die Speisen aufzusetzen und abzutragen, und als die Stunde des Mahles kam, richtete er alles aus, wie sie verabredet hatten. Algis aber zerbrach alle Knochen und aß das Mark heraus, gleichwie der Löwe zu tun pflegt, wenn er seine Beute verzehrt. Die Stücke der Knochen, die er zerbrach, warf er unter den Tisch, bis es zuletzt ein nicht geringer Haufe war. Alsdann aber erhob er sich unbemerkt und entfernte sich eher vom Tisch, als die andern.

Als der König vom Tische aufstand und da vorbeiging, erblickte er den Haufen Knochen, der da lag, und fragte; „Wer in aller Welt hat doch alle diese Knochen zerbrochen?“ Als alle antworteten, daß sie nichts davon wüßten, sprach einer: „Ich sah hier einen sehr starken Mann sitzen, der alle Knochen, mochten es Hirsch- oder Rind- oder Bärenknochen sein, so leicht zerbrach, als wären es Halme gewesen.“ Da wurde der Truchseß vor den König gerufen und dieser fragte: „Wer und woher war der starke Mann, der hier gesessen und so viele Knochen dahin geworfen hat?“ Auch dieser antwortete: „Herr, ich

weiß es nicht.“ Aber der König ließ ihn damit nicht los, sondern sprach: „Bei der Krone auf meinem Haupte, du weißt es.“ Als nun der Truchseß sah, daß er doch der Frage des Königs nicht entschlüpfen könnte, war er sehr besorgt und schwieg still. Endlich erfuhr der König, daß es Algis gewesen wäre; und es ärgerte ihn, daß er so ungestraft entkommen war. Deshalb fragte er weiter: „Wohinaus ist er gegangen?“ Es wurde ihm geantwortet, daß Algis zu Schiff gekommen und darum auch wahrscheinlich wieder so abgereist wäre. Schnell fragte ein anderer von des Königs Dienstmannen: „Willst du, Herr, daß ich ihn verfolge und ihn töte?“ Und als der König fragte, wie das geschehen sollte, erwiderte er: „Gib mir deine Armringe und dadurch will ich ihn fangen.“ Da gab ihm der König seine Armspangen, und der Dienstmann machte sich auf den Weg.

Eiligst lief er der Richtung des Weges nach, welchen Algis eingeschlagen hatte, und als er ihn von fern erblickte, rief er ihn bei seinem Namen. Als Algis darauf sein Fahrzeug anhielt, erzählte ihm der Dienstmann Karls, daß der König Karl ihm seine Armspangen zum Geschenk geben wollte, und machte ihm Vorwürfe, daß er so heimlich davon gegangen wäre. Er fügte hinzu, er solle doch mit dem Schiffe ans Ufer stoßen, daß er ihm die Geschenke übergeben könnte. Darauf ruderte Algis sein Schiff gegen das Ufer. Aber als er näher herankam, sah er, daß der Franke ihm die Geschenke auf der Spitze des Speeres darbot, und schöpfte daraus Verdacht, daß jener ihm ein Leid zufügen wollte. Deshalb warf er sogleich seinen Panzer um und sprach: Wenn du mir mit der Schneide des Speeres Geschenke anbietest, so will ich sie auch auf der Schneide des Speeres empfangen,“ und streckte ihm dabei den Speer entgegen. Dann fuhr er fort: „Wenn übrigens dein Herr dich gesandt hat, daß du mir trüglicherweise zugleich mit deinen Geschenken den Tod geben sollst,

ſo will ich auch nicht geringer, als er erſcheinen und ihm auch meine Geſchenke ſenden.“ So tauſchten ſie die Armſpangen, und der Dienſtmann des Königs kehrte in den Palaſt zurück. Sobald er dem Könige Karl die Geſchenke überreicht hatte, verſuchte dieſer ſie anzulegen; aber die Armringe des Algis fielen ihm bis auf die Achſel zurück. Da rief der König aus: „Es iſt wahrlich nicht zu verwundern, wenn dieſer Mann ſo gewaltige Kräfte hat.“ Der König aber fürchtete ſich hinfort noch mehr vor Algis, den er ja des Reiches beraubt hatte, und es tat ihm leid, daß Algis nicht getötet war.

Karl nahm das Reich der Langobarden ein, aber ließ ihnen ihre eigenen Geſetze. Er wollte ſie nicht beherſchen, wie man eine Provinz beherrſcht, ſondern ſie ſollten nach wie vor ein eigenes Reich ausmachen, und er nannte ſich: König der Franken und der Langobarden.

Die Langobarden erinnerten ſich ſchon damals nicht mehr ihrer deutſchen Abſtammung, deren feſtes Bewußtſein in der Sprache beruht. Nur manche ihrer Namen verrieten noch ihren deutſchen Urſprung; im übrigen aber ging die deutſche Sprache bei ihnen unter, wie im ſpätern Frankreich und der pyrenäiſchen Halbinſel, und es entſtanden in dieſen Ländern die Völker, die wir die wälſchen*) oder auch die romaniſchen nennen. Aus den Namen der Langobarden und einigen andern Überbleibſeln aber hat uns Jakob Grimm dargetan, daß ihre Sprache der althochdeutſchen näher geſtanden hat, als der gotiſchen.

---

*) Wälſch kommt her vom althochdeutſchen Walah und dies heißt ſo viel etwa wie das griechiſche barbaros der Fremde, der Ausländer. Die Bezeichnung „wälſch“ wird aber in unſerer Zeit nur von Völkern romaniſchen Stammes und am häufigſten von Italienern gebraucht.

38. Die Herkunft des langobardischen Geschichtschreibers Paul Warnefried.

Da wir die Geschichten und Sagen der Langobarden erzählen, so ist es billig, auch der Herkunft des Mannes zu gedenken, der uns die meisten der vorerzählten Geschichten und Sagen bis auf den König Ratchis überliefert hat und uns dabei auch die Sage von seiner eigenen Abstammung erzählt. Er sagt:

„Zu der Zeit, als das Volk der Langobarden aus Pannonien nach Italien zog, kam auch der Ahn meiner Familie, Leuphis aus langobardischem Stamme entsprossen, mit dem Könige Alboin in dieses Land. Er lebte noch einige Jahre in Italien und hinterließ bei seinem Tode fünf kleine Söhne. Diese alle traf das Unglück, bei der Einnahme von Forojulium mit in die Gefangenschaft der Avaren zu kommen. Als sie in jenem Lande viele Jahre hindurch die Leiden der Knechtschaft erduldet und schon das männliche Alter erreicht hatten, blieben vier von ihnen, deren Namen ich nicht mehr weiß, in der Knechtschaft zurück, der fünfte Bruder aber, der Lupicis hieß und der Stammvater meines Geschlechtes war, beschloß sich dem Joche der Knechtschaft zu entziehen und nach Italien zu flüchten, weil er sich noch erinnerte, daß er von dorther weggeführt war. Mit einem Köcher und einem Bogen bewaffnet und außerdem mit wenigem Brote versehen, machte er sich auf den Weg; aber er wußte nicht genau wohin. Da zeigte sich ihm ein Wolf und dieser wurde sein Führer; denn er lief eine kurze Strecke vor ihm her und sah sich häufig nach dem jungen Manne um. Wenn dieser stillstand, so blieb auch der Wolf still stehen, und wenn jener weiter ging, so lief ihm auch der Wolf voran. Daraus erkannte der Jüngling, daß der Wolf wohl von Gott gesendet sein müsse, um ihm aus der Not zu helfen und ihm den Weg zu zeigen.

Als sie aber einige Tage auf diese Weise weiter geschritten waren, ging das wenige Brot aus, das der Wanderer mit sich genommen hatte. Ermattet wanderte er weiter, aber dann überwog der Hunger, er spannte seinen Bogen und wollte den Wolf durch einen Pfeilschuß töten, um sich von ihm zu nähren. Der Wolf aber merkte die Absicht und war auf einmal den Blicken des Jägers entschwunden. Da wußte der Jüngling nicht mehr, wohin er seinen Weg fortsetzen sollte; er warf sich verzweifelnd nieder in das Gras und ermattet vor Durst und Hunger schlief er ein. Im Traume war es ihm, als stünde ein Mann ihm zu Häupten und spräche zu ihm: „Steh auf, der du schläfst; wandere nach der Gegend, der jetzt deine Füße zugekehrt sind; denn dort liegt Italien, das Land, nach welchem du dich sehnst.“ Alsbald stand er auf und fing an nach jener Richtung fortzuschreiten, und es dauerte auch nicht lange, da sah er menschliche Wohnungen. Eine Frau erblickte ihn und erkannte an seinem Aussehen, daß er ein Flüchtling und hungrig sein müsse. Von Mitleid bewogen, verbarg sie ihn in ihrem Hause und gab ihm nur heimlich nach und nach einige Nahrung, damit nicht das Leben in ihm völlig erlösche, wenn sie ihm gleich genug zur Sättigung gäbe. Allmählich erlangte er seine Kräfte wieder und war fähig zur Weiterreise. Alsdann gab sie ihm noch Vorrat mit für die Wanderung und zeigte ihm, wohin er gehen müsse. Nach einigen Tagen betrat er Italien und gelangte an das Haus seiner Eltern, in welchem er geboren war. Aber dies war so lange schon verlassen, daß es nicht bloß kein Dach mehr hatte, sondern auch voll gewachsen war von Brombeersträuchen und Dornen. Er hieb sie aus und als er im Hause eine starke Ulme fand, die dort gewachsen war, hing er daran seinen Köcher und Bogen auf. Hernach aber, als er Geschenke von seinen Verwandten und Freunden bekommen hatte, baute er das Haus wieder auf und nahm

sich eine Frau; aber er konnte nichts von dem wieder erlangen, was sein Vater besessen hatte, weil er gar zu lange schon entfernt gewesen war. Dieser war mein Ahn, denn sein Sohn war Arichis, und der Sohn des Arichis war mein Vater Warnefried."

Paulus gab sich schon von früher Jugend an den Wissenschaften hin und wurde deshalb später der Geheimschreiber des Königs Desiderius. Als er in diesem Amte war, hat er uns die Geschichten der Langobarden beschrieben.

Als Karl der Große in das Langobardenreich einbrach und den König Desiderius schlug und gefangen nahm, da führte er auch den Paulus mit sich, und weil Karl alle Leute, die sich der Wissenschaften beflissen hatten, hochschätzte und für seinen Dienst zu gewinnen suchte, so machte er es auch so mit Paulus und nahm ihn in seine Geschäfte. Paulus aber bewahrte immer die Anhänglichkeit an das Land der Langobarden und an seinen früheren König und ward darum auch einmal beim König Karl der Verschwörung angeklagt. Da fragte ihn Karl darüber, und Paulus sagte frei heraus, daß er seinen guten König Desiderius nicht vergessen könne und lieber in dessen Diensten geblieben wäre, als in denen des Frankenkönigs; aber an der Verschwörung habe er nicht teilgenommen. Da wurde Karl der Rat gegeben, ihm die Hände abhauen zu lassen; aber er besann sich, daß er nicht leicht einen solchen Mann wieder gewinnen könnte, und ließ ihm seine Glieder unverletzt. Dann sollte er ihm die Augen ausstechen lassen; aber er verschonte ihn auch das Mal und verbannte ihn auf die Insel Tremiti; allein Paulus erfand Mittel, von da zu entfliehen und begab sich zu Adelberga, der Tochter des Königs Desiderius, welche ihn mit Freuden aufnahm. Er lebte bei ihr und schrieb auf ihr Bitten noch andere Geschichtsbücher.

Inhaltsverzeichnis nebst Angabe der Quellen.

(Ich gebe im folgenden meine Quellen nur im allgemeinen an und bemerke nicht jede einzelne Notiz, die ich etwa nicht in der Hauptquelle gefunden, sondern anderswoher genommen habe. Es haben mir nicht alle Quellen in genügender Weise zu Gebote gestanden und darum habe ich mich außer Mascov, der doch immer seine Quellen wörtlich gibt, in Einzelheiten auch auf Leibniz, Muratori, Grimm, sowie auf Gibbon, Pertz, J. v. Müller, Aschbach, Lappenberg stützen müssen.

Die Einleitung, so weit sie über die Sitten der Deutschen handelt, ist mit wenigen Auslassungen eine Übersetzung des allgemeinen Teils der Germania von Tacitus.)

Seite

Einleitung 13

Goten 36

1. Die Herkunft der Goten. Jordanes de rebus geticis cp. 1. 3. 4. 36
2. Die Goten in Scythien. Jord. d. r. g. cp. 5. 14. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache . . . 38
3. Der Kaiser Maximin. Jord. 15. 39
4. Sage vom Kampfe der Goten mit den Gepiden. Jord. 17. 41
5. Die Lebensweise der Alanen. Amm. Marc. XXXI. cp. 2. 42
6. Sagen vom Könige Ermanrich und dem Andrange der Hunnen. Jord. 23. 44
7. Die Lebensweise der Hunnen. Amm. Marc. XXXI. cp. 2. 47
8. Sage von dem Einbruch der Goten in das römische Reich. Nach J. Grimm. 50

Seite

9. Der Übergang der Westgoten über die Donau. Jord. de r. g. cp. 25. Amm. Marc. XXXI. 3. 4. Zosimus IV. 20. 50
10. Das Treffen bei Adrianopel und die Folgen desselben. Amm. Marc. XXXI. 3. 4. 5. Zosimus IV. 26. 53
11. Die Westgoten werden Christen. Jord. 25. Sozom. hist. eccl. VI. 37. 62
12. Atanarich. Jord. 28. 65
13. Erste Züge des Westgotenkönigs Alarich. Jord. 29. Zosimus V. 5. Claudian. de bello getico. Die Nachrichten namentlich über den Zug nach Griechenland sind bei Zosimus verworren; die Ordnung, in welcher Gibbon ihn beschreibt, schien mir die geeignetste 65
14. Radagais. Zosimus V. 26. Mascov bringt I. p. 344. (2. Aufl.) auch Orosius VII. 37. bei, sowie einige Stellen aus Augustin, wo dieser über den Zug des Radagais spricht 72
15. Alarichs zweiter Zug in Italien. Zosimus lib. VI., ferner die Quellen, welche Mascov zitiert im achten Buch, I. p. 356 sqq. Auch hier bin ich in manchen Einzelheiten Gibbon gefolgt 75
16. Ataulf. Wallia. Jord. 21. und verschiedene Stellen aus Olympiodor bei Mascov I. p. 376 sqq. . . 86
17. Attila und die Hunnen. Jord. 34—50. Priscus bei Mascov I. 423 sqq. Andere Einzelheiten sind nach Muratori und nach Gibbon 89
18. Attilas Zug gegen die Weströmer und Westgoten. Jord. cp. 36 sqq. 101
19. Torismund. Jord. 41. 111
20. Weitere Züge Attilas. Jord. 42. 113
21. Der Westgotenkönig Theoderich II. Sidonii Apollinaris epistolae in Peringskiölds: Vita Theoderici p. 161. Peringskiöld bezieht den Brief fälschlich auf den Ostgotenkönig Theoderich. Jord. 44. . 117
22. Eurich, König der Westgoten. Ennod. vita Epiphan. p. 381., bei Mascov I. 487. 121
23. Attilas Tod und Begräbnis. Jord. 49. 125
24. Auflösung des Hunnenreiches. Jord. 50. . . . 127
25. Der Sturz des weströmischen Kaisertumes. Frag-

Seite

menta Valesiana incerti auctoris de Od. Theod. etc. am Schlusse der Ausgabe des Amm. Marc. von Erfurdt. 128

26. Theoderich der Große. Jord. 51 sqq. Peringskiöld: vita Theoderici. Stockholm 1699. 4. nebst den darin angeführten Quellen. Fragm. Vales. incerti auctoris. — Verschiedenes auch bei Muratori. — Proc. de bello Goth. I. 1. 130

27. Theoderichs Enkel Atalarich. Proc. de b. G. I. 2. 150

Vandalen 152

1. Der Zug der Vandalen nach Süden. Mascov I. 348. Idatius in Chron. ad ann. XVII. Honor. . . 152
2. Der Kampf der Sueven und Vandalen. Gregorius Turonensis II. 2. 154
3. Bonifatius ruft die Vandalen nach Afrika. Proc. de bello Vand. I. 3. 155
4. Der Vandalenkönig Genserich. Jord. 32. Proc. de bello Vand. I. 3. Victor Tun. de pers. Vand. II. 4. 156
5. Die Strenge der Vandalen. Salvian. VII. p. 137 sqq. Victor Tun. de pers. Vandal. II. 4. . . 158
6. Genserich und Marcian. Proc. de bello Vandal. I. 4. 160
7. Die Plünderung Roms durch die Vandalen. Proc. de bello Vandal. I. 5. Jord. de rebus Geticis 45. Quellen von geringerer Bedeutung Mascov I. 451 sqq. 161
8. Die Gesandtschaft der Vandalen aus ihren alten Wohnsitzen an Genserich. Proc. de bello Vandal. I. 22. 165
9. Genserichs Seeräuberei und der Angriff der Oströmer. Proc. de bello Vandal. I. 6. Einzelne Züge sind nach Gibbon. 166
10. Der Kaiser Majorian und die Vandalen. Proc. de bello Vandal. I. 7. 170
11. Die folgenden Könige der Vandalen. Proc. de bello Vandal. I. 8. 172
12. Der Entschluß Kaiser Justinians zum Kriege. Proc. de bello Vandal. I. 9. 175
13. Belisars Fahrt und Ankunft in Afrika (533). Proc. I. 11. 12 sqq. In den Erzählungen von diesem

Seite

Kriege folge ich noch mehr als vorher dem Berichte Prokops. Mag er immerhin Wahrheit und Dichtung mengen, für uns läßt sie sich nicht mehr scheiden 177

14. Belisars Zug durch Afrika. Proc. de bello Vandal. I. 17. 182

15. Die Lebensweise der Vandalen und die der Mauren. Proc. de bello Vandal. I. 21. II. 5. 186

16. Fortsetzung des Krieges. Die Waffentat des Diogenes. Proc. de bello Vandal. I. 23. 188

17. Fortsetzung des Krieges. Der Entscheidungskampf. Proc. de bello Vandal. I. 25. II. 1—4. . . . 190

18. Die Flucht Gelimers. Proc. de bello Vandal. II. 4. 197

19. Belisar erlangt die Schätze Gelimers. Proc. de bello Vandal. II. 4. 199

20. Gefangennahme Gelimers. Proc. de bello Vandal. II. 6. Aimoin. de gest. Francorum II. . . 200

21. Belisars Rückkehr und Triumph. Proc. de bello Vandal. II. 8. 203

22. Das Ende des vandalischen Stammes. Proc. de bello Vand. II. 14. 207

Der ostgotische Krieg 210

1. Amalasunta. Proc. d. b. Goth. I. 3. 210

2. Der Anfang des ostgotischen Krieges bis zum Ende Theodats. Proc. d. b. Goth. I. 5 sqq. . . . 214

3. Der Anfang des ostgotischen Krieges bis zum Ende Theodats (Fortsetzung). Proc. d. b. Goth. I. 5 sqq. 217

4. Vitiges befestigt sich in der Herrschaft. Proc. d. b. Goth. I. 11. 227

5. Belisars Fortschritte. Proc. d. b. Goth. I. 12. . 228

6. Die Belagerung Roms durch Vitiges und die Ostgoten. Proc. d. b. Goth. I. 13 sqq. 230

7. Die Belagerung Roms durch Vitiges und die Ostgoten (Fortsetzung). Proc. d. b. Goth. I. 24 sqq. 247

8. Belisar und Narses. Proc. d. b. Goth. II. 13. 18. 264

9. Die Belagerung von Osimo durch die Römer. Proc. d. b. Goth. II. 26 268

10. Die Einnahme von Ravenna durch die Römer. Proc. d. b. Goth. II. die letzten Kapitel des Buchs. 271

Seite
11. Beliſar in Konſtantinopel. Proc. d. b. Goth. III. 1. 275
12. Der König Ildibad. Proc. d. b. Goth. III. 1. 276
13. Der erſte Kampf des Königs Totilas gegen die Römer. Proc. d. b. Goth. III. 3. 278
14. Fortgang der Siege des Königs Totilas und ſeine Gerechtigkeit und Milde. Proc. d. b. Goth. III. 6. 7. 280
15. Beliſars Rückkehr nach Italien und die nächſten Jahre des Krieges. Proc. d. b. Goth. III. 10. 11. sqq. 284
16. Die Not in Rom während der Belagerung durch Totilas. Proc. d. b. Goth. III. 17. 286
17. Die Einnahme Roms durch König Totilas. Proc. d. b. Goth. III. 19. 289
18. Die Kriegsbegebenheiten bis zur Rückberufung Beliſars und Beliſars Ende. Proc. d. b. Goth. III. 21. 293
19. Die zweite Einnahme Roms durch Totilas. Proc. d. b. Goth. III. 36. 37. ejusd. historia arcana. 297
20. Narſes kommt nach Italien. Proc. d. b. Goth. IV. 21. 300
21. Der Entſcheidungskampf. Proc. d. b. Goth. IV. 29 sqq. 301
22. Tejas, der letzte König der Oſtgoten. Proc. d. b. Goth. II. 33 sqq. 311

Die Weſtgoten in Spanien 317

1. König Leovigild und ſeine Söhne Hermenegild und Rekkared. Mascov II. p. 194. Greg. Turon. V. 38. — Aſchbachs Geſchichte der Weſtgoten. . . 318
2. Der Sieg der Araber bei Xerez und das Ende des weſtgotiſchen Reiches. Über dieſe Begebenheit haben mir wenige Quellen zu Gebote geſtanden. Ich habe mich begnügen müſſen mit dem Wenigen, was Mascov II. 268 anführt, meine Erzählung in der Hauptſache ſowohl wie in Einzelheiten ganz nach Aſchbachs Geſchichte der Weſtgoten p. 316 sqq. verfaßt 321

Langobarden 327

1. Sage vom Urſprunge der Langobarden. Paul. Diacon. de gestis Langob. I. 1. 328

Seite

2. Sage von dem weiteren Zuge der Langobarden und Freilassung eines Sklaven. Paul. Diac. I. 11. 12. 13. 330
3. Sage vom Könige Lamissio. Paul. Diac. I. 14. 15. 16. 331
4. Sage vom Könige Tato und seinem Kampfe mit den Herulern. Paul. Diag. I. 20. 333
5. Wohnsitz und Lebensweise der Heruler. P. d. b. G. II. 14. 15. 335
6. Alboin wird seinem Vater tischfähig. Paul. Diac. I. 23. 341
7. Ildigisal und Ustrigotus. Proc. d. b. Goth. IV. 27. 343
8. Der Schrecken der Langobarden und der Gepiden. Proc. d. b. Goth. IV. 18. 344
9. Alboins Sieg über Kunimund (566). Paul. Diac. I. 27. 346
10. Alboins Zug nach Italien (568). Paul. Diac. II. 5. 347
11. Alboin vor Ticinum. Paul. Diac. II. 26. . . . 349
12. Der Tod Alboins und Rosimundes. Paul. Diac. II. 28. 350
13. Autaris Werbung um Teudelinde. Paul. Diac. III. 16. 31. 352
14. Der Grenzstein der Langobarden. Paul. Diac. III. 33. 354
15. Teudelinde und Agilulf. Paul. Diac. III. 354. . 354
16. Einige Sitten der Langobarden. Paul. Diac. IV. 23. Mascov II. 213. Muratori, Geschichte Italiens IV. 61. 355
17. Der kleine Grimoald. Paul. Diac. IV. 38. 41. . 357
18. Die Königin Gundeberg. Muratori, Geschichte Italiens IV. 47. Obwohl Muratori seine Quelle nicht angibt, glaube ich mich auf ihn verlassen zu dürfen. 361
19. Rotaris. Paul. Diac. IV. 44. 47. 48. v. d. Hagens und Büschings deutsche Gedichte des Mittelalters. 363
20. Grimoald und Gotebert. Paul. Diac. IV. 53. . 365
21. Überbleibsel des Heidentums bei den Langobarden. Grimms Mythologie 573. 395. Gregorii M. diall. III. cp. 27. 367
22. Die Feindschaft zwischen Grimoald und Bertarid. Paul. Diac. V. 2. 369
23. Grimoalds Kriege gegen die Franken und gegen die Avaren (665). Paul. Diac. V 5. 19. . . . 374

Seite

24. Sesvalds Treue und Romualds Sieg über die Griechen (663). Paul. Diac. V. 6. 377
25. Grimoalds Tod und Bertarids Rückkehr in sein Vaterland. Paul. Diac. V. 33. 381
26. Kunibert und Alachis. Paul. Diac. V. 38. . . . 383
27. Kuniberts Nachstellung gegen Aldo und Grauso. Paul. Diac. VI. 6. 387
28. Der Tod des Herzogs Ferdulf. Paul. Diac. VI. 24. 389
29. König Aribert II. Paul. Diac. VI. 22. 35. . . 391
30. König Liutprand. Paul. Diac. VI. 38. 57. Muratori, Geschichte Italiens IV. 255. 393
31. König Ratchis. Murat. IV. 334 sqq. Paul. Diac. VI. 51 sqq. 397
32. König Aistulf. Muratori IV. 341. 401
33. König Desiderius. Muratori IV. 380 sqq. . . . 403
34. Sage von dem langobardischen Spielmanne. Pertz Monumenta h. G. IX. p. 99. Chronicon Novaliciense III. 10. 405
35. Sage von dem eisernen Karl. Pertz Mon. II. p. 759. Monach. SG. II. 17. 408
36. Sage von der Einnahme von Pavia. Pertz Mon. IX. 101. Chron. Noval. III. 14. 409
37. Sage von Algis. Pertz Mon. IX. 103. Chron. Noval. III. 21 sqq. 410
38. Die Herkunft des langobardischen Geschichtsschreibers Paul Diaconus, Warnefrieds Sohn. Paul. Diac. IV. 29. Muratori IV. 432. Leibnitii Annales Imperii ad A. 787. 414

Geſchichten,

charakteriſtiſche Züge und Sagen

der deutſchen Volksſtämme.

Zweiter Band.

Aus der

Zeit der Frankenherrschaft.

Nach den Quellen erzählt

von

Onno Klopp.

Nach dem Tode des Verfassers durchgesehene

zweite Auflage.

Osnabrück, 1906.
Druck und Verlag von Bernhard Wehberg.

Franken.

1. Sagen vom Urſprung der Franken.

Bei den Franken war eine alte Sage, daß ihre Stammväter aus Troja gekommen wären, und dieſe erzählten ſie alſo: Zu der Zeit, als nach der Eroberung Trojas durch die Griechen Äneas nach Italien gekommen iſt, haben ſich auch einige Trojaner nordwärts gewandt und ſind lange flüchtig um den mäotiſchen See umhergeirrt. Dort ließen ſie ſich endlich nieder und breiteten ihre Macht weiter weſtlich bis nach Pannonien aus. Sie erbauten auch eine Stadt, die ſie Sicambria nannten und wuchſen nach vielen Jahren zu einem ſtarken Volke heran, das ſich ſelbſt Sicambern nannte. Sie vertrieben damals die Alanen und wurden dafür vom Kaiſer Valentinian mit dem Namen der Franken beehrt und auf zehn Jahre von allem Tribut befreit. Als die zehn Jahre um waren, ſchickte Valentinian zu ihnen hin und ließ wieder den Tribut einfordern; aber da weigerten ſich die Franken und töteten die Abgeordneten Valentinians. Damals ſtanden zwei Anführer an ihrer Spitze, welche mit den alten, von einem Geſchlecht zum andern übererbten Ehrennamen Priamus und Antenor genannt wurden.

Der römische Kaiser schickte darauf ein Heer gegen sie und es entspann sich ein hitziger Kampf, in welchem viele von beiden Seiten erschlagen wurden. Die Übermacht der Römer war aber zu groß, und deshalb mußten die Franken zuletzt fliehen und ihren König Priamus tot auf dem Schlachtfelde zurücklassen. Sie zogen weiter westlich und kamen nun zu den deutschen Völkerstämmen, welche alle die Römer bitterlich haßten. Da wohnten sie in Thüringen unter den Königen Markomedes, dem Sohne des Priamus, und Sunno, dem Sohne Antenors. Als Sunno gestorben war, hielten die Franken einen Rat, daß sie nur einen König haben wollten, wie alle andern Völker, und auf Anraten des Markomedes wählten sie Pharamund zum Könige.

Nach Pharamund bekam sein Sohn Klodius die Herrschaft. Damals wohnten vom Rheine bis zur Loire die Römer, von der Loire an südwärts aber die Westgoten, und die Burgunden herrschten an der Rhone. Klodius aber überschritt mit seinen Franken den Rhein, griff die Römer an, welche durch ihre Beamten damals Gallien beherrschten, und schlug sie und verscheuchte sie in den Karbonarischen Wald (Ardennen) und rächte so die Unbill, die einst die Römer seinem Volke zugefügt hatten. So drangen die Franken immer weiter und unterwarfen sich zuletzt einen großen Teil der Länder an beiden Seiten des Rheines. Als Klodius starb, wurde sein Sohn Meroveus König und von diesem führte das Königsgeschlecht der Franken den Namen der Merovinger.

2. Der Charakter der Franken.

Die Franken teilten sich in zwei Hauptstämme, die salischen und die ripuarischen oder Uferfranken; aber woher diese Namen rühren, ist noch nicht mit völliger Gewißheit ausgemacht. Ufer bedeutet hier ein Flußufer; aber welchen Fluß soll man wählen, da die Franken von Osten nach Westen

vordrangen und es ebensowohl der Rhein sein kann, als auch irgend ein anderer Fluß, an dessen Ufern die Franken eine Zeitlang wohnten. Von den salischen Franken ist uns das älteste Gesetzbuch eines deutschen Volkes erhalten, wenn auch nicht in deutscher Sprache, und dies Gesetzbuch soll verfaßt sein von Wisogast, Bodogast, Salogast und Wiedogast, die also genannt wurden, ein jeder nach dem Gau, in welchem er wohnte. Die erste Abfassung dieses Gesetzbuches ist schon zwischen 420 und 430 nach Ch. G. geschehen, wie die Sage erzählt, zur Zeit des Königs Pharamund.

Der Eingang dieses Gesetzbuches lautet: „Das vortreffliche Volk der Franken, das Gott selbst zum Urheber hat, tapfer unter den Waffen, daheim durch feste Bündnisse des Friedens gesichert, voll tiefer Weisheit im Rate, an Leib edel und gesund, kühn, schnell, ausgezeichnet durch Gestalt und Redlichkeit usw." So sprachen die Franken von sich selbst; aber ihre Zeitgenossen machten ihnen häufig den Vorwurf, daß sie gewohnt wären, mit lachendem Munde Eid und Treue zu brechen, und wiederholt versichern es uns die Geschichtschreiber jener Zeit der Wanderungen, daß man einem Franken nicht trauen dürfe, und die Oströmer gaben immer den Rat, man müsse sich hüten, einen Franken zum Nachbar zu bekommen.

Im sechsten Jahrhundert erzählt der Bischof Gregor von einem fränkischen Herzoge folgendes: „Er war sonst ein guter Mann, nur war er zu leicht zum Wortbruch geneigt; denn er beschwur seinen Freunden nichts, was er nicht sofort wieder gebrochen hätte."

Uberhaupt sind die einzelnen Geschichten der Franken, die wir jetzt erzählen wollen, nicht geeignet, diesen Vorwurf von ihnen zu nehmen. Die meisten dieser fränkischen Geschichten und Sagen sind dem Werke eines fränkischen Bischofs, namens Gregor von Tours, entnommen, welcher gegen das

Ende des sechsten Jahrhunderts gelebt hat. Von mehreren dieser Begebenheiten ist er Augenzeuge gewesen, die andern früheren erzählt er, wie er sie selbst empfing, nach Sagen oder mündlichen Berichten.

3. Wohnsitz der Franken und ihre Wanderung im fünften Jahrhundert.

Die Franken wohnten ursprünglich nur ostwärts vom Rheine und, wie einige erzählen, in der Mitte Germaniens bis nach Pannonien hin; dann aber setzten sie auch über den Rhein und wählten hier je nach den einzelnen Gauen langgelockte Könige*) (criniti, comati) über sich aus den Geschlechtern der Adalinge. Da warfen sie sich auf die Römer und zerstörten die blühenden Städte des römischen Reiches Mainz, Köln und Trier. Diese letzte Stadt war die Hauptstadt Galliens und bewahrt noch bis auf den heutigen Tag herrliche Überreste römischer Baukunst. Dreimal wüteten die Franken in ihr mit Mord und Brand, also daß die Leichen auf allen Straßen umherlagen und die Stadt einem großen Schutthaufen ähnlich sah; aber als die Leichen noch unbegraben dalagen und die Pest unter den Überlebenden wütete, weil, wie der alte Geschichtschreiber sagt, der Tod den Tod aushauchte, verlangten die römischen Bürger Triers noch immer nach Spielen im Zirkus. Doch die Eroberungen der Franken gewannen Bestand und das Land, das in unserer Zeit Belgien heißt, wurde von ihnen in Besitz genommen. Südlich von ihnen war bis zur Loire noch ein Überrest des alten römischen Reiches, im Süden grenzte an die Loire das Reich der Westgoten und weiter nach Südosten wohnte um die Rhone der deutsche Stamm der Burgunden. Diese waren in

*) Die Franken schnitten ihre Haare am Hinterkopfe ab und kämmten sie vorn über die Stirn; nur die aus königlichem Stamm ließen ihr Haar lang über Nacken und Schultern niederwallen.

der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts auch schon Christen, wie die Westgoten; aber die Franken verehrten noch ihre alten Götter der Wälder und Gewässer und allerlei Tiere und brachten ihnen Opfer.

4. Childerich, König der Franken.

Um die Mitte des fünften Jahrhunderts war Childerich König der Franken. Er war ein üppiger, schwelgerischer Mensch und gereichte deshalb den Franken zum großen Ärgernis, weil diese zwar roh, aber doch in alter deutscher Zucht lebten. Darum wollten sie ihn töten; aber er entfloh. Er ließ einen ihm sehr getreuen Mann zurück, der ihm versprach, die Gemüter der erzürnten Franken wieder zu besänftigen und ihn zurückzurufen, wenn es Zeit wäre. Als sie sich trennten, zerbrachen sie eine Goldmünze in zwei Teile, von denen jeder von ihnen einen mit sich nahm. Der Freund Childerichs sagte zu ihm: „Wenn ich dir meine Hälfte schicke und du die Stücke zusammenfügst und erkennst, daß es wirklich meine Hälfte ist, so kannst du getrosten Mutes ins Vaterland zurückkehren.“ Childerich ging nach Thüringen und lebte dort verborgen bei dem Könige Bisinus, während die Franken den Römer Ägidius zum Könige nahmen. Als dieses acht Jahre gedauert hatte, sandte der Freund Childerichs seine Boten mit der Hälfte der Goldmünze nach Thüringen; denn die Gemüter der Franken hatten sich unterdessen beruhigt, und viele aus dem Volke wünschten ihren alten König aus ihrem eigenen Stamme wieder zurück. Childerich zögerte nicht in sein Vaterland heimzukehren und ward wiederum als König anerkannt. Mit ihm kam auch Basina, die bisherige Königin der Thüringer, welche den Childerich liebgewonnen und deshalb ihren Gemahl verlassen hatte. Denn sie sprach: „Wenn ich einen weiseren, stärkeren oder schöneren Mann wüßte als Childerich, so würde ich ihm auch den Vor-

zug vor Childerich geben.“ Childerich nahm sie zu seiner Frau, und der Sohn beider war Chlodwig.

5. Chlodwigs Kampf gegen Syagrius und der Kirchenkrug von Soissons.

Als Childerich gestorben war, folgte ihm sein Sohn Chlodwig in der Herrschaft und sann gleich darauf, wie er sein Reich ausbreitete. Es war nach dem Sturze des römischen Reiches in Italien durch Odoaker noch eine römische Herrschaft in Gallien übrig geblieben unter Syagrius, der sich zum Könige aufwarf. Chlodwig schickte ihm seine Herausforderung zu und überließ es ihm, Ort und Zeit des Kampfplatzes beider Heere zu bestimmen. Syagrius nahm den Fehdebrief an. Dann fielen Chlodwig und sein Vetter Ragnachar über ihn her und besiegten ihn (486). Syagrius entfloh nach Toulouse zu den Westgoten; aber Alarich, der damals dort König war, fürchtete den Krieg mit Chlodwig und lieferte auf die Aufforderung der Franken den Syagrius gebunden aus. Chlodwig ließ den Gefangenen in einen Kerker setzen und bald darauf heimlich erwürgen.

Der König Chlodwig aber haßte die Christen, weil er dem alten Heidentume treu bleiben wollte, und zerstörte deshalb viele Kirchen. Einstmals hatten seine Franken aus einer Kirche unter anderen kostbaren Gegenständen einen Krug von wunderbarer Größe und Schönheit geraubt. Der Bischof dieser Kirche sandte darauf einen Boten an den König und ließ ihn bitten, daß, wenn er auch alles andere behielte, seiner Kirche nur der Krug zurückgegeben werden möchte. Der König aber erwiderte dem Boten: „Folg uns nach Soissons; denn dort soll die ganze Beute verteilt werden. Wenn mir das Los den Krug zuspricht, so soll er deinem Bischof wieder zugestellt werden.“ Als nun in Soissons alle Beute auf einen Haufen zusammengebracht war, sprach

der König: „Ich bitte euch, meine tapferen Kämpfer, daß ihr mir außer dem mir zukommenden Anteile auch jenen Krug da abtretet.“ Darauf erwiderten einige: „Ruhmvoller König, was du erblickst, ist dein. Nimm dir heraus, was du willst; denn es ist vergeblich, sich deiner Macht zu widersetzen.“ Als diese so sprachen, erhob aber ein anderer Franke seine Stimme und sprach: „Du sollst nichts bekommen, als was dir das Los als deinen rechtmäßigen Anteil zuspricht.“ Und zugleich schlug er mit der Streitaxt an den Krug. Alle erstaunten; aber der König verbarg seinen Zorn über die Beleidigung und übergab den Boten des Bischofs den Krug.

Ein Jahr darauf berief Chlodwig zur gewöhnlichen Zeit der großen Volksversammlung im Monat März sein Volk zu einer Heerschau, um ihre Waffen zu prüfen. Als er die Reihen durchschritt, kam er auch zu dem, welcher an den Krug geschlagen hatte, und sprach zu ihm: „Keiner hat so ungeschickte Waffen hergebracht, wie du; denn weder dein Speer, noch dein Schwert, noch deine Streitaxt sind etwas nütze.“ Mit diesen Worten warf er die Streitaxt jenes Mannes auf die Erde. Dieser bückte sich, um sie wieder aufzuheben, im selben Augenblicke aber erhob der König seine Streitaxt und schlug ihn in den Kopf, indem er sprach: „So hast du es in Soissons mit dem Kruge gemacht.“ Der Mann war tot, da entließ der König die andern. Alle aber fürchteten sich vor der Gewalttätigkeit des Königs.

6. Chlodwigs Bekehrung zum Christentume.

Nach einigen Jahren seiner Herrschaft schickte Chlodwig Abgesandte nach Burgund, bei dem Könige Gundobald um seine Schwester Chlotilde zu werben, welche man ihm als eine sehr schöne und kluge Jungfrau geschildert hatte. Gundobald, der arge Frevel gegen seine Geschwister verübt hatte, wagte nicht sich mit dem Frankenkönige zu verfeinden und

schickte seine Schwester hin. Chlotilde aber bat ihren Gemahl inständigst, daß er sich taufen lassen möchte. Chlodwig wollte nicht; aber er gestattete, daß sein Sohn getauft würde. Der Sohn aber starb gleich nach der Taufe; da sprach Chlodwig erzürnt: „Wenn der Knabe den Göttern meines Volkes geweiht worden wäre, so wäre er nicht gestorben.“ Aber Chlotilde tröstete ihn, und er gab zu, daß auch der zweite Sohn getauft wurde. Auch dieser ward krank, aber er blieb doch am Leben.

Dennoch konnte die Königin nicht von Chlodwig erlangen, daß auch er sich taufen ließ, bis einmal ein Krieg mit den Alemannen ausbrach. Als ein heftiges Treffen geliefert wurde, fingen die Franken an zu weichen, und es war schon vorauszusehen, daß das ganze Heer der Franken vernichtet würde. Als Chlodwig das sah, erhob er weinend die Hände zum Himmel und sprach: „Jesus Christus, den Chlotilde den Sohn des lebendigen Gottes nennt, der du den Unglücklichen helfen und denen, die auf dich vertrauen, den Sieg gewähren sollst, ich flehe dich an um deine Hilfe: wenn du mir den Sieg gewährst und wenn ich die Macht erfahre, welche Chlotilde und die andern Christen von dir aussagen, so will auch ich an dich glauben und mich auf deinen Namen taufen lassen. Denn ich habe meine Götter angerufen; aber ich erfahre, daß ihre Hilfe fern ist von mir; darum glaube ich, das sie keine Macht haben, da sie denen nicht helfen, welche sie anrufen. Dich rufe ich jetzt an und will auf dich vertrauen, damit ich gerettet werde vor meinen Feinden.“ Als er das sprach, wandten sich die Alemannen zur Flucht. Ihr König fiel, da traten einige zu Chlodwig und sprachen: „Laß des Mordens jetzt genug sein, wir wollen dir gehorchen.“ Da gebot Chlodwig dem Kampfe Einhalt zu tun, er sammelte sein Volk und nachdem auch der Ostgotenkönig Theoderich zum Schutze der Besiegten seine Boten

mit Bitten und Warnungen geschickt hatte, kehrte Chlodwig heim, um der Königin zu erzählen, daß er durch die Anrufung des Christengottes den Sieg erhalten habe.

Die Königin ließ sofort den Bischof Remigius kommen, der den König im Christentume unterrichten sollte. Als nun der Bischof Remigius dem Könige von Christi Leiden und Tod erzählte, ward er zornig und rief: „Wenn ich an der Spitze meiner Franken dagewesen wäre, so hätte ich alsbald seine Schmach gerächt.“ Da forderte ihn Remigius auf, daß er nun mit seinem ganzen Volke sich zur Lehre Christi bekennen sollte. Aber der König antwortete: „Ich werde gern deine Lehren hören, heiliger Vater, aber mein Volk wird seine heimatlichen Götter nicht verlassen wollen. Jedoch will ich gehen und deinem Rate gemäß mit ihnen reden.“ Als der König zu dem Volke sprach, antworteten viele: „Wir lassen ab von unsern vergänglichen Göttern und wollen dem unsterblichen Gotte folgen, den Remigius predigt.“ Alsbald ward dann das Taufbad bereitet und die Kirche reich geschmückt. Chlodwig schritt zuerst in das Bad und der Bischof Remigius segnete ihn ein mit den Worten: „Beuge dein Haupt, wilder Sicamber, bete an, was du früher mit Brand verheertest und verheere, was du früher anbetetest.“ Auch die Schwester Chlodwigs, Albofleda, ward getauft und außer diesen beiden viele Franken. So war Chlodwig der erste katholische König eines deutschen Volksstammes, denn die andern Könige waren alle Arianer. Einige Jahrhunderte später entstand die Sage, daß zur Taufe Chlodwigs eine Taube vom Himmel eine Flasche mit heiligem Öl gebracht habe, mit welchem die Könige von Frankreich gesalbt wurden. Das Öl blieb durch alle Jahrhunderte, bis zu Ende des bourbonischen Königsgeschlechtes.

Jenes Treffen ward geschlagen im Jahre 496 bei Tolbiacum, das jetzt Zülpich heißt und ungefähr sechs Stunden

weit von Bonn entfernt ist. Die Alemannen wurden durch dieses Treffen teils dem Frankenkönige unterworfen, teils baten sie den Ostgotenkönig Theoderich um Schutz, der sich für sie bei Chlodwig verwandte und einen großen Teil derselben dem mächtigen Ostgotenreiche hinzufügte. Diese Alemannen trat später der gotische König Vitiges an die Franken ab, als er sich diese zu Freunden machen wollte, um nicht gegen sie und Belisar zugleich kämpfen zu müssen.

Chlodwig war nun ein Christ. Wie er aber die Lehren des Christentums befolgte, sollen uns die folgenden Geschichten zeigen. Bevor wir aber von Chlodwig weiter erzählen, wie er mit den burgundischen Königen Krieg führte, müssen wir zuvor einiges über den deutschen Stamm der Burgunden erzählen.

7. Chlodwig und Chararich.

Als Chlodwig mit Syagrius kämpfte, war auch der König Chararich mit ihm ausgezogen; aber er hatte die Entscheidung abgewartet, um sich mit dem zu verbünden, welcher den Sieg davontragen würde. Darum grollte ihm der König Chlodwig und wartete auf die Gelegenheit sich an Chararich zu rächen. Als diese sich darbot, nahm er ihn mit List gefangen und ließ dann ihm und seinem Sohne die Haare abschneiden und steckte sie ins Kloster. Als Chararich über diese Demütigung weinte und klagte, tröstete ihn sein Sohn und sprach: „Dies Laub ist vom grünen Holze geschnitten; aber darum ist es nicht dürr geworden; sondern es wird wieder sprossen und grünen. Möchte doch der schnell zu Grunde gehen, der uns dies zugefügt hat!“ Dies Wort wurde dem Könige Chlodwig hinterbracht und hallte in seinen Ohren wieder, und damit er dem zuvorkäme, daß ihre Haare wieder lang würden, ließ er sie beide töten. Alsdann vereinte er ihr Reich mit dem seinigen.

8. Chlodwigs Treuloſigkeit gegen Siegbert und deſſen Sohn.

Als Chlodwig ſchon Paris zu ſeiner Hauptſtadt gemacht hatte, ſchickte er von dort aus Boten an Chloderich, den Sohn des Frankenkönigs Siegbert von Köln und ließ ihm ſagen: „Dein Vater Siegbert iſt alt und ſchwach und hinkt mit einem Fuße. Wenn er tot wäre, ſo würde dir mit Recht ſein Reich zukommen und meine Freundſchaft dich darin ſchützen.“ Die Worte Chlodwigs erweckten in dem jungen Manne die Begierde und er ſtellte ſeinem Vater nach dem Leben. Eines Tages ging der Vater über den Rhein, um ſich am andern Ufer im Walde zu ergehen. Als er da des Mittags in ſeinem Zelte ſchlief, ſandte ſein Sohn Mörder über ihn, welche ihn töteten. Dann ſchickte der Sohn Boten an Chlodwig und ließ ihm ſagen: „Mein Vater iſt tot und ſeine Schätze und ſein Reich ſind jetzt mein. Darum ſchicke du einige von deinen Leuten her, und ich werde ihnen geben, was du von dem Reichtume meines Vaters zu haben wünſcheſt.“ Chlodwig antwortete: „Ich danke dir und bitte dich, daß du meinen Abgeordneten deinen Reichtum zeigſt und ihnen gibſt, was du mir verſprochen haſt.“

Als die Geſandten kamen, ward ihnen alles gezeigt. Der König führte ſie zu einer Kiſte und ſprach: „In dieſe Kiſte pflegte mein Vater die Goldmünzen hineinzulegen.“ Da antworteten jene: „Stecke deine Hand hinein und hole vom Boden herauf, was du dort findeſt.“ Der König bückte ſich tief vorn über, da erhob einer von ihnen ſeine Streitaxt und ſchlug ſie ihm ins Haupt, daß er tot niederfiel. Als Chlodwig das vernahm, eilte er nach Köln, berief das Volk zuſammen und ſprach zu ihnen: „Höret was geſchehen iſt. Während ich auf der Schelde ſchiffte, verleumdete Chloderich, der Sohn meines Vetters Siegbert, mich bei ſeinem Vater und ſagte ihm, daß ich ihn töten wollte. Und nun,

da sein Vater einsam im Walde schlief, hat er selbst die Mörder gegen ihn gesandt und ihn getötet. Er selbst ist dafür, als er seine Schätze besah, von einem mir unbekannten Manne erschlagen worden. Aber ich bin ganz unschuldig daran. Ich kann ja nicht das Blut meiner Verwandten vergießen; denn das wäre gottlos. Weil dies aber so gekommen ist, biete ich euch meinen Rat an; wenn er euch annehmlich erscheint, so wendet euch zu mir und begebt euch in meinen Schutz." Als die Kölner das vernahmen, klatschten sie mit den Händen und riefen Beifall, hoben Chlodwig auf den Schild und begrüßten ihn als König. So erwarb Chlodwig auch dieses Frankenreich mit der Hauptstadt Köln.

9. Die Bewaffnung der Franken.

Da wir hier die Kriegstaten Chlodwigs und seiner Franken erzählen, so ist es passend hinzuzusetzen, was uns ein byzantinischer Schriftsteller im Ende des sechsten Jahrhunderts über ihre Bewaffnung erzählt.

Die Bewaffnung der Franken bedarf zu ihrer Verfertigung nicht vieler künstlicher Werkzeuge, sondern ist leicht zu beschaffen, und der Krieger selbst ist imstande sie auszubessern, wenn sie schadhaft geworden ist. Panzer und Beinschienen kennen sie gar nicht, die meisten sind unbedeckten Hauptes; wenige kämpfen mit einem Helme auf dem Kopfe. Die Brust und der Rücken sind nackt, um den Leib wickeln sie Binden, welche bis zum Schienbein abwärts gehen, einige von Leinen, andere von Tierfellen. Der Pferde bedienen sie sich selten, nur sehr wenige besitzen solche; der alten Sitte der Väter und ihrer eigenen Erziehung gemäß kämpfen sie zu Fuße. Von der Hüfte herab hängt ihnen das Schwert, an derselben Seite auch der Schild; Bogen, Schleuder oder andere Wurfgeschosse haben sie nicht, dagegen zweischneidige Streitäxte, die sie

Franziska nennen, und kleine Speere. Diese sind so eingerichtet, daß man sie werfen und zugleich im dichtesten Handgemenge gebrauchen kann. Sie sind fast ganz mit Eisen beschlagen, so daß von einem Schafte kaum etwas zu sehen ist. Man steckt sie während der Ruhe in die Erde. An der Schneide des Spießes sind zu beiden Seiten Widerhaken angebracht, welche sich wie Angelhaken umbiegen. Der Franke wirft seinen Speer nicht leichtsinnig; trifft der Speer aber, so geht er durch, und der Verwundete strebt vergebens sich wieder davon zu befreien. Denn die Haken sitzen fest im Fleische und erregen solche Pein, daß, wenn auch die Wunde an sich nicht tödlich ist, der heftige Schmerz sie tödlich macht. Trifft aber der Spieß den Schild, so haftet er in diesem und muß mit ihm am Boden herumgeschleppt werden; denn die Widerhaken halten den Spieß in dem Schilde fest, und man kann ihn ebenso wenig mit dem Schwerte abschneiden, weil man wegen des Eisenbeschlages nicht an das Holz kommen kann. Sobald der Franke dies bemerkt, faßt er das Ende des Speeres und zieht hin und her, bis der Feind, der den schweren Schild trägt, müde wird und nachgebend den Schild fallen läßt, so daß Kopf und Brust dem Schlage preisgegeben sind. So tötet der Franke dann seinen Feind mit leichter Mühe, indem er ihm die Streitaxt in den Kopf schlägt oder mit einem andern Speere ihm die Kehle durchbohrt.

10. Beschreibung eines Aufzuges eines fränkischen Großen an seinem Hochzeitstage gegen das Ende des fünften Jahrhunderts.

Ein fränkischer Großer, namens Sigismer, wollte eine westgotische Prinzessin heiraten. Den Hochzeitsaufzug desselben sah ein Römer mit an und macht in einem Briefe an einen Freund darüber folgende Beschreibung.

Da du so gern Waffen und Waffenbekleidung betrachtest, so wäre es dir eine Freude gewesen, wenn du den königlichen

Jüngling Sigismer nach der Sitte seines Volkes als Bräutigam angetan nach der Wohnung seines Schwiegervaters hättest einherschreiten sehen. Sein Pferd war mit glänzendem Brustschmuck geziert, ja es gingen ihm Pferde voraus und folgten andere, die alle von Edelsteinen erglänzten; aber er saß nicht auf seinem Pferde, sondern es ward für anständiger gehalten, daß er mitten unter seinen Begleitern zu Fuße einherschritt, angetan mit flammendem Purpur, mit rötlich glänzendem Goldschmuck und weißer Seide, während sein Haar, seine Gesichtsfarbe und sonstiges Aussehen diesem Schmucke entsprachen. Der Anblick seiner Genossen aber war auch im Frieden furchtbar; ihr Fuß bis an die Knöchel war von einem rauhen Stiefel umhüllt, die Schienbeine, die Kniee und die Schenkel über ihnen waren unbedeckt. Außerdem umgab sie ein eng anschließendes Gewand von verschiedenen Farben, welches aber nicht bis an die Kniekehlen niederreichte. Die Ärmel umhüllten nur den oberen Teil des Armes, der grünlich schimmernde Mantel stach ab von den gebräunten Gliedern. Die Schwerter hingen an Bändern von der Schulter nieder und schlossen dicht an die mit Pelzen umhüllten Weichen an. Dieselbe Kleidung, die ihnen zum Schmucke dient, hilft auch zur Wehr. In der rechten Hand trugen sie Lanzen mit Widerhaken versehen, und Streitäxte, die auch zum Werfen geeignet sind; in der linken dagegen einen Schild, dessen Rand schneeweiß, dessen Buckel aber gelb ist. Dieser Schild beweist sowohl den Reichtum seines Besitzers, als die Kunst seines Verfertigers. Überhaupt war alles so beschaffen, daß das Ganze nicht bloß ein Hochzeitszug, sondern zugleich ein Kriegszug zu sein schien.

11. Vom Ursprung der Burgunden und ihrer Bekehrung zum Christentume.

Die Burgunden haben zuerst an den Küsten der Ostsee um die Mündungen der Weichsel herum gewohnt, und ein

Überbleibsel ihres Stammes ist dort noch in der Insel Bornholm d. i. Burgundaholm zu finden. Aber von da aus wanderten sie südwestlich und bekamen Streit mit den Alemannen über die Salzquellen an der Saale. Immer weiter drangen sie bis an den Rhein und kamen im Anfang des fünften Jahrhunderts an die Grenze des römischen Reichs. Es war ein großes Heer lang und stark gewachsener Männer, von ihrem Könige Gonthahar geführt, und die erschlafften Untertanen des römischen Reiches sahen ein, daß ein Kampf mit ihnen nicht zu beginnen sei. Darum wollten die Römer auf einem andern Wege sie besänftigen. Ein Bischof ging dem ankommenden Volke entgegen und predigte ihnen: Die Gallier und die Römer seien Kinder eines einigen Gottes, der seinen Sohn Jesum Christum gesandt und von den Toten auferweckt habe. Jesus Christus habe sich zwölf Männer zu Aposteln gewählt, und als nur noch diese und keine andern Menschen an ihn geglaubt hätten, habe er ihnen vorausgesagt, daß an ihn alle Völker der Erde dereinst noch glauben würden. So sei es denn auch gekommen, das ganze römische Reich glaube an ihn und seine Lehre, darum sollte denn auch das Volk der Burgunden im Namen Jesu zu dem Vater aller Menschen beten. Sieben Tage lang redete der Bischof zu den Burgunden, da entsagte Gonthahar und sein Volk dem Wodan und allen ihren bisherigen Göttern, deren heilige Haine sie auf ihren Wanderzügen fast schon vergessen hatten, und sie ließen sich taufen auf die Lehre Christi. Dadurch schlossen sie auch Freundschaft mit ihren neuen Glaubensgenossen und erhielten das Land an dem mittleren Rheine und versprachen, dafür eine Schutzmauer zu sein gegen den Andrang der andern Völkerschaften. Aber bald wurden ihre Wohnsitze ihnen zu enge und sie verlangten größere Ausbreitung ihres Landes. Diese gewährte ihnen Aëtius, der römische Feldherr, und sie zogen die Rhone weiter abwärts, und fortan floß dieser Strom

mitten durch das Reich der Burgunden. Nicht lange hernach aber kam der unzählige Völkerschwarm der Hunnen mit allen Völkern, die der gewaltigen Gottesgeißel Attila untertan waren und verheerten auch das burgundische Reich, bis sie auf den katalaunischen Feldern im Jahre 451 überwunden wurden. Ob die Burgunden an dieser mörderischen Völkerschlacht teilgenommen haben, wissen wir nicht; denn unsere Geschichten und Sagen erzählen uns davon nichts, aber Gonthahar soll mit zwanzigtausend Mann von den Hunnen erschlagen worden sein.

Außerdem aber berichtet uns die herrlichste und erhabenste Sage der deutschen Nation von dem Untergange der Burgunden am Hofe Attilas um der Rachsucht willen der tief gekränkten burgundischen Königstochter Kriemhild. Alle Versuche, in dieser Sage das Geschichtliche von der Dichtung zu scheiden, sind bis jetzt vergeblich gewesen und werden es wohl immer bleiben; denn die ganze Schilderung des erschütternden Unterganges ist eine so in sich eine und ganze, daß man aus ihr nichts hinwegnehmen kann. Und doch wissen wir, wenn ich nur eins anführen will, daß Dietrich von Berne, der im Nibelungenliede mit Meister Hildebrand zuletzt Gunther und Hagen besiegt, am Todestage des Hunnenkönigs Attila noch nicht geboren war. Wir müssen uns begnügen, wenn wir das anders ein Begnügen nennen dürfen, daß dieses Lied die gewaltigste und erhabenste aller Schöpfungen ist, welche die dichterische Kraft der deutschen Nation hervorgebracht hat, und dürfen dabei nicht ängstlich fragen, ob es Wert hat für die Erforschung der Geschichte. Allerdings hat es einen solchen Wert, nicht so sehr wegen der Begebenheiten, die es erzählt, als wegen der Schilderung der Sitten und der ganzen Lebensweise des Mittelalters.

12. Gundobald und Godegisel von Burgund.

Das Reich der burgundischen Könige und Brüder Gundobald und Godegisel lag um die Rhone herum bis nach Mar-

seille. Sie konnten sich aber untereinander nicht vertragen, und als Godegisel von den Siegen des Frankenkönigs Chlodwig hörte, schickte er heimlich Boten an ihn und ließ ihm sagen: „Wenn du mir gegen meinen Bruder Gundobald beistehen willst, daß ich ihn töten oder aus dem Reiche verjagen kann, so will ich dir solchen Lohn geben, wie du nur fordern kannst.“ Das hörte Chlodwig gern und versprach ihm zu helfen, wie und wo er nur könnte. Zur festgesetzten Zeit führte er ein Heer gegen Gundobald heran. Als dieser es vernahm und noch nichts von der List seines Bruders wußte, ließ er ihm sagen: „Komm herbei mir zur Hilfe, denn die Franken ziehen gegen uns heran und nur mit vereinten Kräften können wir uns ihrer erwehren.“ Godegisel antwortete: „Ja ich will kommen und dir Hilfe bringen.“ So rückten drei Heere einander näher; aber als sie einander nahe waren, stieß Godegisel zu dem Heere Chlodwigs und beide vereint schlugen Gundobald. Zu spät erkannte dieser die List seines Bruders und rettete sich durch die Flucht nach Avenio (Avignon). Godegisel aber zog mit Chlodwig einher und kam triumphierend nach Vienna (Vienne), gleich als hätte er nun für immer gesiegt. Chlodwig dagegen verfolgte den Gundobald, um ihn zu töten, und dieser wußte nicht mehr, wohin er sich retten sollte.

Er hatte aber einen Mann unter seinen Getreuen, namens Aredius, den er zu sich rufen ließ, um ihm seine Not zu klagen. „Von allen Seiten bin ich in Bedrängnis,“ sprach er, „und die Feinde rücken näher und näher auf uns heran, um uns zu töten und das ganze Land zu verheeren.“ Aredius antwortete: „Du mußt die Wildheit dieses Mannes zu besänftigen suchen, damit du nicht umkommst. Wenn du zustimmst, so will ich mich stellen, als flöhe ich von dir und ginge zu ihm über, und wenn ich nur zu ihm gelange, so will ich es schon so einrichten, daß er weder dich noch unser

Land verderben soll. Tue nur, was er dir auf meinen Rat zu tun heißt, bis deine gute Sache sich wieder günstig wendet.“ Gundobald versprach ihm nach seinem Rate zu tun. Alsdann machte sich Aredius auf den Weg zu Chlodwig, und dort glücklich angekommen, sprach er: „Mächtiger König, ich komme zu dir, weil ich den elenden Gundobald verlassen habe. Wenn du mich aufnehmen willst, so sollst du mich als einen treuen Diener erfinden.“ Chlodwig nahm ihn sofort auf und behielt ihn bei sich; denn Aredius wußte viele Geschichten zu erzählen und gab gute Ratschläge, er war gerecht, wenn Gericht gehalten wurde, und treu in dem, was ihm der König anvertraute.

Als nun endlich Chlodwig mit seinem ganzen Heere die Mauern der Stadt umlagert hielt, sprach Aredius zu ihm: „Wenn ich dir meinen Rat erteilen darf, König der Franken, so glaube ich dir wohl nützlich sein zu können. Warum weilst du hier mit deinem tapferen Heere, wo dein Feind einen so festen und sichern Platz inne hat? Du verwüstest die Felder, machst die Wiesen trocken, vernichtest die Weinberge, haust die Ölbäume nieder und doch kannst du ihm nicht beikommen. Darum rate ich dir, sende Abgeordnete an ihn und fordere von ihm ein jährlichen Tribut. Wenn du dann das Land nicht ferner verheerst, so ziehst du einen großen Teil des jährlichen Ertrags. Will der Burgundenkönig dem sich nicht fügen, so kannst du ja noch immer tun, was dir gut dünkt.“ Der Rat leuchtete dem König ein, und er schickte Boten an Gundobald. Dieser versprach den Tribut und bezahlte ihn auch sogleich und beschwur, daß er ihn auch fernerhin treulich leisten wolle. Chlodwig aber zog wieder heim ins Frankenland.

Bald erstarkte Gundobalds Macht wieder, so daß er kaum noch daran dachte, dem König Chlodwig Tribut zu zahlen. Er zog ein Heer zusammen und rückte gegen seinen

Bruder Godegisel, um sich an ihm zu rächen. Godegisel wurde geschlagen und in der Stadt Vienna eingeschlossen, wo die Lebensmittel für sein Heer nicht lange ausreichen konnten. Als schon ein großer Teil der Einwohner Hunger leiden mußte, ließ Godegisel alle nicht waffenfähigen Männer aus der Stadt treiben. Unter diesen war auch der Baumeister, welcher die Aufsicht über die Wasserleitung hatte, und dieser ging erzürnt zum Gundobald und zeigte ihm, wie er in die Stadt kommen könnte. Er führte nämlich durch die Wasserleitung eine Anzahl Männer, welche mit eisernen Hebeln versehen waren, um an der Öffnung der Wasserleitung die gewaltigen Steine hinweg zu heben. Auf diesem Wege gelangte eine Schar in die Stadt und griff die Feinde, die nichts Böses ahnend von den Mauern herab kämpften, im Rücken an. Als der Klang der Hörner aus der Stadt erscholl, stürmten auch die Belagerer von außen mit frischen Kräften und durch ein Tor, das ihnen ihre Freunde von innen öffneten, gelangten sie in das Innere der Stadt. Da war aller Widerstand vergebens. Godegisel floh mit einigen in eine Kirche, ward aber am Altare getötet. So vereinigte Gundobald wieder das ganze Burgundenreich. Aber er war im Unglück klüger geworden, und damit nicht immer neue Feindschaft entstünde zwischen den Burgunden und denjenigen Bewohnern seines Reiches, die früher Römer gewesen waren, gab er mildere Gesetze.

Damals waren die Burgunden noch der arianischen Lehre zugetan. Den katholischen Bischöfen im burgundischen Reiche aber lag es am Herzen, den König Gundobald und die Burgunden zur Lehre der Katholiken zu bekehren. Deshalb hielten sie einmal im Jahre 501 mit den arianischen Bischöfen eine große Besprechung, in welcher der berühmte Bischof Aritus von Vienne die Arianer mit Erfolg bestritten haben soll. Als die Besprechung geendigt war, forderte

Aritus den König Gundobald auf, nun zur katholischen Lehre überzutreten; aber Gundobald erwiderte: „Wenn euer Glaube der wahre ist, warum haben eure Bischöfe den König der Franken nicht verhindert, mich mit Krieg zu überziehen und sich zu meinem Untergange mit meinen andern Feinden zu verbinden?“ Denn er meinte, wenn die Lehre der Katholiken, der ja auch der fränkische König angehörte, wirklich die wahre sei, so würde sie ihn auch verhindert haben, über Menschen, die ihm nichts Böses zugefügt hatten, feindlich herzufallen und sie berauben zu wollen. Das konnten ihm die katholischen Bischöfe nicht angeben, und Gundobald blieb bei seiner arianischen Lehre.

13. Gottesurteil zwischen einem Katholiken und einem Arianer.

Da wir hier aber wieder von Katholiken und Arianern reden und diese Glaubensverschiedenheit damals von so großer Bedeutung war, so wollen wir hierbei eines alten Rechtsbrauches gedenken, der einmal angewandt wurde, um die Wahrheit zu ermitteln; aber wir müssen im voraus dabei sagen, daß uns diese Sage erzählt wird von dem katholischen Bischof Gregor von Tours, welcher sehr eifrig für den katholischen Glauben und gegen die Arianer ist. Sie soll sich im ostgotischen Reiche in Italien zugetragen haben.

Einstmals stritten nämlich dort ein arianischer und ein katholischer Priester über ihren Glauben. Sie konnten einander aber nicht überzeugen. Da rief endlich der katholische Priester aus: „Was sollen wir noch lange mit Worten streiten? Laßt uns lieber durch die Tat die Sache entscheiden. Wir wollen einen Kessel mit Wasser füllen und heizen, bis das Wasser siedet. Alsdann werfen wir einen Ring hinein, und wer mit entblößtem Arme unversehrt den Ring wieder herausholt, der spricht die Wahrheit; denn mit ihm

ist Gott." Damit war der Arianer zufrieden; aber weil es zu spät am Tage war, verschoben sie die Ausführung auf den folgenden Tag. Über Nacht ward dem katholischen Priester bang zu Mute; sobald die Morgenröte anbrach, stand er auf von seinem Lager und rieb den Arm mit Öl ein, um sich gegen den Brand zu schützen. Um neun Uhr morgens kamen sie auf dem Marktplatze zusammen, und das Volk strömte zahlreich herbei, um den Ausgang abzuwarten. Das Feuer ward angezündet, der Kessel gefüllt und darüber gehängt; als das Wasser siedete, warfen sie einen Ring hinein. Dann forderte der Katholik den Arianer auf, er sollte zuerst versuchen, den Ring heraus zu holen; aber dieser sprach: „Du hast dazu aufgefordert, darum ist es auch billig, daß du es zuerst versuchest."

Zitternd entblößte nun der katholische Priester seinen Arm; aber da erblickte der Arianer, daß der Arm mit Öl und Salben eingerieben war, und rief: „Du hast Künste gebraucht, darum gilt deine Probe nicht." Während sie noch darüber haderten, kam ein anderer katholischer Priester des Weges und fragte nach der Ursache des Streites. Als er die erfahren, zauderte er nicht, sondern streifte sein Gewand in die Höhe und tauchte die rechte Hand in den Kessel. Der Ring war sehr leicht und klein, so daß er lange vergebens suchte, und während er mit der Hand am Boden des Kessels umhertastete, wurde das Feuer heftig angefacht, damit beim Brodeln des Wassers das Suchen schwerer würde. Doch es war noch keine Stunde verflossen, als der Priester den Ring hervorzog. Aber seine Hand und sein Arm waren nicht versehrt und er selbst behauptete, daß sein Arm eher kühl als heiß wäre. Als das der Arianer sah, war er verlegen und steckte auch seine Hand hinein, indem er sprach: „Mein Glaube wird mich schützen." Aber kaum war die Hand im Wasser, als alles Fleisch verbrannte, so daß es

in Stücken an dem Knochen hing. So hatte der Streit ein Ende.

14. Der Zweikampf bei den Burgunden.

Von allen deutschen Stämmen waren die Burgunden am meisten dem Gottesgerichte des Zweikampfes ergeben. Es war nach ihrem Gesetze dem Kläger in einer Sache die Wahl gelassen, seinen Widersacher schwören zu lassen, oder sich mit ihm zu schlagen. Ja sogar die Zeugen mußten, wenn die Gegenpartei es verlangte, einen aus ihrer Mitte zum Zweikampfe stellen, und die, deren Kämpfer unterlag, mußten jeder eine bedeutende Strafe bezahlen, die sich bis zu dreihundert Solidi belaufen konnte. Gegen diese Gesetze eiferte im fünften Jahrhundert Aritus, der Bischof von Vienna, und sagte dem Könige Gundobald, daß es Gott versuchen hieße, wenn man das Recht abmessen wolle nach der Stärke der Faust. Gundobald aber erwiderte, wenn der Streit sowohl ganzer Völker, als einzelner Menschen dem Urteile Gottes anheim gestellt würde, so brächte der Sieg immer die Wahrheit an den Tag. Dagegen sagte Aritus: „Wenn die Völker und die Menschen in Wahrheit Gottes Urteil hören wollten, so würden sie auf die Worte des Psalmisten achten, der da spricht: Zerstreue die Völker, welche nach Krieg begierig sind, und sie würden jenes Wort bedenken, das an einer andern Stelle spricht: Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr. Oder glaubst du vielleicht, daß die göttliche Gerechtigkeit ohne die Geschosse und die Schwerter der Menschen ihr Urteil nicht sprechen könne? Wir sehen doch so oft, daß der Teil, dessen Sache die gerechte ist, Not leidet im Kampfe, und daß der andere Teil, dessen Sache nicht die gerechtere, sondern dessen Faust die stärkere ist, den Sieg davon trägt.“ Jedoch halfen diese Vorstellungen des Bischofs Aritus nicht viel, die Zweikämpfe blieben als die vornehmste Art der

Gottesurteile in Kraft und wurden in der Folgezeit sogar noch immer zahlreicher.

15. Der Westgotenkönig Alarich II. zahlt Buße an Chlodwig.

An die Stelle der Blutrache bei unseren Vorfahren trat allmählich das Wergeld, das heißt diejenige Buße, welche für einen Mord oder eine Verwundung von dem Täter an den Beleidigten oder dessen Verwandte bezahlt werden mußte. Je höher der Stand des Beleidigten war, desto größer war die Buße. Diese aber war bei den verschiedenen deutschen Stämmen verschieden, sie war am höchsten bei den Westgoten, bei denen der höchste Ansatz dreihundert Solidi (Goldmünzen) für den freien Mann war, während für den Adligen gemeiniglich um ein Drittel mehr bezahlt werden mußte; die niedrigste Buße dagegen war bei den Friesen, wo in einem Bezirke nur fünfzig Solidi für den freien Mann bezahlt wurden. Allmählich kam dann noch hinzu, daß außer dem Wergelde an den Beschädigten oder dessen Verwandte noch eine Buße an den König oder das Volk bezahlt werden mußte. Diese Buße nannte man fredum. Das Wergeld aber mußte oft selbst für den Versuch eines Todschlages bezahlt werden, wenn die Absicht nicht zur Ausführung gekommen war. Davon handelt folgende Sage.

Einmal hielt der westgotische König Alarich mit dem Frankenkönige Chlodwig eine Zusammenkunft, weil sie schon öfter Feindseligkeiten miteinander gehabt hatten; aber bei dieser Zusammenkunft zeigten sich einige der Goten bewaffnet; denn sie trugen Äxte unter ihren Gewändern. Das bemerkte Paternus, einer der Franken und beschuldigte den König Alarich und die Goten, daß sie einen Mordanschlag gegen König Chlodwig vor hätten. Alarich verteidigte sich; aber die Franken blieben bei ihrem Verdachte und zuletzt kamen alle

überein, daß man dem Ostgotenkönig Theoderich die Entscheidung des Zwistes anheimgeben wollte. Dieser entschied die Sache also: Der fränkische Gesandte sollte auf dem Pferde sitzend, mit erhobener Lanze in der Rechten vor den Palast des Königs Alarich kommen, und die Goten sollten Solidi um ihn aufschütten und zwar so lange, bis Pferd, Reiter und die Spitze der Lanze bedeckt wäre. Ob aber dieser Ausspruch ausgeführt wurde, ist uns nicht erzählt; genug, wir lernen aus dieser Sage, welcher Brauch bei den Goten und allen Deutschen rechtlich bestanden hat; denn aus andern Angaben mit dieser verglichen vermuten wir, daß wahrscheinlich früher die Leichen der Gemordeten auf dem Pferde aufgerichtet und so lange mit edlem Getreide, nämlich Weizen, beschüttet wurden, bis alles bedeckt war.

16. Chlodwig besiegt die Westgoten.

Die Besiegung der Westgoten erzählt uns der Bischof Gregor folgendermaßen.

Während Chlodwig sich ein Reich nach dem andern unterwarf, wurden die Westgoten besorgt um sein weiteres Vordringen, und deshalb ließ der westgotische König Alarich den Frankenkönig Chlodwig zu einer Besprechung auf der Grenze ihres Gebietes einladen. Auf einer Insel im Loirestrome, nahe bei Amboise, traten die beiden Könige zusammen, umarmten sich und aßen und tranken miteinander, so daß allen schien, daß zwischen ihnen ein Freundschaftsbund geschlossen wäre. Aber dieser Schein währte nicht lange; denn kurz nachher berief Chlodwig eine Zusammenkunft seiner Getreuen nach Paris, das damals schon seine Hauptstadt war. Der Frankenkönig war damals der einzige katholische Fürst eines deutschen Volksstammes und darum sprach er zu den Seinen: „Es schmerzt mich, daß diese Arianer noch einen so großen Teil Galliens innehaben. Laßt uns mit Gottes

Hilfe gegen sie ziehen, und wenn wir diese Ketzer besiegt haben, so werden wir ihre Länder besetzen und sie uns teilen." Den Franken leuchtete dies ein; denn im Falle des Sieges erlangten sie Besitztümer mit Land und Leuten und, wenn sie starben, so erwarteten sie himmlischen Lohn für ihren Glauben. Auch die Königin Chlotilde ermunterte ihren Gemahl zu dem Unternehmen; denn sie meinte, Gott würde ein Wohlgefallen daran haben. Der kriegerische König faßte mit starker Hand seine Streitaxt und schleuderte sie weithin mit den Worten: „An der Stelle, wo meine Franziska (die Streitaxt) niederfällt, will ich eine Kirche zur Ehre der heiligen Apostel erbauen."

Die Katholiken im Reiche der Westgoten wollten lieber Chlodwig als Alarich untertan sein und erwarteten mit Freude die Annäherung des fränkischen Königs, der seinen Zug gegen Poitiers richtete, wo damals Alarich sich befand. Als Chlodwig an das Gebiet von Tours kam, gebot er aus Ehrfurcht vor dem heiligen Martinus von Tours, daß niemand etwas anderes als Gras und Wasser daselbst nehmen sollte. Einer von den Franken fand einen Haufen Heu und sprach: „Wir sollen nur Gras nehmen; aber dies ist auch Gras und ich übertrete das Gebot des Königs nicht, wenn ich es nehme." Darum entriß er es mit Gewalt dem armen Manne, der sein Eigentum schützen wollte. Die Kunde davon gelangte zum Könige, welcher zornig sprach: „Wo bleibt die Hoffnung des Sieges, wenn der heilige Martin beleidigt wird?" Mit diesen Worten schlug er den Franken nieder.

Alsdann schickte er einige seiner Begleiter voraus, gab ihnen Geschenke mit für die Kirche, in welcher die Gebeine des heiligen Martinus begraben lagen, und sprach zu ihnen: „Geht voraus, ob ihr vielleicht eine Weissagung des Sieges in dem heiligen Gebäude vernehmet." Als die Diener des Königs in die Kirche traten, vernahmen sie die Worte des

Psalms: „Du, o Herr, hast mich mit Kraft zum Kriege umgürtet, du hast die Feinde unter meine Füße getan, ihren Rücken hast du mir preisgegeben und die mich hassen, hast du zu Falle gebracht.“ Da freuten sie sich über diese Worte von glücklicher Vorbedeutung und kehrten wieder um, dem Könige Chlodwig diese frohe Botschaft zu verkünden. Voll Vertrauen auf den Sieg zog dieser weiter fort, bis er an den Fluß Vienna kam; dieser aber war angeschwollen und die Franken wußten nirgends eine Furt. Sie verweilten die Nacht am Ufer; am andern Morgen erblickten sie einen Hirsch von wunderbarer Größe, der zum Wasser hinabstieg. Das Tier watete durch den Fluß, und daran erkannten die Franken die Furt.

Als sie in die Nähe von Poitiers kamen, sahen sie von fern auf der Kirche des heiligen Hilarius ein Licht leuchten und schrieben das dem Heiligen zu, der ihnen den Sieg über ihre Feinde verleihen wollte. Chlodwig aber bedrohte auch hier das fränkische Heer, daß niemand es wagen sollte irgend etwas zu nehmen, was ihm nicht zukäme. Die Bewohner der ganzen Gegend hielten es mit den Franken und begünstigten das Heer derselben auf alle Weise. Die Westgoten waren unter sich nicht einig, was zu tun wäre, ob sie lieber sich zurückziehen und die Ostgoten erwarten sollten, welche Theoderich ihnen zu Hilfe zu schicken sich erboten hatte, oder ob sie da den Feinden ein Treffen liefern sollten. Nach langen, vergeblichen Beratungen entschlossen sie sich, die Ankunft der Ostgoten zu erwarten; aber während sie sich zurückzogen, holte Chlodwig sie ein und zwang sie zum Treffen. In diesem Kampfe trafen die beiden Könige aufeinander, aber Chlodwig tötete den Alarich. Als die Westgoten ihren König fallen sahen, rannten sogleich zwei von ihnen auf Chlodwig los, aber ihre Speere vermochten nicht durch seinen Panzer zu dringen und das schnelle Roß, welches Chlodwig ritt, trug ihn eilig aus der Gefahr.

Die Westgoten wurden geschlagen und dieser eine Kampf entschied das Schicksal ihres gallischen Landes. Von der Loire bis an die Pyrenäen und von der Rhône bis ans atlantische Meer wurde nun alles Land den fränkischen Königen untertan, und die Westgoten behielten nur im Süden einen kleinen Landstrich, welcher Septimanien genannt wurde. Aber dafür machten sie ihr Reich in Spanien größer und unterwarfen sich die Sueven, die bis dahin ein eigenes Reich in Spanien gehabt hatten.

Als Chlodwig siegesfroh von diesem Zuge zurückkehrte, empfing er zu Tours eine Gesandtschaft des Kaisers von Konstantinopel, der es immer gern sah, wenn die Goten Schaden litten. Der Kaiser Anastasius ließ den König durch diese Gesandtschaft zum Patrizius ernennen. Obwohl niemand so recht wußte, was dieser Name bedeutete, so ward er doch immer als eine hohe, aber nur vom römischen Kaiser zu verleihende Würde betrachtet, die hernach auch Pippin und Karl der Große bekleideten. Der König Chlodwig machte die Annahme dieser Würde zu einem hohen Festtage. In der Abtei von St. Martin legte er das Purpurgewand an und setzte die Krone auf, die beide dazu gehörten, und ritt dann im feierlichen Aufzuge durch die Stadt bis zum Dome. Unterwegs streute er nach beiden Seiten hin Geld aus. Zum Andenken an diesen Tag wurde er auf diese beschriebene Weise in einem steinernen Bilde dargestellt, das noch im vorigen Jahrhunderte zu Paris erhalten war.

17. Ragnachar.

Es war noch ein König aus fränkischem Stamme in Camaracum (Cambrai), ein zügelloser Schwelger. Er hatte um sich einen Ratgeber, namens Farro, der mit seinem Herrn wetteiferte in allerlei Ausschweifungen. Der König hing aber unzertrennlich an ihm, und wenn irgend eine Speise oder ein

Geschenk ihm gebracht ward, pflegte er zu sagen, das sei genug für ihn und seinen Farro. Darüber waren alle Franken ergrimmt gegen ihn. Das erfuhr Chlodwig und suchte die Adligen noch mehr aufzureizen, indem er ihnen Geschenke sandte, Goldmünzen und Armringe und dergleichen. Diese waren aber nicht wirklich golden, sondern er hatte sie täuschend nachmachen lassen, daß sie nur so aussahen; aber sie dienten ihm zu seinem Zwecke, und es wurden Ragnachar noch mehr Franken verfeindet. Endlich brach Chlodwig mit einem Heere gegen ihn auf. Ragnachar schickte Kundschafter aus, um die Macht Chlodwigs zu erforschen, und als sie wiederkamen, fragte er sie, wie stark die Macht Chlodwigs wäre. Sie erwiderten ihm: „Stark genug für dich und deinen Farro." Dennoch begann er den Kampf. In dem Treffen ward aber sein Heer bald geschlagen, und Ragnachar wollte durch die Flucht sein Leben retten; aber er ward von seinem eigenen Heere ergriffen und gebunden und so zugleich mit seinem Bruder Richar vor Chlodwig geführt. Dieser sprach zu ihm: „Warum hast du dein fürstliches Geschlecht so erniedrigt, daß du dich binden ließest? Es wäre dir besser gewesen zu sterben." Bei diesen Worten schlug er ihm mit der Streitaxt das Haupt ein. Dann wandte er sich zu Richar, dem Bruder des Königs Ragnachar, und sprach: „Wenn du deinem Bruder geholfen hättest, so wäre er nicht gebunden worden." Und alsbald tötete er auch ihn mit seiner Streitaxt.

Unterdessen hatten aber auch die Verräter des Königs Ragnachar erkannt, daß das Gold falsch war, und beklagten sich deshalb bei Chlodwig. Aber er antwortete: „Wer freiwillig seinen Herrn zum Tode verraten hat, verdient solchen Lohn. Wenn ihr damit nicht zufrieden seid, so will ich euch, wie es Verrätern gebührt, zu Tode martern lassen." Da sagten sie alle, daß sie gern mit dem Lohne zufrieden wären, wenn er ihnen nur Gnade erzeigen wollte.

Auf diese und ähnliche Weise tötete Chlodwig alle anderen Fürsten des fränkischen Stammes und seine Verwandten. Er herrschte zuletzt allein über alle Franken und hatte so den Grund gelegt zu dem späteren gewaltigen Frankenreiche und zugleich zum Christentume und zwar dem katholischen. Endlich aber sprach er: „Wehe mir, daß ich ein Fremdling unter meinem Volke bin und keinen Verwandten habe, der mir beistehen könnte, wenn mir etwas zustößt!“ Das sagte er aber nicht aus Trauer über den Tod derselben, sondern aus List, ob er vielleicht noch einen finden möchte, den er töten könnte.

Nach allen diesen Taten starb Chlodwig, der Stifter des fränkischen Reiches, friedlich zu Paris im Jahre 511.

Chlodwigs Söhne und ihre Eroberungen.

Nach dem Tode Chlodwigs teilten seine Söhne das Reich und setzten die Eroberungen fort, und immer größer wurde das Reich der Franken, welches trotz der Teilung unter die Brüder immer als eins betrachtet wurde. Wie sie sich der Länder Burgund und Thüringen bemächtigten, erzählen uns die folgenden Geschichten.

18. Der Untergang des Burgundischen Reiches.

Als Gundobald von Burgund gestorben war, erhielt sein Sohn Siegmund das Reich. Dieser nahm eine Tochter Theoderichs, des mächtigen Königs der Ostgoten, zur Frau; aber sie starb bald und hinterließ ihm nur einen Sohn, namens Siegerich. Als Siegmund darauf eine andere heiratete, war diese nach Art der Stiefmütter neidisch auf den ersten Sohn Siegerich und klagte ihn oft falscher Weise bei Siegmund an. Darüber ward der Jüngling erbittert, und als er einstmals seine Stiefmutter mit den Kleidern seiner verstorbenen Mutter angetan sah, sprach er zornig zu ihr: „Du bist nicht wert,

dieſe Kleider zu tragen, die einſt meiner Mutter gehörten.“ Die Stiefmutter war darüber ſehr erboſt, ging zu Siegmund und verleumdete ſeinen Sohn bei ihm mit dieſen Worten: „Dieſer ungeratene Knabe will dein Reich beſitzen; er will dich töten und dann ſich zum Herrn machen. Er will es ausdehnen bis über Italien hin, damit er dasſelbe Reich ſich erwerbe, welches einſt ſein Großvater Theoderich beſeſſen hat. Er weiß, daß, ſo lange du lebſt, er es nicht erreichen kann, und daß dein Tod ſeine Erhebung iſt.“ Mit dieſen und ähnlichen Worten reizte ſie ihren Gemahl. Er ließ ſich durch die böſe Frau hinreißen und mordete ſein eigenes Kind. Als Siegerich nämlich einſtmals nach Tiſche eingeſchlafen war, ließ ſein Vater ihm einen Strick um den Hals binden und von zwei Sklaven zuziehen. So ſtarb der unglückliche Knabe.

Der Vater aber ward von zu ſpäter Reue ergriffen; er warf ſich auf den entſeelten Leichnam ſeines Kindes und weinte bitterlich. Da ſprach ein alter Mann zu ihm: „Beklage doch lieber dich ſelbſt, daß du durch einen frevelhaften Rat zum Mörder deines eigenen Sohnes geworden biſt. Der unſchuldig Gemordete bedarf deiner Klage nicht mehr.“ Der Vater aber ging darauf für lange Zeit in ein Kloſter, das er gebaut hatte, und faſtete und weinte da und betete zu Gott um Vergebung. Aber die Strafe für ſeinen Frevel blieb nicht aus.

Die alte Königin Chlotilde konnte es noch immer nicht vergeſſen, daß ihr Bruder Gundobald von Burgund vor langen Jahren ſie und ſeine anderen Geſchwiſter grauſam behandelt hatte. Sie rief ihre Söhne zu ſich und ſprach zu ihnen: „Meine Söhne, möge es mich nicht gereuen, euch mit aller mütterlichen Sorgfalt aufgezogen zu haben. Gedenket des Leides, das ich von meinem Bruder Gundobald, dem Vater Siegmunds von Burgund, erfahren habe, und beſtraft ihn, da jetzt die Zeit gekommen iſt.“ Als ihre Söhne das ver-

nahmen, rüsteten sie sich zu einem Heereszug nach Burgund. Sie besiegten das Heer Siegmunds und nahmen ihn selbst gefangen; aber Godomar, der Bruder Siegmunds, entfloh. Als die Frankenkönige sich nun wieder zurückzogen, erhob sich Godomar aufs neue und rückte gegen sie heran. Chlodomer, der eine der Brüder, beschloß ihm wieder entgegenzugehen; aber erst wollte er Siegmund töten. Da redete ihm der Bischof Aritus, ein frommer Mann, zu, er sollte seine Hände nicht mit dem Blute des Wehrlosen beflecken, weil es ihm dann ebenso gehen würde wie Siegmund. Aber Chlodomer sprach: „Es wäre Torheit, wenn ich beim Angriff auf einen Feind einen andern hinter mir zurücklassen wollte. Wenn dann der Feind hinter mir aufstände, so würde ich von ihnen beiden eingekeilt sein. Besser ist, daß ich mich des einen Feindes entledige, da es in meiner Macht steht.“ So ließ er denn den Siegmund mit seiner Frau und seinen Kindern in einen Brunnen werfen und rückte in Burgund ein. Nachdem dann auch sein Bruder Theoderich herangekommen, lieferten sie dem Godomar ein Treffen und drängten ihn zurück. Chlodomer verfolgte die Feinde mit großem Eifer; aber er trennte sich dabei von den Seinigen und ritt allein vorwärts. Das sahen einige Burgunden und taten, als wenn sie zum Heere der Franken gehörten und riefen ihm zu: „Komm hierher, wir sind ja die Deinen.“ Chlodomer ahnte nichts Arges und traute ihnen; aber er geriet unversehens mitten unter die Feinde. Sie töteten ihn sofort, schnitten ihm das Haupt ab und steckten es auf einen Speer. Als das die Franken sahen und den Kopf ihres Königs erkannten, wurden sie erbittert, sie drangen noch einmal so stark auf die schon weichenden Feinde ein und zwangen sie zur völligen Flucht. Die Macht der Burgunden war gebrochen und ohne Widerstreben konnte nun ihr Land dem Frankenreiche einverleibt werden.

Jedoch behielten die Burgunden ihre eigene Verfassung und bei den Teilungen des fränkischen Reiches wurde Burgund gemeiniglich als ein besonderes Reich einem der Könige zugeteilt. Darum konnte es nachher auch geschehen, daß zur Zeit der Karolinger Könige, als dieser Königsstamm immer schwächer und unfähiger wurde, das alte Königreich Burgund im Jahre 887 wieder erstand.

19. Theoderich und Munderich.

Wie gering die Macht der Frankenkönige gegen ihre Großen war, und welche Treulosigkeit unter diesem Stamme herrschte, sieht man aus folgender Geschichte.

Im Reiche Theoderichs war ein Großer, namens Munderich, der sich einen Verwandten des Königs nannte. Darum sprach er: „Wozu soll ich dem Könige Theoderich untertan sein? Mir gebührt der Thron sowohl wie ihm. Darum will ich ausgehen und mein Volk sammeln und den Eid der Huldigung von ihnen fordern, damit Theoderich erfahre, daß ich ein König bin gleichwie auch er.“ So ging er hin und sprach zu dem Volke: „Ich bin ein Fürst, so folgt mir und es soll euch wohl gehen.“ Da folgte ihm eine Menge der streitbaren Bauern und leistete ihm den Eid der Treue und ehrte ihn als ihren König. Als Theoderich dies erfuhr, schickte er Boten an ihn mit den Worten: „Komm her zu mir, und wenn dir mit Recht ein Teil des Reiches gebührt, so soll er dir werden.“ Das sagte er aber mit List, um ihn zu töten, sobald er kommen würde. Allein Munderich merkte das wohl und antwortete den Boten: „Gehet hin und saget eurem Herrn, daß ich ebensowohl ein König bin wie er.“ Da ließ Theoderich die Franken zur Heeresfolge entbieten, um ihn mit Gewalt zu unterwerfen. Munderich erkannte die Gefahr und weil er sich im offenen Felde nicht halten konnte, floh er in die Stadt Victoriacum (Vitry

zwischen Douay und Arras an der Scarpe) und gedachte sich daselbst mit den Seinen zu verteidigen. Theoderich kam heran und belagerte den festen Platz sieben Tage lang; aber er konnte ihn nicht gewinnen; denn Munderich feuerte die Seinen an und sprach: „Laßt uns nur wacker aushalten und bis zum Tode kämpfen, daß wir uns unseren Feinden nur nicht unterwerfen.“ Vergebens warf das Heer des Königs die Wurfgeschosse gegen die Mauern, seine Krieger konnten nichts erreichen und mußten dies endlich dem Könige gestehen.

Da rief Theoderich einen von seinen Dienstmannen, namens Aregisil zu sich und sprach zu ihm: „Du siehst, wie der Empörer standhaft beharrt und wie wir ihm nichts anhaben können: so gehe denn hin und schwöre ihm in meinem Namen, daß ihm kein Leid widerfahren soll, wenn er aus seiner Burg hervorgeht und wieder zu mir kommt. Sobald er dann aber herauskommt, so töte ihn und tilge das Andenken an ihn aus meinem Reiche.“ Aregisil ging hin zu ihm und tat, wie ihm geheißen war. Er hatte aber vorher dem Heer der Franken ein Zeichen gegeben und mit ihnen verabredet: „Sobald ich dies und jenes gesagt habe, so stürzt über ihn her und tötet ihn.“ Als nun Aregisil zu Munderich kam, sprach er zu ihm: „Was sitzest du hier hinter deinen Mauern und handelst so töricht? Meinst du denn wirklich dem Könige auf die Dauer Widerstand leisten zu können? Die Lebensmittel würden dir bald ausgehen und dann, wenn dich der Hunger drängt, wirst du von selbst hervorkommen und dich in die Hände deiner Feinde liefern müssen, und dann wird man dich erschlagen wie einen Hund. Darum vernimm lieber meinen Rat: Unterwirf dich dem Könige, damit du und deine Kinder euer Leben erhaltet.“ Darauf antwortete Munderich, der durch diese Reden bewogen zu sein schien: „Wenn ich aber aus dem Tore trete, so werdet ihr mich alsbald ergreifen, und dann wird der König mich und meine

Kinder und alle meine Freunde, die treu zu mir gehalten haben, dem Tode überliefern.“ Aregisil aber erwiderte: „Fürchte nichts, sondern geh mit mir und empfang darauf sein königliches Wort, daß du sicher sein kannst vor ihm. Er wird dich halten, wie er auch früher dich gehalten hat.“ Munderich aber sprach noch einmal: „Ja wenn ich nur sicher wäre, daß ich nicht getötet werde!“ Da legte Aregisil seine Hände auf den heiligen Altar und schwur ihm, daß er ungefährdet hinausgehen könne.

Als das geschehen war, ging Munderich mit ihm aus dem Tore seiner Burg und hatte dabei die Hand des Aregisil gefaßt, das Volk der Franken aber stand da und schaute ihnen schon aus der Ferne entgegen. Als sie näher kamen, rief Aregisil ihnen zu: „Was stehet ihr da und gaffet uns an? Habt ihr denn den Munderich früher noch nicht gesehen?“ Und sogleich, als er diese Worte sprach, liefen die Franken herzu. Da sprach Munderich: „Jetzt erkenne ich deutlich, daß du mit diesen Worten jenen da ein Zeichen gegeben hast, daß sie mich töten sollen; aber das sage ich dir, weil du mich durch Meineid getäuscht und hierher verlockt hast, so soll dich keiner ferner noch lebend erblicken.“ Mit diesen Worten riß er sich von ihm und durchbohrte ihn mit dem Speere zwischen den Schultern, daß er hinfiel und starb. Alsdann zog Munderich sein Schwert und die Seinen, die ihn begleiteten, stellten sich ihm zur Hilfe. Sie erschlugen viele Franken, bis endlich auch Munderich sein Leben aushauchte. Mit seinem Tode war diese Empörung zu Ende und Theoderich zog die Güter Munderichs ein und vereinte sie mit den seinigen.

20. Die Flucht des Attalus.

Wie die Sitten und Gebräuche bei den Franken des sechsten Jahrhunderts waren, zeigt uns in mancher Hinsicht folgende Erzählung.

Unter den Söhnen Chlodwigs beschlossen die beiden Brüder Theoderich und Childebert zusammenzuhalten. Sie gaben sich das Versprechen, nichts gegeneinander zu unternehmen, und um den Vertrag recht fest zu machen, stellten sie einander Geiseln aus den edelsten Familien des Landes. Aber selbst dies konnte die Versöhnung der feindseligen Brüder nicht dauernd machen; es entstand ein neuer Zwist und infolgedessen wurden die Geiseln von beiden Seiten für öffentliche Sklaven erklärt. Sie wurden einzelnen Männern zur Bewachung anvertraut und von diesen als ihre eigenen Sklaven angesehen und so behandelt. Darum versuchten viele zu entfliehen und einige gelangten auch glücklich wieder in ihre Heimat; andere blieben in der Knechtschaft. Unter diesen war ein Neffe des Bischofs Gregor, namens Attalus, der von seinem Herrn zum Stallknecht gemacht ward. Gregor schickte einige Leute aus, seinen Neffen aufzusuchen, und als diese ihn in der Nähe von Trier fanden, boten sie seinem Herrn reiche Geschenke, wenn er ihn loslassen wollte; aber er entgegnete: „Ein Sklav aus so edlem Geschlechte kann nur für zehn Pfund Gold losgekauft werden.“ Als sie dem Gregor diese Antwort wieder brachten, verzichtete er ganz traurig schon auf die Hoffnung, seinen Neffen wiederzusehen; aber sein Koch Leo sprach zu ihm: „Laß mich nur machen, vielleicht gelingt es mir ihn zu befreien.“ Gregor gab ihm gern die Erlaubnis, und alsbald machte sich Leo auf den Weg, um den Attalus heimlich zu befreien; aber das Unternehmen mißlang.

Allein Leo war unermüdlich; er ging zu einem Freunde nnd sprach zu ihm: „Nimm mich als deinen Sklaven mit zu dem Hause jenes Herrn des Attalus und verkaufe mich ihm. Was du für mich erhältst, soll dein Lohn sein.“ Der Mann beschwur ihm, daß er ihn nicht verraten wollte, und brachte ihn hin. Als nun jener Herr den Leo fragte, worin

er geschickt wäre, antwortete er: „Ich kann alle Speisen zubereiten, welche in den Häusern vornehmer Leute genossen werden, und ich glaube nicht, daß es einen Menschen gibt, der es mir in dieser Geschicklichkeit zuvortun könne. Selbst wenn du einem Könige ein Gastmahl geben wolltest, so traue ich mir zu es so zuzubereiten, wie es kein anderer besser machen könnte.“ Ganz erfreut sagte ihm der Herr: „Es ist bald Sonntag und auf diesen Tag sollen meine Nachbarn und meine Verwandten zu mir eingeladen werden. So bereite du uns denn ein solches Mahl, daß sie es bewundern und zugestehen müssen, daß sie es im Palaste des Königs nicht besser genossen haben.“ Leo erwiderte: „Ich bin gern dazu bereit; verschaffe mir nur eine Anzahl Küchlein, und du sollst mit mir zufrieden sein.“

Der Sonntag kam heran und mit ihm die Gäste. Alle lobten das herrliche Mahl, und der Herr war ganz erfreut über seinen neuen Koch und machte ihn deshalb zum Verwalter aller seiner Vorräte, so daß Leo nach Belieben über alle Speisekammern schalten konnte und sich dadurch immer mehr in der Zuneigung seines Herrn befestigte. Nach Ablauf eines Jahres, als der Herr längst unbedingtes Vertrauen in ihn gesetzt hatte, begab Leo sich mit dem Stallknecht Attalus auf eine Wiese unfern vom Hause. Hier legten sich beide nieder, jedoch in einiger Entfernung voneinander und drehten sich den Rücken zu, damit man vom Hause aus nicht erkennen könnte, daß sie miteinander sprächen. Da hub Leo an: „Es ist Zeit, Attalus, daß wir an die Heimkehr denken. Halte dich in dieser Nacht bereit und wenn du die Pferde in den Stall hineingeführt hast, so laß dich nicht vom Schlafe überwältigen, damit du auf meinen ersten Ruf da sein kannst. Dann wollen wir fort.“ Ihr Herr hatte an jenem Tage eine Menge Gäste eingeladen, unter ihnen auch seinen Schwiegersohn. Als diese mitten in der Nacht vom Gast-

mahl aufstanden, folgte Leo dem Schwiegersohn seines Herrn mit dem Becher, um ihm noch einen Schlaftrunk zu reichen. Als dieser den Wein ausgetrunken hatte, sprach er scherzend zu Leo: „Sage mir doch, wann gedenkst du denn die Rosse meines Schwiegervaters zu nehmen und mit ihnen in dein Vaterland heimzukehren?“ Leo ging auf den Scherz ein und entgegnete lachend: „Gleich in dieser Nacht gedenke ich es zu tun.“ Darauf antwortete ihm der Gast: „So sollen mich meine Diener nur gut bewachen, daß du mir nicht auch von dem Meinigen etwas mitnimmst.“ So schieden sie lachend voneinander.

Aber als alle bald in tiefem Schlafe lagen, rief Leo leise den Attalus von seinem Lager und fragte ihn, ob er auch ein Schwert hätte. Attalus erwiderte: „Ich habe nur einen kleinen Spieß.“ Da ging Leo in das Zimmer seines Herrn und holte dessen Schild und Speer. Der Herr erwachte und fragte, wer da wäre. Leo antwortete unverzagt: „Ich bin es, dein Sklave Leo, und will den Sklaven Attalus wecken, daß er aufsteht und die Pferde auf die Weide bringt; er schläft aber so fest wie ein Betrunkener.“ Der Herr erwiderte: „Mach es, wie es dir beliebt,“ und schlief gleich wieder ein. Leo ging hinaus, bewaffnete den Jüngling, und beide öffneten nun leise die Türe des Stalles und führten die Rosse heraus und ritten schnell davon. Sie kamen an die Mosel und hier entließen sie die Pferde. Dann durchschwammen sie den Fluß, indem sie sich mit der Brust auf den Schild legten und kamen so glücklich ans andere Ufer, wo sie sich bei einbrechender Nacht im Walde verbargen. Am folgenden Morgen waren sie hungrig, weil sie lange nichts gegessen hatten, und fanden zu ihrer großen Freude einen Pflaumenbaum, der voll reifer Früchte hing.

Als sie noch nicht lange weiter gegangen waren, vernahmen sie hinter sich Pferdegetrappel. Eilig sprach Leo:

„Wir wollen uns hier auf die Erde legen, daß uns niemand bemerkt.“ Zufällig waren da große Brombeergesträuche, in welche sie sich warfen, jedoch mit gezogenem Schwerte, damit sie sich gleich verteidigen könnten, wenn sie etwa bemerkt würden. Die Pferde kamen heran und gerade in ihrer Nähe hielten die Reiter ein wenig still, so daß sie die Worte vernahmen: „Ich bin ergrimmt über die Flucht dieser Elenden und daß wir sie nicht finden können; aber das schwöre ich bei meinem Heil, finde ich sie, so lasse ich den einen aufhängen und den andern in Stücke hauen.“*) Es war gerade ihr vormaliger Herr, der diese Worte sprach, und er hätte sie gefunden, wenn nicht die schon einbrechende Dunkelheit sie geschützt hätte. Die Reiter trieben ihre Rosse wieder an und ritten hinweg.

Die Flüchtlinge warteten noch eine kleine Weile und gingen dann in der Nacht weiter, bis sie an eine Stadt gelangten. Hier fanden sie einen Mann, als gerade die Glocke zur Frühmesse läutete, und fragten ihn nach der Wohnung des Priesters. An diese klopften sie, und der Priester selbst tat ihnen auf, weil er wegen der Frühmesse schon aufgestanden war. Er war mit dem Bischof Gregor bekannt und nahm sie deshalb freundlich auf, als sie ihm ihr Leid klagten, und erzählte ihnen, daß ihn in derselben Nacht geträumt hätte, zwei Tauben kämen und setzten sich nieder auf seine Hand. Sie sprachen darauf weiter: „Mögest du uns unsere Bitte verzeihen, die wir dir vortragen müssen, obwohl es der Morgen des Sonntags ist. Seit vier Tagen haben wir kein Brot gegessen, darum bitten wir dich um einige Nahrung.“ Der Priester versteckte sie sogleich und gab ihnen dann Brot, das in Wein eingetaucht war, während er selbst zur Messe

*) Die Strafe des Hängens war gemeiner und deshalb für Leo bestimmt; weil Attalus von vornehmer Herkunft war, sollte er durch das Schwert getötet werden.

ging. Am selben Tage kam auch der ehemalige Herr der Flüchtlinge und forschte bei dem Priester nach ihnen; aber dieser hatte sie gut verborgen, und jener kehrte nach seiner Wohnung zurück und gab alles Suchen auf. Sie blieben noch einige Tage bei dem Priester, um ihre Kräfte wieder herzustellen, und kehrten dann zum Bischof Gregor zurück. Als der seinen Neffen wieder sah, hing er lange an seinem Halse und weinte Tränen der Freude. Dem Leo aber und seinem ganzen Geschlechte schenkte er die Freiheit und ein Landgut zu seinem Eigentume, auf welchem der treue Mann mit seiner Frau und seinen Kindern bis an sein Ende glücklich lebte.

21. Herminfried von Thüringen.

Ungefähr um das Jahr 500 nach Christi Geburt blühte in der Mitte des jetzigen Deutschlands das Reich der Thüringer, das gegen Westen an das Reich der Franken und im Süden an der Donau an das Gebiet des gewaltigen Ostgotenkönigs Theoderich grenzte. Die Thüringer waren am nächsten stammverwandt mit den Goten, insbesondere mit den Westgoten, von denen ein Teil auch die Therringer hieß. Über diese war zur Zeit des römischen Kaisers Theodosius des Großen Atanarich König gewesen. Ein Teil der Thüringer war auch nachher mit dem Hunnenkönig über den Rhein gezogen und hatte auf den katalaunischen Feldern in dem großen Völkergewühl für die Gottesgeißel mit gekämpft, und die Sage erzählt, daß Attila ein Hoflager in der thüringischen Stadt Eisenach gehalten habe; aber der Stamm der Thüringer im ganzen war in den Wohnsitzen nördlich am Main geblieben.

Um den Anfang des sechsten Jahrhunderts war Herminfried König der Thüringer, zur selben Zeit als Theoderich über die Ostgoten herrschte. Dieser wollte alle Völker deutschen Stammes durch die Freundschaft ihrer Fürsten verbinden und

deshalb gab er auch dem Thüringerkönige eine seiner Nichten, namens Amalaberga, zur Gemahlin. Bei dieser Gelegenheit schrieb er ihm folgenden Brief: „Da ich wünsche auch dich meinen andern Verwandten hinzuzufügen, so übersende ich dir als ein teures Pfand unserer Verbindung, die Gott segnen wolle, meine Nichte Amalaberga. Dein Ruhm, der sich stützt auf deine königliche Abstammung, möge noch weiter strahlen durch diese kaiserliche Verwandtschaft. Ich sende dir in ihr eine Zierde deines königlichen Hofes, eine Mehrerin deines Geschlechtes, den Trost einer treuen Ratgeberin, die dir mit zärtlicher Gattenliebe hold sein möge. Möge sie deine Herrschaft dem Rechte gemäß mit dir führen und dein Volk mit besseren Einrichtungen zu erfreuen streben. Möge das glückliche Thüringen die besitzen, welche in Italien geboren, in Künsten und Wissenschaften hier unterrichtet und nicht allein durch ihre Abstammung, sondern auch durch weibliche Würde sich auszeichnet! Möge euer Vaterland nicht weniger um der Vorzüge eurer Königin willen gerühmt werden, als es durch seine eigenen Siege leuchtet! Indem wir euch mit schuldiger Zuneigung unseren Gruß vermelden, zeigen wir euch an, daß wir bei der Ankunft eurer Gesandten von ihnen nach der hergebrachten Sitte unserer Völker die in solchem Falle üblichen Geschenke empfangen haben, silberweiße Rosse, wie sie sich in Wahrheit zur Morgengabe schicken. Die Brust der Tiere ist wohlgebaut, die Beine schlank und kräftig zugleich, die Rippen stark, der Bauch kurz. Der Kopf hat Ähnlichkeit mit dem Kopfe eines Hirsches, wie sie ja auch die Schnelligkeit dieses Tieres zu erreichen streben. Bei ihrer Wohlgenährtheit sind sie doch zahm, bei ihrer schweren Last sehr behend und zum Gebrauch sehr angenehm, weil sie ihre Reiter nicht durch unsinniges Rennen ermüden, so daß man sich auf ihnen eher ausruht als abmüht. Indem sie eingeübt sind sich bei ihren Bewegungen zu mäßigen, wissen sie doch immer in einer

angenehmen Hurtigkeit zu beharren. Auch wir haben das an dich abgesandt, was unsere Fürstenwürde zu erfordern schien; jedoch mag ich nichts der Verbindung mit einer so würdigen Fürstin vergleichen."

Durch diesen Brief und die Schenkung der weißen Rosse werden wir an die Schilderung der deutschen Sitten erinnert, welche wir nach dem Römer Tacitus zu Anfang des Bd. 1 gegeben haben. Wir sehen daraus, daß dieselbe Sitte, die zu Tacitus Zeit galt, daß der Bräutigam der Braut oder ihren Eltern die Waffen der Männer oder Rosse zur Morgengabe darbrachte, auch noch zur Zeit Theoderichs und Herminfrieds galt. Aber fraglich ist noch, was der Ostgotenkönig von kaiserlicher Verwandtschaft schreibt; denn er will doch den gotischen Amelungen nicht etwa kaiserliche Würde zusprechen. Das Wort kaiserlich bezieht sich wohl darauf, daß der oströmische Kaiser Zeno früher den Theoderich, der ihm Thron und Leben gerettet, zu seinem Sohne adoptiert hatte, und daß deshalb Theoderich die kaiserliche Würde nicht bloß für sich, sondern auch für seine nächsten Verwandten in Anspruch nimmt.

22. Die Besiegung Herminfrieds von Thüringen.

Außer Herminfried regierten zu jener Zeit in Thüringen seine beiden Brüder als Könige: Baderich und Bertar. Aber Herminfried war herrschsüchtig und tötete seinen Bruder Bertar, um dessen Anteil an der Herrschaft zu erlangen. Allein seine Frau Amalaberg, die gotische Prinzessin, war damit noch nicht zufrieden und säete auch unter den noch lebenden Brüdern den Samen der Zwietracht aus. Als nämlich Herminfried eines Tages zum Mittagsmahle kam, fand er den Tisch nur halb gedeckt. Darüber verwundert, fragte er seine Frau, was daß heißen sollte, und sie antwortete: „Wer der Hälfte des Reichs beraubt ist, der darf auch nur einen halb gedeckten Tisch haben." Durch derartige Reden ward Hermin-

fried gegen seinen Bruder aufgereizt und schickte deshalb Boten an Theoderich, den König vom Frankenlande, ob er ihm gegen seinen Bruder beistehen wollte, und versprach ihm dafür, das Thüringerland mit ihm zu teilen. Die Botschaft war dem Theoderich gar lieb und er machte sich alsbald mit einem Heere auf. So konnte es der vereinten Macht beider nicht fehlen, sie schlugen den Baderich und töteten ihn. Alsdann kehrte Theoderich in sein Land zurück; aber Herminfried hielt sein Versprechen nicht und daraus entstand grimmige Feindschaft zwischen beiden.

Der Krieg mit den Burgunden kam dazwischen; aber als dieser beendet war, gedachte Theoderich seine Rache auszuführen und forderte seinen Bruder Chlotar auf mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen. Chlotar willigte ein und Theoderich berief nun die Versammlung der Franken und sprach zu ihnen: „Ihr seid auf gleiche Weise wie ich entrüstet über die Treulosigkeit der Thüringer. Ihr gedenkt auch ihrer alten Frevel gegen uns, wie sie über unsere Vorfahren herfielen. Damals wollten diese den Frieden und stellten ihnen Geiseln; aber die Thüringer ermordeten die Geiseln, stürzten über die Franken her und beraubten sie aller Lebensmittel. Sie hingen Knaben bei den Hüftsehnen an Bäumen auf und banden Mädchen an die Mähnen der Pferde und ließen sie zu Tode schleifen. Andern aus unserem Volke ließen sie von Lastwagen die Knochen zerbrechen und warfen sie so mit zerbrochenem Gebein Hunden und Vögeln zum Fraße hin. Nun hat Herminfried uns aufs neue betrogen und will nichts erfüllen von dem, was er versprochen hat; darum laßt uns jetzt mit Gottes Hilfe sie überfallen und uns an ihnen rächen.“ Die Franken riefen Beifall und beschlossen den Krieg.

Die Thüringer aber gedachten sich mit List gegen die Gefahr zu schützen. Auf dem Felde, das zum Kampfplatz bestimmt war, gruben sie Löcher und bedeckten sie mit Ge-

ſträuch und Raſen, ſo daß man ſie nicht wahrnehmen konnte. Viele von den Franken, die nichts davon ahnten, ſtürzten in dieſe Löcher und kamen darin um; aber ſie lernten es allmählich, ſich vor dieſer Liſt zu ſchützen und die Gruben zu vermeiden. Endlich mußten die Thüringer weichen, und als nun zuerſt Herminfried das Beiſpiel der offenbaren Flucht gab, folgten ihm auch die andern Thüringer. Sie hatten aber die Unſtrut, die in die Saale fließt, im Rücken gehabt, und da nicht alle gleich hinüberkommen konnten, erſchlugen die Franken ſo viele Thüringer, daß ſie das Bett des Fluſſes mit Leichen anfüllten und ſo wie über eine Brücke hinübergingen. Die Franken nahmen nun das Land in Beſitz und Thüringen ward ein Teil des fränkiſchen Reiches. Damit aber die Gemüter der Thüringer ein wenig beſänftigt würden, nahm Chlotar Radegund, die Tochter des verſtorbenen Königs Bertar, zur Frau.

Dennoch fürchtete Theoderich noch den Herminfried und ſuchte ihn liſtigerweiſe zu verderben. Er lud ihn ein zum Beſuch und verſprach ihm ſicheres Geleite, ja er beſchenkte ihn reichlich, um ihn ſicher und ſorglos zu machen. Eines Tages aber ging Theoderich mit ihm auf der Mauer der Stadt Tolbiakum (Zülpich) im vertraulichen Geſpräch einher. Auf einmal ſtürzte Herminfried hoch von der Mauer und endete ſo ſein Leben; ob er gefallen oder heruntergeſtoßen war, wußte man nicht, aber viele erzählten, daß Theoderich ihn liſtigerweiſe unverſehens geſtoßen hätte.

Die Königin Amalaberga floh nach Italien zum Gotenkönige Theodat und als ſpäter Vitiges von Beliſar gefangen nach Konſtantinopel geführt wurde, zogen auch Amalaberga und ihre Kinder mit dahin. Einer ihrer Söhne Amalafried war nachher Anführer im Heere des Kaiſers und ſtand dem Langobardenkönig Audoin gegen die Gepiden bei.

Den Kampf der Franken gegen die Thüringer unter ihrem Könige Herminfried werden wir noch einmal wieder erzählt finden, nämlich bei den Sachsen; aber mit der erzählten Geschichte haben sich in der sächsischen Erzählung alte Sagen so verbunden, daß sie davon nicht zu trennen sind. Vergl. Sachsen Nr. 3.

23. Radegundis († 587).

Als die Gemahlin Chlotars Radegundis, die, wie wir aus der vorigen Erzählung gelernt haben, eine thüringische Königstochter war, einstmals mit einer großen Begleitung eine Reise machte, erblickte sie nicht fern von der Straße einen Götzentempel, welcher von den Franken verehrt wurde. Sie war aber eine Christin und darum wollte sie den heidnischen Götzendienst nicht dulden, sondern befahl ihren Begleitern Feuer an den Tempel zu legen. Als dies die Franken merkten, welche rund umher wohnten, kamen sie in großer Anzahl mit Schwertern und Prügeln herbei, um ihren Gott zu verteidigen. Aber die Königin beharrte bei ihrem Entschlusse und sagte, daß sie ihr Roß nicht eher zum Weitergehen antreiben würde, als bis der Tempel in Flammen stünde und bis der Friede wiederhergestellt würde; denn der Kampf hatte schon begonnen. Auf die Bitten der Königin ließen sich endlich die Franken zum Frieden bewegen, der Tempel wurde verbrannt und die Heiden fügten sich dem Christentume.

Anfangs lebte diese Königin Radegundis in Frieden und Einigkeit mit ihrem Gemahl; aber wegen der häufigen Untreue des Königs Chlotar brach bald ein Zwist unter ihnen aus. Da bat die Königin ihren Gemahl, daß er ihr gestatten möchte, die Einsamkeit des klösterlichen Lebens dem Treiben der Welt vorzuziehen, und Chlotar bewilligte es. Der Bischof Medardus von Noyon weihte sie darauf zur Nonne, und sie stiftete in Poitiers das berühmte Kloster zum heiligen Kreuz

und lebte dort lange als Äbtissin. Nach ihrem Tode wurde sie heilig gesprochen.

24. Der heilige Gallus*) in Köln.

Als einstmals der König Theoderich nach Köln reiste, nahm er auch den Heidenbekehrer Gallus mit sich. Dort war ein Götzentempel, auf verschiedene Weise verziert, in welchem die Heiden reichliche Opfer darbrachten und sich dabei mit Speise und Trank bis zum Erbrechen anfüllten. Dort verehrten sie auch Bilder wie Götter und baten sie um Hilfe gegen ihre Krankheiten und ein jeder brachte das Glied seines Körpers, an welchem er litt, in Holz ausgehauen dem Gotte dar. Als das der heilige Gallus vernahm, eilte er gleich dahin, nur von einem Priester begleitet, zündete ein Feuer an und, da keiner der Heiden da war, legte er das Feuer an den Tempel und blies es an. Aber die Heiden sahen den Rauch von dem Tempel aufsteigen und stürzten eilig herbei, um den Täter zu ergreifen. Sie fanden ihn und zogen ihre Schwerter, um ihn zu töten; aber er entkam ihnen und floh in den Palast zum Könige. Als dieser von den drohenden Heiden erfuhr, was vorgefallen wäre, redete er ihnen gütlich zu, bis sie von ihrer Verfolgung abließen.

25. Der Tod der Söhne Chlodomers.

Die alte Königin Chlotilde hatte die Kinder ihres Sohnes Chlodomer, der im Kriege gegen die Burgunden gefallen war, zu sich nach Paris kommen lassen, um dort selbst ihre Enkel zu pflegen. Das sah Childebert, der eine der fränkischen Könige, und weil er fürchtete, daß seine Neffen durch die Gunst ihrer Großmutter einen Teil ihres Reiches beanspruchen

*) Dieser Gallus ist nicht zu verwechseln mit dem späteren Gallus, welcher mit Kolumbanus nach Alemannien kam und dort das Christentum predigte. Der hier genannte Gallus starb 553.

könnten, ließ er seinem Bruder Chlotar sagen: „Unsere Mutter Chlotilde hat Chlodomers Söhne bei sich und will, daß ihnen ein Teil des Reiches gegeben werde. Darum komm nach Paris, damit wir gemeinsam beraten können, ob wir ihnen das Haar abschneiden und sie dadurch dem großen Haufen gleich machen sollen, oder ob wir sie töten, um das Reich unseres Bruders unter uns beide zu teilen.“ Chlotar freute sich über diese Meldung und kam eiligst nach Paris, wo Childebert unterdessen hatte ausstreuen lassen, daß die Könige zusammenkämen, um ihre Neffen zur Herrschaft zu erheben.

Als Chlotar in Paris angekommen war, schickten beide Könige einen Boten zu ihrer Mutter und baten sie, ihnen ihre Neffen zuzusenden, damit sie auf dem Schilde zu Königen erhoben würden. Die alte Königin merkte die List nicht, sondern freute sich, stärkte die Knaben mit Speise und Trank und ließ sie dann gehen mit den Worten: „Nun glaube ich, daß ich den einen meiner Söhne nicht verloren habe, wenn ich seine Kinder an seinerstatt zu Königen erhoben sehe.“ Sobald die Knaben ankamen, wurden sie gleich ergriffen, von ihren Hofmeistern und Sklaven, welche sie begleiteten, getrennt und einzeln bewacht. Dann schickten die beiden Könige einen Vertrauten, namens Archadius, mit einer Scheere und einem entblößten Schwerte zur Königin, und dieser sprach zu ihr: „Ruhmvolle Königin, deine Söhne erwarten deinen Willen, ob deine beiden Enkel sterben oder mit abgeschorenem Haare leben sollen.“ Die Königin war zugleich erschrocken und erzürnt, zumal da das bloße Schwert und die Scheere vor sie gebracht wurden, und in ihrer Leidenschaft sprach sie, sich selbst nicht beherrschend: „Wenn sie nicht Könige sein sollen, so wäre es mir lieber, sie tot als geschoren zu sehen.“ (Vgl. die Anm. p. 8.)

Der Bote kümmerte sich wenig um ihren Schmerz

und fragte auch nicht weiter, was sie dabei dächte, sondern kehrte schnell zu den Königen zurück und sprach: „Vollendet nur eure Tat; denn die Königin selbst will, daß sie geschehe.“

Die Könige zauderten nicht. Chlotar ergriff den älteren Knaben, warf ihn zu Boden und stach ihm das Messer in die Brust. Als er noch stöhnte, warf sich sein Bruder zu Childeberts Füßen, umfaßte sein Knie und bat weinend: „Hilf mir, lieber Oheim, daß ich nicht auch sterbe, wie mein Bruder.“ Childeberts Augen füllten sich mit Tränen und mit naßen Wangen sprach er zu seinem Bruder Chlotar: „Ich bitte dich, lieber Bruder, töte ihn nicht, sondern schenke mir sein Leben. Ich will um seines Lebens willen tun, was du auch fordern mögst, nur laß ihn leben.“ Aber Chlotar rief wütend vor Zorn: „Entweder laß ihn los, oder du stirbst selbst an seinerstatt! Du selbst hast diese Sache angezettelt und willst nun feige zurückweichen?“ Da ließ Childebert den Knaben fahren, alsdann ergriff Chlotar das Kind und tötete es wie seinen Bruder. Nachdem sie alsdann auch die Hofmeister und die Sklaven der Kinder gemordet hatten, bestiegen sie ihre Rosse und ritten davon.

Die alte Königin ließ die Leichen der Kinder auf eine Bahre legen und begleitete sie mit großem Gefolge und mit vielem Jammer zur Peterskirche und ließ sie dort beide begraben. Der eine der Knaben war zehn, der andere acht Jahre alt geworden. Den dritten, namens Chlodowald, hatten sie nicht ergreifen können; denn er war durch die Hilfe wackerer Männer in Sicherheit gebracht. Als er aber heranwuchs, verzichtete er auf alle Herrschaft; er schnitt sich mit eigener Hand die Haare ab und ging ins Kloster.

26. Theodeberts Einfall in Italien (539).

Während des gotischen Krieges fielen auf einmal die Franken in Italien ein. Davon erzählt uns der Geschichtschreiber Prokop folgendes:

Die Franken vernahmen, daß sich die Goten und Römer durch den Krieg in Italien gegenseitig aufrieben, und hielten das für eine willkommene Gelegenheit sich selbst Italiens zu bemächtigen. Sie vergaßen die Eidschwüre, mit welchen sie zu Anfang des Krieges dem Kaiser Justinian und hernach den Goten Ruhe und Frieden zugeschworen hatten; denn die Franken sind von allen Völkern das treuloseste. Ihr König Theodebert bot ein großes Heer auf bis auf hunderttausend Mann und fiel mit diesen in Italien ein. Wenige Reiter nur umgaben ihn, die mit Speeren bewaffnet waren, die übrigen waren sämtlich Fußgänger und weder mit einem Bogen, noch mit einem Speere, sondern nur mit Schwert, Schild und einer einzigen Streitaxt bewehrt, deren Eisen sehr stark und an beiden Seiten sehr scharf, deren Handhabe aus Holz und sehr kurz war. Mit solchen Waffen ausgerüstet drangen die Franken über die Alpen, welche Italien von Gallien trennen, und betraten Ligurien. Die Goten hatten es ihnen schon früher übel genommen, daß sie auf alle ihre Bitten und Versprechungen von Äckern und Geld es nicht hatten erlangen können, daß die Franken ihnen zu Hilfe kämen. Da sie aber vernahmen, Theodebert rücke mit einem großen Heere heran, jubelten sie vor Freude; denn nun meinten sie auch Belisar wohl besiegen zu können. So lange die Franken in Ligurien waren, fügten sie den Goten kein Leid zu, damit ihnen nicht von diesen der Übergang über den Po verwehrt würde. Als sie aber die Stadt Ticinum (später Pavia) erreichten, wo schon die alten Römer eine Brücke geschlagen hatten, fügte die gotische Besatzung den bisherigen Gunstbezeugungen der Goten gegen die Franken noch das hinzu, daß sie dieselben ungehindert den Fluß passieren ließen. Als die Franken aber erst im Besitze der Brücke waren, opferten sie die Weiber und Kinder der Goten, die sie da fanden, und warfen ihre Leichen in den Fluß als Erstlinge

des Krieges. Denn obwohl die Franken schon Christen geworden waren, so behielten sie doch viele Gebräuche aus dem Heidentume und namentlich brachten sie ihren Gottheiten noch Menschenopfer und anderen Götzendienst dar.

Erschreckt flohen die Goten in die Stadt, die Franken überschritten alle die Brücke und näherten sich dem Lager der Goten. Als diese sie truppweise herankommen sahen, freuten sie sich erst, weil sie nicht anders wußten, als daß die Franken ihnen zu Hilfe kämen. Aber die Franken bedienten sich bald ihrer Streitäxte gegen die Goten, da flohen diese und kamen sogar nahe am römischen Lager vorbei auf dem Wege nach Ravenna. Als die Römer sie fliehend erblickten, glaubten sie, Belisar sei ihnen zu Hilfe gekommen, habe das gotische Lager erobert und treibe die Goten nun in die Flucht. Sie ergriffen die Waffen, um sich mit Belisar zu vereinigen; aber da stießen sie auf ein Heer der Franken und mußten kämpfen wider ihren Willen. Auch die Römer wurden vollständig geschlagen und konnten ihr Lager nicht wiedergewinnen, sondern suchten nur sobald wie möglich in Sicherheit zu kommen.

Die Franken waren nun im Besitz beider Lager und lebten vergnügt und froh von den Vorräten, die sie dort fanden; aber da ihre Menge so groß war, hatten sie die Nahrung bald verzehrt und es blieb ihnen nichts anderes übrig als Rindfleisch und Powasser. Dies Wasser aber schwächte den Magen so, daß er Rindfleisch nicht mehr verdauen konnte und daraus entstanden Durchfälle. Weil sie aber keine zweckmäßigere Nahrung sich verschaffen konnten, so nahm die Krankheit zu, und es starben so viele, daß diese Krankheit ein Drittel des fränkischen Heeres vernichtet haben soll.

Als Belisar die Nachricht von der Ankunft der Franken vernahm, ward er sehr bekümmert und ärgerlich zugleich und schrieb deshalb sogleich an Theodebert: „Einem Manne, der

so viele Völker beherrscht, ziemt die Lüge nicht. Bei Anfang des gotischen Krieges hast du uns Hilfe gegen sie versprochen, nachher hieltest du dich ruhig und tatest nichts für uns; nun aber ist es soweit gekommen, daß du selbst gegen uns heranziehst. Laß ab, berühmter König, von einem solchen Unternehmen und bedenk, daß du dich gegen einen mächtigen Kaiser vergehst, der das ihm angetane Unrecht mit schwerer Hand zu rächen vermag." Auf diesen Brief war Theodebert ungewiß, was er tun sollte; aber da zugleich die Franken ihm bittere Vorwürfe machten, daß er so viele von ihnen ohne Grund in einer öden Gegend sterben ließe, brach er auf und kehrte mit ihnen so schnell wie möglich in die Heimat zurück.

27. Theodeberts Kampf gegen seinen Oheim und sein Tod.

Einstmals wollten Theodeberts beide Oheime Childebert und Chlotar gegen ihn ziehen und ihm sein Erbe nehmen; aber sie vermochten nichts gegen ihn, weil sein Volk ihm treu war, und wurden besänftigt durch die reichen Geschenke, die er ihnen bot. Da gedachte Childebert an sein hilfloses Alter und ließ dem Theodebert sagen: „Ich habe keine Kinder und möchte dich an Sohnes Statt annehmen." Theodebert hörte auf die Bitte seines Oheims und als er zu demselben kam, wurde er reich von ihm beschenkt und erhielt von allen Besitztümern seines Oheims den dritten Teil. Alsdann zeigte sich Theodebert als ein gerechter König gegen sein Volk und beschützte die Kirche und die Armen.

Nicht lange hernach aber verbündete er sich mit Childebert gegen seinen andern Oheim Chlotar, um diesem sein Reich zu nehmen. Chlotar verzweifelte daran, sich der vereinten Macht der beiden widersetzen zu können, und floh in einen Wald, wo er sich durch Verhaue von großen Baumstämmen

zu schützen suchte. Die alte Königin Chlotilde ward sehr betrübt, als sie die Nachricht von dem neuen Zwiste ihrer Söhne vernahm. Sie ging in die Kirche und betete dort die ganze Nacht, daß doch der Bruderkrieg unter ihren Söhnen nicht ausbrechen möchte. Indessen kam doch das Heer der beiden Könige heran und umstellte den Wald, in welchem Chlotar verborgen war. Am folgenden Tage wollten sie ihn herausholen und töten; aber am Morgen dieses Tages erhob sich ein entsetzliches Ungewitter. Ihre Zelte wurden zerrissen, ihre Geräte hinweggeschwemmt, unter immerwährendem Blitz und Donner fielen Hagel und Steine vom Himmel auf sie nieder. Sie konnten sich nur noch durch ihre Schilde schützen, welche sie emporhielten; aber ihre Pferde wurden zerstreut und konnten zum großen Teil nachher nicht wieder aufgefunden werden. Auch von den Menschen fielen viele nieder und die Verwüstung war allgemein. Da gingen die Könige in sich, warfen sich nieder und bekannten den Frevel, den sie gegen ihren nächsten Verwandten hatten ausüben wollen. Als das Unwetter aufgehört hatte, sammelten sie ihr Heer und zogen wieder heim.

Dieser König Theodebert kam nachher auf folgende Weise ums Leben. Einstmals ging er auf die Jagd, da traf er auf einen Ochsen von wunderbarer Größe, nicht von solcher Art, wie sie geduldig den Pflug ziehen, sondern einen Bewohner der Wälder, der wild mit gesenktem Haupte und aufgerichteten Hörnern einherstürzte und alles vor sich niederwarf. Solcher Tiere waren damals noch alle Wälder voll; denn die Wälder waren dicht und schattig, wie es diese Tiere gern haben, und boten reichliche Nahrung dar, und der Mensch nahm nur erst einen kleinen Teil des Bodens für seinen Pflug und die Weide des zahmen Viehes in Anspruch. Als Theodebert das gewaltige Tier herannahen sah, blieb er auf einem erhöhten Orte stehen, um es da zu erwarten und ihm

den Todesstoß zu versetzen; aber das Tier rannte in seinem Zorne gegen einen Baum. Dieser war nicht gar zu dick und zerbrach deshalb, ein starker Ast desselben aber schlug mit Heftigkeit nieder und traf den Frankenkönig auf das Haupt. Theodebert fiel rücklings nieder; zwar ward er sogleich heimgetragen, aber der Schlag war tödlich, und Theodebert verschied noch am selben Tage (547). Sein Sohn Theodebald ward König an seinerstatt.

28. Der Untergang des Leutar und Bucelin.

Nachdem Tejas, der letzte König der Ostgoten, im Jahre 552 rühmlich gefallen war, waren nur noch wenige Goten übrig; aber ein Teil dieser Wenigen wollte doch den Kampf nicht aufgeben. Sie baten den Frankenkönig Theodebald um Hilfe; aber dieser war nicht kriegerisch gesinnt. Da der König nicht wollte, machten sich zwei Herzöge der Alemannen und angesehene Große des fränkischen Reiches, namens Leutar und Bucelin mit ihren Gefolgen, einer großen Anzahl Alemannen und Franken auf, um den Überbleibseln der Goten Hilfe zu bringen. Alemannien nämlich gehörte damals schon ganz zum Frankenreiche. Nach ihrer Besiegung durch Chlodwig hatten die Alemannen Theoderich den Großen um Schutz angerufen; den hatte er ihnen gewährt und einen großen Teil von ihnen mit seinem Reiche vereint; aber um Frieden mit den Franken zu haben, hatte der Gotenkönig Vitiges alles Gebiet der Alemannen an die Söhne Chlodwigs abgetreten. Als nun diese Franken und Alemannen in Italien einbrachen, dachte Aligern, der jüngere Bruder des Königs Tejas, trauernd nach über die Lage seines unglücklichen Vaterlandes. Es entging ihm nicht, daß die Franken herkamen unter dem Schein und dem Vorgeben, den Goten Hilfe zu bringen, daß sie aber in ihrem Sinn noch andere Nebengedanken hätten. Er glaubte, wenn die Römer vor

ihnen aus Italien weichen müßten, so würden die Franken den Goten ihr Vaterland nicht wieder abtreten, sondern ihnen fränkische Fürsten setzen und sie ihrer heimatlichen Gesetze berauben und zwingen, nach fränkischen Gesetzen und Einrichtungen zu leben. Während er sich dies häufig überlegte und zugleich von Narses in der Stadt Cumä immer eingeschlossen gehalten wurde, schien es ihm besser, die Stadt mit ihren Schätzen dem Narses zu übergeben und nach römischen Sitten und Gesetzen zu leben, als aufs neue das Land den Gefahren eines langen Krieges zugunsten der Franken auszusetzen. Zudem hielt er es für billiger, wenn die Goten Italien doch nicht behaupten könnten, es wieder an die Römer abzugeben, die ältere und gerechtere Ansprüche hätten als die Franken. Diese Gedanken legte er den Seinigen vor, und sie billigten sie.

Deshalb ließ Aligern den Belagerern sagen, er wünsche den Oberanführer zu sprechen. Das ward ihm gewährt, und Aligern ging hinaus nach Classes im Bezirk von Ravenna, wo Narses verweilte. Als Aligern vor ihn trat, überreichte er dem Oberfeldherrn der Römer die Schlüssel der Stadt Cumä und bat ihn um eine gütige Behandlung für sich und die Seinigen. Narses umarmte ihn freundlich und entließ ihn unter vielen Versprechungen. Alsdann nahm Narses die Stadt in Besitz und verteilte seine Truppen in die andern festen Plätze des Landes. Nicht lange darauf stand Aligern oben auf der Mauer der Feste, als gerade die Franken vorüberzogen. Er höhnte sie, daß sie zu spät kämen und daß alles bereits in die Gewalt der Römer gegeben sei, ja daß er selbst die Abzeichen der königlichen Würde ihnen überliefert hätte, und daß also, wenn die Franken jetzt einen von ihnen zum Könige machen wollten, sie nicht einmal die königlichen Abzeichen hätten. Die Franken dagegen schalten ihn und nannten ihn einen Verräter und Verderber seines Volkes.

Sie waren zweifelhaft, ob sie den Krieg noch fortsetzen oder sich nun heimbegeben sollten. Leutaris wollte lieber umkehren und daheim ruhig die reiche Beute genießen und schickte deshalb auch Boten an seinen Bruder Bucelin, daß er die zweifelhaften Fälle des Krieges vermeiden und heimkehren möchte. Aber Bucelin verpflichtete sich den wenigen Goten, die noch bei ihm übrig waren, mit einem Eide, daß er mit ihnen ein Treffen gegen die Römer wagen würde, und dafür versprachen jene, daß sie ihn zu ihrem König machen wollten. So war die Verbindung geschlossen und Leutar ging zwar nach Hause, aber mit dem Versprechen, daß er nur erst die Beute in Sicherheit bringen und dann mit einem neuen Heere seinem Bruder zu Hilfe kommen wollte.

So kehrte denn Leutar mit seinen Alemannen heim; aber er wußte nicht, wie bald ihm ein Ziel gesetzt war. Überall war die Gegend durch den langen sechzehnjährigen Krieg verödet und es mangelte den Heeren an den notwendigen Lebensmitteln. In dieser Not aßen die Deutschen Weintrauben und andere Nahrung, die ihnen nicht zusagte, und wurden davon krank und starben haufenweise. Auch den Führer Leutar ergriff diese Krankheit, die in wenigen Stunden sein Leben endete, zwischen Verona und Trident. Dieselbe Krankheit wütete auch im Heere Bucelins, der in einem festen Lager den Angriff der Kaiserlichen ruhig abwarten wollte und dabei täglich auf die Rückkehr seines Bruders hoffte; denn er wußte nichts von dessen Tode. Lange aber konnten die Alemannen es nicht mehr so aushalten; als Narses ihnen gegenüber gelagert war, verlangten sie zum Angriff geführt zu werden. Von dem Heere der fünfundsiebzigtausend Streiter, die über die Alpen gezogen, waren nicht mehr als dreißigtausend übrig, und Narses hatte nicht einmal zwanzigtausend. Deshalb dachte Bucelin, daß der Sieg ihm sicher wäre. Aber die wahrsagenden Frauen im Lager der Alemannen verboten den Kampf

an dem vorherbestimmten Tage; denn sie sagten, die Götter wären ihnen nicht günstig gesinnt und würden Verderben über sie verhängen.

Die Alemannen waren damals noch Heiden; denn obwohl ihr Land mit dem Frankenreiche vereint war, so waren sie doch namentlich in ihrer Gottesverehrung den Sitten ihrer Väter treu geblieben. Sie beteten noch in den heiligen Hainen die Götter an, von denen sie glaubten, daß sie dort ihre Wohnsitze hätten, sie verehrten noch die Gewässer, die Flüsse, die Berge und die Wälder und brachten allen diesen Gottheiten Pferde und Rinder und andere Tiere zum Opfer dar. Dies dauerte auch noch lange Zeit; denn sechzig Jahre später kamen Columban und Gallus in ihre Gegend, da waren die Alemannen noch Heiden, und als die beiden Apostel ihnen predigten von Gott und Christus, antwortete ihnen einer der Alemannen: „Unsere alten Götter haben uns und unsere Väter mit Regen und Wärme bis dahin genug versehen, wir wollen sie nicht verlassen, sie regieren wohl."

Damals im Jahre 552 am Flusse Casilino in Italien glaubten Bucelin und sein ganzes Heer noch fest an das Wort der wahrsagenden Frauen und verschoben den Kampf; aber beide Heere rüsteten sich. Unterdessen ward dem Feldherrn Narses die Nachricht gebracht, daß einer aus dem deutschen Stamme der Heruler, die in seinem Heere dienten, einer der angesehensten und vornehmsten Männer, einen Sklaven erschlagen habe. Narses befahl, daß der Täter sogleich in die Mitte vorgeführt werden sollte; denn er wollte vor dem Treffen allen Pflichten der Gerechtigkeit Genüge leisten. Als er nun den Heruler fragte, bekannte dieser die Tat ohne Umschweife und sagte dabei, also sei es sein Herrenrecht, mit einem Sklaven zu tun nach seinem Belieben, damit auch alle andern Sklaven wüßten, was ihnen bevorstände, wenn sie nicht das Wohlgefallen ihres Herrn hätten. So galt es auch überhaupt bei

allen deutschen Stämmen für Recht. Als Narses sah, daß es ihn nicht gereute, und daß er noch sogar hochfahrend und trotzig sein Recht verteidigte, befahl er den Liktoren, mit ihm zu verfahren nach Gebühr. Da stießen ihm die Liktoren das Schwert in die Seite, und alsbald starb der Heruler.

Aber der ganze Haufe der Heruler trat zusammen und murrte über diese Tat. Narses tat, als achtete er ihrer nicht, sondern trat vor das Heer und rief mit mächtiger Stimme: „Wer des Sieges teilhaftig sein will, der folge dem Feldherrn.“ Dieser Anruf kräftigte alle, die treu zu ihm hielten. Sindval aber, der Anführer der Heruler, hielt es für schimpflich, wenn er in einem solchen Kriege und bei solcher Lage der Dinge den Feldherrn verließe, und fürchtete auch, daß man es ihm für Feigheit auslegen würde, wenn er seine Zuneigung gegen den getöteten Heruler durch Verlassen des Feldherrn an den Tag legen wollte; darum ließ er sagen, der Feldherr möge auf ihn vertrauen, er werde zur bestimmten Zeit an seinem Posten sein. Narses erwiderte ihm, er würde die Schlachtordnung so einrichten, daß die Heruler zu jeder Stunde in ihre Stellung einrücken könnten. Als Narses die Schlachtordnung aufstellte, ließ er für die Heruler den Platz in der Mitte offen; denn die Heruler beratschlagten noch, was sie tun sollten.

Unterdessen aber flüchteten zwei Heruler zu den Franken und Alemannen, und da sie die Gesinnung des Anführers Sindval nicht kannten und von einem Entschlusse der Heruler noch nichts wußten, reizten sie die Franken an, sobald wie möglich auf die Kaiserlichen loszugehen, weil die Heruler nach ihrer Meinung an dem Treffen nicht teilnehmen würden. Sie sagten, daß die Römer ganz verwirrt und betroffen seien über den unerwarteten Abfall der Heruler, und daß der günstige Augenblick benutzt werden müsse. Bucelin aber glaubte gern, was er wünschte, und mit dem gewöhnlichen Geheul,

wie die deutschen Volksstämme es anzustimmen pflegten, liefen die Franken auf die Kaiserlichen los. Die Gestalt der fränkischen Schlachtreihe war ein Dreieck, einem griechischen Δ zu vergleichen, die Spitze desselben war die stärkste; denn an ihr standen die Männer mit den festesten Schilden gedeckt. Auch auf den beiden Seiten dieses Dreiecks standen die Scharen dicht gedrängt, in der Mitte aber dazwischen war ein leerer Raum, dem die beiden Flügel dem Rücken zuwendeten, damit sie überall das Auge auf den Feind gerichtet hielten.

Die Stellung der Heruler war noch offen, und der Keil der Franken drang ungehindert vor; aber als sie nun schon glaubten, die Schlachtordnung der Kaiserlichen durchbrochen zu haben, hieß Narses die berittenen Bogenschützen von beiden Seiten sich auf die Reihen der Franken werfen. Die Kaiserlichen vollführten sofort den Befehl und schossen von ihren Rossen herab in die Reihen der Fußgänger, als diese um der weiten Entfernung der Reiter willen von ihren Waffen noch keinen Gebrauch machen konnten. Wo einer gefallen war, füllten die Franken gleich wieder die Reihe; aber es stürzten ihrer gar viele. Unterdessen kamen auch Sindval und die Heruler wieder, und als die Franken diese erblickten, hielten sie sich für verraten und wollten sich zurückwenden. Aber sie waren ringsum wie von einem Netze eingeschlossen und konnten nirgends hinaus, und in ihrem ungeheuren Menschenknäuel herrschte bald Verwirrung. Da fielen sie haufenweise und von allen Franken und Alemannen, die diesen Zug mit Bucelin unternommen hatten, sollen nur fünf in die Heimat zurückgekehrt sein. Narses aber lobte vor allen am meisten den Goten Aligern und den Heruler Sindval.

Durch diesen letzten Sieg war Italien dem oströmischen Kaiserreiche wiedergewonnen, und Narses war der erste kaiserliche Statthalter von Italien, unter dem Namen Exarch und wohnte zu Ravenna. Er selbst aber rief nachher den

Langobardenkönig Alboin her, der dem Kaiser das schöne Land Italien für immer entriß. (Vergl. 1. Bdchn. Langobarden Nr. 10.)

29. Chlotar kämpft gegen seinen Sohn Chramnus und stirbt bald darauf.

Ein Jahr nach dem Zuge des Leutar und Bucelin starb Theodebald im Jahre 553, und wenige Jahre nachher auch sein Bruder Childebert. Da vereinigte Chlotar I. wieder das große Frankenreich im Jahre 558. Sein Bruder Childebert hatte sich noch kurz vor seinem Tode wieder mit Chramnus, dem Sohne Chlotars, gegen den Vater verbunden, und Chramnus ließ auch nach dem Tode seines Oheims nicht ab vom Kriege gegen seinen Vater. Deshalb zog Chlotar gegen seinen Sohn, welchem Chonorer, der Graf von Britannien (Bretagne) Beistand leistete. Dieser sprach zu Chramnus: „Es ist nicht recht, daß du gegen deinen Vater zum Kampfe ausziehst. Darum laß mich allein mit deinem Heere heute nacht ausziehen, um ihn zu überfallen, wenn er mit seinem Heere ruhig schlafend für den Kampf des morgenden Tages ausruht.“ Das wollte Chramnus aber nicht zugestehen, und darum kam es am andern Morgen zur offenen Feldschlacht. Es dauerte nicht lange, so wandte Chonorer den Rücken und floh. Da mußte auch Chramnus fliehen und eilte zu den Schiffen, welche er für den Fall des Unglücks am Meeresufer bereit liegen hatte. Aber als er schon in Sicherheit war, vernahm er, daß seine Frau und seine Kinder in die Hände seines Vaters gefallen wären. Darum eilte er zurück, um sie zu befreien, ward aber selbst gefangen und gefesselt. Als Chlotar diese Botschaft gebracht wurde, befahl er, seinen Sohn mit seiner ganzen Familie zu verbrennen. So geschah es. Man brachte ihn mit seiner Frau und seinen Kindern in eine Hütte, verschloß diese und zündete sie von außen an, so daß sie alle erstickt.

Nicht lange hernach aber, nachdem Chlotar einundfünfzig Jahre regiert hatte, fühlte er sein Ende herannahen. Er ging darum nach Tours, um am Grabe des heiligen Martinus Gott um Vergebung seiner Sünden zu bitten, und machte der Kirche reiche Geschenke. Von dort aus ging er noch einmal auf die Jagd, aber mitten im Walde überfiel ihn ein hitziges Fieber. Man brachte ihn zurück und er starb gerade ein Jahr nach dem Tode seines Sohnes Chramnus. Seine noch übrigen vier Söhne begleiteten ihn zu seiner Ruhestätte in der Medarduskirche zu Soissons (561). Dann teilten sie das Reich unter sich durch das Los, wie es im Frankenlande Sitte war. Durch die Teilungen aber kamen bei der Habsucht und Raubsucht dieser Könige unendliche Leiden über die Völker. Charibert, der älteste, erhielt das Land im Westen mit der Hauptstadt Paris, Guntram das burgundische mit der Hauptstadt Orleans, Chilperich das nördliche mit Soissons und Siegbert das östliche mit Rheims.

Wie ihr Vater und ihre Oheime getan hatten, so haßten und verfolgten auch diese Brüder sich untereinander und brachten schwere Leiden über ihre Völker. Der eine von ihnen, Siegbert, nahm eine westgotische Königstochter Brunehild zur Frau, und Chilperich ihre Schwester Galsuinta; aber diese Frau ward bald getötet, um einer andern, namens Fredegunde, Platz zu machen. Der Haß zwischen Brunehilde und Fredegunde ward dann die Quelle unzähliger Greueltaten der Könige des fränkischen Reiches, und mit den Königen wetteiferten die Großen, und vergebens erhoben die Bischöfe und Priester dagegen mahnend und warnend ihre Stimmen. Diese Greuel wollen wir nicht alle erzählen, sondern nur einige der Taten, Sagen und Reden, welche uns zeigen, wie die Menschen damals dachten und handelten, und wie ein Geschlecht dem andern die Taten der Vorfahren überlieferte.

30. Die Behandlung der Sklaven.

Im sechsten Jahrhundert lebte ein fränkischer Großer, namens Rauching, ein stolzer und grausamer Mann, der seine Sklaven sehr mißhandelte. Wenn er zu abend aß, so mußte ihm ein Sklave das Wachslicht halten. Vorher jedoch befahl er ihm, seine Schenkel zu entblößen, und dann mußte der Sklave das Licht so nahe an seine Schenkel halten, bis es erlosch, und wenn es wieder angezündet war, so geschah dasselbe und wurde so lange wiederholt, bis die Schenkel des Sklaven völlig verbrannt waren. Wenn aber der Unglückliche einen Laut des Schmerzes von sich gab oder sich von der Stelle bewegen wollte, so bedrohte ihn Rauching mit dem entblößt daliegenden Schwerte, und jemehr der Sklave vor Schmerz weinte, destomehr freute sich sein Herr.

Einstmals wollten sich unter seinen Sklaven ein Mann und eine Frau heiraten, da sie sich schon zwei Jahre hindurch Zuneigung bewiesen hatten. Deshalb gingen sie in die Kirche, und der Priester segnete ihren Bund ein. Als Rauching das erfuhr, eilte er schnell hinzu und forderte von dem Priester, er sollte ihm sogleich seine Sklaven herausgeben. Der Priester aber sprach: „Du weißt, welche Verehrung der Kirche Gottes gebührt. Du kannst sie nicht eher erhalten, als bis du mir versprichst, sie nicht wieder zu trennen und sie nicht mit einer Strafe zu belegen.“ Rauching schwieg eine Weile, um darüber nachzudenken; alsdann legte er die beiden Hände auf den Altar und schwur: „Ich will sie nie voneinander trennen, sondern sie sollen immer zusammen bleiben. Zwar haben sie unrecht getan, daß sie ohne meine Einwilligung zu dir gegangen sind; aber doch willige ich ein.“ Der Priester glaubte gutmütig dem Versprechen des schlauen Mannes und entließ die Sklaven.

Rauching nahm die beiden Sklaven mit nach Hause. Dort ließ er einen dicken Baum fällen, die Zweige und Äste

abhauen und dann den Stamm mit einem Keile auseinander spalten. Dann ließ er die Hälfte desselben aushöhlen und in eine Grube legen. In diese Grube wurden auf dies Holz die beiden Sklaven gelegt, und dann befahl er Erde aufzuschütten und das Paar lebendig zu begraben, indem er sprach: „Ich will meinen Eid nicht brechen, daß sie niemals getrennt werden sollen.“ Als das dem Priester angesagt wurde, eilte er schnell her, schalt den Rauching über diese Tat und erlangte von ihm, daß sie wieder ausgegraben wurden. Der Mann wurde noch lebend herausgezogen, aber die Frau war schon erstickt.

An solchen Taten freute sich der Mensch, und darum war es ein wohlverdienter Lohn, als auch ihn der König eines Tages töten ließ, wenn er auch damals nichts gegen diesen verbrochen hatte.

31. Die Blutrache bei den Franken.

Zwar war im sechsten Jahrhundert bei den Franken die Blutrache schon abgeschafft und an ihrer statt längst das Wergeld eingeführt; aber in den Zeiten der Verwirrung und des Kampfes zwischen den beiden Königinnen Brunehilde und Fredegunde kehrten sie noch oft zu der alten rohen Sitte der Vorfahren zurück. Davon gibt uns eine Vorstellung folgende Geschichte, welche zu Tournay im Frankenlande vorfiel.

Ein Ehemann wurde seiner Gattin oftmals ungetreu, und deshalb machte ihm ihr Bruder Vorwürfe und schalt ihn, daß er sich bessern möge. Als dies aber dennoch nicht geschah, wurde der Schwager so zornig, daß er mit einer Anzahl seiner Freunde auf den Beleidiger losging und ihn erschlug. Aber auch die Freunde des Erschlagenen eilten herbei, und es entspann sich ein allgemeiner Kampf, der mit dem Tode aller endete bis auf einen, der übrig blieb. Nun

30. Die Behandlung der Sklaven.

Im sechsten Jahrhundert lebte ein fränkischer Großer, namens Rauching, ein stolzer und grausamer Mann, der seine Sklaven sehr mißhandelte. Wenn er zu abend aß, so mußte ihm ein Sklave das Wachslicht halten. Vorher jedoch befahl er ihm, seine Schenkel zu entblößen, und dann mußte der Sklave das Licht so nahe an seine Schenkel halten, bis es erlosch, und wenn es wieder angezündet war, so geschah dasselbe und wurde so lange wiederholt, bis die Schenkel des Sklaven völlig verbrannt waren. Wenn aber der Unglückliche einen Laut des Schmerzes von sich gab oder sich von der Stelle bewegen wollte, so bedrohte ihn Rauching mit dem entblößt daliegenden Schwerte, und jemehr der Sklave vor Schmerz weinte, destomehr freute sich sein Herr.

Einstmals wollten sich unter seinen Sklaven ein Mann und eine Frau heiraten, da sie sich schon zwei Jahre hindurch Zuneigung bewiesen hatten. Deshalb gingen sie in die Kirche, und der Priester segnete ihren Bund ein. Als Rauching das erfuhr, eilte er schnell hinzu und forderte von dem Priester, er sollte ihm sogleich seine Sklaven herausgeben. Der Priester aber sprach: „Du weißt, welche Verehrung der Kirche Gottes gebührt. Du kannst sie nicht eher erhalten, als bis du mir versprichst, sie nicht wieder zu trennen und sie nicht mit einer Strafe zu belegen.“ Rauching schwieg eine Weile, um darüber nachzudenken; alsdann legte er die beiden Hände auf den Altar und schwur: „Ich will sie nie voneinander trennen, sondern sie sollen immer zusammen bleiben. Zwar haben sie unrecht getan, daß sie ohne meine Einwilligung zu dir gegangen sind; aber doch willige ich ein.“ Der Priester glaubte gutmütig dem Versprechen des schlauen Mannes und entließ die Sklaven.

Rauching nahm die beiden Sklaven mit nach Hause. Dort ließ er einen dicken Baum fällen, die Zweige und Äste

abhauen und dann den Stamm mit einem Keile auseinander spalten. Dann ließ er die Hälfte desselben aushöhlen und in eine Grube legen. In diese Grube wurden auf dies Holz die beiden Sklaven gelegt, und dann befahl er Erde aufzuschütten und das Paar lebendig zu begraben, indem er sprach: „Ich will meinen Eid nicht brechen, daß sie niemals getrennt werden sollen.“ Als das dem Priester angesagt wurde, eilte er schnell her, schalt den Rauching über diese Tat und erlangte von ihm, daß sie wieder ausgegraben wurden. Der Mann wurde noch lebend herausgezogen, aber die Frau war schon erstickt.

An solchen Taten freute sich der Mensch, und darum war es ein wohlverdienter Lohn, als auch ihn der König eines Tages töten ließ, wenn er auch damals nichts gegen diesen verbrochen hatte.

31. Die Blutrache bei den Franken.

Zwar war im sechsten Jahrhundert bei den Franken die Blutrache schon abgeschafft und an ihrer statt längst das Wergeld eingeführt; aber in den Zeiten der Verwirrung und des Kampfes zwischen den beiden Königinnen Brunehilde und Fredegunde kehrten sie noch oft zu der alten rohen Sitte der Vorfahren zurück. Davon gibt uns eine Vorstellung folgende Geschichte, welche zu Tournay im Frankenlande vorfiel.

Ein Ehemann wurde seiner Gattin oftmals ungetreu, und deshalb machte ihm ihr Bruder Vorwürfe und schalt ihn, daß er sich bessern möge. Als dies aber dennoch nicht geschah, wurde der Schwager so zornig, daß er mit einer Anzahl seiner Freunde auf den Beleidiger losging und ihn erschlug. Aber auch die Freunde des Erschlagenen eilten herbei, und es entspann sich ein allgemeiner Kampf, der mit dem Tode aller endete bis auf einen, der übrig blieb. Nun

ſtanden aber auch alle Verwandten der Erſchlagenen gegeneinander auf und wollten ihre Toten rächen. Die Königin Fredegunde ermahnte zum Frieden, damit nicht der Brand dieſer Feindſchaft immer größer würde; aber alle ihre guten Worte waren vergebens. Deshalb gedachte ſie den Streit dadurch zu beenden, daß ſie die Urheber vernichtete. Sie lud die hervorragendſten Führer der beiden Parteien zum Gaſtmahle ein und bewirtete ſie gut. Als das Mahl abgetragen war, blieben die Eingeladenen nach fränkiſcher Sitte ruhig auf ihren Sitzen und tranken weiter. Allmählich wurden ſie trunken, und auch ihre Gefolgsleute verliefen ſich einer nach dem andern in dem königlichen Palaſte und ſchliefen ihren Rauſch aus, wo ſie gerade einen Platz fanden. Als Fredegunde glaubte, daß alles ihrer Abſicht günſtig war, ließ ſie einige von ihrer Leibwache mit ihren Streitäxten bewaffnet hinter die Stühle der Männer treten, welche noch daſaßen und miteinander ſtritten. Auf ein gegebenes Zeichen ſchlugen die Diener der Königin zu, und die Franken ſanken tödlich getroffen von ihren Stühlen. So glaubte die Königin den Frieden gewahrt zu haben; aber die Freunde der Getöteten hätten gern wieder Rache an der Königin genommen, wenn ſie es nur vermocht hätten.

32. Das Aſylrecht der Kirche.

Der König Chilperich wurde von ſeiner Gemahlin Fredegunde gegen ihren Stiefſohn Meroveus aufgehetzt und deshalb ließ er ihm die Haare abſchneiden und ſteckte ihn ins Kloſter. Als Meroveus da verweilte, gab ihm einer ſeiner Freunde den Rat, er ſolle entweichen und ſich nach Tours in die Kirche des heiligen Martinus flüchten. Dies tat Meroveus und kam eines Tages in der St. Martinskirche zu Tours an, als der Biſchof Gregor, der uns dies berichtet hat, ſelber die Meſſe las. Meroveus bat den Biſchof um

seinen Segen, und dieser gewährte ihn auf vieles Bitten und nahm den Königssohn dadurch in seinen Schutz. Alsdann schickte er Boten zum Könige Chilperich und ließ ihm sagen: „Siehe dein Sohn ist hier.“ Fredegunde aber sprach: „Das sind Kundschafter, sie wollen sehen, wie es mit dem Könige steht,“ und bat ihren Gemahl, er solle die Boten gefangen setzen. So wurden denn die Boten sogleich ihres Eigentums beraubt und in den Kerker geworfen. Alsdann schickte Chilperich Boten an den Bischof und ließ ihm sagen: „Wirf den abtrünnigen Menschen aus der Kirche, wo nicht, so will ich das ganze Gebiet von Tours verheeren.“ Der Bischof Gregor aber war entschlossen, das alte Recht der Kirche zu wahren, und entgegnete deshalb: „Was zur Heidenzeit nicht geschehen ist, soll wahrlich auch zur Christenzeit nicht geschehen;“ denn auch in heidnischen Zeiten hatte ein Tempel oder Altar dem Bedrängten Schutz verliehen. Darum behielt Gregorius den Merovеus unter seinem Schutze.

Der König Chilperich kam nun mit einem großen Heeresgefolge heran und wollte doch seinen Sohn gern ausgeliefert haben; aber er wagte es nicht Gewalt zu gebrauchen. Deshalb ließ er durch einen Diener auf das Grab des heiligen Martin einen Brief niederlegen, der die Bitte enthielt, daß der heilige Martin ihm wieder schreiben möchte, ob er ihm gestatte, seinen Sohn Merovеus mit den Freunden desselben aus der Kirche hervorzuholen oder nicht. Der Diakonus, welcher auf Befehl des Königs den Brief desselben auf das Grab des heiligen Martin niedergelegt und ein unbeschriebenes Blatt hinzugefügt hatte, auf welches der Heilige seine Antwort schreiben könnte, wartete drei Tage, und als das Blatt am dritten Tage noch ganz unbeschrieben war, brachte er es dem König zurück, und der König sah ein, daß der Heilige ihm nicht antworten wolle. Merovеus aber versuchte auch sein Heil auf dem Grabe des heiligen Martin

und legte den Psalter, das Buch der Könige und ein Evangelienbuch darauf nieder. Dann durchwachte er eine ganze Nacht im Gebete und flehte den Heiligen an, daß er ihm eine Weissagung dessen geben möchte, was sich mit ihm ereignen würde. Er fastete noch drei Tage und am dritten Tage öffnete er die Bücher, zuerst das Buch der Könige und dann den Psalter. Beide Sprüche, auf die zuerst sein Auge fiel, schienen ihm Unglück zu bedeuten, und als er das Evangelienbuch aufschlug, las er die Worte: „Ihr wisset, daß wir nach zweien Tagen das Passalamm essen werden, und des Menschen Sohn wird in die Hände seiner Feinde gegeben werden, daß sie ihn kreuzigen.“ Da überfiel ihn Schrecken und er suchte zu entfliehen; aber unterwegs wurde er von einer Schar des Königs Guntram gefangen, der ihn bei sich behielt. Chilperich aber war ergrimmt auf die Bewohner von Tours und den heiligen Martin, überfiel das Gebiet der Stadt und verheerte alles auf die schrecklichste Weise, namentlich alles, was der Kirche des heiligen Martin als Eigentum angehörte. Die Kirche des heiligen Martin aber war eine der angesehensten im ganzen fränkischen Reiche.

33. Die Hochzeitsreise der Tochter des Königs Chilperich.

Wie es in damaliger Zeit um die Sicherheit der Menschen und ihres Eigentums stand, lehrt uns die Beschreibung des Brautzuges, welchen Riguntis, die Tochter des Königs Chilperich, nach dem Gotenreiche unternahm.

Im Spätsommer des Jahres 584 kam eine große Gesandtschaft von Goten zum König Chilperich, um seine Tochter Riguntis abzuholen, welche ihrem Könige zur Gemahlin bestimmt war. Der König ging darauf mit ihnen nach Paris und ließ dort viele Familien, welche in königlichen Häusern wohnten, aus denselben wegnehmen und auf die

Fuhrwerke setzen, damit sie als Leibeigene seiner Tochter mit hinwegzögen. Einige weinten bitterlich und wollten nicht fort; aber Chilperich ließ sie so lange in Gefängnisse setzen, bis der Zug abging. Viele töteten sich auch selbst, weil sie den Schmerz der Trennung von den Ihrigen nicht überleben wollten; denn der Sohn wurde von seinem Vater hinweggerissen und die Mutter von ihrer Tochter und die ganze Stadt war voll Weinens und Wehklagens. Einige, welche mit Gewalt gezwungen wurden mitzureisen, setzten vorher ihren letzten Willen auf und geboten, daß man ihn öffnen und sofort ausführen sollte, sobald sie mit der Königstochter in das gotische Gebiet gekommen wären; denn man sollte sie betrachten, als wenn sie längst gestorben und begraben wären.

Unterdessen kamen Gesandte des andern fränkischen Königs, Childebert, der nach dem Tode seines Vaters Siegbert König geworden war, zu seinem Oheim Chilperich, um ihm zu sagen, daß er sich nicht unterstehen sollte, seiner Tochter etwas von dem mitzugeben, was er von seinem Vater überkommen hätte und was nicht ihm, sondern dem königlichen Hause der Merovinger angehörte. Weder Sklaven, noch Pferde, noch Rindergespanne, noch irgend sonst etwas von diesen Dingen sollte er anrühren, wenn es nicht sein Eigentum wäre, das er sich selbst erworben. Einen von diesen Gesandten fand man darauf ermordet, und niemand wußte von wem; aber der Verdacht wandte sich gegen den König Chilperich. Dennoch versprach er, nichts von dem Familiengute anzurühren, und berief nun die vornehmen Franken und seine Getreuen und feierte die Hochzeit seiner Tochter. Da übergab er den Goten große Schätze, und auch die Mutter Fredegund brachte so viel Gold und Silber und Gewänder herbei, daß der König, als er dies sah, meinte, es wäre ihm gar nichts übrig geblieben. Die Königin merkte,

daß er zornig war, und wandte sich deshalb zu den Franken und sprach zu ihnen: „Glaubet nicht, Franken, daß unter diesen Geschenken etwas von den Schätzen der früheren Könige sei; denn alles, was ihr hier seht, ist aus meinem Eigentume genommen, das mir der ruhmvolle König Chilperich geschenkt hat. Auch habe ich mit eigener Anstrengung mir einiges gesammelt, sowohl von dem Zins der Häuser, die mir gehören, als aus den Früchten und den Tributen, die mir geliefert werden. Auch ihr habt mir oft freiwillige Geschenke dargebracht, und aus diesem allen ist das entnommen, was ihr hier seht, aber aus dem königlichen Schatze ist nichts darunter.“ So ward der König getäuscht und beruhigte sich. So groß aber war die Menge des Goldes und des Silbers und der kostbaren Gewänder, daß man fünfzig Wagen damit belud. Die Franken brachten auch viele Geschenke, einige Gold, andere Silber, andere brachten Rosse, die meisten reiche Gewänder und überhaupt ein jeder von ihnen nach seinem Vermögen.

Als die Königstochter Riguntis mit vielen Tränen Abschied genommen hatte und zum Tore hinauskam, brach eine Achse an ihrem Wagen; da sprachen alle: „Das ist eine böse Vorbedeutung.“ Sie zogen weiter und am achten Meilensteine von der Stadt ließ sie das erste Lager aufschlagen. In der Nacht aber erhoben sich fünfzig Männer, nahmen hundert von den besten Rossen weg und ebensoviel Geschirre und entflohen damit eiligst zum Könige Childebert, dem Oheim der Königstochter. So ging es auch ferner auf dem Wege; wo einer sah, daß er davongehen konnte, da nahm er mit sich, was in seiner Gewalt war, und entfloh.

Unterwegs ward auch von den verschiedenen Gemeinden viel eingebracht; aber der König ließ nichts aus den öffentlichen Mitteln geben, sondern die Armen mußten ihre Steuer bringen. Weil aber der König beständig in Besorgnis war,

daß sein Bruder Guntram oder sein Neffe Childebert seine Tochter überfallen und berauben könnten, ließ er den Zug nur unter starker Bedeckung eines Heeres vorwärts gehen. Diesem hatte er mehrere Anführer vorgesetzt, die für die besten galten. Auch außer diesen zogen mehrere Herzöge und andere Große mit, kehrten aber bei Poitiers wieder um und ließen jene ihren Weg fortsetzen. Auf diesem ferneren Zuge wurde im Frankenlande so viele Beute gemacht, daß man es kaum alles würde aufzählen können. Sie beraubten sogar die Hütten der Armen, die Weinberge hieben sie nieder und nahmen die gefällten Weinstöcke mit den daran hängenden Trauben mit, das Vieh trieben sie fort, wo sie es erlangen konnten, und wo sie überhaupt etwas fanden, was des Mitnehmens wert schien, das ließen sie nicht zurück.

Nach vielen Beschwerden gelangte endlich der Brautzug bis nach Tolosa (Toulouse). Hier auf der Grenze des gotischen Gebiets begann Riguntis zu zaudern, besonders da ihre Getreuen ihr sagten, sie müßten dort sich erholen, weil sie selbst von der Reise ermüdet, ihre Kleider und Schuhe verbraucht und die Fuhrwerke durch das lange Fahren aus den Fugen gegangen wären. Dies alles müßte erst wieder instand gesetzt werden, damit der Bräutigam sie mit Ehren empfangen könnte; denn wenn sie in diesem Aufzuge ins Gotenreich gelangten, so würden sie den Goten zum Gespötte werden. Während sie nun dort verweilten, um alles wieder herzustellen, erhielt Desiderius, der Anführer des Zuges, die Nachricht von dem Tode des Königs Chilperich; denn die Franken waren der Frevel dieses Tyrannen müde geworden, und als er einmal vom Pferde stieg, hatte ihm einer von den Großen das Schwert in die Seite gesenkt und so ermordet. Auf diese Nachricht ging Desiderius in die Stadt hinein, nahm der Königstochter, die er beschützen sollte, alle ihre Schätze weg und verschloß diese in ein Haus, das er mit

einer starken Schutzwache besetzte. Der Riguntis aber ließ er kaum so viel, daß sie notdürftig das Leben fristen konnte. Dann unternahm Desiderius Raubzüge in das Gebiet der Westgoten. Einige Zeit hernach, als er von einem solchen Zuge gegen die Goten heimkehrte, erschlugen ihn die Bürger von Tolosa. Riguntis gelangte nur mit großer Mühe und Gefahr wieder heim zu ihrer Mutter.

34. Sage von dem Walde und den Schellen.

In dem Zwiste der Königinnen Brunhilde und Fredegunde soll sich einmal folgende Begebenheit zugetragen haben.

Einmal brach der König Childebert mit großer Macht in das Reich des Königs Guntram, weil die ihm und seiner Mutter Brunhilde so verhaßte Königin Fredegunde dahin geflohen war. Der König war nicht bei seinem Heere; allein Fredegunde ermahnte die Franken zum mutigen Streite und ließ ihren kleinen Sohn Chlotar vor den Scharen hertragen, und dann folgten ihr die gewaffneten Männer. Der Anführer des Heeres der Fredegunde hieß Landerich und dieser verabredete mit ihr eine List. In der Nacht hieß er das Heer aufbrechen, und als sie an einen Wald kamen, nahm er ein Beil und hieb sich einen Baumast ab, dann hing er Schellen an den Hals seines Pferdes, wie die Franken zu tun pflegten, wenn sie ihre Pferde weiden ließen. Ebenso taten auch alle seine Krieger und alsdann zogen sie einher, jeder mit einem Baumzweig in der Hand und mit klingenden Schellen am Halse des Pferdes, und kamen so in die Nähe des Lagers ihrer Gegner. Die Königin ging mit dem Kinde voran, damit die Krieger sich des Kindes erbarmen und wacker streiten möchten; denn wenn sie unterlagen, kam das Kind in die Hände der Feinde.

In der Dämmerung des Morgens schaute einer der feindlichen Wächter aus und war verwundert über den Wald;

darum rief er seinen Gesellen zu: „Was für ein Wald ist das, den ich dort erblicke; es schien mir doch gestern abend, daß nicht einmal niederes Gebüsch da war?“ Da antwortete ihm der andere Wächter: „Du bist noch trunken von Wein und Schlaf und hast vergessen, daß wir noch gestern im nahen Walde Futter und Weide für unsere Pferde gefunden haben. Hörst du nicht wie die Schellen erklingen am Halse der weidenden Rosse?“ Während dessen aber die Wächter also unter einander redeten, ließen die Franken die Baumzweige fallen und es war da ein anderer Wald, nicht grün von Blättern, sondern blinkend von dem Eisen der Speere. Da überfiel Schrecken das feindliche Lager, aus dem Schlafe aufgescheucht mußten sie gleich in die blutige Schlacht. Ein großer Teil von ihnen wurde erschlagen und die andern stürzten in wilder Flucht davon.

35. Sage von den Schätzen des Königs Guntram.

Vergleichungsweise einer der mildesten und besten dieser fränkischen Könige war Guntram, welcher zu der Zeit lebte, als Autari über die Langobarden herrschte. Die Franken und die Langobarden hatten Krieg miteinander geführt, aber dem freundlichen Sinne dieser beiden Fürsten gelang es den Frieden wieder herzustellen. Von diesem Könige Guntram ward schon von seinen Zeitgenossen eine wunderbare Geschichte erzählt, wie er zu dem Reichtum gekommen sein soll, welchen er so freigebig an alle austeilte. Einstmals war er auf die Jagd gegangen. Sein großes Gefolge zerstreute sich nach und nach im Walde, so daß der König allein mit einem seiner Getreuen zusammenblieb. Da er müde war, wollte er ein wenig schlafen und legte deshalb den Kopf auf die Kniee seines Begleiters. Nachdem der König eine Zeitlang geschlafen hatte, sah der treue Mann, der für ihn wachte, aus dem Munde seines Herrn ein Tierlein hervorgehen, einer Eidechse zu vergleichen,

welches dann an einem kleinen Bache auf- und ablief und sich vergebens abmühte hinüberzukommen. Da zog der, in dessen Schoß der König lag, sein Schwert und legte es über den Bach, so daß das Tierlein wie auf einer Brücke über das Schwert hinübergehen konnte. Nicht lange hernach, nachdem es erst in eine Höhlung des Berges gegangen war, kehrte es zurück und ging auf demselben Wege wieder über das Bächlein, wie vordem, und kroch auch wieder in den Mund des Königs Guntram.

Da erwachte der König und erzählte seinem Getreuen einen wunderbaren Traum. Es hätte ihn nämlich gedäucht, als ginge er über einen Fluß und zwar über eine eherne Brücke. Dann wäre er in einen hohlen Berg gekommen und hätte dort gewaltige Massen Gold erblickt. Der aber, in dessen Schoß der König geschlafen hatte, erzählte ihm darauf alles, was vorgefallen war. Sie waren beide auf gleiche Weise erstaunt; aber sie hielten es für gut, an dem Orte nachzugraben. Dies geschah und man fand ungeheure Schätze, die vor alters da begraben sein mochten. Aus diesem Golde ließ der König ein Trinkgeschirr von wunderbarer Größe und schwerem Gewichte fertigen und wollte dasselbe nach Jerusalem zum heiligen Grabe bringen lassen. Aber es fand sich keine Gelegenheit dazu, und deshalb ward es dem heiligen Marcellus geweiht und in einer Kirche desselben aufgehängt.

36. Die Königin Austrigild.

Wie aber die Gutmütigkeit des Königs Guntram bei andern Gelegenheiten beschaffen war, zeigt uns folgende Geschichte.

Zu der Zeit der Regierung dieses Königs brach einmal eine große Pest aus, von welcher auch Austrigild, die Gemahlin des Königs, befallen ward. Als sie ihr Ende herannahen fühlte, wollte die böse Frau auch noch im Tode andere

ins Verderben mit hineinziehen. Darum sprach sie zu ihrem Gemahl: „Es würde mir wohl noch Hoffnung zum Leben übrig sein, wenn ich nicht in die Hände schlimmer Ärzte gefallen wäre; denn nicht meine Krankheit bringt mich ums Leben, sondern die Tränke, die sie mir als Arzenei gereicht haben. Darum bitte ich dich, daß du meinen Tod nicht ungerochen lässest, sondern mir beschwörst, daß gleich nach meinem Tode meine Ärzte mit dem Schwerte hingerichtet werden. Denn sonst würden sie sich ihres Frevels an mir rühmen; aber nun sollen auch ihre Freunde und Verwandte den Schmerz ihres Verlustes erleiden.“ Der König ließ sich durch die Bitten seiner sterbenden Gemahlin zum Eide bewegen und, sobald er ihn geleistet hatte, hauchte sie ihr Leben aus. Der König war unzufrieden mit sich selbst, aber um des Eides willen, den er geschworen hatte, vollzog er die Bitte und ließ die beiden Ärzte, welche die Königin gepflegt hatten, mit dem Schwerte hinrichten. Darüber erzürnten sich viele Franken mit ihm. Sonst aber war Guntram ein milder, guter Mann, leutselig gegen seine Untertanen. Er verschmähte es nicht in das Haus desjenigen Franken zu gehen, der ihn gerade einlud und von diesem Geschenke zu empfangen, wofür er dann seine Geschenke reichlich wiedergab.

37. Die Gesandtschaft an den König Guntram.

Wie in damaliger Zeit die Könige mit fremden Gesandten verkehrten und diese wieder mit ihnen, zeigt uns folgende Erzählung.

Einmal schickte der König Childebert Gesandte an den König Guntram, der kurz vorher eine Empörung in seinem Reiche Burgund überwältigt hatte. Der eine von diesen Gesandten war ein Bischof und dieser redete den König also an: „Frommer König, wir danken dem allmächtigen Gott, daß er dich nach so vielen Gefahren deinem Reiche wieder-

gegeben hat." Der König antwortete: „Ihm sind wir mit Recht Dank schuldig, dem König der Könige, der durch seine Gnade dies bewirkt hat. Dir aber wahrlich nicht, Bischof, denn durch deine verderbliche Aufhetzerei ist im verflossenen Jahre der Aufruhr in meinem Reiche entbrannt. Du hast ja niemals irgend einem Menschen wahrhafte Treue bewiesen, deine List und dein Trug sind allen wohlbekannt; du bist nicht ein Priester und Diener des Friedens, sondern ein Feind meines Reiches." Auf diese Worte schwieg der Bischof aber der Zorn kochte mächtig in ihm. Darauf sprach ein anderer der Gesandten: „König, dein Neffe Childebert läßt dich durch uns bitten, daß du ihm die Länder zurückgeben mögest, welche sein Vater inne hatte." Guntram aber erwiderte: „Ich habe es euch schon einmal gesagt, daß unsere Verträge mir diese Länder zusprechen, und darum will ich sie nicht zurückgeben." Dann hob ein anderer der Gesandten an: „König, dein Neffe Childebert läßt dich bitten, daß du die böse Fredegunde ausliefern mögest, um derentwillen schon so viele Könige den Tod haben erleiden müssen; denn er will an ihr den Tod seines Vaters, seines Oheims und vieler Verwandten rächen." Aber Guntram entgegnete diesem: „Ich kann sie meinem Neffen nicht ausliefern, weil sie einen kleinen Sohn hat, der König werden soll. Ich glaube auch gar nicht, daß es wahr ist, was ihr da von ihr sagt." Da trat ein anderer von den Gesandten näher zum Könige heran. Er hieß Boso und war dem Könige am allermeisten verhaßt, weil er ein Hauptanstifter der Empörung gewesen war; darum ließ ihn Guntram nicht zu Worte kommen, sondern sprach vorher zu ihm: „Du Feind meines Landes und meiner Herrschaft, du bist deswegen im vorigen Jahre aus dem Reiche deines Herrn ostwärts in das meinige gekommen, daß du jenen Ballomer über mein Reich brächtest, du Treuloser, der du niemals dein Wort gehalten hast!" Mit dem Namen

Ballomer aber meinte der König Guntram verächtlich den Herzog Gundobald, der sich in Burgund zum Könige aufgeworfen hatte. Boso erwiderte: „Herr, du bist ein König und sitzest auf einem Throne, und darum darf dir niemand widersprechen, wenn du etwas sagst. Wagt es aber ein anderer meinesgleichen eine solche Beschuldigung auf mich zu werfen, so trete er hier offen hervor und rede. Dann, o König, möge es dir gefallen, ihn mit mir auf das offene Feld hinabgehen zu lassen und die Entscheidung in Gottes Hand zu legen." Alle schwiegen aber der König begann wieder: „Allen muß es am Herzen liegen, daß ein solcher Fremdling aus unserem Lande vertrieben werde, dessen Vater Aufseher einer Mühle war und, damit ich die Wahrheit sage, den Kamm geführt hat, um Wolle zu kämmen." Obwohl es ja leicht geschehen kann, daß ein Mann sich mit beiden Beschäftigungen befaßt, so erwiderte doch einer von den Gesandten, um den König in Zorn zu bringen: „Frommer König, dann hätte ja dieser Mann zwei Väter gehabt, einen Müller und einen Wollkämmer. Es sei fern von dir, o König, daß du so töricht redest." Darüber lachten einige und einer der Gesandten sprach: „Lebewohl, König. Weil du uns die Länder deines Neffen nicht zurückgeben willst, so wissen wir, daß die Streitaxt noch geschliffen ist, welche das Haupt deiner Brüder traf. Sie könnte bald auch dein Haupt treffen." So schieden sie mit großem Ärgernis für alle, die es hörten. Der König aber war so erzürnt, daß er auf die Häupter der Wegreitenden Kot und Mist werfen ließ, so daß sie davon getroffen und beschimpft abzogen.

38. König Guntrams Unternehmung gegen die Westgoten (586).

Von dem damaligen verwilderten Zustande im Frankenreiche gibt uns folgende Erzählung eine Vorstellung:

Dem König Guntram war es unlieb, daß die Macht der Goten sich noch immer bis nördlich von den Pyrenäen erstreckte, und er beschloß sie daraus zu vertreiben. Namentlich zürnte er ihnen auch als Katholik, weil gerade damals Leovigild seinen Sohn Hermenegild, der katholisch geworden war, wegen wiederholter Empörung hatte hinrichten lassen. Guntram bot die Mannschaften auf an der obern Rhone und Saone und schickte sie den Strom entlang hinab. Dieses Heer aber verübte unterwegs Greuel ohne Maß; nicht im feindlichen, sondern im fränkischen Lande raubten sie die Früchte, trieben das Vieh hinweg, plünderten die Kirchen und mordeten die Priester an den Altären. Auf solche Weise kamen sie endlich nach Carcassonne; allein die Stadt war ihnen zu fest und sie mußten sie nach einer vergeblichen Belagerung verlassen. So ging es ihnen auch bei anderen Städten, so daß sie endlich unverrichteter Sache heimkehren mußten; allein nun fielen auch die Goten über sie her und töteten eine große Anzahl. Die andern gingen, wie sie gekommen waren, raubend und plündernd und zerstörend, mochten sie nun im fremden oder im eigenen Lande sein. Hunger und Elend kam über sie, weil sie auf dem Hinwege selbst alles so mutwillig verwüstet hatten, und unter den Überbleibenden herrschte Zwietracht und Streit. So kamen wenige in elendem Aufzuge wieder heim.

Als die Herzöge und Führer vor den König Guntram traten, redete er sie also an: „Wie sollten wir auch wohl in unserer Zeit den Sieg erhalten können, da wir ja nichts von dem bewahren, was unsere Väter heilig gehalten haben. Sie erbauten Kirchen und setzten alle Hoffnung auf Gott und erlangten dadurch den Sieg über ihre Feinde. Wir aber fürchten nicht allein Gott nicht, sondern verwüsten auch seine Heiligtümer, töten seine Diener und rauben, was ihm geweiht ist. Darum sind unsere Hände matt, das Schwert ist

eine Binse in unserer Hand und der Schild deckt uns nicht mehr. Wenn das meine Schuld ist, so möge Gottes Zorn über mein Haupt kommen; wenn aber einer unter euch die Schuld hat, so soll das Beil sein Haupt treffen und dem ganzen Heere soll es zum Zeichen sein, daß einer von den Ersten also getötet wird. Denn es ist besser, daß wenige Halsstarrige zum Wohl des Ganzen umkommen, als daß das ganze Volk verderbe."

Als der König diese Worte sprach, entgegneten die andern: „Es würde uns schwer fallen, o König, die Größe deines Verdienstes, deine Frömmigkeit, deine Strenge, deine Treue, deine Milde gegen die Dürftigen nach Gebühr zu loben; aber, weil alles, was zu deinem Ruhme gereicht, über dich gesagt werden muß, eben darum fragen wir: „Was sollen wir tun, da das Volk so ganz und gar verkehrt ist? Jedermann erfreut sich am Unrecht, keiner fürchtet Gott, keiner ehrt den König, keiner achtet auf den Befehl seines Führers; und wenn vielleicht einmal das irgend einem nicht gefällt und er sich bemüht, es zu bessern, dann erhebt sich sogleich Geschrei und Tumult gegen ihn, also daß man um seines Lebens willen in Sorge ist." Der König entgegntete darauf: „Wenn einer der Gerechtigkeit nachstrebt, so soll er leben; wenn aber einer das Gesetz und unsere Weisung nicht achtet, so soll er sterben."

Guntram hätte es gern noch wieder versucht gegen die Goten zu ziehen; allein bei dem ganz verwilderten Zustande der Franken konnte er doch nichts erreichen und mußte sich mit seinen Drohungen begnügen, auf die denn freilich die Westgoten wenig achteten.

39. Der Kriegszug der Franken gegen die Langobarden.

Der oströmische Kaiser Mauritius lag dem Frankenkönige Childebert immerfort mit Bitten an, er möge doch gemeinschaftlich mit ihm ein Heer gegen die Langobarden senden,

um ihre Herrschaft in Italien zu vernichten. Childebert schickte darauf Gesandte zum Kaiser Mauritius, welche mit ihm die Sache genauer besprechen sollten. Diese landeten auf der Reise zuerst in Karthago. Während sie dort einige Tage verweilten, ging einer von den Dienern der fränkischen Gesandten in einen Kaufladen, nahm dort einen Gegenstand weg und ging mit diesem davon. Der Kaufmann folgte ihm und forderte sein Eigentum zurück; aber der Franke wollte es ihm nicht wieder geben, sondern verschob es auf den andern Tag. So ging es noch mehrere Tage, bis endlich einmal wieder der Kaufmann den Franken auf der Straße traf. Er ging auf ihn zu, faßte ihn beim Kleide und sprach: „Ich werde dich nicht eher wieder loslassen, bis ich mein Eigentum, das du mir genommen, jetzt wieder erhalten habe.“ Der Franke versuchte erst sich loszureißen; als ihm dies nicht gelang, zog er sein Schwert und tötete den armen Kaufmann. Alsdann begab er sich eiligst zu seinen Gefährten, sagte aber nichts von dem, was vorgefallen war, sondern, da es Nachmittag war, wo man in jenen Gegenden zu schlafen pflegt, legte er sich gleich ihnen zur Ruhe.

Unterdessen war dem Vorsteher der Stadt das Vorgefallene gemeldet, und darum kam er sogleich mit einem bewaffneten Haufen an das Haus der Franken und forderte Einlaß. Die Franken erschraken; denn sie wußten von dem Vorgefallenen noch gar nichts und kamen eben aus dem Schlafe. Da rief ihnen der Führer des Zuges zu: „Legt die Waffen ab und kommt zu uns heraus, damit wir in Frieden untersuchen, wie diese Tat geschehen ist.“ Als die Franken diese Worte vernahmen, forderten sie ein Versprechen, daß sie ohne ihre Waffen sicher hervorkommen dürften. Die Draußenstehenden beschwuren es ihnen, weil ihre Ungeduld es ihnen nicht verstattete, die Franken zu bewachen. Aber sobald sie heraustraten, wurden Bodegisil und Evantius, zwei

der Gesandten, von dem zornigen Volke erschlagen. Grippo nahm schnell seine Waffen wieder und gebot dasselbe seinen Dienern und trat dann auf die Karthager zu: „Wir wissen nicht, was geschehen ist, und da liegen zwei meiner Mitgesandten an den Kaiser ermordet vor meinen Augen. Gott wird die Tat rächen, die an uns begangen ist. Wir waren gekommen, Frieden und Hilfe zu bringen; aber ich rufe Gott zum Zeugen an, daß eure Freveltat schuld ist, wenn der Friede zwischen unseren Fürsten nicht bestehen kann.“ Da trat der Oberste der Stadt zu Grippo heran und suchte ihn zu besänftigen. So schiffte denn Grippo hinüber zum Kaiser. Dieser aber ward sehr zornig und versprach, den Tod der beiden Gesandten zu rächen. Dann entließ er den Grippo mit vielen Geschenken wieder in seine Heimat.

Als Grippo wieder beim Könige Childebert ankam, ließ dieser sofort die Franken zur Heeresfolge auffordern gegen die Langobarden und übergab die Anführung dieses Heeres dem Herzoge Audoald. Als dieser von Metz aufbrach, begannen die Franken sofort zu morden, zu verheeren und zu plündern, obwohl sie noch im eigenen Lande waren; denn so war es die Gewohnheit der Franken. Als sie nun ins Gebiet der Langobarden kamen, zerstreuten sie sich bald hierhin und dorthin, um Lebensmittel zu erlangen, und die Langobarden fielen über die zerstreuten Scharen her und töteten sie einzeln. Dennoch drangen die Franken bis in die Nähe von Mailand vor. Dort war ein kleiner See, aus welchem ein tiefer Bach herausfloß. Als die Franken sich dem Bache näherten, bemerkten sie an dem andern Ufer einen Langobarden in Panzer und Helm mit seinem gewaltigen Speere in der Faust. Er rief dem Frankenheere zu: „Heute wird es sich zeigen, wem Gott den Sieg gewähren will.“ Da gingen einige Franken über den Bach auf den Langobarden zu und schlugen ihn nieder, sie erblickten aber das langobardische

Heer in der Ferne, wie es sich zurückzog. Die Franken überschritten nun alle den Bach; aber sie fanden von den Langobarden keinen mehr, das Lager war verlassen; aber sie erkannten noch deutlich die Stellen, wo kurz vorher die Feuer derselben gebrannt hatten. Als alles Suchen nach den Langobarden vergeblich war, kehrten die Franken in ihr Lager zurück, und dort erschienen gleich darauf bei ihnen Gesandte des Kaisers Mauritius und verkündeten, daß das kaiserliche Heer im Anzuge wäre. Sie sprachen ferner: „Nach dreien Tagen werden wir uns hier mit euch vereinigen und das soll euch ein Zeugnis sein: wenn ihr jenes Landhaus, das dort auf dem Berge liegt, in Feuer aufgehen und den Rauch sich zum Himmel erheben seht, dann wisset, daß wir mit dem versprochenen Heere nahe sind. Die Franken warteten drei Tage und noch einen dazu und noch mehr; aber sie erblickten kein Feuer. Unterdessen hatten fränkische Scharen mehrere Städte eingenommen; aber die Nahrung war nicht gesund und es wütete bald eine böse Ruhr unter ihnen. Dazu kamen Stürme und fast immerwährender Regen, so daß die Menschen haufenweise starben. Nachdem die Franken drei Monate in Italien verweilt hatten, ohne nur einmal mit den Langobarden handgemein werden zu können, weil diese sich in den festen Städten hielten, waren die meisten von ihnen tot, die übrigen wollten sich mit ihrer Beute wieder in ihre Heimat begeben; aber der Hunger wütete unter ihnen und sie waren gezwungen, ihre Waffen und ihre Kleider zu verkaufen, um nur Nahrung zu erhalten, und wo man ihnen nicht alles gab, was sie verlangten, da erschlugen sie die Menschen, während auch viele von ihnen so umkamen. Es blieben nur noch wenige übrig, welche in die Heimat zurückkehrten.

So hatte der Langobardenkönig Autari sich seiner Feinde ohne Schwertstreich erwehrt; Childebert aber war sehr bereit zum Frieden, der darauf auch geschlossen wurde.

40. Kolumban.

Als Kolumban und Gallus im Jahre 612 in Alemannien wanderten, um für die Erhaltung und Ausbreitung des Christentums zu predigen, kamen sie auch nach Bregenz am Bodensee. Sie traten aus dem Schiff und gingen in die Kirche. Alsdann wanderten sie umher, um alles zu besehen, und die Gegend erschien ihnen so schön und so lockend, daß sie beschlossen, sich Wohnungen zu bauen und dort zu bleiben. Da fanden sie in einem Tempel drei eherne, aber vergoldete Götterbilder, die an der Wand befestigt waren, und sie vernahmen bald, daß das Volk jener Gegend sich wenig um den Gottesdienst der christlichen Kirche bekümmerte, sondern diesen Bildern Opfer darbrachte, sie anbetete und sprach: „Das sind unsere alten Götter, die uns hold sind und unter deren Schutz und Schirm wir noch stehen bis auf den heutigen Tag.“ Als das Fest jenes Tempels begangen wurde, strömte eine große Menschenmenge von verschiedenem Alter und Geschlecht herbei, nicht bloß um der Festlichkeit willen, sondern auch um die Fremdlinge zu sehen, von denen in der Gegend schon viel geredet war. Kolumban befahl darauf dem Gallus zu predigen, und während dieser predigte, ergriff Kolumban im Angesichte aller die Götzenbilder, schlug sie mit Steinen in Stücke und warf sie in den See. Als das die Leute sahen, wandten sie sich aufs neue wieder zum Christentume. — Von Kolumban meldet uns die Legende noch folgendes.

Von da zogen die beiden Prediger weiter und kamen an den See, der jetzt der Zürichersee heißt. Kolumban wanderte dort umher und sagte, daß ihm der Ort nicht gefiele, daß er aber um der Aussaat des Glaubens willen einige Zeit dort verweilen wolle. Als er nun einige Tage dort gewesen war und einmal unter den Umwohnern umherging, traf es sich, daß diese gerade ein Opfer bringen wollten und zu diesem Zwecke ein großes Faß Bier aufgelegt hatten,

das sechsundzwanzig Maß hielt. Der Mann Gottes trat hinzu und fragte sie, was sie mit dem Biere anfangen wollten. Sie antworteten: „Wir wollen unserem Gotte Wodan ein Opfer darbringen.“ Als der Heilige dies vernahm, blies er das Faß an, und augenblicklich zerbarst es mit großem Krachen und zerfiel in Stücke und das Bier strömte mit Gewalt hervor. Daraus konnte jedermann erkennen, daß in dem Faße Bier der Teufel verborgen gewesen war, der durch das unheilige Opfer die Menschen hatte berücken wollen.— Die alten heidnischen Götter der Deutschen galten den Bekehrern für gleichbedeutend mit dem Teufel.

Außer diesen beiden waren aber noch viele andere Missionäre, welche damals lehrend und predigend unter den deutschen Stämmen umherzogen, wie der heilige Kilian, Emmeran, Ruprecht und viele andere. Die fränkischen Könige aus merovingischem Stamme aber unterstützten diese Bestrebungen noch nicht sehr; erst die Karolinger bemühten sich darum mit allem Eifer.

Diese Prediger des Christentums zeigten ihren Mut nicht bloß gegen die Heiden und forderten nicht bloß das Volk auf zu einem besseren Wandel, sondern ihre Worte drangen auch mahnend zu den Fürsten. Vor allen andern bewies Kolumban seinen festen Mut gegen die Königin Brunhilde. Nachdem schon viele aus dem fränkischen Königsgeschlecht durch die immerwährende Zwietracht erlegen waren, führte die alte Königin Brunhilde im Namen ihres Enkels Theoderich die Herrschaft. Als sie mit diesem einstmals in der Nähe des Klosters verweilte, in welchem der heilige Kolumban sich aufhielt, besuchte der junge König den Prediger des Christentums oft und unterredete sich mit ihm. Der ernste und strenge Kolumban aber redete dem Könige ins

Gewiſſen und ermahnte ihn, daß er doch allen Ausſchweifungen entſagen und eine Ehe eingehen möge, wie ſie einem Könige gezieme. Theoderich gab den Ermahnungen des heiligen Kolumban nach und verſprach ihm, daß er alſo tun wolle; aber das war ſeiner Großmutter Brunhilde nicht recht; denn ſie ſah wohl ein, daß der König dann ſelbſt regieren und ihrer Leitung nicht mehr bedürfen würde, und darum wollte ſie lieber, daß er ſich durch Ausſchweifungen zerſtreuen ſollte. Einige Tage nachher geſchah es, daß Kolumban einmal zur Königin Brunhilde kam, und ſobald dieſe ihn in die Halle treten ſah, faßte ſie die Söhne Theoderichs und ſeiner Buhlerinnen an der Hand und führte ſie dem heiligen Kolumban entgegen. Dieſer ſprach: „Was ſollen die Kinder für unſere Beſprechung?“ und die Königin Brunhilde erwiderte ihm: „Es ſind die Kinder des Königs, und ich habe ſie dir entgegengebracht, daß du ſie ſegnen mögeſt.“ Aber Kolumban erwiderte: „Nimmermehr werde ich ſie darum ſegnen; denn es ſind die Söhne der Buhlerinnen und nicht berufen, auf dem fränkiſchen Königstrone zu ſitzen.“ Erzürnt ließ die Königin darauf ſogleich die Kinder hinwegbringen, und auch Kolumban ging von dannen. Als er die Schwelle des Palaſtes überſchritt, ertönte ein gewaltiger Donnerſchlag; aber das machte die Königin nicht irre, vielmehr verbot ſie ſogleich den Umwohnern des Kloſters des heiligen Kolumban, daß keiner von ihnen die Mönche bei ſich aufnehmen, noch ihnen ſonſt irgend eine Unterſtützung geben ſolle; aber Kolumban ging zu ihnen und ermahnte ſie, daß ſie durch die Drohungen der Königin ſich nicht abſchrecken laſſen möchten. Der König Theoderich aber erfuhr auch das Verbot ſeiner Großmutter und ſchickte den Mönchen köſtliche Speiſen und Vorrat in Menge. Als Kolumban dieſes ſah und erfuhr, daß es vom Könige käme, ſprach er: „Fort damit; denn es ziemt uns nicht, die Gaben derer zu genießen, welche den Dienern

Gottes nicht allein ihre eigenen, sondern auch andere Wohnungen zum Obdach versagen." Auf diese Worte hin zerschlugen die Mönche des heiligen Kolumban die Schüssel und die Geräte; die Diener des Königs aber standen bestürzt und kehrten darauf zum Könige zurück, um ihm das Vorgefallene zu verkünden. Theoderich ward betroffen, er trat zu seiner Großmutter und sie beschlossen, Kolumban aus dem Lande zu vertreiben. Dies geschah und Kolumban wanderte nach Italien und gründete dort das berühmte Kloster Bobbio.

In damaliger Zeit waren die Geistlichen fast die einzige Schutzwehr des Volkes gegen den Eigenwillen der Herrscher.

41. Der Tod der Königin Brunhilde (613).

Nach langem Kampfe der beiden Königinnen Brunhilde und Fredegunde starb die letztere, die wenigstens ebenso schuldig war, als die erstere, ruhig und in Frieden; die erstere aber setzte ihr herrschsüchtiges Trachten auch fernerhin fort und brachte nach wie vor durch die Kriege, die sie veranlaßte, unsäglichen Jammer über das Land. Und doch macht uns Gregor von ihrer Jugend, als sie als gotische Königstochter den fränkischen König Siegbert heiratete, folgende Beschreibung: „Sie war wohl gebildet, schön von Ansehen, von unsträflichem Wandel, sittsam, von großem Verstande, beredt und fein in ihrem Umgange." Die Herrschsucht aber hatte sie dahin gebracht, daß ihre Taten sich eher für ein Tier, als für einen Menschen geschickt hätten. Endlich aber nahte das Ende des langen Elends, als Chlotar II., der Enkel Fredegundes, der einzige noch übrige Mann aus dem königlichen Geschlechte Chlodwigs war. Er wurde in allen fränkischen Ländern als König begrüßt. Auf seinem Zuge durch das fränkische Reich ward ihm auch Brunhilde gefangen vor-

geführt. Sie war eine alte siebzigjährige Frau; aber der Haß Chlotars und seiner Anhänger war so groß, daß sie dennoch Rache an ihr nehmen wollten, und zwar nicht so sehr wegen der vielen Grausamkeiten, welche sie verübt hatte (denn es gab kaum einen Franken, der nicht grausam war) als wegen ihrer Anmaßung und Herrschsucht, da sie auf alle Weise immer dahin gestrebt hatte, das Reich der Franken allein zu regieren und fast mit allen Großen des Reiches verfeindet war. Diese Feindschaft der Großen war ihr Unglück. Zuerst warf Chlotar ihr vor, daß um ihretwillen zehn fränkische Könige das Leben verloren hätten. Als ihr genug Freveltaten zur Last gelegt waren, wurde sie hinweggeführt und drei Tage lang gemartert, alsdann aber auf einem Kamele sitzend durch das ganze Lager geführt. Nachdem sie so erniedrigt war, wurde sie mit dem Haupthaar, mit einem Arme und einem Fuße an den Schweif eines wilden Pferdes gebunden, und als dies losgelassen wurde, starb sie auf eine jämmerliche Weise.

42. Sage von Chlotars II. Sieg über die Sachsen.

Der König Chlotar II. machte seinen Sohn Dagobert zum König im östlichen Franken oder Austrasien, wie es damals hieß, dessen Hauptstadt Metz an der Mosel war. Dagobert wollte die Sachsen völlig bezwingen, welche sich weigerten, einen Tribut zu bezahlen, den sie wegen einer früheren Niederlage schuldig waren. Deshalb zog er mit großer Heeresmacht über den Rhein; aber Bertoald, der Herzog in Sachsen war, rückte ihm entgegen und lieferte ihm ein schweres Treffen. Der König Dagobert wurde geschlagen und empfing einen Schwertschlag ins Haupt. Bekümmert sandte er die Haare, die mit dem Helme zugleich ihm abgeschlagen waren, zu seinem Vater, damit es diesem ein Zeichen sei, daß schnelle Hilfe not tue. Chlotar erhielt die Nachricht, als er gerade

sich beim Jagen erlustigte; aber er machte sich sogleich auf den Weg, um der Bitte seines Sohnes zu willfahren, und kam nach langer unablässiger Reise endlich zur Weser, wo die Feinde einander gegenüberstanden. Als die Franken ihren König erblickten, erhuben sie ein lautes Freudengeschrei; Bertoald der Sachsenherzog vernahm am andern Ufer der Weser den Jubel und fragte, was das sein möchte. Da antwortete ihm einer seiner Kundschafter: „Die Franken feiern die Ankunft ihres Königs Chlotar.“ Allein Bertoald entgegnete: „Das ist nicht möglich; denn ich habe sichere Kunde, daß er auf der Jagd gestürzt und jetzt wohl schon gestorben ist.“

Chlotar aber stand am andern Ufer und hub seinen Helm vom Haupte, daß das lange schon weiß gemischte Haupthaar frei über seine Schultern niederwallte. An diesem Schmucke, der nur dem Könige zukam, erkannten ihn sofort die Sachsen; Bertoald aber wollte ihn verhöhnen und sprach: „Bist du da, du Tier?“ Darüber entbrannte der König vor Zorn, er setzte den Helm auf das Haupt und sprengte mit seinem Rosse in die Weser, um hindurchzuschwimmen und sich an den Feinden zu rächen. Alle Franken folgten ihm. Die Waffen des Königs waren schwer und das Wasser füllte ihm den Brustharnisch und die Schuhe; dennoch drang er mit Macht auf die Feinde ein und zwang sie zur Flucht. Während er sie unermüdlich verfolgte, drehte sich Bertoald im Fliehen um und rief: „Du bist ein so berühmter König und solltest darum doch deinen Knecht nicht so ungerecht verfolgen.“ Chlotar aber achtete auf diese Worte nicht; denn er wußte wohl, daß Bertoald aus Hinterlist so redete, um nur Frist zu erlangen. Darum verfolgte er ihn, wie vorher, erreichte ihn auch und tötete ihn. Dann schlug er ihm das Haupt ab und trug es den Franken entgegen, die allmählich herankamen. Da wurden die Franken froh; sie er-

gossen sich über das ganze Sachsenland und verwüsteten und verheerten es. Der König Chlotar befahl, daß alle männlichen Einwohner, die länger waren als sein Schlachtschwert, getötet werden sollten, damit das Andenken daran in den Gemütern der Jüngern und Kleinern für immer unauslöschlich sei. So geschah es denn auch und unsägliche Trauer kam über das ganze Sachsenland. Von da an mußten die Sachsen den fränkischen Königen einen jährlichen Tribut von fünfhundert Rindern liefern.

Auf diese und ähnliche Weise lagen die Franken immerdar in Krieg mit ihren Nachbarn; aber das Reich verfiel mehr und mehr durch die Schwäche der Könige, welche daheim in ihrem Palaste sich allen Ausschweifungen ergaben und gemeiniglich auch ihre Hände mit dem Blute ihrer Verwandten befleckten, während der major domus oder Hausmeier, eigentlich nur der Verwalter des königlichen Hauses und der königlichen Güter, auch die Regierung des Reiches führte. Wäre ihnen ein kräftiger Nachbar nahe gewesen, so hätte es nicht schwer sein können, das ganze fränkische Reich über den Haufen zu werfen; aber die Westgoten in Spanien wurden durch innere Spaltungen zerrüttet und ebenso die Langobarden in Italien. Die andern deutschen Stämme waren den Franken teils untertan, teils kämpften sie häufig mit ihnen, wie die Sachsen und die Friesen. Aber diese Stämme waren, wie einst die Vorfahren der Sachsen, die Cherusker, zufrieden, wenn sie sich der Angriffe der Feinde erwehrten, und weil sich unter ihnen kein eroberungssüchtiger Führer fand, der sie wie einst Chlodwig die Franken, zu einem Zuge aufgefordert und angeführt hätte, blieben sie ruhig und friedlich in ihren Wohnsitzen, gleich als ob sie der Zeit harrten, wo mächtigere Beherrscher des Frankenreichs ihnen zugleich ihr Joch und das Christentum bringen würden.

43. Pippin der ältere von Heristall.

Wir wollen nun nicht mehr von dem Einerlei der unbedeutenden fränkischen Könige erzählen, sondern wenden uns zu dem Geschlechte, welches berufen war, auf das Geschick Westeuropas oder, wenn wir lieber wollen, der gebildeten Welt einen so gewaltigen Einfluß zu üben, ich meine das Geschlecht der Karolinger, wie wir es schon von dem ältesten Pippin an nennen können.

Nachdem schon lange die Macht der Hausmeier im fränkischen Reiche mehr und mehr gewachsen war, schien es dem mannhaften Pippin, dem Sohne Ansgisils vorbehalten, das Ansehen dieses Amtes und seines Hauses für immer zu befestigen und seinen Nachkommen die Bahn zu noch größeren Ehren zu eröffnen. Als sein Vater Ansgisil von der Mörderhand Gondowins gefallen war, erzog ihn seine Mutter mit emsigem Fleiß. Der Knabe war außerordentlich begabt, so daß er die Bewunderung aller auf sich zog. Dabei war er stark und schön von Körper, und da seine Besitztümer sich weithin ausdehnten von der Maas bis an das Friesenland, so konnte man wohl voraussetzen, daß durch Pippin die Macht seines Hauses nicht geringer werden würde. Die erste Tat, die er, zum Jüngling herangewachsen, mit kühner Hand ausführte, erwarb ihm Ruhm und Freunde und Anhänger in großer Zahl.

Er hatte vernommen, daß Gondowin der Mörder seines Vaters Ansgisil unfern von ihm jenseit des Rheines eine Nacht beim Mahle schwelgen würde. Da gedachte Pippin, den Augenblick zur Ausführung der alten deutschen Gewohnheit, der Blutrache, zu benutzen. Er ging mitten in der Nacht mit nur wenigen Begleitern über den Rhein, nahte sich unbemerkt dem Hause, und als der günstige Augenblick gekommen war, stürzte er unter die Schwelgenden und erschlug mit der noch jugendlichen Hand den Mörder seines Vaters. Pippins Ge-

treue töteten auch die Gefährten des Gondowin, und dafür überließ er ihnen die Schätze der Getöteten, daß sie sie unter sich verteilten. Als diese Nachricht sich verbreitete, kam eine große Zahl vornehmer Franken, welche dem Hause Pippin und namentlich seinem Großvater Pippin angehangen hatten, aus allen Gegenden auch zu ihm und versicherten ihn ihrer Treue und Ergebenheit.

44. Pippins steigende Macht und die Schlacht bei Testri.

Im Jahre 687 gewann Pippin die Herrschaft über das ganze östliche Frankenreich, dessen Bewohner sich in ihrer Sprache Ostarliudi (östliche Leute) nannten. Wegen der Untätigkeit der merovingischen Könige und der Bürgerkriege im fränkischen Reiche war es möglich geworden, daß sich einzelne Stämme von dem großen Reiche fast ganz gelöst hatten und nun vermeinten, auf eigenem Boden ihre eigene Freiheit mit den Waffen zu behaupten; aber Pippin überfiel nach einander die Schwaben, die Bayern, die Thüringer und zwang sie, die Verbindung mit dem fränkischen Stamme wieder enger zu knüpfen. Zur selben Zeit herrschte in Neustrien, dem Westfrankenreiche, Ebroin, der Hausmeier des Königs Theoderich. Ebroin war ein gewalttätiger und grausamer Mann. Einstmals war er durch die Not der Umstände gezwungen ins Kloster gegangen, hatte seine Haare abgeschoren und geglaubt, daß er dort im Kloster sein Leben beschließen müßte. Aber als Theoderich König ward, der ihm freundlich gesinnt war, da warf er das Mönchskleid weg, nahm sich wieder eine Frau und ward Hausmeier bei Theoderich. Da mußten alle, welche früher seine Feinde gewesen waren, das bitter entgelten; viele starben, andere wurden ihrer Freiheit, wieder andere ihrer Güter beraubt und flohen zu Pippin. Als schon längst alle Bewohner Neustriens mit großem Zorne gegen Ebroin erfüllt waren, starb dieser und entging so dem

ihm zugedachten Geschicke. Zuerst nahm Theoderich dann den Warats, einen kräftigen, wackeren Mann zum Hausmeier; aber es dauerte nicht lange, da trat sein Schwiegersohn Bertar an dessen Stelle, der sich nur darin von Ebroin unterschied, daß er mit der Grausamkeit und Herrschsucht noch eine viel größere List und Schlauheit vereinte. Immer häufiger kamen nun die Flüchtlinge zu Pippin und baten, daß er diesen Grausamkeiten doch endlich ein Ziel setzen möchte. Pippin war ruhig und besonnen und schickte deshalb Boten zu Theoderich mit der Bitte, daß er doch die Flüchtlinge, welche vor Ebroin und Bertar zu ihm nach Austrasien geflohen wären, wieder aufnehmen und denen, welchen ihre Güter mit Unrecht genommen wären, sie wieder zurückgeben möchte. Aber auf Bertars Antrieb erwiderte Theoderich diesen Gesandten ganz höhnisch: er werde seine entlaufenen Sklaven, welche Pippin gegen Recht und Gesetz bei sich aufgenommen hätte gelegentlich wohl einmal wieder holen. Als die Gesandten zurückkehrten und Pippin diese hochfahrende Antwort des neustrischen Königs und seines Hausmeiers verkündigten, berief Pippin die Vornehmsten des austrasischen Reiches und hielt ihnen vor, was da alles vorgefallen wäre, und zuletzt sagte er ihnen, was ihm Theoderich und Bertar auf seine ruhigen Worte hätte erwidern lassen.

Alle Versammelten beschlossen nun einmütig, für die Armen und Bedrückten, welche ihre Hilfe anflehten, das Schwert zu ziehen und in ihnen zugleich sich selbst zu schützen. Das Heer ward zusammengerufen, und Pippin zog mit demselben nach dem Carbonarischen Walde (der Teil der Ardennen im Westen der Maas bis zur Schelde), welcher die Grenze beider Reiche bildete. Hier auf der Marke des Landes berief er noch einmal die Angesehensten des Heeres um sich und redete zu ihnen mit folgenden Worten: „Möge doch keiner von euch, meine Getreuen, wähnen, daß ich auf diesem Zuge

mir eine unbeschränkte Herrschaft anmaßen will, da ich doch vielmehr durch drei wichtige Gründe gezwungen bin, euch zu diesem Kriege aufzufordern. Darum achtet auf meine Worte, daß ich diese Gründe noch einmal euch wiederhole. Zuerst bin ich aufgefordert durch die Bitten und Klagen der Priester und Diener Gottes, welche häufig zu mir gekommen sind und mich angefleht haben, daß ich um der Liebe Gottes willen den frevelhaften Raub an Kirchen und Gotteshäusern doch einmal bestrafen möge. Um ihren Bitten zu genügen, habe ich oft den Theoderich durch Boten ersuchen lassen; aber ich habe auf meine wohlmeinenden Bitten nichts als Hohn und Spott von dorther zur Antwort erhalten. Die zweite Ursache, die mich zu diesem Kampfe ruft, sind die Tränen und Seufzer von so vielen Großen aus dem Reiche Neustrien welche glaubten von uns Schutz zu erhalten gegen die so mannigfach ihnen widerfahrene Unbill. Die dritte Ursache aber ist unsere Pflicht, daß es uns zusteht, den Drohungen des Königs Theoderich entgegenzugehen und die Verwüstung, mit welcher er unser Land und unsere Fluren heimsuchen will, mit Gottes Hilfe über das seinige zu bringen, damit wir mit ungeschwächter Kraft ihn zur Rechenschaft ziehen für seine Freveltaten. Deshalb um der Liebe willen zu Gott und seinen Heiligen, auf zum Kampfe!"

Durch diese Worte ward das ganze Volk gekräftigt und gab seinen Beifall durch lauten Zuruf und das Geklirr der Waffen zu erkennen. Sie überschritten den Carbonarischen Wald und drangen plündernd und zerstörend weiter in das Gebiet des westlichen Frankenreiches. Nicht weit von Viromandorum (jetzt St. Quentin) bei einem Dorfe, namens Textricinum (Testri), schlugen sie ein Lager auf. Auch Theoderich, der bald das Herannahen Pippins vernommen, hatte unterdessen ein Heer gesammelt und rückte Pippin bis in die Nähe jenes Dorfes entgegen. Zwischen den beiden Heeren

floß ein geringes Gewässer, das aber wegen seiner steilen Ufer schwer zu überschreiten war. Von den Einwohnern des Landes wurde es Dalmannio (le Daumignon) genannt. Im Norden dieses Flusses lagerte Pippin, im Süden Theoderich.

Pippin wollte auch jetzt noch wo möglich den Frieden und schickte deshalb Gesandte an Theoderich und ließ ihm sagen, weshalb er gekommen und zugleich, was seine Friedensbedingungen wären. Nämlich: er wolle von dem Könige Theoderich Schutz fordern für die Kirchen, daß diesen wiedererstattet würde, was habsüchtige, verbrecherische Männer ihnen genommen hätten; ferner für die Flüchtlinge Gerechtigkeit und auch für sie Wiedererstattung dessen, was ihnen mit Unrecht genommen wäre. Wenn Theoderich diese Forderungen bewilligte und den Frieden dem Kriege vorzöge, der so viel edles Frankenblut auf beiden Seiten vergießen würde, so wollte er selbst ihm eine große Menge Gold und Silber auszahlen. Als die Gesandten die Botschaft ihres Herrn vorgebracht hatten, redete Theoderich seine Räte an und fragte sie, was sie von diesen Forderungen hielten. Bertar nahm nach seiner gewohnten Weise das Wort und widersprach diesen Bedingungen, welche Pippin gefordert hatte; er sagte, daß der Feind mit Gewalt aus dem Lande vertrieben werden müsse, damit er die Frevel sühne, die er auf seinem Marsche begangen habe. Diese Meinung gefiel dem Theoderich, er entließ die Boten Pippins mit der Antwort, daß aus dem Frieden nichts werden köune. So sah denn Pippin ein, daß nur durch das Schwert eine Entscheidung möglich wäre, und verwandte den ganzen Tag darauf, einen Plan zum Treffen zu entwerfen. Theoderich dagegen vertraute mehr auf seine Übermacht in der Zahl, als auf einen klug ausgedachten Plan zum Treffen, und rühmte sich schon, daß am nächsten Tage Pippin gefesselt in seinen Händen sein würde; denn er sagte, Pippin hätte nur darum um Frieden gebeten, weil er von

Schrecken erfüllt, seine Niederlage in dem bevorstehenden Treffen schon vorausſähe.

Pippin dagegen ermunterte nochmals die Seinen durch eine Rede, daß ſie ſich und die Ihrigen der Allmacht Gottes anbefehlen und in dieſer Zuverſicht wacker kämpfen möchten. Er war des feſten Vertrauens voll, und alle die Seinen ſahen mit Verlangen dem Kampfe entgegen. Mit kluger Vorſicht wählte er von einem Hügel aus einen Ort zum Treffen und nach genauer Erforſchung des Bodens zeigte er ſeinem Heere, wie dahin zu gelangen war. Nachdem er tiefbewegt von Sorgen die Nacht noch mit allerlei Gedanken hingebracht hatte, führte er beim Anbruch der Morgenröte das Heer aus dem Lager und in aller Stille über den Dalmannio und ſtellte dann öſtlich vom Lager des Theoderich, ganz ſo wie er ſich am Tage vorher den Plan entworfen hatte, das Heer in Schlachtordnung auf. Den Führern der einzelnen Scharen befahl er, ruhig den Aufgang der Sonne abzuwarten, damit die Strahlen derſelben den Gegnern ins Geſicht fielen. Als die Sonne aufging, ward dem Theoderich die Nachricht gebracht, daß Pippin mit ſeinen Scharen das Lager verlaſſen und dasſelbe angezündet habe. Sogleich ließ Theoderich ſeine Truppen aus dem Lager führen, um den Feind zu verfolgen. Aber da vertrat ihm Pippin mit den Oſtfranken den Weg und es entbrannte nun ein hitziges Treffen. Als ſchon die meiſten der weſtfränkiſchen Großen gefallen dalagen, wandte ſich Theoderich zur Flucht und tat ihr nicht eher Einhalt, als bis er die Fluten der Sequana (Seine) hinter ſich wußte. Auch Bertar floh und verſteckte ſich bald hier, bald dort an verſchiedenen Orten; aber die Furcht und die Beſtürzung hatten ihn ſo verwirrt gemacht, daß die mitgeflohenen Franken erzürnt über ſeine Torheiten ihn erſchlugen.

Pippin betrat als Sieger das Lager der Feinde und erlangte reiche Beute, die er unter ſeine Genoſſen verteilte. Die

entflohenen Feinde aber hatten sich in die Kirchen und Klöster geflüchtet, und in den nächsten Tagen kamen nacheinander die Äbte und Priester der Gegend und baten Pippin um Schonung des Lebens dieser Unglücklichen. Diese gewährte ihnen Pippin und verfolgte dann weiter den Theoderich. Er kam nach Paris und nahm die Stadt ein, und da kam auch Theoderich wieder. Pippin war zu klug sich selbst zum Könige zu machen; er ließ dem Theoderich den Namen, aber er selbst nahm alle Zügel der Regierung und alle Schätze in seine Hand. Es geschah im Jahre 687, daß Pippin alleiniger Hausmeier des fränkischen Reiches wurde.

45. Das Auftreten Karl Martells.

Nachdem Pippin siebenundzwanzig Jahre lang das Reich der Franken als Hausmeier regiert hatte, starb er an der Maas im Jahre 714 und hinterließ einen erwachsenen Sohn, namens Karl, der nachher Martell genannt wurde. Aber seine Stiefmutter Plektrude wollte ihrem kleinen Sohne die Herrschaft verschaffen und hielt Karl deshalb zu Köln*) am Rheine gefangen. Endlich gelang es Karl sich zu befreien; aber unterdessen hatte das fränkische Volk aller Wohltaten seines Vaters Pippin vergessen und war von Karl abgefallen und erst im zweiten Jahre nach dem Tode seines Vaters gelang es Karl die Herrschaft über Austrasien zu erhalten. Aber ringsumher erblickte er nur Feinde. Raginfried, der sich zum Hausmeier aufwerfen wollte, verwüstete das austrasische Land und hatte mit dem Friesenkönige Radbod einen Bund geschlossen, und zu gleicher Zeit sammelte der König Chilperich ein Heer. Dieser war zum Mönche bestimmt und hatte schon im Kloster gelebt; aber die Franken zogen ihn hervor, ließen

*) An der Stelle des Capitolium, wo damals Karl gefangen war, steht jetzt die schöne Kirche Maria in Capitolio. In ihr ist noch ein Mosaikbild der Plektrudis.

ihm das Haar wieder lang wachsen und nannten ihn wieder Chilperich statt Daniel, wie er im Kloster geheißen hatte.

Von verschiedenen Seiten zugleich wollten ihn nun alle diese Feinde angreifen; aber Karl gedachte ihnen zuvorzukommen und wandte sich zuerst gegen den Friesenfürsten Radbod, der von Norden her heranzog. Es ward viel Blut von beiden Seiten vergossen, und erst die einbrechende Nacht machte dem Treffen ein Ende; aber Karl sandte am folgenden Tage seine Boten durch das ganze Land, um neue Scharen zur Hilfe herbeizurufen. Das friesische Heer umlagerte schon Köln; aber für Geld ließ Radbod sich zum Abzuge bewegen. Unterdessen kam eine Nachricht, daß Chilperich und Raginfried den Ardenner Wald überstiegen hätten und mit unzähligen Scharen heranrückten. Da teilte der vorsichtige Karl seine Haufen, weil er doch in offener Feldschlacht es mit allen diesen Feinden zugleich nicht aufnehmen konnte, stellte hierhin und dorthin eine kleine Abteilung, je nachdem die Gegend ihm günstig war, um so durch einen kleinen Krieg die Feinde zu ermüden und aufzureiben. Er selbst ging mit fünfhundert Mann zu dem Ardenner Walde, nahe bei der Stadt Amblava (Ambleſ). Dort erblickte er von der Spitze eines Hügels, wie sich das Lager der Feinde weithin ausdehnte, und sann darüber nach, wie er ihnen einen Schaden zufügen könnte. Es war um die Stunde der Mittagsmahlzeit, und die Leute Chilperichs erholten sich an schattigen Orten und in ihren Zelten, denn es war Sommer und die Sonne schien warm.

Als Karl mit forschendem Auge dies alles übersah, trat einer von seinem Gefolge zu ihm heran und bat Karl, ihm zu gestatten, daß er allein im ungestümen Anrennen die nächsten Abteilungen der Feinde in Verwirrung brächte. Auf seine dringenden Bitten bewilligte es endlich der Feldherr, und sogleich stürmte der Krieger in vollem Laufe daher, durchbrach die Reihe der Speisenden, tötete die einzeln Stehenden,

ritt dann von einem Haufen zum andern und rief mit lauter Stimme, daß Karl da sei. Von allen Seiten liefen die Feinde herzu, um ihn zu ergreifen und zu töten; allein sein Roß war schneller, als sie, und trug ihn aus der drohenden Gefahr wieder dem Feldherrn zu, der noch immer oben stand und alles, was vorging, aufmerksam betrachtete. Als er aber die Gefahr seines Getreuen erblickte, da wollte er nicht dulden, daß dieser schutzlos umkommen sollte, sondern befahl seinen Gefährten, die Waffen zu ergreifen und dem Bedrängten Hilfe zu bringen. So geschah es; von obenher drängten die Austrasier auf die Feinde, die keinen Angriff erwartet hatten. Darum wurde dieser Teil des feindlichen Heeres völlig geschlagen und viele von ihnen flohen in die Kirche von Amblava. Allen diesen Flüchtlingen schenkte Karl das Leben und die Freiheit, zog sich aber dann wieder an einen festen Ort zurück. Chilperich ging darauf mit dem ermüdeten übrigen Heere weiter nach Köln und berannte diese Stadt; aber er konnte sie nicht gewinnen; denn er fürchtete sich Tag und Nacht vor einem plötzlichen Angriff Karls. Endlich ließ er sich von den Bürgern Kölns durch Geschenke zum Abzug bewegen und zog dann so eilig in die Heimat zurück, daß es eher eine Flucht zu sein schien als ein Rückzug.

Im folgenden Jahre besiegte Karl Martell den König Chilperich nochmals und setzte ihn darauf wieder zum Könige der Franken ein; denn er hielt die Zeit noch nicht für gekommen, daß dem Hause der Merovinger die Krone genommen werden könnte. Aber er sah nun seine Macht als alleiniger Hausmeier über das ganze fränkische Reich gesichert.

46. Das Treffen mit den Mauren zwischen Tours und Poitiers (732).

Zur Zeit Karl Martells wurde Abderrahman Anführer der Mauren in Spanien. Er faßte nach den Wünschen

seines Volkes den Plan, das Reich der Araber auch im Norden der Pyrenäen siegreich zu verbreiten und dann von Westen her durch Europa ostwärts vorzudringen, so zwar daß er auf diesem Wege das Reich der Araber im Osten wieder erreichte. Mit einem gewaltigen Heere zog er zerstörend über die Pyrenäen, die der Herzog Eudes von Aquitanien (Südfrankreich) vergebens zu verteidigen suchte, und warf alles vor sich nieder. Dann zog er an die Rhône, um Arles einzunehmen, und hier trat ihm Eudes wieder entgegen, doch vergebens, und die Fluten der Rhône wälzten die Leichen der geschlagenen Franken zu Tausenden ins Meer. Noch einmal sammelte Eudes ein Heer; aber seine Niederlage war so gewaltig, daß die Franken trauernd sagten, nur Gott habe die Zahl der Gefallenen zählen können. Die Kirchen und die Klöster lagen in Asche, die Felder waren verwüstet; es war keiner mehr im großen Frankenreiche, der helfen und retten konnte, als Karl der Hausmeier. Zu ihm gingen deshalb die fränkischen Edeln, und selbst Eudes vergaß der Feindschaft, die er früher mit Karl gehabt hatte, und bat ihn nur jetzt schützend und helfend herbeizukommen. Karl antwortete den Bittenden: „Laßt die Mauren erst ungestört ziehen und übereilt euch nicht mit eurem Angriffe, denn sie gleichen einem Strome, den man nur mit Gefahr in seinem Laufe aufhalten kann. Der Durst nach Reichtümern und der Stolz auf ihre Siege erhöhen ihre Tapferkeit; und Tapferkeit gilt mehr als Waffen und große Anzahl. Wartet ruhig ab, bis sie sich mit Beute überladen haben; dann werden sie uneinig sein und euch den Sieg leichter machen."

Diese Worte sprach Karl auch mit Vorbedacht auf die Schwierigkeit, ein großes Heer schnell zusammen zu bringen; denn Austrasien, der östliche Teil des Reiches, war säumig in der Stellung des Heerbannes, weil er die Gefahr nicht kannte, welcher Neustrien fast unterlag. Aber als dann das Heer

nach vieler vergeblicher Mühe endlich beisammen war, rückte Karl mit festem Mute gegen die fremden Räuber vor, deren Scharen in der Nähe von Tours und Poitiers beim Plündern beschäftigt waren. Da trafen die Völker des fernen Ostens und die des Westens aufeinander, es war ein harter, gewaltiger Kampf und er dauerte sieben Tage. Die Araber waren den Franken überlegen durch ihre Reiterei und die Schnelligkeit ihrer Bogenschützen; die deutschen Stämme dagegen hatten festere Körper und kräftigere Glieder und waren darum im Vorteil, wenn es zum Handgemenge kam. Karl hatte eine feste Stellung gewählt; denn eine Reihe von Hügeln deckte die Seite seines Heeres und machte es den Mauren nicht leicht möglich, von dort her mit ihrer Reiterei einzubrechen. Nachdem aber sechs Tage lang schon der Kampf gewährt hatte, rückten sie sich näher, und die Araber erschraken vor den breiten Gliedern und den zornigen Blicken der Deutschen. Abderrahman selbst fiel am siebenten Tage und die Mauren zogen sich am Abend in ihr Lager zurück.

Aber noch wußte man nicht, wie das Treffen geendet hatte. Spät am Abend vernahmen die Franken noch Getümmel aus dem maurischen Lager; doch wußten sie die Ursache nicht und waren gerüstet, auch am achten Tage aufs neue zu kämpfen. In der Nacht aber entzweiten sich die verschiedenen Stämme im Lager der Araber; denn nach dem Tode ihres Anführers wollten einige den Rückzug und andere die Fortsetzung des Krieges; der Zwist brach in offenem Kampfe aus und das Ende war, daß sich das noch übrige Heer der Mauren völlig auflöste und in der Nacht der eine Teil hierhin, der andere dorthin floh.

Der Morgen brach an und die Sonne stieg höher und höher am Himmel; aber alles blieb still im Lager der Mauren. Darüber verwunderten sich die Christen, welche in den vorhergehenden Tagen gewohnt waren, die Araber in der Frühe

jedes Morgens aus ihrem Lager hervorbrechen zu sehen. Karl vermutete eine Kriegslist. Aber die Kundschafter berichteten, daß das ganze Lager leer und verlassen sei; da wagten es endlich die Franken hinzugehen. Sie fanden in den Zelten noch eine Menge der erbeuteten Sachen und Kostbarkeiten aufgehäuft und nahmen sie mit, um sie den Eigentümern, so viel es anging, wieder zuzustellen. Aber die Araber ließ Karl ungestört entfliehen; denn sein Heer war zu sehr ermüdet und hatte zu viel gelitten von dem siebentägigen Kampfe. Dreihundertundfünfzigtausend Leichen erschlagener Mauren sollen das Feld bedeckt haben, und der Ruhm Karls erscholl durch die Christenheit, die er mit seinen Franken durch diesen Sieg gerettet hatte. Von dieser Schlacht bekam er den Namen Martell, weil er wie ein Hammer die Macht der Mauren zerschlagen hatte.

47. Karl Martells zweiter Sieg über die Araber.

In dem Kampfe gegen die Mauren hatte Eudes, der Herzog von Aquitanien, mit Karl gemeinschaftliche Sache gemacht, weil ihn die Not dazu zwang; aber ungern unterwarf er sich ihm, und auch die Aquitanier waren den Franken nicht geneigt. Aber Eudes lebte nur noch einige Jahre nach dem großen Siege von Tours und Poitiers, und Karl hielt nun nach dem Tode dieses Gegners den Augenblick für günstig, Aquitanien sich ganz und für immer zu unterwerfen. Es gelang ihm und er zog bis nach Burgund ostwärts, um sich auch den ganzen schönen Süden des jetzigen Frankreichs bleibend zu sichern. Das litten die burgundischen Großen nicht und als sie in sich selbst nicht die Kraft des Widerstandes fanden, riefen sie Jussephibin mit seinen Arabern ins Land.

Dieser wohnte in dem Lande, das einst den Goten als der letzte Überrest ihrer Herrschaft diesseit der Pyrenäen geblieben war, in der Hauptstadt Narbonne. Er folgte gern

dem Rufe der Christen und schiffte die Rhône hinauf bis an die Stadt Avenio (Avignon) und hier setzte er sich fest. Aber als Karl die Nachricht von der bedrohlichen Nähe des Maurenfürsten vernahm, säumte er nicht. Er schickte sogleich Mannschaft voraus, um die Stadt in weitem Kreise einzuschließen, bis er selbst mit den Werkzeugen der Belagerung nachkommen würde. Ringsum ward Avenio mit einer Mauer umgeben, so daß keine Zufuhr mehr möglich war; alsdann begann das Werk der Mauerbrecher und großen Wurfgeschosse. Nachdem eine Lücke gebrochen war, drangen die Franken stürmend in die Stadt, die sogleich von allen Seiten in Flammen stand. Die wenigen, die das Schwert verschonte, wurden gefangen hinweggeführt. Aber damit war Karl nicht zufrieden, sondern er ging über die Rhône, um seine Waffen auch gegen Narbonne ins Reich der Mauren zu tragen.

Auch Narbonne ward mit einer ungeheuren Mauer umgeben, um ihr allen Zusammenhang mit dem Lande abzuschneiden; aber hier war die Macht der Mauren mehr in der Nähe und sie beschlossen ihre wichtigste Stadt nördlich der Pyrenäen nicht im Stiche zu lassen. Amormach führte ein gewaltiges Heer heran; allein Karl wollte dies nicht erwarten. Er ließ einen Teil seines Heeres im Lager vor Narbonne, so daß er die Stadt noch immer umschlossen hielt und rückte mit dem andern dem nahenden Feinde entgegen. Er traf sie am Flusse Birra im Tale Corbaria unfern von dem Orte, wo dreihundert Jahre früher Ataulf der Westgotenkönig sich einen Palast gegründet hatte. Sofort begann der Kampf. Es war aber ein anderer, als der bei Tours; denn damals ging vor dem arabischen Heere der Schrecken der Unüberwindlichkeit einher, hier dagegen fühlten und wußten die Franken sich schon vorher auf der Bahn des Sieges. Amormach, der Feldherr der Mauren, fiel und alsbald wandten sich die Araber zur Flucht. Das Schlachtfeld

lag unfern vom Meere, und dahin eilten die Araber dem Laufe der Birra nach, um sich in die Schiffe zu stürzen und so zu entkommen. Aber die Franken kamen nach, zerstörten viele Schiffe und nahmen die Mauren haufenweis gefangen. Viele Schätze wurden erbeutet und großer Jubel herrschte im fränkischen Lande; denn von da an verschwand alle Furcht vor den gefährlichen Nachbarn. Auch Narbonne mußte sich ergeben; allein Karl befürchtete doch das Land Septimanien auf die Dauer nicht behaupten zu können und ließ deshalb alle festen Städte in demselben zerstören. Dies geschah i. J. 738.

Die Beschirmung Europas gegen die Araber war die hauptsächlichste Tat des tapferen Karl Martell. Dennoch liebten ihn die Geistlichen nicht; denn in der allgemeinen Not des Vaterlandes hatte Karl die Kirchengüter nicht geschont und manche von ihnen für die Zwecke des Krieges an sich gezogen und verkauft. Daher entstanden nicht lange nachher in den Klöstern allerlei Legenden, und Mönche wollten den gewaltigen Hausmeier für seine Taten in der Hölle gesehen haben. Bevor Karl starb im Jahre 741 teilte er das Reich unter seine beiden Söhne Pippin und Karlmann; denn obwohl er nicht König, sondern nur Hausmeier oder Reichsverwalter war, so kümmerte weder er, noch das Volk sich um den eigentlichen König. Karlmann sollte Austrasien (das ist Ostfranken), Schwaben und Thüringen, Pippin sollte Neustrien (Westfranken), Burgund und den südlichen Teil des jetzigen Frankreichs regieren.

48. Ogdilo der Bayernherzog.

Die Herzöge von Bayern gehorchten nur sehr ungern den fränkischen Königen und suchten immer sich wieder unabhängig zu machen. Als der große ostgotische König

Theoderich seine Macht weithin über die Länder ausdehnte, hatten auch die Bayern ihm gehorcht; aber nach dem Verfall des ostgotischen Reiches, als die Langobarden Italien einnahmen, hatten sie ihre Selbständigkeit bewahrt unter dem Hause der Agilolfinger, aus deren Geschlechte auch die berühmte Theudelinde war, die einst Autari mit sich ins Langobardenreich geführt hatte. Mit den Langobarden unterhielten die Bayern immerwährend Freundschaft. Hernach aber wurden sie mit dem Frankenreiche vereinigt und diesem suchten sie sich immer wieder zu entziehen.

Namentlich hatte dies Bestreben Ogdilo, der die Hiltrude, eine Tochter von Karl Martell, die Schwester Pippins und Karlmanns, zur Gemahlin genommen hatte, als sie zu ihm geflüchtet war. Darum zogen die beiden Brüder mit großen Haufen gegen ihn heran kamen an den Fluß Lech und schlugen in der Ebene dieses Flusses ihr Lager auf. Ihnen gegenüber lagerten die Bayern, verstärkt durch Alemannen, Sachsen, Slaven, die ihnen als Söldner dienten. Beide Heere lagen sich so fünfzehn Tage gegenüber; denn der Fluß war fast nicht zu überschreiten wegen des sumpfigen Bodens an seinen Ufern, und noch dazu hatte Ogdilo einen starken Wall zwischen sich und den Feinden aufwerfen lassen. Von diesem sicheren Orte aus höhnten die Bayern das fränkische Heer, bis dieses zornig wurde und einmal in der Nacht versuchte, die Moräste an den Stellen zu überschreiten, wo sonst auch Fuhrwerke hinübergeschafft wurden. Dies gelang. Pippin und Karlmann teilten ihr Heer in mehrere Scharen und stürzten so über die Bayern her, als diese nichts Böses ahnten. Ogdilo floh und entrann kaum mit wenigen Begleitern bis an den Inn, während Pippin und Karlmann das Land durchzogen und überall sich Unterwerfung geloben ließen.

In diesem Treffen fingen Pippin und Karlmann auch

den Priester Sergius, den angeblichen Abgesandten des Papstes Zacharias. Sergius hatte mit Ogdilo gehalten und war am Tage vor der Schlacht zu Pippin und Karlmann gekommen und hatte wie im Auftrage des Papstes ihnen anbefohlen, aus den Grenzen der Bayern zu weichen. Als nun der Sieg errungen war, ward Sergius zugleich mit Gauzebald, dem Bischofe von Regensburg, vor die Fürsten gebracht. Da sprach Pippin ganz gelassen zu Sergius: „Mein lieber Sergius, jetzt erkennen wir die Wahrheit, daß du dich nicht als einen Abgesandten des heiligen Petrus bewährst; denn du hast uns gestern gesagt, daß du ein apostolischer Mann wärest und im Auftrage des heiligen Petrus selbst und des Papstes uns verböteſt, die Bayern zur Rechenschaft zu ziehen. Aber wir sagen dir, daß weder der heilige Petrus noch der Papst irgend etwas mit deiner Aussage gemein hatte; denn wenn in Wahrheit dem heiligen Petrus unsere Sache unrecht erschienen wäre, so hätte er uns im heutigen Treffen keinen Beistand geleistet. Jetzt aber kannst du sicher und gewiß sein, daß durch die Fürbitte des heiligen Petrus, des Fürsten der Apostel, und nach der Entscheidung Gottes, der wir kein Bedenken trugen uns zu unterstellen, das bayerische Land und das bayerische Volk zum Frankenreiche gehören.“

49. Karlmann geht ins Kloster.

Nachdem Karlmann mit seinem Bruder Pippin durch manche Tat seinen Namen den Feinden furchtbar gemacht hatte, wurde er des kriegerischen Lebens überdrüssig und beschloß, in der ruhigen Einsamkeit eines Klosters ein beschauliches Leben zu führen. Darum reiste er mit großen Geschenken nach Rom zum Papste Zacharias und bat ihn um Rat, was er tun sollte. Der Papst bestärkte ihn in seinem Entschlusse und riet ihm, nach dem Berge Cassinus (monte

Cassino) in das Kloster zu gehen, welches dort vor zweihundert Jahren der heilige Benedikt gestiftet hatte. Dahin zog Karlmann und nachdem er einige Zeit dort verweilt hatte, legte er das Gelübde des klösterlichen Lebens ab und erbaute sich dann selbst ein Kloster am Berge Sorakte. Aber er blieb nicht lange in diesem Kloster, sondern kehrte zurück zum Berge Cassinus und wurde dort Mönch bei den Benediktinern. Dabei soll sich folgendes zugetragen haben.

Als er noch in dem Kloster verweilte, welches er selbst sich erbaut hatte, kamen häufig Fremde dahin und wünschten, ihn zu sehen, weil sie sich nicht genug wundern konnten, daß der Herrscher eines so mächtigen Reiches freiwillig alle Güter der Erde hintansetzte, um in stiller Einsamkeit ein ruhiges und ungetrübtes Leben zu führen. Diese Besuche wurden aber Karlmann bald lästig und er dachte darüber nach, wie er sich ihnen entziehen könnte. Er vertraute sich nur einem Gefährten an, den er von Jugend auf als treu erprobt hatte, und verließ mit ihm mitten in der Nacht und allen unbekannt das Kloster am Berge Sorakte und begab sich zum Berge Cassinus. Sie nahmen nichts mit sich, als was für den Körper durchaus notwendig war. Beim Kloster angekommen, klopfte er ans Tor und bat um ein Gespräch mit dem Vorsteher des Klosters. Vor diesem warf sich Karlmann zur Erde und sagte, daß er ein Mörder sei, der mit allen Verbrechen sein Gewissen beladen hätte, und bat ihn um Aufnahme und einen Platz, wo er seine Frevel gegen die Menschheit bereuen könnte. Der Pater kannte ihn nicht, merkte aber an seiner Sprache, daß er ein Fremder wäre, und fragte ihn darum nach seiner Heimat und seinem Geschlechte. Karlmann erwiderte ihm, daß er ein Franke und aus diesem Lande um seiner Freveltat willen her geflohen wäre; er wolle aber gern sein Vaterland verschmerzen, wenn er sich dafür mit Gott versöhnen könnte.

Sein geistlicher Vater nahm ihn auf mit seinem Gefährten und wies ihm eine Zelle an, in welcher er während des Prüfungsjahres der Benediktinerregel gemäß leben sollte, und er hielt ihn um so strenger, weil der Novize aus dem fremden Frankenlande war. Aber Karlmann bewährte sich und ward nach einem Jahre in die Brüderschaft des Ordens aufgenommen und lebte fortan untadelig nach der Regel des heiligen Benedikt. Es geschah aber auch, daß er nach der Sitte allwöchentlich in der Küche des Klosters Dienste tun mußte. Er tat es zwar gern, aber er verstieß gar oft gegen die Gebräuche. Als er einstmals ein Versehen beging, versetzte ihm der Koch, welcher trunken war, einen Stoß und sprach zornig zu ihm: „Willst du so deinen Brüdern dienen?“ Karlmann entgegnete ruhig und mild: „Möge dir das Gott vergeben, wie es dir dein Bruder Karlmann vergibt.“ Bis dahin aber hatte er noch niemals seinen Namen genannt, aus Furcht daß er erkannt würde. Einige Zeit nachher machte er abermals ein Versehen und wiederum stieß ihn der Koch; aber auch da blieb Karlmann ruhig und gelassen. Als es aber nicht lange darauf zum dritten Male geschah, konnte sich der Gefährte Karlmanns, welcher noch bei ihm im Kloster war, nicht länger halten. Er ergriff den Reiber, mit welchem das Brot für das Essen der Mönche zerrieben wurde, und schleuderte dies Gerät mit aller Kraft gegen den Koch, indem er sprach: „Möge dir weder Gott vergeben, elender Sklav, noch Karlmann!“

Als die Brüder dies vernahmen, wurden sie sehr erzürnt, daß ein fränkischer Mann, den sie nur aus Mitleid aufgenommen hätten, sich solches herausnehmen und den Koch bestrafen wollte. Sie schlossen ihn sogleich in seine Zelle ein, damit am folgenden Tage über ihn Gericht gehalten werden sollte. Als am folgenden Tage alle Brüder sich versammelt hatten, ward er geholt und gefragt, wie er sich habe unter-

stehen können, seine Hand an einen dienenden Bruder zu legen. Er antwortete: „Das habe ich getan, weil ich es nicht länger ertragen konnte zuzusehen, wie ein elender Sklav den besten und edelsten Menschen, den ich auf der Erde kenne, mit Schmähworten überhäufte und ihn zu stoßen wagte.“ Da wurden die Mönche noch zorniger, daß der Angeklagte einen fern hergekommenen Mann ihnen allen vorzuziehen wagte, und fragten ihn spöttisch, wer denn jener wäre, der sie an Güte nnd edler Herkunft alle so sehr überträfe, da er doch wenigstens den Vorsteher des Klosters hätte ausnehmen müssen. Da war Karlmanns Gefährte gezwungen, den Namen zu nennen, und wollte ihn auch gar nicht mehr zu verhehlen suchen. Darum sprach er: „Es ist Karlmann, einst der Herrscher der Franken, der die Herrschaft und den Ruhm der Welt verachtet hat, um seiner Seele zu leben, und er ist so weit von seiner irdischen Höhe herabgestiegen, daß einer der niedrigsten Menschen nicht bloß ihn mit Schimpfworten anfährt, sondern auch seine Hand gegen ihn zu erheben sich erdreistet.“

Als die Mönche dies vernahmen, warfen sie sich Karlmann zu Füßen und baten ihn um Verzeihung, daß sie ihn so geringfügig behandelt hätten. Aber auch Karlmann bat mit Tränen, die Aussage seines Freundes nicht für wahr zu halten; denn er wäre nicht Karlmann, sondern ein Sünder und Mörder, und nur aus Furcht habe sein Freund dies von ihm gesagt. Aber es half ihm nichts; die Nachforschungen der Mönche zeigten ihnen bald, daß es die Wahrheit war. Karlmann blieb noch ferner bei ihnen und ward immer hochgeehrt.

50. Die letzten Könige aus dem merovingischen Stamm.

Das Geschlecht der Könige aus dem merovingischen Stamme dauerte bis auf Childerich; aber es hatte nur den

Schein, daß er der letzte war; denn in Wirklichkeit hatten die letzten Könige nichts als diesen Namen. Denn sowohl alle Schätze als alle Macht waren in der Hand des Major Domus oder Hausmeiers. Dem Könige stand zuletzt nichts mehr zu, als daß er zufrieden mit dem königlichen Namen, mit wallendem Haar und langgewachsenem Barte auf seinem Stuhle saß und sich anstellte, als ob er König wäre. Er hörte die Gesandten an, woher sie auch kamen, und erteilte ihnen, wenn sie schieden, die Antworten, welche ihm der Hausmeier vorgesagt hatte. Was ihm so befohlen war, redete der König wie aus seiner eigenen Macht, da er doch außer dem leeren königlichen Namen und einem geringen Einkommen, welches ihm der Hausmeier nach seinem eigenen Ermessen zuteilte, nichts besaß, als ein Landgut von mäßigem Ertrage. Auf diesem Landgute hatte er ein Haus und einige wenige Sklaven, die ihn bedienten. Wohin er sich begab, fuhr er auf einem Wagen, der mit Ochsen bespannt war, und diese Ochsen trieb er nach ländlicher Sitte mit einem Ochsenstachel an. So kam er in seinen Palast, so auch in die große Volksversammlung, welche nach alter Sitte jährlich am ersten Mai gehalten ward. Dann führte er den Vorsitz vor dem ganzen Volke, begrüßte es und wurde wieder begrüßt, und wenn die Verhandlungen beendigt waren, fuhr er auch so wieder nach Hause und wohnte dort, bis wiederum der Mai herankam. Die Verwaltung des Reiches und alles, was nach außen und nach innen zu tun war, besorgte der Hausmeier.

Als Childerich König war, führte dies Hausmeieramt Pippin, der es schon durch Erbrecht überkommen hatte. Dieser schickte den Bischof Burchard von Würzburg und den Abt Fulrad von St. Denis nach Rom zum Papste Zacharias und ließ fragen, ob derjenige König sein müßte, welcher müssiger Ruhe hingegeben nur dem Namen nach König wäre, oder ob derjenige, auf dessen Schultern die Last der Regierung

ruhte, auch den Namen König tragen müßte. Darauf antwortete der Papst, demjenigen käme auch der Name König zu, welcher die Zügel der Regierung in Händen hielte; indes dürfte die Ordnung im fränkischen Reiche dadurch nicht gestört werden. Da ließ Pippin dem Könige Childerich seine langen Haare abschneiden und brachte ihn und seine Söhne ins Kloster, und die gallischen Bischöfe salbten Pippin als neuen König in Gegenwart des Erzbischofs Bonifatius von Mainz und des Bischofs Chrodegang von Metz.

Diese Handlung Pippins war äußerst wichtig und zwar nicht bloß darum, weil dadurch das tatkräftige Haus der Karolinger auf den Thron kam und für lange Jahre die Geschicke Europas lenkte, sondern auch darum, weil dadurch das Ansehen des Papstes eine unendlich weite Ausdehnung erhielt. Denn nachher ward die Ansicht geltend, daß der Papst Zacharias die Krone des fränkischen Reichs verschenkt, und Pippin sie auf seinen Befehl angenommen hätte. Noch mehr wurde diese Ansicht befestigt, als im Jahre 800 Papst Leo III. dem Sohne Pippins, dem mächtigen Karl, die Kaiserkrone aufsetzte.

51. Die Kraft Pippins.

Als der König Pippin einmal erfuhr, daß die Großen seines Reichs ihn um seiner kleinen Gestalt willen heimlich verhöhnten, befahl er, als sie alle zusammen waren, daß man einen wilden, ungezähmten Stier herbeibringen und einen starken Löwen auf dieses Tier loslassen sollte. Der Löwe stürzte sich mit heftigem Sprunge auf den Stier, faßte ihn beim Nacken und warf ihn so zu Boden. Als die Tiere übereinander lagen, wandte sich der König zu den umstehenden Höflingen und sprach: „Reißt jetzt den Löwen hinweg von dem Stier, oder tötet ihn auf dem Stiere! Wer wagt es von euch?“ Sie sahen einander stumm und betreten an

und waren erstarrt vor Schreck über eine solche Zumutung, bis zuletzt einzelne von ihnen herzumurmeln wagten: „Herr, es ist kein Mensch auf der Erde, der solches zu versuchen sich getraute."

Pippin erwiderte nichts, sondern stieg schweigend von seinem Thronsessel und trat in die Schranken. Er zog sein Schwert aus der Scheide und trennte mit einem Streiche den Nacken des Löwen von seinen Schultern und wiederum mit einem Streiche den Kopf des Stieres von den Schultern. Alsdann steckte er sein Schwert wieder in die Scheide, schritt ruhig wieder zu seinem Thronsessel und setzte sich darauf. Dann aber wandte er sich zu seinen Höflingen mit den Worten: „Scheint es euch nun, daß ich doch wohl euer Herr sein kann?" Diese aber fielen wie vom Blitze getroffen zur Erde nieder und sprachen: „Nur ein Unsinniger würde es wagen, deine Herrschaft über die Menschen anzutasten." Hinfort wagte es keiner mehr über die Gestalt des Frankenkönigs zu sprechen oder gar zu spotten.

52. Pippin und Papst Stephan.

Ein Jahr war verflossen, nachdem Papst Zacharias durch jene ausweichende Antwort dem Herrschergelüste Pippins Vorschub geleistet hatte, da gedachte seinerseits auch der Nachfolger des Zacharias, Papst Stephan, die Freundschaft des Frankenkönigs zu nutzen. Das Reich der Langobarden trennte ihn von Pippin, die langobardischen Könige bedrängten die Päpste fort und fort und wollten ihre weltliche Macht nicht anerkennen. Namentlich lag die Hand Aistulphs schwer auf Stephan. In dieser Not beschloß Stephan, Pippin selbst um Hilfe anzuflehen. Er machte sich auf den Weg und pilgerte, von wenigen Getreuen begleitet, zum Könige Pippin in das Frankenland.

Pippin hatte gerade mit Feuer und Schwert im Sachsen-

dem Rufe der Christen und schiffte die Rhône hinauf bis an die Stadt Avenio (Avignon) und hier setzte er sich fest. Aber als Karl die Nachricht von der bedrohlichen Nähe des Maurenfürsten vernahm, säumte er nicht. Er schickte sogleich Mannschaft voraus, um die Stadt in weitem Kreise einzuschließen, bis er selbst mit den Werkzeugen der Belagerung nachkommen würde. Ringsum ward Avenio mit einer Mauer umgeben, so daß keine Zufuhr mehr möglich war; alsdann begann das Werk der Mauerbrecher und großen Wurfgeschosse. Nachdem eine Lücke gebrochen war, drangen die Franken stürmend in die Stadt, die sogleich von allen Seiten in Flammen stand. Die wenigen, die das Schwert verschonte, wurden gefangen hinweggeführt. Aber damit war Karl nicht zufrieden, sondern er ging über die Rhône, um seine Waffen auch gegen Narbonne ins Reich der Mauren zu tragen.

Auch Narbonne ward mit einer ungeheuren Mauer umgeben, um ihr allen Zusammenhang mit dem Lande abzuschneiden; aber hier war die Macht der Mauren mehr in der Nähe und sie beschlossen ihre wichtigste Stadt nördlich der Pyrenäen nicht im Stiche zu lassen. Amormach führte ein gewaltiges Heer heran; allein Karl wollte dies nicht erwarten. Er ließ einen Teil seines Heeres im Lager vor Narbonne, so daß er die Stadt noch immer umschlossen hielt und rückte mit dem andern dem nahenden Feinde entgegen. Er traf sie am Flusse Birra im Tale Corbaria unfern von dem Orte, wo dreihundert Jahre früher Ataulf der Westgotenkönig sich einen Palast gegründet hatte. Sofort begann der Kampf. Es war aber ein anderer, als der bei Tours; denn damals ging vor dem arabischen Heere der Schrecken der Unüberwindlichkeit einher, hier dagegen fühlten und wußten die Franken sich schon vorher auf der Bahn des Sieges. Amormach, der Feldherr der Mauren, fiel und alsbald wandten sich die Araber zur Flucht. Das Schlachtfeld

lag unfern vom Meere, und dahin eilten die Araber dem Laufe der Birra nach, um sich in die Schiffe zu stürzen und so zu entkommen. Aber die Franken kamen nach, zerstörten viele Schiffe und nahmen die Mauren haufenweis gefangen. Viele Schätze wurden erbeutet und großer Jubel herrschte im fränkischen Lande; denn von da an verschwand alle Furcht vor den gefährlichen Nachbarn. Auch Narbonne mußte sich ergeben; allein Karl befürchtete doch das Land Septimanien auf die Dauer nicht behaupten zu können und ließ deshalb alle festen Städte in demselben zerstören. Dies geschah i. J. 738.

Die Beschirmung Europas gegen die Araber war die hauptsächlichste Tat des tapferen Karl Martell. Dennoch liebten ihn die Geistlichen nicht; denn in der allgemeinen Not des Vaterlandes hatte Karl die Kirchengüter nicht geschont und manche von ihnen für die Zwecke des Krieges an sich gezogen und verkauft. Daher entstanden nicht lange nachher in den Klöstern allerlei Legenden, und Mönche wollten den gewaltigen Hausmeier für seine Taten in der Hölle gesehen haben. Bevor Karl starb im Jahre 741 teilte er das Reich unter seine beiden Söhne Pippin und Karlmann; denn obwohl er nicht König, sondern nur Hausmeier oder Reichsverwalter war, so kümmerte weder er, noch das Volk sich um den eigentlichen König. Karlmann sollte Austrasien (das ist Ostfranken), Schwaben und Thüringen, Pippin sollte Neustrien (Westfranken), Burgund und den südlichen Teil des jetzigen Frankreichs regieren.

48. Ogbilo der Bayernherzog.

Die Herzöge von Bayern gehorchten nur sehr ungern den fränkischen Königen und suchten immer sich wieder unabhängig zu machen. Als der große ostgotische König

nach vieler vergeblicher Mühe endlich beisammen war, rückte Karl mit festem Mute gegen die fremden Räuber vor, deren Scharen in der Nähe von Tours und Poitiers beim Plündern beschäftigt waren. Da trafen die Völker des fernen Ostens und die des Westens aufeinander, es war ein harter, gewaltiger Kampf und er dauerte sieben Tage. Die Araber waren den Franken überlegen durch ihre Reiterei und die Schnelligkeit ihrer Bogenschützen; die deutschen Stämme dagegen hatten festere Körper und kräftigere Glieder und waren darum im Vorteil, wenn es zum Handgemenge kam. Karl hatte eine feste Stellung gewählt; denn eine Reihe von Hügeln deckte die Seite seines Heeres und machte es den Mauren nicht leicht möglich, von dort her mit ihrer Reiterei einzubrechen. Nachdem aber sechs Tage lang schon der Kampf gewährt hatte, rückten sie sich näher, und die Araber erschraken vor den breiten Gliedern und den zornigen Blicken der Deutschen. Abderrahman selbst fiel am siebenten Tage und die Mauren zogen sich am Abend in ihr Lager zurück.

Aber noch wußte man nicht, wie das Treffen geendet hatte. Spät am Abend vernahmen die Franken noch Getümmel aus dem maurischen Lager; doch wußten sie die Ursache nicht und waren gerüstet, auch am achten Tage aufs neue zu kämpfen. In der Nacht aber entzweiten sich die verschiedenen Stämme im Lager der Araber; denn nach dem Tode ihres Anführers wollten einige den Rückzug und andere die Fortsetzung des Krieges; der Zwist brach in offenem Kampfe aus und das Ende war, daß sich das noch übrige Heer der Mauren völlig auflöste und in der Nacht der eine Teil hierhin, der andere dorthin floh.

Der Morgen brach an und die Sonne stieg höher und höher am Himmel; aber alles blieb still im Lager der Mauren. Darüber verwunderten sich die Christen, welche in den vorhergehenden Tagen gewohnt waren, die Araber in der Frühe

jedes Morgens aus ihrem Lager hervorbrechen zu sehen. Karl vermutete eine Kriegslist. Aber die Kundschafter berichteten, daß das ganze Lager leer und verlassen sei; da wagten es endlich die Franken hinzugehen. Sie fanden in den Zelten noch eine Menge der erbeuteten Sachen und Kostbarkeiten aufgehäuft und nahmen sie mit, um sie den Eigentümern, so viel es anging, wieder zuzustellen. Aber die Araber ließ Karl ungestört entfliehen; denn sein Heer war zu sehr ermüdet und hatte zu viel gelitten von dem siebentägigen Kampfe. Dreihundertundfünfzigtausend Leichen erschlagener Mauren sollen das Feld bedeckt haben, und der Ruhm Karls erscholl durch die Christenheit, die er mit seinen Franken durch diesen Sieg gerettet hatte. Von dieser Schlacht bekam er den Namen Martell, weil er wie ein Hammer die Macht der Mauren zerschlagen hatte.

47. Karl Martells zweiter Sieg über die Araber.

In dem Kampfe gegen die Mauren hatte Eudes, der Herzog von Aquitanien, mit Karl gemeinschaftliche Sache gemacht, weil ihn die Not dazu zwang; aber ungern unterwarf er sich ihm, und auch die Aquitanier waren den Franken nicht geneigt. Aber Eudes lebte nur noch einige Jahre nach dem großen Siege von Tours und Poitiers, und Karl hielt nun nach dem Tode dieses Gegners den Augenblick für günstig, Aquitanien sich ganz und für immer zu unterwerfen. Es gelang ihm und er zog bis nach Burgund ostwärts, um sich auch den ganzen schönen Süden des jetzigen Frankreichs bleibend zu sichern. Das litten die burgundischen Großen nicht und als sie in sich selbst nicht die Kraft des Widerstandes fanden, riefen sie Jussephibin mit seinen Arabern ins Land.

Dieser wohnte in dem Lande, das einst den Goten als der letzte Überrest ihrer Herrschaft diesseit der Pyrenäen geblieben war, in der Hauptstadt Narbonne. Er folgte gern

dem Rufe der Christen und schiffte die Rhône hinauf bis an die Stadt Avenio (Avignon) und hier setzte er sich fest. Aber als Karl die Nachricht von der bedrohlichen Nähe des Maurenfürsten vernahm, säumte er nicht. Er schickte sogleich Mannschaft voraus, um die Stadt in weitem Kreise einzuschließen, bis er selbst mit den Werkzeugen der Belagerung nachkommen würde. Ringsum ward Avenio mit einer Mauer umgeben, so daß keine Zufuhr mehr möglich war; alsdann begann das Werk der Mauerbrecher und großen Wurfgeschosse. Nachdem eine Lücke gebrochen war, drangen die Franken stürmend in die Stadt, die sogleich von allen Seiten in Flammen stand. Die wenigen, die das Schwert verschonte, wurden gefangen hinweggeführt. Aber damit war Karl nicht zufrieden, sondern er ging über die Rhône, um seine Waffen auch gegen Narbonne ins Reich der Mauren zu tragen.

Auch Narbonne ward mit einer ungeheuren Mauer umgeben, um ihr allen Zusammenhang mit dem Lande abzuschneiden; aber hier war die Macht der Mauren mehr in der Nähe und sie beschlossen ihre wichtigste Stadt nördlich der Pyrenäen nicht im Stiche zu lassen. Amormach führte ein gewaltiges Heer heran; allein Karl wollte dies nicht erwarten. Er ließ einen Teil seines Heeres im Lager vor Narbonne, so daß er die Stadt noch immer umschlossen hielt und rückte mit dem andern dem nahenden Feinde entgegen. Er traf sie am Flusse Birra im Tale Corbaria unfern von dem Orte, wo dreihundert Jahre früher Ataulf der Westgotenkönig sich einen Palast gegründet hatte. Sofort begann der Kampf. Es war aber ein anderer, als der bei Tours; denn damals ging vor dem arabischen Heere der Schrecken der Unüberwindlichkeit einher, hier dagegen fühlten und wußten die Franken sich schon vorher auf der Bahn des Sieges. Amormach, der Feldherr der Mauren, fiel und alsbald wandten sich die Araber zur Flucht. Das Schlachtfeld

lag unfern vom Meere, und dahin eilten die Araber dem Laufe der Birra nach, um sich in die Schiffe zu stürzen und so zu entkommen. Aber die Franken kamen nach, zerstörten viele Schiffe und nahmen die Mauren haufenweis gefangen. Viele Schätze wurden erbeutet und großer Jubel herrschte im fränkischen Lande; denn von da an verschwand alle Furcht vor den gefährlichen Nachbarn. Auch Narbonne mußte sich ergeben; allein Karl befürchtete doch das Land Septimanien auf die Dauer nicht behaupten zu können und ließ deshalb alle festen Städte in demselben zerstören. Dies geschah i. J. 738.

Die Beschirmung Europas gegen die Araber war die hauptsächlichste Tat des tapferen Karl Martell. Dennoch liebten ihn die Geistlichen nicht; denn in der allgemeinen Not des Vaterlandes hatte Karl die Kirchengüter nicht geschont und manche von ihnen für die Zwecke des Krieges an sich gezogen und verkauft. Daher entstanden nicht lange nachher in den Klöstern allerlei Legenden, und Mönche wollten den gewaltigen Hausmeier für seine Taten in der Hölle gesehen haben. Bevor Karl starb im Jahre 741 teilte er das Reich unter seine beiden Söhne Pippin und Karlmann; denn obwohl er nicht König, sondern nur Hausmeier oder Reichsverwalter war, so kümmerte weder er, noch das Volk sich um den eigentlichen König. Karlmann sollte Austrasien (das ist Ostfranken), Schwaben und Thüringen, Pippin sollte Neustrien (Westfranken), Burgund und den südlichen Teil des jetzigen Frankreichs regieren.

48. Ogbilo der Bayernherzog.

Die Herzöge von Bayern gehorchten nur sehr ungern den fränkischen Königen und suchten immer sich wieder unabhängig zu machen. Als der große ostgotische König

Theoderich seine Macht weithin über die Länder ausdehnte, hatten auch die Bayern ihm gehorcht; aber nach dem Verfall des ostgotischen Reiches, als die Langobarden Italien einnahmen, hatten sie ihre Selbständigkeit bewahrt unter dem Hause der Agilolfinger, aus deren Geschlechte auch die berühmte Theudelinde war, die einst Autari mit sich ins Langobardenreich geführt hatte. Mit den Langobarden unterhielten die Bayern immerwährend Freundschaft. Hernach aber wurden sie mit dem Frankenreiche vereinigt und diesem suchten sie sich immer wieder zu entziehen.

Namentlich hatte dies Bestreben Ogdilo, der die Hiltrude, eine Tochter von Karl Martell, die Schwester Pippins und Karlmanns, zur Gemahlin genommen hatte, als sie zu ihm geflüchtet war. Darum zogen die beiden Brüder mit großen Haufen gegen ihn heran kamen an den Fluß Lech und schlugen in der Ebene dieses Flusses ihr Lager auf. Ihnen gegenüber lagerten die Bayern, verstärkt durch Alemannen, Sachsen, Slaven, die ihnen als Söldner dienten. Beide Heere lagen sich so fünfzehn Tage gegenüber; denn der Fluß war fast nicht zu überschreiten wegen des sumpfigen Bodens an seinen Ufern, und noch dazu hatte Ogdilo einen starken Wall zwischen sich und den Feinden aufwerfen lassen. Von diesem sicheren Orte aus höhnten die Bayern das fränkische Heer, bis dieses zornig wurde und einmal in der Nacht versuchte, die Moräste an den Stellen zu überschreiten, wo sonst auch Fuhrwerke hinübergeschafft wurden. Dies gelang. Pippin und Karlmann teilten ihr Heer in mehrere Scharen und stürzten so über die Bayern her, als diese nichts Böses ahnten. Ogdilo floh und entrann kaum mit wenigen Begleitern bis an den Inn, während Pippin und Karlmann das Land durchzogen und überall sich Unterwerfung geloben ließen.

In diesem Treffen fingen Pippin und Karlmann auch

den Priester Sergius, den angeblichen Abgesandten des Papstes Zacharias. Sergius hatte mit Ogdilo gehalten und war am Tage vor der Schlacht zu Pippin und Karlmann gekommen und hatte wie im Auftrage des Papstes ihnen anbefohlen, aus den Grenzen der Bayern zu weichen. Als nun der Sieg errungen war, ward Sergius zugleich mit Gauzebald, dem Bischofe von Regensburg, vor die Fürsten gebracht. Da sprach Pippin ganz gelassen zu Sergius: „Mein lieber Sergius, jetzt erkennen wir die Wahrheit, daß du dich nicht als einen Abgesandten des heiligen Petrus bewährst; denn du hast uns gestern gesagt, daß du ein apostolischer Mann wärest und im Auftrage des heiligen Petrus selbst und des Papstes uns verbötest, die Bayern zur Rechenschaft zu ziehen. Aber wir sagen dir, daß weder der heilige Petrus noch der Papst irgend etwas mit deiner Aussage gemein hatte; denn wenn in Wahrheit dem heiligen Petrus unsere Sache unrecht erschienen wäre, so hätte er uns im heutigen Treffen keinen Beistand geleistet. Jetzt aber kannst du sicher und gewiß sein, daß durch die Fürbitte des heiligen Petrus, des Fürsten der Apostel, und nach der Entscheidung Gottes, der wir kein Bedenken trugen uns zu unterstellen, das bayerische Land und das bayerische Volk zum Frankenreiche gehören."

49. Karlmann geht ins Kloster.

Nachdem Karlmann mit seinem Bruder Pippin durch manche Tat seinen Namen den Feinden furchtbar gemacht hatte, wurde er des kriegerischen Lebens überdrüssig und beschloß, in der ruhigen Einsamkeit eines Klosters ein beschauliches Leben zu führen. Darum reiste er mit großen Geschenken nach Rom zum Papste Zacharias und bat ihn um Rat, was er tun sollte. Der Papst bestärkte ihn in seinem Entschlusse und riet ihm, nach dem Berge Cassinus (monte

Cassino) in das Kloster zu gehen, welches dort vor zweihundert Jahren der heilige Benedikt gestiftet hatte. Dahin zog Karlmann und nachdem er einige Zeit dort verweilt hatte, legte er das Gelübde des klösterlichen Lebens ab und erbaute sich dann selbst ein Kloster am Berge Sorakte. Aber er blieb nicht lange in diesem Kloster, sondern kehrte zurück zum Berge Cassinus und wurde dort Mönch bei den Benediktinern. Dabei soll sich folgendes zugetragen haben.

Als er noch in dem Kloster verweilte, welches er selbst sich erbaut hatte, kamen häufig Fremde dahin und wünschten, ihn zu sehen, weil sie sich nicht genug wundern konnten, daß der Herrscher eines so mächtigen Reiches freiwillig alle Güter der Erde hintansetzte, um in stiller Einsamkeit ein ruhiges und ungetrübtes Leben zu führen. Diese Besuche wurden aber Karlmann bald lästig und er dachte darüber nach, wie er sich ihnen entziehen könnte. Er vertraute sich nur einem Gefährten an, den er von Jugend auf als treu erprobt hatte, und verließ mit ihm mitten in der Nacht und allen unbekannt das Kloster am Berge Sorakte und begab sich zum Berge Cassinus. Sie nahmen nichts mit sich, als was für den Körper durchaus notwendig war. Beim Kloster angekommen, klopfte er ans Tor und bat um ein Gespräch mit dem Vorsteher des Klosters. Vor diesem warf sich Karlmann zur Erde und sagte, daß er ein Mörder sei, der mit allen Verbrechen sein Gewissen beladen hätte, und bat ihn um Aufnahme und einen Platz, wo er seine Frevel gegen die Menschheit bereuen könnte. Der Pater kannte ihn nicht, merkte aber an seiner Sprache, daß er ein Fremder wäre, und fragte ihn darum nach seiner Heimat und seinem Geschlechte. Karlmann erwiderte ihm, daß er ein Franke und aus diesem Lande um seiner Freveltat willen her geflohen wäre; er wolle aber gern sein Vaterland verschmerzen, wenn er sich dafür mit Gott versöhnen könnte.

Sein geistlicher Vater nahm ihn auf mit seinem Gefährten und wies ihm eine Zelle an, in welcher er während des Prüfungsjahres der Benediktinerregel gemäß leben sollte, und er hielt ihn um so strenger, weil der Novize aus dem fremden Frankenlande war. Aber Karlmann bewährte sich und ward nach einem Jahre in die Brüderschaft des Ordens aufgenommen und lebte fortan untadelig nach der Regel des heiligen Benedikt. Es geschah aber auch, daß er nach der Sitte allwöchentlich in der Küche des Klosters Dienste tun mußte. Er tat es zwar gern, aber er verstieß gar oft gegen die Gebräuche. Als er einstmals ein Versehen beging, versetzte ihm der Koch, welcher trunken war, einen Stoß und sprach zornig zu ihm: „Willst du so deinen Brüdern dienen?“ Karlmann entgegnete ruhig und mild: „Möge dir das Gott vergeben, wie es dir dein Bruder Karlmann vergibt.“ Bis dahin aber hatte er noch niemals seinen Namen genannt, aus Furcht daß er erkannt würde. Einige Zeit nachher machte er abermals ein Versehen und wiederum stieß ihn der Koch; aber auch da blieb Karlmann ruhig und gelassen. Als es aber nicht lange darauf zum dritten Male geschah, konnte sich der Gefährte Karlmanns, welcher noch bei ihm im Kloster war, nicht länger halten. Er ergriff den Reiber, mit welchem das Brot für das Essen der Mönche zerrieben wurde, und schleuderte dies Gerät mit aller Kraft gegen den Koch, indem er sprach: „Möge dir weder Gott vergeben, elender Sklav, noch Karlmann!“

Als die Brüder dies vernahmen, wurden sie sehr erzürnt, daß ein fränkischer Mann, den sie nur aus Mitleid aufgenommen hätten, sich solches herausnehmen und den Koch bestrafen wollte. Sie schlossen ihn sogleich in seine Zelle ein, damit am folgenden Tage über ihn Gericht gehalten werden sollte. Als am folgenden Tage alle Brüder sich versammelt hatten, ward er geholt und gefragt, wie er sich habe unter-

stehen können, seine Hand an einen dienenden Bruder zu legen. Er antwortete: „Das habe ich getan, weil ich es nicht länger ertragen konnte zuzusehen, wie ein elender Sklav den besten und edelsten Menschen, den ich auf der Erde kenne, mit Schmähworten überhäufte und ihn zu stoßen wagte.“ Da wurden die Mönche noch zorniger, daß der Angeklagte einen fern hergekommenen Mann ihnen allen vorzuziehen wagte, und fragten ihn spöttisch, wer denn jener wäre, der sie an Güte nnd edler Herkunft alle so sehr überträfe, da er doch wenigstens den Vorsteher des Klosters hätte ausnehmen müssen. Da war Karlmanns Gefährte gezwungen, den Namen zu nennen, und wollte ihn auch gar nicht mehr zu verhehlen suchen. Darum sprach er: „Es ist Karlmann, einst der Herrscher der Franken, der die Herrschaft und den Ruhm der Welt verachtet hat, um seiner Seele zu leben, und er ist so weit von seiner irdischen Höhe herabgestiegen, daß einer der niedrigsten Menschen nicht bloß ihn mit Schimpfworten anfährt, sondern auch seine Hand gegen ihn zu erheben sich erdreistet.“

Als die Mönche dies vernahmen, warfen sie sich Karlmann zu Füßen und baten ihn um Verzeihung, daß sie ihn so geringfügig behandelt hätten. Aber auch Karlmann bat mit Tränen, die Aussage seines Freundes nicht für wahr zu halten; denn er wäre nicht Karlmann, sondern ein Sünder und Mörder, und nur aus Furcht habe sein Freund dies von ihm gesagt. Aber es half ihm nichts; die Nachforschungen der Mönche zeigten ihnen bald, daß es die Wahrheit war. Karlmann blieb noch ferner bei ihnen und ward immer hochgeehrt.

50. Die letzten Könige aus dem merovingischen Stamm.

Das Geschlecht der Könige aus dem merovingischen Stamme dauerte bis auf Childerich; aber es hatte nur den

Schein, daß er der letzte war; denn in Wirklichkeit hatten die letzten Könige nichts als diesen Namen. Denn sowohl alle Schätze als alle Macht waren in der Hand des Major Domus oder Hausmeiers. Dem Könige stand zuletzt nichts mehr zu, als daß er zufrieden mit dem königlichen Namen, mit wallendem Haar und langgewachsenem Barte auf seinem Stuhle saß und sich anstellte, als ob er König wäre. Er hörte die Gesandten an, woher sie auch kamen, und erteilte ihnen, wenn sie schieden, die Antworten, welche ihm der Hausmeier vorgesagt hatte. Was ihm so befohlen war, redete der König wie aus seiner eigenen Macht, da er doch außer dem leeren königlichen Namen und einem geringen Einkommen, welches ihm der Hausmeier nach seinem eigenen Ermessen zuteilte, nichts besaß, als ein Landgut von mäßigem Ertrage. Auf diesem Landgute hatte er ein Haus und einige wenige Sklaven, die ihn bedienten. Wohin er sich begab, fuhr er auf einem Wagen, der mit Ochsen bespannt war, und diese Ochsen trieb er nach ländlicher Sitte mit einem Ochsenstachel an. So kam er in seinen Palast, so auch in die große Volksversammlung, welche nach alter Sitte jährlich am ersten Mai gehalten ward. Dann führte er den Vorsitz vor dem ganzen Volke, begrüßte es und wurde wieder begrüßt, und wenn die Verhandlungen beendigt waren, fuhr er auch so wieder nach Hause und wohnte dort, bis wiederum der Mai herankam. Die Verwaltung des Reiches und alles, was nach außen und nach innen zu tun war, besorgte der Hausmeier.

Als Childerich König war, führte dies Hausmeieramt Pippin, der es schon durch Erbrecht überkommen hatte. Dieser schickte den Bischof Burchard von Würzburg und den Abt Fulrad von St. Denis nach Rom zum Papste Zacharias und ließ fragen, ob derjenige König sein müßte, welcher müssiger Ruhe hingegeben nur dem Namen nach König wäre, oder ob derjenige, auf dessen Schultern die Last der Regierung

ruhte, auch den Namen König tragen müßte. Darauf antwortete der Papst, demjenigen käme auch der Name König zu, welcher die Zügel der Regierung in Händen hielte; indes dürfte die Ordnung im fränkischen Reiche dadurch nicht gestört werden. Da ließ Pippin dem Könige Childerich seine langen Haare abschneiden und brachte ihn und seine Söhne ins Kloster, und die gallischen Bischöfe salbten Pippin als neuen König in Gegenwart des Erzbischofs Bonifatius von Mainz und des Bischofs Chrodegang von Metz.

Diese Handlung Pippins war äußerst wichtig und zwar nicht bloß darum, weil dadurch das tatkräftige Haus der Karolinger auf den Thron kam und für lange Jahre die Geschicke Europas lenkte, sondern auch darum, weil dadurch das Ansehen des Papstes eine unendlich weite Ausdehnung erhielt. Denn nachher ward die Ansicht geltend, daß der Papst Zacharias die Krone des fränkischen Reichs verschenkt, und Pippin sie auf seinen Befehl angenommen hätte. Noch mehr wurde diese Ansicht befestigt, als im Jahre 800 Papst Leo III. dem Sohne Pippins, dem mächtigen Karl, die Kaiserkrone aufsetzte.

51. Die Kraft Pippins.

Als der König Pippin einmal erfuhr, daß die Großen seines Reichs ihn um seiner kleinen Gestalt willen heimlich verhöhnten, befahl er, als sie alle zusammen waren, daß man einen wilden, ungezähmten Stier herbeibringen und einen starken Löwen auf dieses Tier loslassen sollte. Der Löwe stürzte sich mit heftigem Sprunge auf den Stier, faßte ihn beim Nacken und warf ihn so zu Boden. Als die Tiere übereinander lagen, wandte sich der König zu den umstehenden Höflingen und sprach: „Reißt jetzt den Löwen hinweg von dem Stier, oder tötet ihn auf dem Stiere! Wer wagt es von euch?“ Sie sahen einander stumm und betreten an

und waren erstarrt vor Schreck über eine solche Zumutung, bis zuletzt einzelne von ihnen herzumurmeln wagten: „Herr, es ist kein Mensch auf der Erde, der solches zu versuchen sich getraute."

Pippin erwiderte nichts, sondern stieg schweigend von seinem Thronsessel und trat in die Schranken. Er zog sein Schwert aus der Scheide und trennte mit einem Streiche den Nacken des Löwen von seinen Schultern und wiederum mit einem Streiche den Kopf des Stieres von den Schultern. Alsdann steckte er sein Schwert wieder in die Scheide, schritt ruhig wieder zu seinem Thronsessel und setzte sich darauf. Dann aber wandte er sich zu seinen Höflingen mit den Worten: „Scheint es euch nun, daß ich doch wohl euer Herr sein kann?" Diese aber fielen wie vom Blitze getroffen zur Erde nieder und sprachen: „Nur ein Unsinniger würde es wagen, deine Herrschaft über die Menschen anzutasten." Hinfort wagte es keiner mehr über die Gestalt des Frankenkönigs zu sprechen oder gar zu spotten.

52. Pippin und Papst Stephan.

Ein Jahr war verflossen, nachdem Papst Zacharias durch jene ausweichende Antwort dem Herrschergelüste Pippins Vorschub geleistet hatte, da gedachte seinerseits auch der Nachfolger des Zacharias, Papst Stephan, die Freundschaft des Frankenkönigs zu nutzen. Das Reich der Langobarden trennte ihn von Pippin, die langobardischen Könige bedrängten die Päpste fort und fort und wollten ihre weltliche Macht nicht anerkennen. Namentlich lag die Hand Aistulphs schwer auf Stephan. In dieser Not beschloß Stephan, Pippin selbst um Hilfe anzuflehen. Er machte sich auf den Weg und pilgerte, von wenigen Getreuen begleitet, zum Könige Pippin in das Frankenland.

Pippin hatte gerade mit Feuer und Schwert im Sachsen-

lande gehauſt und durch die völlige Verheerung ihrer Felder von ihnen erlangt, daß ſie ihm dreihundert Pferde zum Tribut geben und zulaſſen wollten, daß fränkiſche Prieſter ihnen das Chriſtentum predigten (vgl. Sachſen, Nr. 9). Von dieſem Zuge war Pippin heimgekehrt und ſaß in ſeiner Burg zu Diedenhofen an der Moſel, als er die Nachricht vernahm, daß Papſt Stephan zu ihm kommen wollte. Alsbald ſendete er ihm ſeinen erſtgebornen Sohn Karl entgegen, der den Papſt nach Diedenhofen geleiten ſollte. Dieſer kam mit vielen Geſchenken und bot ſie dem Frankenkönige und ſeinen Großen an. Am folgenden Tage aber kam er daher und hatte Aſche auf ſeinem Haupte und war bekleidet mit einem härenen Gewande. So warf er ſich Pippin zu Füßen und bat ihn um der Barmherzigkeit Gottes willen, daß er ihn ſchützen möchte gegen die Langobarden. Nicht eher wollte der Papſt wieder vom Boden aufſtehen, als bis ihm Pippin die Hand reichte und mit ſeinen Söhnen ihn aufhob. Alsdann brachte ihn Pippin ins Kloſter des heiligen Dionyſius (St. Denis), und dort verweilte der Papſt den ganzen Winter hindurch.

Im Frühling des nächſten Jahres führte der Papſt endlich das aus, was Pippin als Gegenleiſtung für die Hilfe gegen die Langobarden vom Papſte verlangte. Er ſalbte Pippin feierlich zum Könige der Franken, obwohl er ſchon vorher von den galliſchen Biſchöfen zum König geſalbt worden war, und dasſelbe tat er mit den Söhnen desſelben, mit Karl und Karlmann.

Alsdann beſchloß Pippin, den Kriegszug wider die Langobarden zu unternehmen. Als Aiſtulph dieſe Nachricht vernahm, gebot er dem Bruder des Frankenkönigs, der als Mönch in einem Kloſter ſeines Landes weilte, er ſollte Pippin entgegengehen und ihm abraten von dieſem Zuge und ihm ſagen, wie der Papſt ſich eine Macht anmaße, die ihm nicht

gebühre. Doch vergebens, Pippins Vorteil war ein enges und treues Bündnis mit dem Papste. Karlmann richtete nichts aus und starb auf dieser Reise. Pippin aber unternahm den Zug und zwang Aistulph, den Papst in Frieden zu lassen, und sicherte dem Papste ein eigenes Besitztum durch große Schenkungen. Aber sobald er weggezogen war, brach die Feindschaft wieder aus, die nur aufhören konnte mit dem Untergange des Langobardenkönigs. Dieses Ende führte endlich Pippins Sohn Karl herbei, der Desiderius, den Nachfolger Aistulphs, bezwang, ihm die Haare abschnitt und in ein Kloster steckte. (Vergl. die Geschichten der Langobarden Nr. 36.)

Pippin herrschte kraftvoll und gewaltig bis zum Jahre 768 und hinterließ das Reich seinen beiden Söhnen, Karl und Karlmann, die es mit vereinter Kraft regieren sollten.

Doch bevor wir die Geschichten derselben erzählen, müssen wir uns mit demjenigen Volke beschäftigen, welches über dreißig Jahre lang den ungleichen Kampf gegen die Übermacht des gewaltigen Frankenkönigs bestand, den Sachsen im Nordwesten des jetzigen Deutschlands.

Sachsen.

1. Die Abstammung der Sachsen.

Vorbemerkung. Es bedarf wohl kaum der Erinnerung, daß unter diesen Sachsen bloß die echten ursprünglichen Sachsen im nordwestlichen Deutschland gemeint sind. Die heutigen sogenannten Sachsen erhielten diesen Namen erst seit 1423, eben so wenig mit Recht, wie die Hessen von 1806—1813 mit zu den Westfalen gerechnet wurden.

Bei den alten Sachsen selbst herrschte folgende Sage über ihre Abstammung. Ehe sie von Osten her nach Westen kamen, waren sie in Alexanders Heer gewesen und dieser hatte mit ihrer Hilfe die Welt bezwungen. Als aber Alexander starb, wollten sie in dem Lande nicht bleiben, weil die andern Völker sie haßten; darum schifften sie auf dreihundert Kielen (Schiffen) von dort nach Westen zu. Diese Schiffe gingen unter bis auf vierundfünfzig; von diesen kamen achtzehn nach Preußen, und die Mannschaft derselben besaß dort das Land, zwölf kamen in das Land der Rugier und vierundzwanzig kamen in das eigentliche Sachsenland. Sie schlugen die Thüringer und vertrieben sie; aber es waren der Sachsen nicht so viele, daß sie den Acker bauen konnten, darum

ließen sie die Bauern wohnen auf dem Lande und ließen ihnen die Äcker zu solchem Rechte, als noch die Lassen (Leute) haben.

So dachten sich also die Sachsen selbst ihre Abstammung, daß sie von Osten her gekommen wären, und auch nur diese Wahrheit halten wir in dieser Sage fest. Leider aber sind uns, wie bei den andern deutschen Stämmen, so auch bei den Sachsen alle alten Lieder verklungen, die uns die Geschichte ihres Stammes hätten aufbewahren mögen. In neuester Zeit hat Jacob Grimm die Behauptung aufgestellt, daß Sachsen und Cherusker gleichbedeutend seien, und das also der Ruhm Armins und der Cherusker, welche im Jahre 9 nach Christo in den Schluchten des Teutoburger Waldes die Römer vernichteten, auf das sächsische Volk zurückstrahle. Er begründet dies hauptsächlich aus der Einerleiheit des Namens. Der Name Sachsen leitet auf sahs, das Schwert, oder vielmehr auf den Schwertgott Saxnot, und ebenso leitet Cherusk auf ein Wort, welches Schwert und einen Gott des Schwertes bezeichnet. Im Gotischen heißt dies Wort hairus (sprich herus), altsächsisch heru, und cheru hat davon nur die Abweichung, daß es fränkisch geschrieben ist, denn die Franken bedienten sich gern der Kehllaute. Da sahs und heru gleichbedeutend sind, so müssen es auch die davon abgeleiteten Namen sein. Es wäre wunderbar, wo die Cherusker geblieben sein sollten, die doch ganz dasselbe Land einnahmen, in welchem wir später die Sachsen finden. —

Wir haben aber noch außerdem eine alte Sage von der Ankunft der Sachsen im Lande Hadeln. Diese will ich jetzt erzählen nach der Aufzeichnung, welche sie im Kloster Corvey an der Weser durch einen Mönch, namens Widukind, erfahren hat. Wie sich diese Sage so gestaltet haben mag, ist uns nicht bekannt; einige meinen, daß die Landung der

Angelsachsen in England und was sich da begab, auf die Verhältnisse der Sachsen mit den Thüringen übertragen sei.

2. Sage von dem Kampfe der Sachsen mit den Thüringern.

Woher einmal die Sachsen ihren Ursprung genommen haben, wissen wir nicht; aber auf Schiffen sollen sie gekommen und zuerst im Lande Hadeln ausgestiegen sein. Nicht fern von da wohnten aber die Thüringer. Diese wollten es nicht dulden, daß die Sachsen sich dort niederließen und zogen wider sie aus. Allein die Sachsen leisteten tapferen Widerstand, und nachdem schon viele von beiden Seiten gefallen waren, kamen sie überein Frieden zu machen. Den Sachsen sollte es darnach gestattet sein, Lebensmittel zu kaufen und zu verkaufen; aber sie sollten nicht rauben und plündern. Das versprachen die Sachsen, und so dauerte der Friede viele Tage. Als aber den Sachsen das Geld ausging und sie nicht mehr kaufen konnten, schien ihnen der Friede drückend und lästig zu sein, und sie hätten sich gern wieder seiner entledigt.

In dieser Zeit geschah es, daß ein sächsischer Jüngling ausging, mit einer goldenen Kette um den Hals und goldenen Armbändern geschmückt. Da begegnete ihm ein Thüringer und fragte: „Was willst du mit so vielem Golde um deinen hungrigen Hals?“ Der Sachse erwiderte: „Ich suche einen Käufer; denn ich besitze nichts mehr, als dies Gold, und was soll ich mich mit Gold schmücken, wenn ich Hunger leiden muß.“ Der Thüringer erkundigte sich darauf nach der Beschaffenheit des Goldes und nach dem Gewichte und fragte nach dem Preis. Der Sachse entgegnete: „Ich mache keine Schwierigkeit; ich nehme gern an, was du mir nur geben willst.“ Darüber lachte der Thüringer und sagte: „Wie nun, wenn ich dir einen Sack mit Sand anfüllte?“ Es war nämlich gerade da ein dürrer Sandboden. Ohne zu zaudern

öffnete der Sachse seinen Sack und ließ sich Sand hineingeben, übergab dann dem Thüringer sein Gold, und beide trennten sich zufrieden mit dem Kaufe. Die Thüringer lobten ihren Landsmann sehr, daß er den dummen Sachsen so angeführt habe, und priesen seinen so leicht erworbenen Reichtum. Sie waren ihres Erfolges sicher und spotteten über die Sachsen, die sich so um alle Habe bringen ließen.

Seines Goldes ledig, aber dafür mit einem Sacke voll Sand beladen, kehrte der Sachse zu den Seinen zurück. Seine Gefährten liefen ihm entgegen und fragten ihn, was er hätte; als sie seinen Sack sahen, verhöhnten ihn die einen, die andern beschuldigten ihn hart; alle aber kamen darin überein, daß er sehr dumm gehandelt hätte. Aber er gebot ihnen Schweigen und sprach dann: „Folgt mir, meine Landsleute, und seht, wie meine Torheit nützlich für euch ist.“ Da er so zuversichtlich sprach, folgten sie ihm als ihrem Führer, aber zweifelhaft und ungläubig. Er ging voran und streute seinen Sand so dünn wie nur möglich über die benachbarten Felder und gewann so den Raum zu einem Lager. Die Sachsen nahmen dies sogleich in Besitz und befestigten es.

Als das die Thüringer vernahmen, wurden sie sehr unwillig; sie schickten Boten hin und beklagten sich über Friedensbruch von seiten der Sachsen. Diese aber erwiderten, sie wären dem Frieden treu geblieben, sie wollten aber das für ihr Gold gekaufte Land in Ruhe behalten, oder sie würden es mit den Waffen zu verteidigen wissen. Als die Thüringer diese Antwort vernahmen, verwünschten sie das sächsische Gold und schalten heftig auf ihren Landsmann, welchen sie früher um seines leichten Erwerbs willen so sehr gelobt hatten. Von Zorn entbrannt, stürzten sie dann nicht in ordentlicher Schlachtreihe, sondern wild durcheinander auf das Lager der Sachsen los; aber die Sachsen empfingen sie kaltblütig und ruhig und töteten eine große Zahl. Sie behaupteten auch schon die um-

liegende Gegend, so daß die Thüringer sich gezwungen sahen, Gesandte zu schicken und wegen des Friedens zu unterhandeln. Diese verabredeten mit den Sachsen, daß beide Völkerstämme ohne Wehr und Waffen an einem bestimmten Tage zusammenkommen sollten, um sich wegen des Friedens zu besprechen. Die Sachsen bedienten sich damals langer Messer, wie sie auch andere verwandte Völkerstämme, z. B. die Angeln, immer bei sich zu führen pflegten. Diese Messer hielten sie unterm Mantel verborgen, als sie mit den Thüringern an dem verabredeten Orte zusammenkamen. Als sie nun sahen, daß die Thüringer unbewaffnet waren, fielen sie über die Arglosen her und töteten alle, daß nicht einer übrig blieb. Das Gerücht dieser Tat erscholl ringsumher, und alle benachbarten Völker fürchteten sich vor den Sachsen.

Einige behaupten auch, daß die Sachsen von dieser Tat den Namen erhalten haben; denn ein langes Messer hieß bei ihnen Sahs, und danach seien sie Sachsen genannt.

In dieser Sage ist wahrscheinlich das geschichtlich, daß die Sachsen die Thüringer zurückgedrängt haben. Auch die nun folgenden Sagen, die ebenfalls der Mönch von Corvey erzählt, betreffen diesen Kampf der Sachsen mit den Thüringern, indem die Sachsen sich mit den Franken dazu verbinden. Aber die Begebenheit des Kampfes der Franken und Thüringer ist geschichtlich (vergl. Nr. 21. unter den fränkischen Geschichten), nur sind bei den Sachsen die Begebenheiten etwas verändert und manche und sicherlich uralte Züge mit diesen Sagen verbunden.

3. Sächsische Sagen von Dieterich, Irminfried und Iring.

Als der Frankenkönig Hugo starb, hinterließ er keinen andern Erben seines Reiches, als eine Tochter Amalberga,

welche Irminfried, den König der Thüringer, geheiratet hatte. Die Franken aber, welche von Hugo sehr gütig behandelt waren, wollten bei seinem Stamme bleiben, und wählten aus Anhänglichkeit seinen Sohn Dieterich, den Halbbruder der Amalberga, der als nicht ehelicher Sohn nach den bestehenden Gesetzen keinen Anspruch auf die Königswürde hatte. Dieterich schickte sogleich Boten an den Irminfried, um Frieden und Eintracht zwischen ihnen zu befestigen. Der Gesandte sprach: „Mein Herr Dieterich sendet mich zu dir, und wünscht dir gegenüber nicht in dem Verhältnis eines Herrn dazustehen, wie sein Vater Hugo, sondern als Freund und Verwandter. Nur bittet er dich, daß du die alte Freundschaft mit dem Frankenvolke nicht aufhebst, darum weil sie sich selbst einen König nach ihrer Wahl gesetzt haben.“ Darauf erwiderte Irminfried, wie es seiner königlichen Würde zukam, daß er die Volksbeschlüsse der Franken billigte und fernerhin mit ihnen den Frieden bewahren wollte, dessen auch sein Volk bedürfte, daß er aber, was sein Reich anbeträfe, seine Antwort verschieben müsse, bis seine Freunde alle versammelt wären.

Als die Königin das vernahm, daß ein Gesandter von ihrem Bruder gekommen wäre und mit ihrem Gemahl über die Angelegenheiten des Reichs verhandelt hätte, ließ sie Iring zu sich kommen. Iring war ein starker, kühner Mann, schlau und scharfsinnig im Rate, beharrlich in dem, was er einmal unternommen hatte, und von leichter, gefälliger Rede, so daß Irminfried ihn um aller dieser Eigenschaften willen sehr lieb gewonnen hatte. Die Königin forderte nun von Iring, daß er dem Könige zureden sollte, es wäre nicht recht, wenn er sich das Reich nehmen ließe, welches ihm nach dem Erbrechte zukäme, weil sie ja eine Tochter des Königs und der Königin wäre; Dieterich aber wäre ein Sklave, weil seine Mutter auch eine Sklavin gewesen wäre, und es wäre schimpflich für

den König der Thüringer, jemals einem Sklaven die Hand zu reichen.

Als nun die Fürsten und die ersten Räte des Landes berufen waren, brachte Irminfried in der Versammlung die Worte des Gesandten vor, und jene rieten einstimmig, er möchte, wie er selbst auch wollte, dem Frieden und der Eintracht getreu bleiben; weil sie einen Andrang der Franken nicht aushalten könnten, zumal da sie von der andern Seite durch die Sachsen bedrängt würden. Nur Iring, wie er es der eigenwilligen Königin versprochen hatte, riet dem Irminfried, es stünde ihm nicht wohl an, dem Dieterich zu weichen; denn seine Sache wäre gerechter und sein Reich groß genug; in der Anzahl der Krieger, der Waffen und allem übrigen, was zum Kriege nötig wäre, sei nicht ein so großer Unterschied zwischen ihnen beiden. Die Worte Irings machten Eindruck auf Irminfried, und er erwiderte dem Gesandten, er wolle dem Dieterich seine Freundschaft und Verwandtschaft nicht versagen; er müsse sich aber sehr wundern, daß Dieterich eher der Herrschaft nachstrebe, als der Freiheit; er sei ja als Sklave geboren, und billigerweise könne doch ein Sklave nicht königliches Eigentum verlangen. Irminfried fügte hinzu, wie es ihm Iring geraten hatte, daß er seinem eigenen Sklaven, als welchen er den Dieterich mit Recht ansehen müsse, nicht die Hand reichen könnte.

Sehr bekümmert entgegnete ihm darauf der Gesandte: „Lieber wollte ich mein eigenes Haupt dir hingeben, als solche Worte hören, da ich ja weiß, daß sie nur durch vieles Blut der Franken und der Thüringer zu sühnen sind.“ Dann kehrte er zu seinem Könige zurück und verschwieg nichts von dem, was ihm aufgetragen war. Dieterich verbarg seinen Zorn hinter ein heiteres Gesicht und sprach: „So müssen wir uns ja wohl eiligst in Irminfrieds Knechtschaft begeben, damit wir nicht mit der Freiheit auch zugleich das Leben

verlieren." Aber er sammelte schnell ein starkes Heer und rückte mit diesem an die Grenzen des Thüringerlandes, wo sein Schwager ihn bei Runiberg*) bereits erwartete. Zwei Tage hindurch ward mit abwechselndem Glücke gekämpft, am dritten wich Irminfried besiegt zurück und kam auf der Flucht an den Ort Scithingi**), der an der Unstrode liegt.

Dieterich aber berief die Führer und die Vornehmsten seines Heeres zusammen und fragte sie um ihre Meinung, ob sie Irminfried verfolgen oder nach Hause zurückkehren sollten. Unter ihnen war einer, namens Waldrich, der sprach: „Ich halte es für besser, daß wir heimkehren, damit wir die Gefallenen begraben, die Verwundeten heilen und dann ein größeres Heer zusammenziehen; denn es sind viele von den Unsern gefallen, und wir andern sind allein nicht stark genug. Denn wenn alle diese umwohnenden Völkerschaften dem Irminfried gegen uns Beistand leisten, mit welcher Macht willst du dann siegen?" Dieterich hatte aber auch einen sehr klugen Sklaven bei sich, dessen Rat ihm schon oftmals viel genützt hatte. Auch diesen fragte er um seine Meinung und er sprach: „Ich halte dafür, daß bei allen ehrenhaften Unternehmungen die Beharrlichkeit das Schönste ist. So haben es auch unsere Vorfahren gehalten, welche von der einmal begonnenen Sache nicht wieder abließen, und doch ist ja unsere Mühe nicht mit der ihrigen zu vergleichen; denn sie mußten mit ihrer kleinen Mannschaft große Völkermassen besiegen. Das Land ist jetzt in unserer Gewalt; sollen wir nun zurückweichen und dadurch dem Feinde Gelegenheit geben, sich aufs neue zu kräftigen? Ja, wenn ich wüßte, daß unser Feind müßig liegen würde, so möchte ich selbst auch wohl heimkehren, um das Vaterland und die

*) jetzt Ronneberg, anderthalb Stunden südwestlich von Hannover.

**) jetzt Burg Scheidungen an der Unstrut.

Freunde wiederzusehen. Aber vielleicht bedürfen die Verwundeten unserer Hilfe? Mögen sie im Lager sich stärken, für den unverdrossenen Sinn ist die Arbeit die beste Erholung. Aber unser Heer ist sehr geschwächt durch den erlittenen Verlust? Allein sind denn die Feinde alle entkommen? Doch wahrlich wohl wenige; denn der Führer selbst hat sich wie in ein Versteck hinter die Mauern der Stadt verkrochen und wagt aus Furcht vor uns kaum den Himmel anzusehen. Freilich hat er Geld, für welches er die umherwohnenden Völkerschaften zum Kriege mieten kann, auch die Seinigen selbst sind freilich geschlagen, aber noch stark; allein durch unsere Entfernung schöpfen sie neue Kraft. Es schickt sich nicht für den Sieger, dem Besiegten den Kampfplatz zu überlassen. Auch wenn wir Besatzungen zurückließen, um die eingenommenen Städte zu behaupten, so würden wir sie durch unser Kommen und Gehen doch alle wieder verlieren."

Als der Sklave so gesprochen hatte, beschlossen Dieterich und alle jene ruhmgierigen Männer bei ihm, dazubleiben und Gesandte an die Sachsen zu schicken, welche seit langer Zeit mit den Thüringern verfeindet waren. Er versprach den Sachsen, wenn sie ihm hülfen, wollte er ihnen, im Fall sie siegten und Irminfried gefangen nähmen, das ganze Land der Thüringer zum ewigen Besitztum überlassen. Die Sachsen säumten nicht, sondern schickten neun Heerführer mit je tausend Mann. Diese Führer traten einer nach dem andern in das Lager des Dieterich, jeder von hundert der Seinigen umgeben, während die übrigen draußen blieben, und begrüßten auf diese Weise den Dieterich. Als dieser sie freundlich annahm, reichten sie sich gegenseitig die Rechte und dann erlaubte er ihnen zu reden. Sie sprachen: „Das Volk der Sachsen hat uns hergesandt, und wir sind bereit auszuführen, was du nur von uns forderst, entweder die Feinde zu besiegen oder zu sterben; denn du weißt, daß den Sachsen keine andere

Wahl bleibt: wenn sie nicht siegen können, so wollen sie sterben. Wir können ja den Freunden keine größere Gunst erzeigen, als daß wir um ihretwillen den Tod nicht scheuen und wir wünschen, daß du dieses an uns erfahren mögest."

Als sie so sprachen, verwunderten sich die Franken über diese an Leib und Geist gleich ausgezeichneten Männer, über die Haltung, die ihnen neu war, über die Waffen, über das um die Schulter wallende Haupthaar und besonders über die ruhige Beständigkeit. Die Sachsen waren bekleidet mit Mänteln, mit langen Speeren bewaffnet, durch kleine Schilde geschirmt und trugen lange Messer an der Seite. Einige der Franken sprachen auch, sie bedürften solcher Freunde nicht, es wäre ein ungezähmtes Volk, und wenn sie das dortige Land erst innehätten, so würden sie auch bald die Herrschaft der Franken vernichten. Dieterich aber dachte nur an den augenblicklichen Nutzen, nahm sie als seine Freunde an und gebot ihnen, sich für die Belagerung der Feste Irminfrieds vorzubereiten.

Deshalb maßen die Sachsen sich ein Lager ab südlich von der Stadt auf Wiesen, die an den Fluß stießen und am folgenden Tage ergriffen sie mit Sonnenaufgang die Waffen, berannten die Stadt und zündeten sie an. Als die Stadt fast genommen und ganz in Brand war, stellten sie dem östlichen Tore gegenüber ihre Schlachtreihe auf. Die Eingeschlossenen sahen die Schlachtreihe und da sie innerhalb der Feste aufs äußerste gebracht waren, stürzten sie kühn aus den Toren und geradezu auf ihre Gegener los. Nachdem die Wurfwaffen verschossen waren, ergriffen sie die Schwerter. Von beiden Seiten fielen eine große Anzahl; denn die Thüringer kämpften für ihr Vaterland, ihre Weiber und ihre Kinder und für ihr eigenes Leben, die Sachsen dagegen für den Ruhm und das neue Land, das sie erwerben wollten. Laut erscholl der Ruf der Männer, die sich gegenseitig ermunterten

der Klang der Waffen, das Stöhnen und Seufzen der Verwundeten und Sterbenden und der erbitterte Kampf währte den ganzen Tag. Als schon überall das blutige Würgen und Morden sich verbreitete, überall Geschrei erscholl und doch keine der beiden Schlachtreihen vom Kampfplatze weichen wollte, trennte sie die einbrechende Nacht. Von den Thüringern waren viele verwundet und getötet, von den Sachsen aber wurden sechstausend erschlagen gezählt.

Am Abend ward Iring von Irminfried mit einer demütigen Bitte und allen Schätzen zu Dieterich geschickt, um den Frieden zu erflehen und freiwillige Unterwerfung zu geloben. Iring trat heran und sprach: „Mich sendet der, welcher einst dein Verwandter war, jetzt dein Sklave ist. Er läßt dir sagen, daß, wenn du dich auch seiner nicht erbarmen wolltest, du doch wenigstens mit deiner eigenen Schwester und deinen Neffen Mitleid haben mögest, welche in großer Bedrängnis sind." Als er weinend die Worte gesprochen hatte, traten einige der Vornehmen, welche der Glanz des mitgebrachten Goldes verführte, mahnend herzu. Es ziemt sich der königlichen Milde, sprachen sie, solches Flehen nicht hinwegzustoßen. Auch sie müßten gedenken an die Veränderlichkeit der menschlichen Dinge und es wäre besser, den zu Treue und Freundschaft anzunehmen, der schon so besiegt und niedergeworfen wäre, daß er sich gar nicht wieder emporzurichten vermöchte, als jenes unbezähmbare und zu jeglicher Anstrengung abgehärtete Volk, von welchem die Franken nichts als Gefahr zu erwarten hätten. In dem kurz vorher vollendeten Kampfe hätte man ja sehen können, wie fest und unüberwindlich die Sachsen dastünden und darum wäre es besser, die Thüringer wieder anzunehmen und die Sachsen mit vereinten Kräften wieder zu verjagen.

Durch diese Reden ward Dieterich, obwohl wider seinen Willen bewogen und er versprach, am folgenden Tage seinen

Schwager wieder zu Gnaden anzunehmen und mit den Sachsen zu brechen. Als Iring diese Worte vernahm, warf er sich ihm zu Füßen und pries die königliche Milde. Darauf schickte er einen Boten an Irminfried, um ihn und die Thüringer durch diese angenehme Meldung zu beruhigen. Er selbst blieb im Lager der Franken, um bei allem, was vorfallen möchte, gleich bereit zu sein.

Als nun inzwischen die Stadt nach diesem Versprechen ganz ruhig geworden war, wagte es einer der Thüringer mit einem Habichte vors Tor hinauszugehen, um am Ufer der Unstrut zu jagen. Sobald er den Habicht losgelassen hatte, flog dieser hinüber an das andere Ufer und wurde dort gleich von einem der Sachsen ergriffen. Der Thüringer forderte seinen Vogel zurück, aber der Sachse weigerte sich dessen. Da sprach jener: „Gib ihn mir zurück, so will ich dir und deinen Freunden ein Geheimnis anvertrauen, das für euch großen Wert hat.“ Der Sachse entgegnete: „Unter dieser Bedingung sollst du ihn wieder haben.“ Nun erzählte der Thüringer: „Die Könige haben Frieden geschlossen und sind unter sich eins geworden, sie wollen euch morgen in euerm Lager überraschen und fangen und vielleicht auch töten.“ Der Sachse fragte wiederum: „Redest du das im Scherze oder im Ernste? —“ Darauf erwiderte der Thüringer: „Die zweite Stunde morgen wird dir zeigen, ob ich im Scherz oder im Ernste gesprochen habe. Darum rate ich euch, denkt an euer Heil und rettet euch durch die Flucht.“ Der Sachse ließ sogleich den Habicht fahren und berichtete seinen Freunden, was er vernommen hatte. Diese wurden ganz aufgebracht, konnten sich aber doch so schnell nicht einen, was sie nun zu tun hätten.

Im sächsischen Lager war damals unter den älteren Kriegsleuten ein schon ergrauter Mann, der aber nach Mut und Körperkraft noch im jugendlichen Alter zu stehen schien. Er

hieß Hathagat, wurde aber um seiner vielen guten Eigenschaften willen gewöhnlich der Vater genannt. Dieser ergriff das Heiligtum, welches die Sachsen mit sich führten, nämlich das Bild eines Löwen und einer Schlange mit einem fliegenden Adler darüber und um seinen Mut und seine Klugheit zu bezeugen und die Festigkeit seines Sinnes seinen Genossen darzulegen, sprach er: „Bis jetzt habe ich unter den Sachsen gelebt und bin unter ihnen alt und grau geworden, aber noch niemals habe ich einen Sachsen fliehen sehen und warum soll ich denn jetzt lernen, was ich noch nicht gelernt habe? Ich verstehe es zu kämpfen, aber nicht zu fliehen und kann es nicht; wenn das Geschick mir nicht ferner zu leben gestattet, so möchte ich wenigstens, was mir das Liebste wäre, mit meinen Freunden zusammen sterben. Als Beweise der Mannhaftigkeit, die wir von unsern Vätern ererbt haben, liegen hier um uns zerstreut die Leichen unserer Freunde, welche lieber sterben als besiegt werden, lieber ihre Seele, als einen Fußbreit Landes vor den Feinden aufgeben wollten. Aber wozu soll ich so lange zu euch von Todesverachtung reden? Laßt uns losbrechen gegen die, welche jetzt sich sicher wähnen, zum Gemetzel, nicht zum Kampfe; sie sind ermüdet von dem heutigen Treffen und wegen der Friedensverabredung ohne Besorgnis und deshalb auch wahrscheinlich ohne Wachen. Laßt uns herfallen über die Schlaftrunkenen, die nichts Böses ahnen, die Anstrengung ist gering und der Erfolg herrlich! Folgt mir als eurem Führer, und mein graues Haupt stelle ich euch zum Pfande, daß es geschehen wird, wie ich vorhergesagt habe.“

Diese Worte bestimmten die Sachsen in ihrem Entschlusse, sie verwandten noch einige Zeit darauf, sich etwas zu erfrischen, und mitten in der Nacht, wo der Schlaf am tiefsten ist, ergriffen sie dann auf ein gegebenes Zeichen ihre Waffen. Sie erstiegen die Mauern, die ohne alle Bewachung waren und

stürzten mit gewaltigem Geschrei in die Stadt. Die Thüringer suchten ihr Heil in der Flucht, die einen irrten wie Trunkene über die Mauern und die Straßen der Stadt umher, andere gerieten unter die Sachsen, indem sie dieselben für die Ihrigen hielten. Die Sachsen töteten alle erwachsenen Männer, die jüngeren bewahrten sie für die Knechtschaft auf. Es war eine schreckliche Nacht voll Geschrei, voll Gemetzel und Raub und kein ruhiger Ort in der ganzen Stadt, bis die Morgenröte aufging und den blutigen Sieg der Sachsen beleuchtete. Die Vollendung des Sieges wäre der Tod oder die Gefangenschaft des Königs Irminfried gewesen, aber es ergab sich, daß er mit Frau und Kindern entronnen war.

Als der Morgen anbrach, stellten die Sachsen am östlichen Tor einen Adler auf, erbauten einen Siegesaltar und verehrten dann ihre heimatlichen Götter nach der Sitte ihrer Väter. Der eine dieser Götter ist Irmin, der dem Namen nach mit dem Hermes der Griechen verwandt ist, aber in heldenmäßiger Rüstung erschien wie Herakles und nach Osten blickte. Wenn die Sachsen dagegen den Wodan darstellten, so gaben sie ihm keine Waffen. Das Wort Irmin brauchten übrigens die Sachsen zum Lobe und zum Tadel auch noch lange nachher, als sie schon Christen waren und die Bedeutung ihrer alten Götter längst vergessen hatten. Drei Tage hindurch verherrlichten sie so den Sieg, teilten die Beute und feierten das Leichenbegängnis der Gefallenen. Sie erhoben ihren Anführer in ihrem Lobe bis zum Himmel und sagten, daß ihm eine göttliche Wissenschaft der Weissagung innewohne und daß ihm allein der Sieg zuzuschreiben wäre. Dies geschah aber alles am letzten Tage des Septembermonats, die Feier dieses Tages blieb bis ins sechszehnte Jahrhundert.

Als dies geschehen war, kehrten die Sachsen zu Dieterich ins Lager zurück und wurden von ihm freundlich aufgenommen und um ihrer Tapferkeit willen gerühmt. Alsdann erhielten

sie das Land zum Lohne als ewiges Besitztum und wurden Freunde und Bundesgenossen der Franken genannt. Ihr erstes Geschäft war nun, die Stadt, welche sie während der Nacht möglichst vor Brand geschützt hatten, völlig wieder aufzubauen.

Aber dem Dieterich lag es schwer auf dem Herzen, daß Irminfried noch lebte, und deshalb ersann er eine List, ihn umzubringen. Er ließ ihn zu sich rufen und ging dann zu Iring, um diesen durch Geschenke und Ehrenstellen in seinem Reiche zu bewegen, daß er seinen ehemaligen König Irminfried tötete, so jedoch, daß niemand merken könnte, Dieterich selbst hätte dabei die Hand im Spiele gehabt. Iring weigerte sich lange, endlich ward er durch die trügerischen Versprechungen überwältigt und versprach den Plan auszuführen. Irminfried kam und warf sich dem Dieterich zu Füßen; aber Iring, der als Waffenträger des Königs Dieterich daneben stand, zog sein Schwert und tötete seinen Herrn, der am Boden lag. Sobald dies geschehen war, sprach der König Dieterich zu ihm: „Durch solche Greueltat bist du ein Abscheu aller Menschen geworden; darum weiche von uns, der Weg steht dir offen; denn wir wollen keinen Teil haben an deiner Freveltat.“ Iring erwiderte: „Mit Recht bin ich ein Abscheu aller Menschen geworden, weil ich mich durch deine trügerischen Versprechungen habe verleiten lassen; bevor ich jedoch von hier gehe, will ich die Schandtat sühnen und meinen Herrn rächen.“ Und wie er dastand mit noch entblößtem Schwerte, schlug er dem Dieterich die Todeswunde, faßte dann den Leichnam seines Herrn und legte ihn über denjenigen des Dieterich, damit doch wenigstens im Tode der die Oberhand hätte, der im Leben nicht hatte widerstehen können. Die Franken wollten herzubringen; allein Iring bahnte sich den Weg mit seinem Schwerte. Der Ruhm dieser Tat erscholl rings umher, und zur Verherrlichung des Iring wurde die Milchstraße am Himmel die Iringsstraße genannt.

4. Die Einteilung der Sachsen.

Die Sachsen lebten in dem neu eroberten Lande lange in Frieden und hatten zuerst Freundschaft mit den Franken. Ein Teil der eroberten Felder ward unter ihre Freunde und Freigelassenen, die mitgezogen waren, verteilt, die Überbleibsel des früheren Volkes erhielten auch einen kleinen Teil, von welchem sie Abgaben bezahlen mußten. Daher zerfällt auch das ganze Volk der Sachsen wie in drei Stämme, so auch in drei Stände außer demjenigen der Sklaven. Auch haben drei Fürsten die Anführung im Kriege und berufen deshalb zu bestimmten Zeiten den ganzen Heerbann der drei Stämme, welche der östliche Stamm, die Angrarier (Engern) und die Westfalen genannt werden. Wenn aber ein allgemeiner Krieg ausbricht, so wird ein Anführer durchs Los gewählt und ihm sind dann in der Leitung und Führung des Krieges alle untertan. Wenn der Krieg beendet ist, so lebt ein jeder wieder nach gleichem Recht und Gesetz, zufrieden mit seiner eigenen Macht. Am östlichen Ufer der Bode wohnen auch Sueven, welche damals sich dort niederließen, als ein Teil der Sachsen mit Alboin und den Langobarden nach Italien zog (vgl. Nr. 6. der Sachsen). Darum leben auch diese Sueven nach andern Gesetzen als die Sachsen. Später erfuhren aber die Sachsen von den Franken abwechselnd Freundschaft und Feindschaft, bis Karl der Große sie völlig unterwarf und mit dem großen fränkischen Reiche vereinigte.

Einige haben auch die Vermutung aufgestellt, daß fala so viel heiße wie Genosse und mit dem englischen fellow übereinstimme und daß dann die Westfalen die westlichen Genossen des sächsischen Stammes wären und die Ostfalen die östlichen und die Engern in ihrer Mitte lebten; doch das können wir nicht genau mehr wissen. Auch können wir nicht sicher bestimmen, wie weit die Grenzen dieser Stämme gegangen sind. Einige sagen, daß die Ems die Grenze ge-

wesen sei der Westfalen und Engern und daß die Engern von da bis an die Weser gewohnt hätten, der Strich aber von der Weser bis zur Elbe der Ostfalen Eigentum gewesen sei.

Zwar hatten alle drei Stämme der Sachsen Gemeinschaft untereinander und berieten sich alljährlich über das Wohl des ganzen Volkes zu Marklo an der Weser; aber sonst kümmerten sie sich nicht viel um einander, sondern meistens hatte jeder der drei Stämme Krieg oder Frieden, je nachdem er selbst wollte, und es sind uns nicht viele Fälle bekannt, daß sie zusammen gehandelt haben. Darum konnte sie auch Karl der Große nachher eher bezwingen, weil nicht das ganze Volk auf einmal gegen ihn in Waffen stand, sondern meist nur ein einzelner Teil.

5. Die Seeräuberei der Sachsen.

Die Sachsen, welche am Meere wohnten, waren in alten Zeiten gefürchtet wegen ihrer Seeräuberei. Von dieser und von ihren Schiffen macht uns ein Schriftsteller jener Zeit der Völkerwanderung folgende Beschreibung: So viele Ruderer du auf den gebogenen (d. h. sich in der Mitte senkenden) Myoparonen (Kaperschiffen) der Sachsen erblickst, so viele Erzseeräuber siehst du; denn alle ohne Ausnahme lehren und lernen den Seeraub. Deshalb möge sich jeder hüten, der zur See fährt; denn dieser Feind ist schrecklicher als irgend ein anderer. Er greift dich an, ohne daß du es erwartest und bist du doch auf seinen Angriff vorbereitet, so entweicht er zuweilen schnell wieder; oft aber verachtet er alle Hindernisse und schlägt nieder, was sich ihm entgegenstellt. Wen er verfolgt, den erhascht er und vor wem er flieht, dem entkommt er. Schiffbrüche üben ihn und schrecken ihn nicht; denn er kennt das Meer nicht bloß, sondern ist auch völlig mit ihm vertraut. Weil der Sturm die, welche überfallen

werden sollen, nicht an die Feinde denken läßt, so benutzt der Sachse diese Gelegenheit, die ihm günstig scheint, und treibt sich am liebsten unter Klippen und auf stürmischem Meere umher, weil er dann seine Beute um so eher zu erhaschen hofft. Bevor aber die Sachsen nach ausgeführtem Raube die Anker zur Heimkehr lichten, pflegen sie den zehnten ihrer Gefangenen den Göttern zum Opfer darzubringen und werfen mit scheinbarer Billigkeit gegen alle Gefangene ohne Unterschied über sie das Los. Wenn das Opfer gefallen ist, so halten sie ihr Gelübde für gelöst und die Götter für befriedigt und fahren fröhlich zur Heimat.

Ein solches Raubschiff oder Myoparo war ein schlank gebautes Schiff aus starken Weiden geflochten, dessen Wände durch Rinderhäute dicht gemacht waren. Sie waren leicht und beweglich, so daß sie selbst über das Land hinweggebracht werden konnten, wenn etwa die Sachsen vom Meere aus einen Fluß hinaufgefahren waren und sich von diesem in einen andern begeben wollten.

6. Rückkehr der Sachsen aus dem Langobardenzuge in ihre Heimat.*)

Mit Alboin, dem Langobardenkönige, waren auch viele Sachsen nach Italien gewandert, aber es gefiel ihnen da auf die Dauer nicht; denn sie wollten nach ihren eigenen Rechten und Gesetzen leben und die Langobarden gaben das nicht zu. Darum entschlossen sich die Sachsen wieder heimzukehren und ihren Weg über Gallien zu nehmen. Sie fingen aber ihre Rückkehr damit an, daß sie ins Frankenreich (in Gallien) einbrachen und weit und breit alles plünderten und verheerten. Da fielen die Franken bei Nacht über sie her, während die Sachsen nichts Arges ahnend in tiefem Schlummer lagen, und erwürgten eine große Zahl. Am Morgen erst konnten

*) Vergl. Nr. 10. der Langobarden; Alboins Zug nach Italien.

sich die noch übrigen Sachsen sammeln und ihren Feinden ein Treffen anbieten, allein durch gemeinschaftliche Übereinkunft ward da Friede und Versöhnung geschlossen.

Einstweilen kehrten die Sachsen nach Italien zurück mit ihren Weibern und Kindern, entschlossen sich aber dann aufs neue durch Gallien heimzukehren. Um sicherer zu gehen, wollten sie den Frankenkönig Siegbert um Aufnahme bitten, weil sie hofften, daß der sie auf der Heimkehr durch sein Land beschützen würde. Sie teilten sich in zwei Haufen, welche beide keilförmig vordrangen. Weil es aber gerade die Zeit der Ernte war, sammelten sie das Getreide ein und aßen es und gaben auch ihren Tieren davon. So raubten sie wiederum alles, was sie fanden und enthielten sich auch nicht der Brandstiftung. Als sie auf diese Weise an den Rhonefluß gekommen waren, welcher die Grenze des fränkischen Reiches ausmachte, traten ihnen wiederum fränkische Scharen in großer Menge entgegen. Sie gerieten in große Furcht und baten deshalb die Franken, sie möchten von ihnen Goldmünzen annehmen und sie dann ungehindert über den Fluß gehen lassen. Dies taten jene und so kamen die Sachsen hinüber. Auf ihrem weiteren Zuge betrogen sie auch viele Franken, welchen sie Erzstäbe für Gold verkauften. Diese Stäbe waren nämlich so vergoldet, daß sie das Ansehen von geprüftem und bewährtem Golde hatten. Als sie beim Könige Siegbert anlangten, erlaubte ihnen dieser in ihre frühere Heimat zurückzukehren.

Als sie nun in ihr Vaterland kamen, fanden sie dasselbe von den Sueven und andern Völkerschaften besetzt. Sie wollten diese vernichten und verjagen. Aber die Sueven boten ihnen den dritten Teil des Landes an und sagten: „Laßt uns doch lieber hier ruhig zusammenleben und uns vertragen.“ Die Sachsen wollten nicht, da boten ihnen die Sueven die Hälfte. Als sie auch diese ablehnten, boten

sie ihnen zwei Drittel und verlangten für sich nur ein Drittel. Endlich boten sie ihnen außer dem Boden auch noch das Vieh an, wenn sie nur keinen Krieg anfangen wollten. Aber die Sachsen wollten sich auch dabei noch nicht beruhigen, sondern verlangten den Kampf und bevor sie zum Kampfe gingen, bestimmten sie, wie sie die Frauen der Sueven unter sich verteilen wollten. Allein es gelang ihnen nicht, wie sie erwartet hatten; denn in dem Kampfe wurden zwanzigtausend von ihnen getötet und die Sueven verloren nur vierhundertundachtzig. Darauf gelobten sechstausend Sachsen, welche übrig geblieben waren, niemals wieder Bart und Haupthaar zu scheeren, bis sie sich an den Sueven gerächt hätten. Als sie aber noch einmal angriffen, wurden sie wieder überwältigt und verhielten sich von da an ruhig.

7. Chlotars Kampf gegen die Sachsen.

Als alle andern Söhne Chlodwigs gestorben waren, besaß Chlotar I. allein das ganze Frankenreich. Er hatte sich schon früher die Sachsen tributpflichtig gemacht; aber diese empörten sich und wollten den Tribut nicht mehr zahlen. Deshalb zog Chlotar gegen sie; aber als er noch nicht die Grenzen ihres Gebietes betreten hatte, schickten die Sachsen Gesandte, welche ihn um Frieden bitten sollten. Sie sprachen: „Wir wollen dir ja gern gehorchen und dir alles bezahlen, wie auch vordem; nur eins gewähre uns, überzieh uns nicht mit Krieg, daß nicht unser Volk so viel leiden müsse.“ Chlotar erwiderte darauf: „Diese Leute reden nicht übel, wir wollen nicht weiter gegen sie vorwärts dringen.“ Aber die Franken sagten: „Die Sachsen sind ein treuloses Volk und werden doch nicht halten, was sie versprochen haben. Laß uns nur weiter ziehen.“ So zogen sie weiter ins Sachsenland hinein; aber die Sachsen schickten neue Boten und sprachen: „Wir wollen euch ja alles gern geben, unser

Vieh und unsere Habe, nur laßt uns unsere Weiber und unsere Kinder frei und erregt keinen Krieg." Die Franken wollten sich aber dabei nicht beruhigen und drangen vorwärts. Da sprach Chlotar wiederum: „Laßt ab, zieht nicht weiter, laßt uns sie nicht zur Verzweiflung reizen. Wenn ihr aber doch nicht ablassen wollt, so sage ich euch, daß ich wenigstens zurückbleibe." Da stürzten die Franken zornig über den König Chlotar her, zerrissen sein Zelt, schmähten ihn und bedrohten ihn mit dem Tode, wenn er nicht weiter mit ihnen zöge. So mußte Chlotar wider seinen Willen mit ihnen gehen.

Die Sachsen aber kamen heran und es entspann sich ein entsetzlicher Kampf, in welchem von beiden Seiten viele Menschen getötet wurden. Endlich neigte sich der Sieg auf die Seite der Sachsen, die für ihre Heimat kämpften und alles, was ihnen teuer war. Chlotar mußte sie nun um Frieden bitten und sagte, daß er nur ungern gegen sie gekämpft, daß aber die Franken ihn gezwungen hätten. Die Sachsen bewilligten den Frieden und Chlotar kehrte zurück; aber Tribut erhielt er hinfort nicht mehr.

Auf diese und ähnliche Weise bekriegten sich die Franken und Sachsen oft. In früherer Zeit haben sie wahrscheinlich Freundschaft gehabt; aber das Christentum der Franken hatte sie mit den heidnischen Sachsen verfeindet. Als im siebenten Jahrhundert das Frankenreich so ganz zerrüttet war, hätten die Sachsen dasselbe leicht über den Haufen werfen können; aber wie sich schon ihre Voreltern unter Armin begnügt hatten, den eigenen Boden rein zu halten von fremden Eindringlingen, so waren auch damals die Sachsen zufrieden mit ihrer Heimat, mit ihrer Religion, ihren Sitten und Bräuchen und führten nur Kriege zur Verteidigung und nicht zum Angriff.

8. Die ersten Missionäre aus England bei den Sachsen.

Einer der angesehensten Geschichtschreiber des achten Jahrhunderts, der in der Geschichte der christlichen Kirche Beda der Ehrwürdige heißt, erzählt uns folgendes von den Bekehrungsversuchen bei den Sachsen.

Gegen das Ende des siebenten Jahrhunderts, als bei den Angelsachsen in England das Christentum schon mehr und mehr durchdrang, gingen zwei Männer von dort nach Altsachsen, um auch den Bewohnern des alten Sachsenlandes das Licht des Evangeliums zu bringen. Als sie das Land der Sachsen betraten, gelangten sie bald an die Wohnung eines Landmannes und baten ihn, daß er sie zu dem Adaling seines Gaues führen sollte, weil sie diesem eine Sache von großer Wichtigkeit mitzuteilen hätten. Denn die Sachsen haben nicht einen König, sondern ihr Land teilt sich in verschiedene Gaue und über jeden derselben steht ein besonderer Adaling. Wenn nun ein Krieg ausbricht, so werfen sie untereinander das Los und welchen von den Edeln dies trifft, dem folgen sie alle bereitwillig zum Kampfe; wenn aber der Krieg beendet ist, so tritt der Anführer in die Reihe der andern Edeln zurück und alle haben wieder gleiche Macht. Der Sachse nun nahm die Missionäre auf und versprach ihnen, daß er sie zum Adaling führen wollte, doch vorher lud er sie ein einige Tage bei ihm zu verweilen. Bald erfuhren die Umwohner, daß dort Fremde wären, die eine andere Religion bekennten als die heimatliche der Sachsen und darum wurden die Fremden verdächtig; denn die Sachsen meinten, wenn jene beiden fremden Männer zu dem Adaling gingen und mit ihm redeten, so würden sie ihn von seinen heimatlichen Göttern entfremden und zu dem neuen Glauben der christlichen Lehre hinüberziehen und dann würde er allmählich auch ihren ganzen Gau zwingen, die von den Vorfahren

überkommene Verehrung der heimatlichen Götter aufzugeben und der neuen Lehre und den neuen Göttern zu dienen. Um dem zuvorzukommen, gingen sie zu dem Hause ihres Landsmannes und zwangen ihn seine Gäste ihnen auszuliefern. Dann töteten sie die Fremdlinge und warfen die Leichen in den Rhein. Das geschah am 3. Oktober 695.

9. Die Predigt Lebuins an die Sachsen.

Von dem Heidenbekehrer Lebuin wird uns also erzählt.

Als die Sachsen noch alle Heiden waren, erbarmte sich ihrer der fromme Lebuin in England. Er fuhr übers Meer und kam nach Trajectum (Utrecht) und dort erzählte er dem Bischofe Gregor, daß er den Heiden das Christentum predigen wollte. Gregor wies ihm darauf an der Grenze des Franken- und Sachsenlandes eine Wohnstätte an, nahe an der Yssel im Süden der Stadt Deventer, daß er dort wie ein kräftiger und sicherer Markstein beider Völkerstämme wäre und beiden zum Heile gereichte. Lebuin predigte unermüdlich und hatte bald einen Haufen Christen um sich versammelt, welche ihm auch eine kleine Kirche bauten im Westen der Yssel. Als aber die Zahl immer mehr anwuchs, ward auch am rechten Ufer des Flusses eine Kapelle erbaut. Das verdroß aber die Heiden, die bei ihren heimischen Göttern bleiben und von dem Christengotte nichts wissen wollten, und sie beschlossen die Kirche zu zerstören. So geschah es und Lebuin rettete sich nur mit Mühe vor seinen Feinden.

Aber der mutige Mann ließ darum doch nicht ab, sondern er beschloß noch weiter ostwärts zu den Sachsen zu bringen. Diese lebten als Heiden für sich frei und unabhängig und kannten weder einen einzigen Gott des Himmels, noch wollten sie einem einzigen Herrn auf Erden gehorchen. Sie waren in drei Stände eingeteilt. Der erste derselben

hieß in ihrer Sprache Edlinge, der andere Frilinge, der dritte Lassen d. h. Adlige, Freie und Leute. Ein jeder Gau aber hatte, je nachdem wie er beschloß, einen Fürsten. Zu einer festgesetzten Zeit, einmal im Jahre, wurden in den einzelnen Gauen je zwölf Männer gewählt, von jedem Stande besonders und die also Gewählten kamen dann mitten im Sachsenlande zusammen, am Weserflusse bei Marklo*), hielten dort eine allgemeine Beratung und entschieden über das, was dem Lande not täte. Mochte es Krieg sein oder Friede, nichts hielt die Männer ab da zusammenzutreten.

Da nun Lebuin erfuhr, daß diese Zusammenkunft bevorstünde, zog er auch dahin und gedachte für seine Zwecke zu wirken. In der Nähe kehrte er bei einem Manne ein, namens Folkbert, dem er schon von früher her ein lieber Freund war. Nachdem Folkbert ihn freundlich aufgenommen und bewirtet hatte, sprach er zu Lebuin: „Ich freue mich, daß du zu mir gekommen bist und meine wiederholte Bitte erfüllt hast; aber nun sage mir auch, wohin du weiter zu gehen gedenkst und was du vor hast." Der fromme Mann antwortete: „So Gott will, habe ich vor die große Versammlung der Abgeordneten des sächsischen Volkes zu besuchen." Aber Folkbert erwiderte ihm: „Ich weiß, daß viele dir nach dem Leben stehen; darum bitte ich dich, wende dich anderswohin; geh wieder heim oder bleib hier bei einem anderen deiner Freunde, damit du nach der Versammlung sicher wieder zu mir kommen kannst." Lebuin aber blieb standhaft und erwiderte: „Ich kann und darf dem Gebote nicht unfolgsam

*) Marklo will sagen: Silva Marciana, dunkler Wald, und die Heiligkeit des Waldes ist der feierlichen allgemeinen Jahresversammlung angemessen. Wo der Ort lag, scheint nur unsicher ermittelt. Man glaubt unweit Hoya bei Markennah und dem Heiligenloh daselbst. So urteilt Jakob Grimm, andere sagen, Marklo sei das jetzige Lo im Amte Nienburg.

sein, welches Christus mir selber auferlegt hat." Bekümmert entgegnete ihm sein Wirt: „Ich fürchte für dein Leben." Aber der Apostel sprach getrost: „Gott wird mein Helfer sein." Als sein Wirt diesen festen Entschluß sah, drang er nicht mehr in ihn, sondern fügte sich betrübten Herzens in das, was ihn die größte Gefahr deuchte.

Als nun die Zeit herangekommen war, erschienen von allen Seiten die Abgeordneten und auch Lebuin trat hinzu in voller priesterlicher Kleidung, mit einem Kreuze in der Hand. Die Versammlung der Abgeordneten des sächsischen Volksstammes war aber am allermeisten von dem Gedanken erfüllt, die Einrichtung und Sitten ihrer Väter zu bewahren und namentlich auch ihre Religion zu ehren, ihren Göttern Opfer darzubringen und ihre Gelübde zu lösen. Als das Lebuin sah, trat er hervor, erhob plötzlich seine gewaltige Stimme und sprach: „Hört mich, alle, die ihr hier zusammen gekommen seid, aber nicht so sehr mich, als den, in dessen Auftrage ich hier zu euch rede." Verwundert blickten alle auf und überrascht von der Kühnheit des Mannes schwiegen sie und hörten ihn weiter an. Darum sprach er weiter: „Höret und wisset, Gott der Herr ist Schöpfer Himmels und Erde, des Meeres und alles, was darinnen ist. Er ist der alleinige Gott und kein anderer außer ihm. Die Bilder, von welchen ihr wähnt, daß es Götter seien, und welche ihr in törichtem Sinne verehrt, sind nichts als Holz und Stein und Metall; sie leben nicht und regen sich nicht und fühlen nicht, denn sie sind die Werke der Menschen und können weder sich selbst noch andern helfen. Gott, der allein gut, allein gerecht ist, der sich erbarmt über euch und euren traurigen Irrtum, hat mich zu euch gesandt, daß ihr ihn bekennen möget in aufrichtigem und wahrem Glauben. Denn wir sind seine Geschöpfe und in ihm leben, weben und sind wir. Wenn ihr aber nicht glauben wollt an ihn und euch

nicht taufen lassen wollt auf seinen Namen, so wird er über euch einen mächtigen König schicken, nicht aus der Ferne, sondern aus der Nähe, der mit Schwert und Brand euer Land verheeren, einen Teil von euch töten und einen andern auf immer von eurem Vaterlande verbannen wird. Eure Weiber und eure Kinder wird er zu Sklaven machen und überall hin zerstreuen, und die wenigen von euch, die übrig bleiben, werden mit Angst und Trübsal unter seinem Joche leben."

Über solche Rede ergrimmten die Sachsen und sprachen: „Siehe, das ist der Verführer, der Feind unserer Heiligtümer, der Religion unserer Väter und unseres ganzen Vaterlandes. Er ist in unsere Gewalt gegeben und soll nun mit seinem Blute seinen Frevel büßen." Sie rissen Pfähle aus den Umzäunungen und wollten, wie man sonst mit Steinen zu werfen pflegt, so Lebuin mit diesen Pfählen töten. Aber er entfloh glücklich und es geschah ihm kein Leid. Einige waren auch unter ihnen, die sich zu der neuen Lehre hinneigten, und von diesen redete einer, namens Buto, von einem erhöhten Orte aus also zu ihnen: „Meine Freunde, es sind hier häufig Abgesandte zu uns gekommen von den Nordmannen, von den Slaven, von den Friesen. Wir haben sie alle in Frieden aufgenommen, haben ihre Botschaft angehört; wir haben sie, wie billig, als Gesandte geehrt und reich beschenkt in ihre Heimat wieder entlassen. Nun kommt zu uns ein Mann, wie er sagt, im Auftrage seines Gottes und will uns zu unserem Heile predigen, und wir nehmen ihn nicht allein nicht auf, sondern wir verachten und mißhandeln ihn und bedrohen ihn sogar mit dem Tode. Hüten wir uns, daß das nicht eintreffe, was er uns vorherverkündigt hat."

Diese Worte besänftigten die Gemüter und brachten die Sachsen zum Nachdenken. Sie beschlossen einstimmig, daß

Lebuin von keinem Menschen verletzt werden sollte, sondern ungefährdet überall reisen dürfte. So predigte denn Lebuin; aber es wollte ihm nicht gelingen, die Gemüter der Sachsen den Göttern ihrer Väter und ihrer Heimat zu entfremden.

Dies kam hauptsächlich daher, weil die Sachsen nicht wie die andern deutschen Völkerstämme auswanderten, sondern ruhig daheim blieben in den Wohnsitzen ihrer Väter, wo ihre heiligen Haine standen und die Verehrung und die Scheu vor den alten Göttern immer lebendig in ihnen erhielten.

10. Die Friesen und ihre Lebensweise.

Nordwestlich vom Lande der Sachsen wohnten an der Küste der Nordsee die Friesen und auch sie nahmen nicht teil an der Wanderung, sondern beharrten ruhig in ihren alten Sitzen. Als die östliche Grenze derselben wird uns Fositesland, d. i. Helgoland genannt, im Westen dehnten sie sich aus bis zu den Mündungen des Rheins, im Süden aber erstreckten sie sich nicht tief ins Land hinein. Es ist möglich und wahrscheinlich, daß der Ursprung ihres Namens mit dem Worte frei verwandt ist; aber an Gewißheit fehlt es uns.

Von ihrem Lande und ihrer Lebensweise macht uns Plinius, ein alter Römer des zweiten Jahrhunderts nach Christi Geburt, ein düstere Beschreibung, die aber, wenn vielleicht auch etwas zu grau geschildert, im ganzen doch den Stempel der Wahrheit trägt, und auch noch für die nachfolgenden Jahrhunderte gelten mag, so daß ich sie hierher setze. Er sagt: „Der unermeßliche Ozean läßt hier zweimal in dem Zeitraume eines Tages und einer Nacht seine Gewässer anschwellen*) und zweimal wieder ablaufen und offenbart uns dadurch den ewigen Kampf des Flüssigen und Starren, so

*) Die Erscheinung der Ebbe und Flut ist den Römern auffallend, weil sie im Mittelmeer, wie in allen eingeschlossenen Meeren, nur in sehr geringem Maße und kaum sichtbar sich zeigt.

daß es zweifelhaft ist, ob die Wohnung der Friesen dem Wasser oder dem Lande angehört. Dort wohnt das arme Volk auf Hügeln, welche entweder die Macht der Natur oder die Arbeit ihrer Hände nach ihrer Erfahrung von der Höhe der Fluten aufgeworfen hat. Während die Gewässer das Land bedecken, sind die Bewohner in ihren armseligen Hütten den Schiffenden zu vergleichen, wenn sie aber wieder abgelaufen sind, den Schiffbrüchigen. Dann suchen sie die Fische zu erhaschen, welche mit den rückströmenden Gewässern das Meer wieder zu erreichen streben. Ihnen ist kein Vieh beschieden, auch leben sie nicht von Milch, wie ihre Grenznachbarn, nicht einmal jagen sie dort das Wild; denn es fehlt ihnen alles Gebüsch. Aus Rohr und Schilf flechten sie Netze zum Fischfang. Den Schlamm fassen sie mit den Händen und drücken ihn zusammen und trocknen ihn dann mehr durch die Winde, als an der Sonne. Dann zünden sie ihn an und kochen so ihre Speisen und erwärmen ihre Glieder, welche der kalte Nordwind durchschauert. Ihr Getränk ist nur das Regenwasser, welches sie in Gruben vor ihren Häusern auffangen. Und solche Menschen wagen es zu behaupten, daß sie Knechte seien, wenn sie dem römischen Volke gehorchen."

Noch heute bemerkt man an den friesischen Küsten der Nordsee, daß oft ganze dem Meere nahe gelegene Dörfer, namentlich aber die Kirchen auf Anhöhen liegen. Sie heißen Warfen. Die Bedeutung dieses Wortes Warf ist aber sehr ausgedehnt; denn weil auch Volksversammlungen und Gerichte an solchen erhöhten Stellen gehalten wurden, so heißt das Gericht selbst schlechtweg Warf.

Wenn aber auch diese Hügel oder Warfe noch vorhanden sind, so würde doch der des friesischen Landes Unkundige schwerlich auf den ersten Blick in der jetzigen Beschaffenheit des Nordseestrandes die Beschreibung des römischen Naturforschers wieder erkennen. Von der Mündung

der Elbe die Küste entlang bis nach Holland zieht sich das fruchtbarste, blühendste Land, das vom Fette trieft. Dies bewirkten die Friesen und ihre stammverwandten Nachbarn durch einen geldenne hôp (einen goldenen Reifen, wie die Friesen es in ihrer Sprache nannten), den sie um ihr Land legten, nämlich einen hohen Damm oder Deich, der den Fluten, die an ihm sich brachen, den Eintritt wehrt in das reich gesegnete Land. Aber viele Jahrhunderte vergingen darüber, ehe dies gewaltige Werk genügte und oftmals, wenn Zwietracht ausbrach und über den kleinlichen Kämpfen der Parteiungen die Abwehr des einen gewaltigen Feindes, des grimmigen Elementes, vergessen wurde, durchbrachen die wilden Fluten zerstörend den Schutzwall, den die Menschen gegen sie errichtet, aber nicht instand erhalten hatten. In solchen Zeiten verschlangen die tobenden Gewässer nicht bloß die Saaten, die Tiere, die Menschen, sondern das Land selbst ward ihnen zur Beute und im Zuyderzee (Süderse) in Holland, im Dollart, auf der Grenze von Ostfriesland und Holland schwimmt jetzt der Seefisch, wo einst die Menschen ackerten und pflügten und sich einer reichlichen Ernte erfreuten.

Die Friesen führten häufige Kriege mit den Franken, namentlich als in diesem Reiche die Hausmeier Pippin und Karl Martell mit starker Hand die Zügel der Regierung lenkten und diese schon das Werk Karls des Großen begannen, die fränkische Herrschaft und das Christentum zugleich über die benachbarten Völker auszudehnen. Es gelang den Friesen nicht immer, ihnen mit Erfolg zu widerstehen. Mehr jedoch, als das Schwert der Franken, richteten die Predigten der Missionäre aus.

11. Wilfried, der erste Apostel bei den Friesen.

Im Laufe des siebten Jahrhunderts war in England das Christentum fast überall durchgedrungen und von da an

begannen die Reisen angelsächsischer Bischöfe nach dem gegenübergelegenen Lande der Sachsen und Friesen. Einer der ersten, die herüberkamen, war Wilfried, der Bischof von York. Er hatte aus seinem Vaterlande fliehen müssen, weil man ihm sein Bistum genommen hatte, um es an andere zu geben, und wollte nach Rom. Im voraus aber war schon ein Plan gegen ihn gemacht, daß der Hausmeier Ebroin in Franken ihm auf seiner Durchreise einen Hinterhalt legen und ihn töten sollte. Aber Wilfried gelangte damals gar nicht hin; denn als er in seinem Schiffe mitten auf dem Meere war, faßte ihn ein heftiger Sturm und warf ihn an die Küste des friesischen Landes. Dort war Adgil König, dieser nahm den Unglücklichen auf und beschützte ihn, namentlich auch aus Haß gegen Ebroin. Als Wilfried nicht kam, überfiel Ebroin eines Tages einen andern, ruhig einherziehenden Bischof, der nicht Wilfried, sondern Wulfried hieß, in der Meinung, den rechten zu erlangen. Als er dann hörte, daß er sich geirrt hätte, ließ er überall nachforschen und seine Boten kamen auch ins Friesenland, um Wilfried zu suchen. Eben deshalb aber, weil Ebroin den Bischof Wilfried töten wollte, beschützte ihn König Adgil, Ebroin zum Trotz, und gestattete dem Bischofe, sogar täglich den Friesen das Christentum zu predigen. Die angelsächsische Mundart des Bischofs Wilfried war von derjenigen der Friesen nicht so sehr verschieden, sie konnten einander wohl verstehen; denn überhaupt konnten die verschiedenen deutschen Stämme in damaliger Zeit miteinander leichter verkehren als jetzt, und selbst Franken und Angelsachsen verstanden einander noch im achten Jahrhundert. Aber auch bei dem Volke der Friesen war Wilfried sehr beliebt; denn er war ein edler, achtunggebietender Mann, und während seiner Anwesenheit ereignete es sich, daß aller Erwerb der Friesen gesegnet war. Der Fischfang war ergiebig und die Ernte des Jahres war über alle Maßen reich, und die Friesen

schrieben dankbar alles dies der Anwesenheit des Bischofs Wilfried zu. Dieser predigte mit um so größerem Eifer und taufte ihrer viele. So war er der erste aller jener Apostel, welche von da an in langer Reihe von dem Lande der Angelsachsen kamen, und unter denen Lebuin und Willibrord, Winfried (Bonifatius) und Willehad sich großen Ruhm erworben haben, weil sie so unermüdlich trotz aller Gefahren dem innern Berufe ihres Herzens folgten und jene Länder dem Christentume eroberten. Aber ihre Eroberung war nicht eine zerstörende durch Schwert und Feuer, durch Blut und Mord, wie diejenigen Karls des Großen, sondern es war die friedliche und versöhnende der Religion und Bildung. Die Ankunft Wilfrieds im Friesenlande fand statt im Jahre 677.

12. Fositesland.

Als der heilige Willibrord, einer der eifrigsten Prediger des Christentums und auch wie sein Vorgänger Wilfried aus angelsächsischem Stamme, im Friesenlande umherzog, kam er, da wo sich der friesische und der dänische Stamm berühren, zu einer Insel, welche von den Bewohnern Fositesland genannt wurde nach dem Gotte, dessen Tempel auf dieser Insel stand. Dieselbe stand bei den Heiden in so großer Verehrung, daß niemand es wagte eins der dort weidenden Tiere anzurühren, ja selbst aus der Quelle, die da hervorsprudelte, durfte niemand anders als schweigend Wasser schöpfen. Als nun der heilige Mann durch ein Unwetter dahin verschlagen ward, verweilte er einige Tage, bis die Stürme sich legten und der Wind ihm günstiger wehen möchte. Aber er achtete die törichte Verehrung jenes Ortes wenig und ebensowenig den zornigen Mut des Königs, welcher die Störer jenes Heiligtums zum grausamsten Tode zu verurteilen pflegte; Willibrord taufte an jener Quelle selbst drei Menschen und ließ die Tiere, welche dort weideten, für sich zum Essen schlachten.

Die Heiden meinten zur Strafe für diesen Frevel würde nun gleich eine Raserei über ihn kommen oder er tot niederfallen. Aber es geschah nichts dergleichen, und deshalb liefen einige ganz erschreckt zum Friesenkönige Radbod, der dort verweilte, um ihm zu erzählen, was sie gesehen hatten. Dieser ward auf das heftigste erzürnt gegen Willibrord und wollte die Beleidigung seiner Götter an dem frommen Manne rächen. Darum ließ er drei Tage hindurch zu drei verschiedenen Malen das Los über Willibrord und seine Begleiter werfen, aber niemals traf das Todeslos den Priester oder irgend einen seiner Begleiter. Nur einen einzigen nahm Radbod aus ihrer Mitte und tötete ihn, alle anderen aber entließ er unverletzt; denn er fürchtete den fränkischen Hausmeier Karl Martell, welcher Willibrords Beschützer war und ihn gesandt hatte, und wagte deshalb nicht, ihm etwas zuleide zu tun.

Lange Zeit hernach aber, als König Karl ruhig das Frankenreich beherrschte, kam ein anderer Bekehrer, namens Liudger, nach Fositesland und vollendete, was Willibrord begonnen hatte. Er hatte im Friesenlande schon viele bekehrt, aber auf den Rat des Königs Karl wollte er nicht bloß die Heiden taufen, sondern auch den Ursprung ihres Aberglaubens hinwegnehmen; darum ging er mit einer Anzahl Begleiter hinüber und zerstörte jenen Tempel des Fosite und baute an dessen Stätte eine christliche Kirche, und die Bewohner der Insel taufte er alle in der Quelle, in welcher schon Willibrord fünfzig Jahre vorher drei Menschen getauft hatte. Von da an hieß die Insel nicht mehr Fositesland, sondern hêlegland und jetzt Helgoland; denn Liudger strebte, wie auch die andern Bekehrer der Heiden die Gemüter derselben dadurch der neuen Lehre geneigt zu machen, daß dem Orte, welchen sie früher verehrt hatten, auch nachher seine Heiligkeit verblieb, und nur der Name des Fosite mußte weichen. Es

dauerte auch nicht lange, so war der Name Fosite ganz verklungen. Liudger kam dahin im Jahre 785.

13. Der Friesenfürst Radbod entzieht sich der Taufe.

Einer der unermüdlichsten Feinde der Franken und des Christentums war der Friesenkönig Radbod; denn er hielt die neue Religion, welche ihm diese Feinde bringen wollten, für gleichbedeutend mit der Knechtschaft. Aber auf die Dauer konnte er sich gegen die überlegene Macht Karl Martells nicht mehr verteidigen, und nachdem Radbod zuerst einen Sieg errungen hatte, schlug Karl Martell ihn bald darauf in dem zweiten Kampfe völlig aufs Haupt. So war denn Radbod gezwungen sich der Übermacht zu fügen und mußte selbst versprechen, daß er der heimatlichen Religion entsagen und sich zur christlichen bekennen wollte. Karl Martell schickte ihm den Bischof Wulfram von Sens, und dieser suchte den Friesenkönig im Christentume zu unterrichten. Nicht lange hernach sollte das Fest der Taufe stattfinden. Das Taufbad war schon bereit und Radbod hatte bereits seine Kleider abgelegt und den einen Fuß in das Taufbad gesetzt um hineinzusteigen, da wandte er sich noch einmal nach dem nebenstehenden Bischof um und sagte: „Noch eins mußt du mir beantworten, Bischof, du hast mir von Hölle und Himmel erzählt: wo sind denn nun meine Vorfahren? Sind sie im Himmel oder in der Hölle?“ Wulfram erwiderte: „Sie sind nicht getauft, sondern als Heiden gestorben, und darum ohne allen Zweifel der ewigen Verdammnis in der Hölle übergeben.“ Da zog Radbod seinen Fuß zurück und sprach: „So will ich denn lieber mit meinen Stammes- und Waffengenossen zusammen in der Hölle sein, als mit euch Franken im Himmel!“ Darauf reiste Wulfram wieder ab, Radbod aber starb im folgenden Jahre 718.

Die Friesen bewahren noch bis auf den heutigen Tag

ein Andenken an diesen König Radbod. Es gibt nämlich in Ostfriesland in den Ämtern Emden und Aurich Wege, die ursprünglich von ihm angelegt sein sollen. Ihr Name scheint auf ihn hinzudeuten, sie heißen Konrebbersweg, das ist König Radbods Wege. Dabei ist die Vermutung aufgestellt, die sehr vieles für sich hat, daß diese Wege dem berühmten Versammlungsorte aller Friesen, dem Upstalsboome nicht weit von Aurich beim Dorfe Rahe zugeführt haben. Bis tief ins vierzehnte Jahrhundert hinein kamen dort die Abgeordneten der friesischen Republiken zusammen, um sich gegenseitig und gegen auswärtige Feinde den Frieden zu sichern. — Im Amte Esens an der Nordseeküste ist ein Hügel, der Reppoldsberg genannt. Er ist höher und überhaupt größer als die gewöhnlichen Grabhügel, die man Hünengräber nennt, und die Sage erzählt, daß dort König Radbod begraben sei; aber über das Innere des Hügels ist nichts bekannt. Wir müssen dabei festhalten, daß uns in der Vorzeit der Friesen verschiedene Könige mit dem Namen Radbod genannt werden. Sowohl Karl Martell, als später sein Enkel Karl der Große haben mit einem Könige Radbod Krieg geführt.

Zwar erzählen spätere friesische Geschichtschreiber uns manches von diesen alten Königen der Friesen und aus noch viel früherer Zeit; aber diese Sagen sind die eigenen Erfindungen der Geschichtschreiber und stammen nicht aus alter Zeit. Alle Lieder der Friesen sind verklungen. Als Liudger, der von Karl dem Großen später zum Bischof von Mimigardeford (Münster in Westfalen) eingesetzt wurde, einmal das Land der Friesen durchwanderte, von welchem auch zu seinem Sprengel ein Teil gehörte, fand er am westlichen Emsufer einen alten blinden Sänger, namens Bernlef, der die Lieder von den Taten des Friesenvolkes und seiner Könige wußte und sang. Von diesen Liedern ist keins auf uns gekommen.

14. Das Wirken des h. Bonifatius.

Unter allen Heidenbekehrern, welche in jener Zeit das deutsche Land lehrend und predigend durchzogen, war Winfried, der in Rom den Namen Bonifatius erhielt, der unermüdlichste. Namentlich widmete er seine Kraft den Thüringern und den Friesen, deren heidnischer Götzendienst ihn tief betrübte. Er lehrte und predigte und taufte viele Tausende. Dabei war er in engem Bunde mit dem Papste, den er als den ersten Bischof der Christenheit ansah. Er prägte allen Neubekehrten mit dem christlichen Glauben zugleich auch die Verehrung für den Papst ein und forderte von ihnen Gehorsam gegen den Bischof in Rom, und die Macht desselben stieg durch Bonifatius. Auch fragte Bonifatius bei allen, auch bei geringen Angelegenheiten den Papst um Rat. Es betrübte ihn, daß die Deutschen rohen Speck und Pferdefleich aßen, und deshalb fragte er den Papst, wie er sich dabei verhalten sollte. Zacharias antwortete, daß die Väter der Kirche darüber keine Vorschrift gegeben hätten, daß er aber für besser halte, wenn Speck nicht anders gegessen würde, als entweder geräuchert oder gekocht, außerdem aber müßte auch Hasen, Biber, Störche und Krähen zu essen verboten werden. Das Essen des Pferdefleisches aber war noch schlimmer; denn es hing mit dem alten Götzendienst zusammen, weil den Göttern Pferde zum Opfer dargebracht und das Fleisch der geopferten Tiere dann gegessen wurde. Darum gab sich Bonifatius alle Mühe, diesen Gebrauch auszurotten und Karl der Große setzte fünfzig Jahre nachher bei den Sachsen die Todesstrafe auf den Genuß des Pferdefleisches.

Aber Bonifatius war auch noch in andern Dingen in den Ansichten seiner rohen Zeit befangen. Es war zu seiner Zeit ein Priester in Bayern, namens Virgilius, der behauptete, die Erde wäre rund und es gäbe Menschen auf ihr, die ihre Füße gegen uns kehrten. Diese Lehre kam Bonifatius wunder-

lich und ketzerisch vor und er schrieb deshalb an den Papst Zacharias und fragte diesen, was er davon halten sollte. Der Papst Zacharias war gleicherweise über eine solche Lehre verwundert; er nannte sie eine verkehrte und gottlose und gebot Bonifatius, wenn Virgilius dies wirklich behauptete und bei dieser Behauptung festbliebe, so habe er das wider Gott und seine Seele geredet, und darum sollte Bonifatius über ihn eine Versammlung von Bischöfen berufen, ihn der priesterlichen Ehre berauben und als Gottesleugner aus der Kirche stoßen. Ob das geschehen sei, erzählt uns die Geschichte nicht; wir glauben es aber auch nicht, weil dieser Virgilius hernach noch als Bischof von Salzburg genannt wird.

Diese Lehre von den Antipoden erschien allen Menschen damals sehr wunderlich; aber sie muß öfter ausgesprochen sein, denn auch der ehrwürdige Beda, der fast alle Wissenschaft seiner Zeit sich zu eigen gemacht hatte, bespricht sie folgendermaßen: „Den Erdichtungen von Gegenfüßlern ist gar kein Glauben beizumessen; denn kein Geschichtschreiber berichtet uns, daß er solche gesehen oder davon gehört oder gelesen habe, daß jemals Menschen immer nach Süden gereist und dann hinter den heißen Gegenden Äthiopiens wieder in gemäßigte und kalte Gegenden gekommen seien, wo Menschen wohnen könnten."

15. Bonifatius haut die Eiche bei Geismar um.

Nachdem der Heidenbekehrer Bonifatius vom Papst in Rom die bischöfliche Würde empfangen hatte, die er nur darum annahm, weil er dem Papste nicht zu widersprechen wagte, ging er wieder zurück in das Frankenreich und besuchte Karl Martell, um ihm die Briefe des Papstes zu bringen. Alsdann ging er mit Karls Einwilligung in das Land der Hessen, von denen schon viele Christen geworden waren. Ein großer Teil aber wollte nicht ablassen von der

S. BONIFACIUS.

Religion der Väter und verehrte die alten Götter heimlich an Quellen und in Hainen. Deshalb rieten diejenigen, welche sich ganz vom Heidentume losgesagt hatten, der Bischof möchte doch die wunderbar große Eiche, welche dem Wodan geheiligt war, völlig zerstören. Sie stand bei Geismar, nicht weit von Fritzlar, und dahin begab sich nun Bonifatius mit einer Anzahl Getreuer. Mit fester Hand legte er die Axt an den Baum, während eine Menge Heiden rund umherstanden und ihn als den bittersten Feind ihrer heimatlichen Götter verwünschten. Sie meinten Wodans Zorn würde den Verwegenen treffen. Aber, als der Baum schon stark angehauen war, stürzte auf einmal die gewaltige Masse nieder, so daß die Krone zerbrach und der ganze Baum in vier Stücke auseinanderfiel. Als das die Heiden sahen, die vergebens den Zorn ihrer Götter auf die Christen herabbeschworen hatten, sagten sie sich los von ihrem alten Glauben und wurden Christen.

Bonifatius aber hielt Rat mit den Seinen, was mit dem Holze zu beginnen wäre, und auf ihr Zureden erbaute er aus demselben eine Kanzel, die er dem heiligen Petrus weihte.

Auf solche Weise wirkte Bonifatius unermüdlich bei den Sachsen, den Hessen, den Friesen, überall wo er noch Heiden und heidnische Gebräuche fand. Dabei verließ er sich erst auf die Hilfe des fränkischen Hausmeiers Karl Martell und dann auf die des Sohnes Pippin; denn diese beiden Fürsten und namentlich Pippin hatten trefflich erkannt, wie nützlich es ihnen wäre, mit dem Papste und der Kirche zusammenzuhalten gegen alle Feinde. Auch konnte Bonifatius ohne Hilfe des Frankenkönigs nichts erreichen und er selbst schrieb darüber an einen englischen Bischof: „Ohne Schutz des Fürsten

der Franken kann ich weder das Volk regieren, noch die Priester und Diakonen, die Mönche und Dienerinnen Gottes, die ich aus England mitgebracht habe, beschützen, noch kann ich die Gebräuche der Heiden und die Götzenopfer in Deutschland ohne seine Befehle und seine Strafen verhüten." Am meisten aber von allen machte ihm die Geistlichkeit zu schaffen, die sich ihm nicht unterwerfen wollte. Sein ganzes Leben hindurch zieht sich dieser Kampf gegen die Geistlichkeit der Franken und er selbst sagt darüber: „Mein Amt ist gleich dem eines bellenden Hundes, der zwar sieht, wie die Diebe und Mörder das Haus seines Herrn untergraben und in dasselbe einbrechen, der aber, weil er keine Gehülfen um sich hat, nichts tun kann, als daß er für sich knurrt und murrt."

Einige der Bischofssitze, die Bonifatius stiftete, haben sich bis auf unsere Zeit erhalten. Der Papst machte ihn zum Erzbischof von Mainz und ordnete seinem Stuhle außer vielen andern alle diejenigen Bischofssitze unter, die Bonifatius selber anlegen würde. Unter diesen ist Würzburg noch bis auf den heutigen Tag der Sitz eines Bischofs. Dem Bonifatius selbst aber war Fulda ein lieber Aufenthalt, und hier wirkte nach seinem Tode namentlich sein Schüler Sturmio. Dort war später eine Zeitlang die berühmteste Schule in der deutschen Kirche.

16. Der Tod des h. Bonifatius im Jahre 755.

Bonifatius hatte die Friesen niemals vergessen, obwohl er sie verlassen hatte, um auch den andern deutschen Stämmen das Christentum zu predigen. Zuerst hatte er bei ihnen gewirkt, als Radbod, der bittere Feind der Franken und des von diesen gebrachten Christentumes, im Jahre 719 gestorben war; sechsunddreißig Jahre später ging er zum letzten Male zu ihnen. Aber bevor er von seinen Freunden Abschied nahm, sagte ihm eine Ahnung, daß er nicht wiederkehren

würde, und darum trug er seinem Freunde und liebsten Schüler, dem Bischofe Lullus auf, daß er nicht ablassen sollte von dem Bau der Kirchen in Thüringen und namentlich auch die Kirche an der Fulda vollenden sollte, die er selbst angefangen hatte. Zuletzt sprach er noch zu ihm: „Mein Sohn, besorge alles wohl und lege auch die Leinwand, in welche mein Leichnam gewickelt werden soll, in meinem Bücherzimmer sorgfältig zurück.“

Dann brach er das Gespräch ab, weil Lullus seinen heftigen Schmerz in Tränen ergoß, und redete von andern Dingen. Einige Tage hernach reiste er fort, indem er auf einem Schiffe rheinabwärts fuhr, bis er die wasserreichen Länder der Friesen erreichte. Er gelangte glücklich über den Fluß Almere und landete am östlichen Ufer. Das Land der Friesen wird aber wegen der vielen fließenden Gewässer in viele einzelne Gaue geteilt, welche mit verschiedenen Namen benannt doch nur das eine Volk enthalten. Bonifatius durchzog diese einzelnen Gaue und predigte überall und baute Kirchen, so daß es ihm und seinem Gehilfen Eoban bald gelang, eine große Menge Männer, Weiber nnd Kinder zu taufen.

Nachdem sie schon mehrere Gaue durchwandert hatten, kamen sie an einen Fluß, namens Bordau, welcher auf der Grenze des Oster- und Westergos floß, und schlugen dort ihre Zelte auf um ein wenig auszuruhen. Aber die Neugetauften entließ Bonifatius von da zum großen Teile in ihre Heimat, damit sie an einem bestimmten Tage alle zusammen wiederkehren und seinen Segen empfangen sollten. Als schon die Morgenröte des festgesetzten Tages herangebrochen war, da zeigten sich statt der Freunde die Feinde, welche mit geschwungenen Waffen und erhobenen Schilden daher kamen. Da brachen auch sogleich die Begleiter des Apostels hervor und suchten Waffen, wo sie nur immer solche

erlangen konnten, um sich gegen den andringenden Haufen zu verteidigen. Aber das war nicht der Wille des Bonifatius. Sobald er den Lärm vernahm, berief er die andern Geistlichen zu sich, um mit ihnen zu beraten, und alsdann trat er aus dem Zelte hervor und verwies seinem Gefolge alle Kampflust. „Laßt ab vom Kampfe," sprach er, „denn wir sollen nicht Böses mit Bösem, sondern Böses mit Gutem vergelten. Laßt uns nur auf Gott vertrauen, hofft auf ihn und duldet, was er über euch verhängt. Er wird eure Seelen erlösen." Auch die neben ihm stehenden Priester ermahnte er mit diesen Worten: „Seid stark, meine Brüder, und laßt euch nicht schrecken von denen, welche den Leib töten, aber die Seele nicht töten können. Unterwerft euch ruhig dem Geschick und hofft auf den ewigen Lohn, der euch alsbald zu teil wird." Als er diese Worte gesprochen hatte, stürzten auch schon die Feinde daher und erschlugen Bonifatius mit seinem ganzen Gefolge. Sie plünderten die Gezelte und weil sie meinten, daß in den Bücherkästen Gold und Silber und allerlei Schätze verborgen wären, brachten sie dieselben auf ihre Schiffe. Auch den Wein, der noch da war, schleppten sie mit; aber bald hatten sie ihn gänzlich ausgetrunken und waren fast alle berauscht. Da erhob sich ein Wortwechsel unter ihnen wegen der Verteilung der gemachten Beute, und durch die Trunkenheit vieler ward er so heftig, daß sie sich in zwei Parteien teilten und grimmig gegeneinander kämpften. Ein großer Teil ward so erschlagen. Die Sieger erbrachen mit großem Eifer die Schlösser der Kisten, um die vermeintlichen Schätze hervorzuholen; aber sie waren sehr enttäuscht, als sie statt deren Bücher fanden. In ihrem Zorne schleuderten einige dieselben sogleich von sich, andere trugen mehrere in das Schilf eines Sumpfes, um sie dort zu versenken.

Auf die Nachricht von dem Tode des Apostels sammelte

sich sogleich ein kleines Heer, um Rache an den Heiden zu nehmen. Die Christen nahten heran und die Heiden wurden bald geschlagen; dann wichen sie vor der Übermacht zurück und überließen den Freunden des Bonifatius das Schlachtfeld. Die Christen fanden den Leichnam des Märtyrers Bonifatius, legten ihn auf eine Bahre und brachten ihn in ein Schiff, welches dann mit günstigem Winde nach Utrecht fuhr. Da wurde die Leiche einstweilen beigesetzt, bis von Mainz aus die Boten des Bischofs Lullus kamen, um sie abzufordern. Denn Lullus wollte seinen väterlichen Freund in dem Kloster behalten, welches er selbst an der Fulda erbaut hatte. Dahin ward von den treuen Schülern die Leiche gebracht, und die Sage erzählt, daß bei ihrer Einführung in das Kloster die Glocke von selbst geläutet habe.

Ein uns unbekannter Erzähler von Legenden aber schreibt, daß die Friesen lange Zeit nachher, als das Christentum bei ihnen schon durchgedrungen war, den Ort aufsuchten, wo Bonifatius gefallen war. An der Stelle warfen sie einen Hügel (Warf) auf, wegen der zweimal täglich anschwellenden Flut des Meeres, und erbauten dann daselbst zum Andenken des Apostels eine Kirche.

17. Die Aussetzung der Kinder bei den heidnischen Friesen.

Aus jener heidnischen Zeit der Friesen wird uns noch folgender Brauch erzählt.

Die Mutter des Heidenbekehrers Liudger, welcher von Karl dem Großen zum ersten Bischof von Münster (damals Mimigardeford) eingesetzt ward, hieß Liafburch und wurde in ihrer frühesten Jugend auf eine merkwürdige Weise am Leben erhalten. Als sie kaum geboren war, erzürnte sich ihre Großmutter, die Mutter ihres Vaters darüber, daß sie nur Enkelinnen und keine Enkel haben sollte, und gedachte

nach der heidnischen Sitte das Kind zu töten. Deshalb schickte sie einige Männer, welche das Kind holten, bevor die Mutter dasselbe an die Brust gelegt hatte; denn so war es das Gesetz der Heiden, wenn das Kind Nahrung bekommen und dadurch ein Recht auf sein Leben erworben hatte, durfte es nicht mehr getötet werden. Die Männer nahmen das Kind und ein Sklave brachte es zu einem Gefäße mit Wasser, um es darin zu ertränken. Aber wunderbarer Weise streckte das neugeborene Kind die Ärmchen aus und faßte mit den Händchen an den Rand des Gefäßes, als wenn es andeuten wollte, daß man es nicht töten dürfte. Das sah eine Frau, die herzugekommen war, und vom Mitleid bewogen stürzte sie hinzu und entriß das Kind dem Sklaven, der es untertauchen wollte. Sie lief mit dem Kinde schnell in ihr Haus und warf die Tür vor dem nacheilenden Sklaven zu. Dadurch sichergestellt, nahm sie etwas Honig und gab ihn dem Kinde in den Mund, und sogleich sog das Kind den Honig ein. Aber nun kamen mehr Sklaven heran, um das Kind wieder zu holen und den Befehl der alten Herrin auszuführen; denn diese war durch die Nachricht von dem Raube des Kindes äußerst zornig geworden. Da ging die Retterin des Kindes wieder hinaus zu den Sklaven und sagte ihnen, daß das Kind Honig genossen hätte, und holte das Kind und zeigte ihnen, wie noch Honig an den Lippen war und das Kind noch daran sog. Als das die Sklaven sahen, erkannten sie, daß es nach dem Brauche der Heiden nun nicht mehr erlaubt wäre, das Kind zu töten, und ließen es der Frau. Diese ernährte es heimlich mit Milch, welche sie ihm durch ein Horn einflößte. Die Mutter des Kindes schickte der Retterin dann heimlich alles, was zur Erhaltung desselben nötig war, bis die alte Großmutter bald darauf starb. Da erst wagte die Mutter ihr Kind wieder zu sich zu nehmen.

Menschenopfer kamen übrigens, wie bei den andern

deutschen Volksstämmen, auch bei den Friesen häufig vor, namentlich zu Ehren des Gottes Stavo, nach welchem die später mächtige Stadt Stavoren genannt ist. Es waren entweder Verbrecher, welche auch sonst hingerichtet wären, und diese wurden dann mit dem Gesichte nach Norden gekehrt, wenn man sie tötete; oder es waren eben neugeborene Kinder, die noch nichts genossen hatten. Sobald sie aber etwas zu sich genommen hatten, waren sie andern Menschen gleich und durften nicht mehr getötet werden.

Karl der Große und seine Zeit.

1. Der erste Zug Karls gegen die Sachsen und die Irminsul.

Im Jahre 772 hielt Karl eine große Reichsversammlung zu Worms und stellte allem Volke vor, wie verdienstlich es wäre, die Sachsen, welche stets neue Einfälle an den Grenzen des fränkischen Reiches machten und die Gefangenen als Sklaven mit sich fortführten, zu bezwingen und sie zu Christen zu machen. Die Reichsversammlung rief seinen Worten Beifall zu, und es ward nun alsbald der Heerbann des Frankenreiches aufgeboten, um die heidnischen unabhängigen Sachsen zu gleicher Zeit zu Christen und zu Karls Untertanen zu bekehren. Mit diesem Heere drang Karl in das Sachsenland ein und eroberte zuerst die Eresburg, die da gelegen haben soll, wo jetzt Stadtberg an der Diemel liegt. Dann drangen die Franken weiter in einen heiligen Wald der Sachsen und fanden da eine Säule, welche die Sachsen aufs höchste verehrten. Das war ein Stamm von Holz, der sich unter freiem Himmel zu bedeutender Höhe erhob und in der Sprache der Sachsen irminsûl genannt wurde, d. h. die alles tragende Säule. Denn der Name irmin bedeutet so viel wie allgemein, und ebenso hieß auch bei den Sachsen irminthiod das ganze Menschengeschlecht; denn thiod heißt Volk. Aber es ist auch möglich, daß die alten Sachsen bei der Verehrung

Karl der Große. Von Albrecht Dürer.

der Säule, die das Weltall trägt, auch an einen bestimmten Gott oder Halbgott gedacht haben, und zwar an denselben, dem sie einst nach dem Siege über die Thüringer (vergl. Sachsen Nr. 3.) auch an der Unstrut ein Bild aufgestellt hatten. Darauf deutet ein Reim hin, der noch unter dem Volke Westfalens in jener Gegend lebt, wo einst die Irminsul stand, und der doch schwerlich auf Armin den Cheruskerfürsten bezogen werden kann. Dieser Reim heißt:

Hermen, sla dermen,
sla pipen, sla trummen;
de kaiser wil kummen
met hamer un stangen,
wil Hermen uphangen.

Diese Verse können deshalb nicht auf den Cherusker Armin bezogen werden, weil sie gereimt sind, die alten Sachsen aber den Reim nicht kannten, dessen Erfindung erst aus dem neunten Jahrhundert ist. Sollte denn mindestens achthundert Jahre nach der Varusschlacht (9 nach Christo) eine solche Erinnerung noch gedichtet sein? das ist wohl nicht leicht zu glauben.

Auf diesem Zuge litt Karl mit seinem Heere großen Wassermangel. Er betete zu Gott, und wunderbarer Weise sprudelte und brodelte alsbald ein Quell hervor, aus welchem er mit seinen Kriegern den Durst löschte. So erzählt die Sage. Unfern des Dorfes Altenbeken, das zu Paderborn gehört, findet man noch jetzt eine Quelle, aus welcher nach unregelmäßigen Zwischenräumen bald dürftig, bald reichlich mit polterndem Geräusche frisches Wasser hervorsprudelt. Darum hat die Quelle den Namen Bullerborn erhalten.

Über die Irminsul sind allerhand Forschungen angestellt. Unter andern hat auch vor etwa zweihundert Jahren der Ge-

lehrte Meiboom darüber geſchrieben und führt in ſeiner Unterſuchung über dieſen Gegenſtand ein altes Lied an, welches ein ſächſiſcher Herzog vor ſeinem Tode ſingt. Es war nämlich bei den Sachſen ſowohl, wie auch bei andern deutſchen Völkerſtämmen der Brauch, daß, obwohl ſonſt die Todesſtrafe nicht galt, doch der Herzog oder der Anführer, welcher ein Treffen verloren hatte, den Göttern zum Opfer dargebracht wurde. Ihn ſchlachtete alsdann der Prieſter. Die Worte, welche Meiboom hat, jedoch ohne zu ſagen woher, lauten alſo:

Soll ich nun in gotes fronen hende,
In meinen allerbesten tagen,
Geben werden und sterben so elende,
das musz ich wol höchlich klagen.
Wenn mir das glück füget hette,
Des streites einen guten ende,
dorfte ich nicht leisten diese wette,
Nezen mit blut die hire wende.

Gotes frone iſt der Prieſter, wette iſt Buße, Strafe, hire iſt heilig, hehr. Obwohl altertümliche Ausdrücke darin vorkommen, ſieht man doch gleich, daß die Sprache hochdeutſch und nicht ſächſiſch iſt. Wenn auch die Gedanken echt und alt ſind, ſo iſt wenigſtens die Faſſung der Worte eine viel ſpätere.

2. Der Sieg der Sachſen über Geilo und Adalgis und Karls Sieg über die Sachſen.

Sobald der Sommer des Jahres 782 herannahte, ſo daß Nahrung genug für ein großes Heer vorhanden war, beſchloß Karl ins Sachſenland zu gehen und dort, wie er alljährlich auch im Frankenlande zu tun pflegte, eine große Reichsverſammlung zu halten. Deshalb ſetzte er bei Köln über den Rhein und zog der Quelle der Lippe zu. Dort ſchlug er ein Lager auf und verweilte einige Zeit. Er empfing da auch die Geſandten, welche ihm Siegfried der Dänen-

könig geschickt hatte, und andere, welche von den Fürsten der Avaren kamen, hörte ihre Botschaft an und entließ sie dann wieder. Als die Reichsversammlung beendet war, kehrte der König über den Rhein ins Frankenland zurück.

Unterdessen aber war Widukind, einer aus den Ersten des Stammes der Westfalen und der angesehenste Mann in seinem Volke, der früher zu den Nordmannen geflohen war, in sein Vaterland heimgekehrt und reizte aufs neue die Gemüter der Sachsen zum Abfall an. Karl wußte davon noch nichts; aber er erhielt die Nachricht, daß die Sorben und andere Slaven, welche an der Elbe und Saale wohnten, in das benachbarte Land der Thüringer eingebrochen wären und alles mit Feuer und Schwert verheerten. Darum berief er sogleich seinen Kämmerer Adalgis, seinen Stallmeister Geilo und seinen Pfalzgrafen Worad und trug ihnen auf, im östlichen Franken und im Sachsenlande den Heerbann aufzubieten und sofort die Verwegenheit der räuberischen Slaven zu züchtigen. Als diese Feldherren mit ihren Mannen das sächsische Gebiet betreten hatten, vernahmen sie, daß auf Widukinds Anstiften die Sachsen zum Kampfe mit den Franken bereit wären. Deshalb gaben sie ihren Zug gegen die Slaven auf und zogen mit ihrem Frankenheere derjenigen Gegend zu, wo die Sachsen versammelt sein sollten. Im Sachsenlande selbst trafen sie auf Dieterich, des Königs Verwandten, der auf die Nachricht von dem neuen Abfall der Sachsen im ripuarischen Franken sogleich ein Heer gesammelt hatte. Er gab den eilenden Feldherren den Rat, zuerst durch Kundschafter erforschen zu lassen, wo die Sachsen wären und was sie vorhätten und wie bald man sie erreichen könnte, um dann, wenn die Beschaffenheit der Gegend es erlaubte, sie mit vereinten Kräften angreifen zu können.

Diesen Rat nahmen die Feldherren an und nach eingezogener Kundschaft begaben sie sich zusammen nach dem Ge-

birge Süntel, auf dessen nördlicher Seite die Sachsen ein Lager aufgeschlagen hatten*). Am südlichen Abhang des Gebirges lagerte sich Dieterich, und die andern Feldherren setzten gemäß ihrer Verabredung über die Weser, damit sie um so leichter den Berg umgehen könnten und schlugen an der rechten Seite des Flusses an dem Ufer selbst ihr Lager auf. Dann hielten die drei Feldherren einen Kriegsrat und sprachen untereinander ihre Besorgnis aus, daß, wenn sie in Gemeinschaft mit Dieterich etwas unternähmen, ihm die Ehre des Sieges allein zufallen würde. Darum beschlossen sie auch ohne ihn die Sachsen unverzüglich anzugreifen. Ihre Krieger nahmen die Waffen zur Hand und gingen auf die Sachsen los, nicht wie auf einen Feind, der in fester Schlachtordnung steht, sondern als wenn sie den fliehenden verfolgten und die Beute erjagten. Ohne alle Ordnung eilte jeder gegen die Sachsen, wohin ihn sein Roß tragen wollte. So wurde ohne Vorbedacht angegriffen und auch ohne Vorbedacht weiter gekämpft; denn während man sich schlug, schickte Widukind eine Heeresabteilung ab, welche die Franken umging, so daß sie beinahe alle getötet wurden. Die welche entfliehen konnten, retteten sich nicht in ihr eigenes Lager, sondern in das des Dieterich, welcher an der andern Seite des Berges stand. Aber nicht allein die Mannschaft war verloren, sondern auch zwei von den Feldherren, Geilo und Adalgis, fielen in diesem Treffen.

Als der König Karl diese Nachricht vernahm, zauderte er nicht, sondern brach sogleich mit einem starken Heere nach dem Sachsenlande auf, da alle Sachsen schon in ihre Heimat zurückgekehrt waren. Karl ließ die Vornehmsten des Volkes vor sich fordern und forschte von ihnen nach dem Urheber dieser Tat. Alle gaben einmütiglich Widukind an; aber Karl konnte diesen

*) Nicht weit von Rinteln nördlich von der Weser.

nicht in seine Gewalt bekommen; denn er war wieder zu den Nordmannen geflohen. Von den übrigen aber, welche auf Widukinds Überredung Anteil an dem Kampfe genommen hatten, sollen dem Könige Karl viertausendfünfhundert ausgeliefert und an einem Tage enthauptet worden sein. — Die Nachricht über dieses sogenannte Blutbad von Verden scheint uns aber nicht genügend verbürgt, und in neuerer Zeit haben die Historiker van Vippen und Ullmann dieselbe aus inneren und äußeren Gründen als unrichtig bezeichnet.

Im folgenden Jahre erhob sich das ganze Sachsenland einmütiglich gegen Karl; denn Widukind eilte überall hin durch das ganze Land und forderte alle Kämpfer auf, um der Freiheit, um des Vaterlandes, um der Götter und alles dessen willen, was ihnen lieb und teuer sei, noch einmal einen Kampf gegen den Frankenkönig zu wagen. Die Ostfalen und die Engern rückten ihm zuerst entgegen, und im Monate Mai traf Karl sie bei Thietmelli (Detmold), in derselben Gegend, wo einst Hermann die Römer geschlagen und vernichtet hatte. Karl lagerte sich an den Höhen, die Sachsen standen im offenen Felde. Es wurde mit großem Grimme gekämpft, und man erzählt, daß Karl, als seine Schlachtordnung sich neigte und die Sachsen bereits den Sieg erfochten zu haben schienen, in der Angst seines Herzens gelobt habe, auf dem nahen Osning-Gebirge Gott eine Kirche zu erbauen. Der Sieg wandte sich zuletzt auf Seite Karls. Da habe er sein Gelübde sofort erfüllt und eine Kirche erbaut, die nachher lange Jahre Sunte Hulpe hieß, in unserer Zeit aber schon lange zerstört ist. Die Überbleibsel des Heeres der Sachsen flohen der Hase zu, wo die Westfalen sich sammelten.

Der König Karl aber ging erst wieder nach Paderbrunn und erwartete hier einen Teil seines Heeres, der ihm noch

aus dem Hessenlande nachkommen sollte. Alsdann aber zog er gegen das Sachsenheer, das nicht weit von Osnabrück an der Hase gelagert war und unter Widukinds Anführung stand. Die Franken hatten den Vorteil größerer Kriegserfahrung und besserer Bewaffnung, denn viele Franken waren mit eisernen Helmen und Panzern bewehrt; bei den Sachsen dagegen war dies nur den Vornehmen gestattet, denn ihr Land war nicht reich an Eisen; aber mehr als auf Eisen vertrauten sie auf ihre Sache und auf ihre Liebe zum Vaterlande. Sechstausend Sachsen lagen erschlagen, da wichen die übrigen. Widukind floh und begab sich zu den Dänen. — Von dieser Zeit an ist es den Sachsen nicht mehr gelungen einen dauernden Erfolg zu gewinnen.

3. Sagen von dem Treffen an der Hase und Widukinds Belagerung in seiner Burg.

In der Umgegend von Osnabrück werden von den Landleuten mehrere Punkte mit diesem zweiten Treffen in Verbindung gebracht. Der erste ist die Klus, ein Hügel kaum zehn Minuten südöstlich von Osnabrück. Hier soll die Schlacht vorgefallen sein. In früherer Zeit lag unten im Tale, wo die Hase südlich an diesem Hügel vorbeischleicht, eine Mühle, die ward die Schlachtvördermühle genannt. Übrigens hat der von einer alten Bauerschaft Slagvorde hergeleitete Name des Hügels und der Mühle mit der Schlacht selbst nichts zu tun. Der zweite Punkt, ungefähr eine kleine Stunde nördlich von Osnabrück, sind die Karlsteine am kohlenreichen Piesberge. Dies sind drei gewaltige Steine, der eine neun Fuß lang, der zweite zwölf, der dritte vierzehn und sämtlich etwa sieben bis acht Fuß breit und drei bis vier Fuß dick, die ganz ersichtlich früher zusammengehangen und vielleicht einen Opferaltar ausgemacht haben. Östlich davon liegt in der Entfernung einer Stunde nahe beim Dorfe Rulle eine

Wittekindsburg. Auf einem Hügel, der nach Nordwesten sehr steil abfällt, erblickt man die Überreste starker Umwallungen, auch ist bei einer in neuerer Zeit vorgenommenen Aufgrabung Mauerwerk offengelegt, woraus hervorgeht, daß es sich hier tatsächlich um eine alte Burg handelt. Mit großer Vorsicht ist dieser Ort ausgewählt, denn der jähe Abhang macht den Hügel nach Norden und Westen sicher, nach der andern Seite hin aber sind die Umwallungen zur Abwehr wohl geeignet gewesen, zumal da sich aus andern Vorrichtungen und Wällen am Ausgange des engen Tales, das zu diesem Hügel führt, wohl schließen läßt, daß man das Tal absperren und durch den Nettefluß, der hindurchfließt, ganz unter Wasser setzen konnte. Es ist nicht weit davon noch eine andere sogenannte Wittekindsburg, zu Schagen in der Bauerschaft Pente an der Hase. Die Umwohner jener Gegend erzählen nun über diese Örter folgende Sage.

Widukind hatte sich mit seinen Sachsen am Abhange des Schlachtvörderberges gelagert und erwartete dort den Andrang des Frankenheeres. Lange wogte der Kampf hin und her; aber die Übermacht der Zahl und die bessere Bewaffnung entschied endlich den Sieg für den Frankenkönig, und Widukind mußte sich zurückziehen. Er begab sich mit den Übriggebliebenen in seine Burg bei Rulle und erwartete dort, was Karl weiter tun würde. Aber auch dieser hatte schwere Verluste erlitten. Er zog mit seinem Heere weiter noch Norden über Osnabrück hinaus dem Piesberge zu und hier rastete er im Hohne, der östlichen und westlichen Abdachung des von Süd nach Nord langgestreckten Bergrückens. Unterdessen aber versammelte er seine Getreuen um sich an einem heidnischen Opferaltar und hielt mit ihnen Rat, was zu beginnen wäre. Karl selbst war unschlüssig, ob er den Kampf noch weiter fortsetzen sollte; denn auch von seinen Franken waren viele in dem blutigen Treffen am Schlacht-

vörderberge gefallen und Widukinds Macht war noch immer gewaltig. Die Heerführer waren zweifelhaft; aber die Geistlichen und Bischöfe redeten ihm zu, indem sie sprachen, Gott würde mit ihm sein und ihm den Sieg verleihen, daß er seinen Namen verherrliche unter den Heiden. Aber Karl erwiderte ihnen: „Eher werde ich mit dieser Gerte diesen gewaltigen Stein, den Altar der Heiden zerschlagen, ehe es mir gelingt, mit meiner geschwächten Schar über die Hartnäckigkeit der Sachsen den Sieg davon zu tragen.“ Als er diese Worte gesprochen, schlug er mit der Gerte, die er in der Hand hielt, nieder auf den Stein und die gewaltige Masse des Steines zerbrach in drei Stücke, also daß jedermann daran erkennen konnte, was Gottes Wille sei. Das kräftigte alle wieder, die durch den Trotz der Sachsen schon entmutigt waren. Es waren im Heer des Königs Karl sieben Brüder, die errichteten sogleich den Steinen gegenüber, die am westlichen Abhang des Haster Berges liegen, am östlichen Abhange des Piesberges einen Altar zur Ehre des Christengottes und alsbald begannen die Priester des Frankenheeres dort ihren heiligen Dienst und flehten zu Gott um fernere Verleihung des Sieges. An der Stelle, wo der Christenaltar gestanden, wuchsen später in einem Kreise sieben Buchen auf zur Erinnerung an die sieben Brüder. Sie standen lange Jahre und als sie vergingen, pflanzten die Landleute der Gegend neue sieben Buchen an dieser Stelle zum ewigen Gedächtnis. Endlich aber, als nach langen Jahren wiederum die Buchen vergingen, vergaß man es, neue zu pflanzen. Da wuchsen auch ohne die Arbeit der Menschen wiederum sieben Buchen im Kreise an jener Stelle und grünen und gedeihen bis auf den heutigen Tag. Hier hat man auch in neuerer Zeit ein Kreuz aufgerichtet zum Gedächtnisse daran, daß an dem Orte die erste h. Messe in dieser Gegend gehalten worden ist.

Karl aber zog nun mit seinem Heere ostwärts gegen die Wittekindsburg bei Rulle und wollte sie einnehmen. Allein Widukind war listig und wußte die Franken zu täuschen. Diese wollten nicht gern die Hauptmacht der Sachsen in ihrem befestigten Lager angreifen, zumal wenn Widukind dabei war, den sie sehr fürchteten. Das sächsische Heer war nämlich in zwei Burgen verteilt, in die eine bei Rulle und in die andere in Schagen, und die Franken konnten niemals erfahren, in welcher Burg die Hauptmacht war. Denn Widukind ließ seinen Rossen die Hufeisen verkehrt unterschlagen und ritt so des Nachts hin und her zwischen den beiden Burgen, und wenn die Franken meinten, die Spuren der Hufschläge führten nach der andern Seite und nach der andern Burg, so kamen sie an die verkehrte, und wurden heimgeschickt mit blutigen Köpfen.

Darüber waren die Franken wieder in großer Bekümmernis; denn dem großen Heere fing die Nahrung bald an zu fehlen, da ringsum alles verheert und wüst war. In dieser Not erfand ein Priester aus Osnabrück eine List. In der Burg zu Schagen waren zwei Schwestern und Verwandte Widukinds, die man wohl gewinnen konnte. Deshalb ließ man diesen beiden Frauen sagen, sie sollten in Osnabrück alle ihre Tage bis an ihr Lebensende wohl verpflegt werden und es gut haben, wenn sie einmal offenbaren wollten, wann Widukind weggeritten wäre nach der andern Burg. Das schien den Frauen lockend und sie versprachen, es den Franken kundzutun. Eines Morgens in aller Frühe erblickten die Franken auf der Burg zu Schagen das verabredete Zeichen, woraus sie ersahen, daß Widukind weggeritten wäre, und fingen nun sofort an, diese Burg mit aller Macht zu berennen und zu stürmen. Ihren Anstrengungen gelang es endlich, und als Widukind wiederum dieser Burg zuritt, um zu sehen, wie es um sie stünde, erkannte er bald verdächtige

Zeichen und wandte sein Roß um zur Flucht. Die Franken, die ihn auch wohl erblickt hatten, verfolgten ihn und kamen immer näher. An einer Stelle des Weges, den er auf seiner Flucht passieren mußte, hatten sie einen Verhau gemacht, und an diesen kam Widukind; da waren ihm die Franken auf den Fersen. Sein Pferd hieß Hans und Widukind sprach zu ihm:

Hensken spring aver,
dan krigstu 'n spint haver;
springstu nich aver,
freten mi un di de raven.

Da sprang Hans hinüber und Widukind war gerettet. Aber er sah, daß nun alles verloren und nicht mehr seines Bleibens im Sachsenlande war, darum floh er weiter und begab sich zu Siegfried, dem Dänenkönig.

4. Widukind wird Christ (785).

Im folgenden Jahre zog der König Karl wieder mit einer Schar aus, um die Gaue der Sachsen zu verwüsten und befahl auch seinen Heerführern ein Gleiches zu tun. Auf diese Weise wurden den ganzen Winter hindurch alle Gegenden der Sachsen mit unsäglichem Jammer heimgesucht, und es kam dahin, daß der König Zufuhr aus dem Frankenlande kommen lassen mußte. Dann berief er nach feierlicher Sitte eine große Versammlung nach Paderbrunn.

Nachdem dort alle Geschäfte beendet waren, ging er weiter östlich in die Gegend, welche Bardengo genannt wird. Dort vernahm er, daß Widukind und Albion, die Herzöge der Sachsen, sich im Sachsenlande jenseit der Elbe aufhielten, und ließ sie deshalb durch einige ihrer Landsleute auffordern daß sie auf sein Wort zu ihm kommen möchten. Aber sie zauderten dem königlichen Worte zu trauen, weil sie ja wohl wußten, wie bitterlich der König sie haßte; darum gab er ihnen

das feierliche Versprechen, das ihnen kein Leid widerfahren sollte und stellte ihnen die Geiseln, welche sie verlangten. Ein fränkischer Großer, namens Amalwin, führte diese Geiseln hinüber zu ihnen, und darauf gingen sie mit ihm zurück zu Karl. Sie reisten dann mit diesem nach Attiniacum (Attigny) und dort wurden sie getauft. Von da an ruhte der Sachsenkrieg einige Jahre.

Eine Legende aber erzählt von Widukinds Taufe also: Als Widukind am andern Ufer der Elbe in der Nähe des fränkischen Heeres umherstreifte, ward er von Sehnsucht ergriffen einmal zu schauen, wie die Christen ihren vielgepriesenen Gott verehrten. Das Weihnachtsfest kam heran, da hüllte sich Widukind in Bettlerkleider und schlich sich beim Hereinbrechen des Morgenrots ins fränkische Lager. Unerkannt schritt er durch die Reihen der Krieger, die sich zum Gottesdienste anschickten, und betrat die Kirche. Da wurden nicht Pferde noch Rinder geopfert, sondern andächtig kniete Karl mit allen seinen Großen vor dem Altare das Sakrament zu empfangen, der Weihrauchduft wallte empor und die Gesänge der Priester priesen die geweihte Nacht, wo die Herrlichkeit des Heilandes sich den Menschen offenbarte. Da wurde Widukind tief ergriffen von der Herrlichkeit des Gottesdienstes der Christen, seine Augen füllten sich mit Tränen und stumm faltete er die Hände. Es war ihm, als ob das Christuskind auf dem Arme der Jungfrau Maria ihm winkte und sprach: „Komm her zu mir!“ Er warf sich vor dem Altare nieder auf die Knie, und als alle erst erstaunt und verwundert ihn umringten, sprach er: „Ich bin Widukind, der Sachsenherzog, gebt auch mir die Taufe, daß ich ein Christ werde wie ihr.“ Da umarmte ihn Karl, und lauter Jubel erscholl durch das Frankenheer.

Von da an erzählt uns die Geschichte nichts mehr von Widukind, dagegen setzten die Sachsen auch ohne ihn noch

beinahe zwanzig Jahre beharrlich ihren Widerstand fort, den Widukind wahrscheinlich für erfolglos hielt. Man erzählt aber noch allerlei Sagen von ihm, z. B. daß Karl das schwarze Pferd ohne Zügel und Gebiß, welches Widukind als sein Zeichen auf dem Schilde führte, in ein weißes verwandelt habe, damit die weiße Farbe ein Zeichen seines aufrichtigen Glaubens sei. Er blieb bis an sein Ende mit dem Könige Karl in gutem Vernehmen, denn dieser wußte wohl, daß durch das Nachgeben Widukinds und seine Bekehrung zum Christentume dem ferneren Aufstande immer die rechte Kraft mangeln würde, so viel Blut auch dieser Krieg noch ferner kosten möchte.

Noch bis auf den heutigen Tag zeigt man in Westfalen mehrere Plätze, die den Namen Wittekindsburg tragen. Eine solche ist die vorher in Nr. 3. besprochene, etwa eine Stunde von Osnabrück entfernt, bei dem ehemaligen Kloster Rulle, das jährlich am ersten Mai von vielen Wallfahrern besucht wird. Eine andere Wittekindsburg liegt bei Meppen, welche ebenfalls ein befestigtes Heerlager gewesen zu sein scheint. Nicht weit von Osnabrück im Osten der Stadt liegt ein Dorf namens Belm, dessen Kirche von Widukind erbaut und Bethlehem genannt sein soll. Aus Bethlehem, erzählt man, wäre dann der Name Belm geworden. In dieser Kirche soll Geva, die Gemahlin Widukinds und Tochter des Dänenkönigs Siegfried, begraben sein. Noch mehr Überlieferungen von Widukind knüpfen sich an diesen Ort; denn eine Sage dieser Gegend läßt Widukind auch zu Belm getauft werden. Nicht weit vom Kloster Rulle ist ein großes von Granitsteinen zusammengelegtes Grabdenkmal, dort soll Widukinds Tochter begraben sein.

Er selbst ruht der Sage nach zu Engern in Westfalen. Im Jahre 1377 kam der Kaiser Karl IV. tief im Herbste nach Bielefeld und vernahm dort, daß in dem benachbarten

Städtchen Engern das Grabmal Widukinds von uralter Arbeit sei. Deshalb ging er hin um es zu sehen. Aber es schien ihm, daß der Zahn der Zeit zu sehr daran genagt hätte, als daß es noch eines solchen Mannes für würdig gehalten werden könnte und befahl darum, es zu erneuern. Zu Häupten ließ er die Abzeichen Karls des Großen anbringen, zu Füßen die des Königs von Böhmen, das will sagen seine eigenen, nämlich einen goldenen Löwen mit gespaltenem Schweife in rötlichem Felde. Die Inschrift also, welche sich dort findet, rührt noch von Karl IV. her. Man zeigt daselbst noch den Überrest von Widukinds Gebeinen. Es sind aber nur die Gebeine eines Knaben.

In den folgenden Jahrhunderten haben viele mächtige Geschlechter in Deutschland ihren Ursprung auf Widukind zurückgeführt, unter ihnen namentlich das Haus der Welfen oder Guelfen.

5. Widukinds Denkstein.

Im Jahre 1829 hat eine Gesellschaft von Altertumsfreunden das Andenken an den Sachsenhelden Widukind durch einen Denkstein zu erhalten gesucht. Zwar lebt sein Name in den Sagen und im Munde der Landleute und für diese bedürfte es einer solchen Erinnerung nicht; aber es kann eine Zeit kommen, wo ein anderes Geschlecht seiner vergessen möchte, und dieses wird der Stein daran mahnen, daß da der Held gelebt und gestritten, welcher gegen die gewaltige Übermacht des Frankenkönigs immer aufs neue sein kleines Häuflein wieder zu den Waffen rief. Ich will meinen Lesern den Ort dieses Denksteines beschreiben.

Nahe bei Minden liegt eine Anhöhe, Wedigenstein genannt. Am südlichen Abhange derselben liegt auf einer aus der Waldung vorspingenden Höhe, langgestreckt und weithin sichtbar, ein niedriges längst schon zu Zwecken des Ackerbaues

benutztes Gebäude, dessen Umfassungsmauern unleugbar aus alter Zeit stammen. Auf dem Platze, der das Gebäude umgibt, sind im weiten Viereck mächtige Grundmauern gefunden; man vermutet, daß hier die Burg Wedigenstein erbaut gewesen sein soll. Vielleicht ist hier der Ort, wo nach den dort noch erzählten Sagen von König Weking ursprünglich Widukinds steinernes Waldhaus gestanden hat.

Der Platz gewährt eine freie, weite Aussicht nach allen Seiten des Tales, und ringsum liegen die Berge und Täler, welche in der Geschichte der Sachsen von der größten Bedeutung sind. Südwärts liegen die Gebirge nahe, in deren Tälern und Schluchten Armin und die Cherusker in dreitägiger Blutarbeit den Römer Varus und die Kerntruppen Roms vernichteten, dicht gegenüber am andern Ufer der nah vorbeiströmenden Weser liegt das Schlachtfeld Idistavisus, wo Armin die Cherusker gegen Germanicus und die Römer anführte. Dann nicht weit von da das Feld der sächsischen Schlacht am Süntel, unweit des heutigen Lerbek; auch die Höhen von Holzhausen, wo die Franken vor der Schlacht ihr Lager hatten, sind dem Auge erreichbar.

Der Platz selbst aber ist höchst wahrscheinlich das Eigentum des Sachsenherzogs Widukind gewesen und darum war er wohl geeignet, daß ihm dort ein Denkstein errichtet wurde. Am 18. Okt. 1829 ist dies geschehen. Der Stein besteht aus einer zwölf Fuß hohen, viereckigen Spitzsäule von Sandstein und trägt die Inschrift:

Dem Andenken Widukinds.

Wedigenstein. 1829.

6. Der Friede mit den Sachsen und ihre Bekehrung zum Christentume.

Nach langem Kampfe kam es endlich im Jahre 803 zum Frieden zwischen Karl und den hartnäckigen Sachsen.

Der Kaiser sah ein, daß er durch gewaltsame Unterdrückung sie wieder nur bis aufs äußerste reizen würde, und darum bot er ihnen im Jahre 803 den Frieden unter der Bedingung, daß sie mit den Franken gleichgestellt werden und hinfort mit diesen ein Reich unter seiner Herrschaft ausmachen sollten. Das nahmen die Sachsen an und schickten ihre Gesandten zu ihm aus Ostfalen, Engern und Westfalen, daß diese das Nähere mit dem Kaiser besprechen sollten. In Selz an der Saale kamen sie zusammen. Da versprachen die Sachsen, daß sie hinfort ihrer heimatlichen Religion entsagen und Christum bekennen wollten; aber sie sollten dem Frankenkönige keinen Zins und keine Abgabe bezahlen, nur den Zehnten sollten sie geben, weil er eine göttliche Einrichtung wäre, und sollten den Vorschriften und Ermahnungen der christlichen Priester gehorchen. Dann sollten sie fortan leben unter den Richtern, welche der König ihnen setzen würde, aber nach den Sitten und Gesetzen der Sachsen, wie sie ihnen von ihren Vätern überliefert waren. Sie sollten aber mit den Franken ein Volk ausmachen und versprachen, dem Kaiser und seinem rechtmäßigen Nachfolger Treue zu beweisen.

Nachdem dies geschehen war, bestätigte der Kaiser diejenigen Bischofssitze, die er schon im Sachsenlande eingerichtet hatte, und gründete neue dazu. In allem waren es sieben und ihre Namen sind: Osnabrück, Bremen, Paderborn, Münster, Minden, Verden, Hildesheim. Im folgenden Jahre aber zog er doch noch einmal wieder hin, weil die Sachsen nordwärts von der Elbe auf ihre Zufluchtsörter in Sümpfen und Wäldern vertrauten und sich ihm nicht unterwerfen wollten. Er bezwang sie und führte dann viele von ihnen hinweg aus ihrer Heimat, um sie an einer andern Stelle im Frankenlande anzusiedeln. Traurig verließen die Sachsen ihre Heimat, und gleich nach ihrem Abzuge drängte das slavische Volk der Obotriten herein und hat dort lange gewohnt.

Einige Zeit nachher gab auch der Kaiser die Gesetze, wie viele Mannschaft die Sachsen zum großen Heerbanne des fränkischen Reiches stellen sollten. Der Freie, welcher drei Mansus besaß, sollte einen Krieger stellen, und ebenso sollten drei Freie, von denen jeder einen Mansus besaß, zusammen einen Krieger stellen. Wenn aber sechs je einer einen halben Mansus besäßen, so sollten ihrer fünf den sechsten ausrüsten. Wenn aber ein Krieg gegen die Mauren in Spanien oder die Avaren in Pannonien ausbräche, so sollte überhaupt nur der sechste Teil der sächsischen Mannschaft ausrücken, gegen die Böhmen der dritte Teil, gegen die Sorben aber alle. Den Friesen wurde aufgegeben, daß die Grafen und Vasallen des Kaisers auf den Ruf desselben sich alle gewaffnet und bereit zum Heerbanne stellen sollten, aber von den ärmeren sollten je sechs den siebenten ausrüsten.

Es sind uns aus jener Zeit noch verschiedene Taufformeln erhalten, mit welchen die bis dahin heidnischen Deutschen den alten Göttern entsagten und sich zu Christo bekannten. Nur eine dieser Formeln, vielleicht die am weitesten verbreitete und bekannte, die in Bredows Weltgeschichte steht und mit den Worten beginnt: Hilli krote Wodane, ist nicht echt, sondern erst im achtzehnten Jahrhundert in Goslar verfaßt und dann für die alte Teufelsentsagung der Sachsen ausgegeben. Als Probe, wie solche Teufelsentsagungen und Glaubensbekenntnisse verfaßt waren, setze ich meinen Lesern eins hierher, welches auf Anregung Karl Martells schon 742 auf einer Kirchenversammlung abgefaßt wurde. Es lautet:

Frage des Priesters: Forsachistu diobole? Entsagst du dem Teufel?

Antwort des Täuflings: Ec forsacho diobole. Ich entsage dem Teufel.

Frage. End allum diobol gelde? Und allem Teufelsdienste?

Antw. End ec forsacho allum diobol gelde. Und ich entsage allem Teufelsdienste.

Frage. End allum dioboles wercum? Und allen Teufelswerken?

Antw. End ec forsacho allum dioboles wercum end wordum, Thuner ende Wôdan ende Saxnôte ende allum them unholdum the hiro genôtas sint. Und ich entsage allen Teufeswerken und Worten, Thunar und Wodan und Saxnot und allen Unholden, die ihre Genossen sind.

Frage. Gelôbistu in Got alamehtigun fadaer? Glaubst du an Gott, den allmächtigen Vater?

Antw. Ec gelôbo in Got alamehtigun fadaer. Ich glaube an Gott, den allmächtigen Vater.

Frage. Gelôbistu in Crist, Godes suno? Glaubst du an Christ, Gottes Sohn?

Antw. Ec gelôbo in Crist, Godes suno. Ich glaube an Christ, Gottes Sohn.

Frage. Gelôbistu in hâlogan Gâst? Glaubst du an den heiligen Geist?

Antw. Ec gelôbo in hâlogan Gâst? Ich glaube an den heiligen Geist.

Wir sehen hieraus, daß die bisherigen Götter der Deutschen: Wodan, Thor und Saxnot dem Teufel gleichgestellt werden. Darum aber war das Andenken an sie nicht erloschen; zwar mußten alle erkennen, daß der Christengott mächtiger war, allein das Andenken und selbst die Verehrung der alten Götter schleppte sich unter den verschiedensten Gestalten des Aberglaubens noch lange hin. Denn wenn auch die Menschen die Überlegenheit des Christengottes anerkennen mußten, so hielten sie darum noch ihre alten Götter nicht ganz für machtlos, und da verkehrte sich denn die ehemals wohltätige Gewalt der alten Götter in eine böse und teuflische, und alles, was die Juden und ersten Christen von

dem Teufel geglaubt hatten, wurde in Deutschland auf die heidnischen Götter, auf Wodan, auf Thor und alle andern übertragen. Wie z. B. die Vorstellung von Thor auf den Teufel übertragen wird, sehen wir aus der Benennung Meister Hämmerlein, welche der Teufel in einigen Gegenden Deutschlands führt; der Name kommt von dem Hammer, dem gewöhnlichen Abzeichen Thors.

Aber das Andenken an die alten Götter ist uns noch auf eine andere, nicht immer beachtete Weise erhalten und wird darin auch wohl niemals untergehen, nämlich in den Namen der Wochentage. Dem Gotte Thor entspricht der Donnerstag, und auf ihn folgt der Tag der lieblichen Göttin Freia — der Freitag. Dem sächsischen Worte Saxnot entspricht in den nordischen Sprachen Tyr und im Althochdeutschen Ziu, und davon rührt der Name Ziutac oder Dienstag. Der Wodanstag ist in der hochdeutschen Sprache untergegangen und der farblose Mittwoch an seine Stelle getreten; aber der Holländer sagt noch Woensdag und der Engländer Wednesday und sie bewahren so die Erinnerung an den höchsten Gott unserer heidnischen Vorfahren.

7. Geschichtlicher Rückblick auf den Sachsenkrieg.

Nachdem wir einige der hervorragendsten Züge aus dem Sachsenkriege erzählt haben, ist es nicht unzweckmäßig, einen geschichtlichen Rückblick auf diesen wichtigen Krieg zu werfen, um uns die lange Dauer, die Hartnäckigkeit dieses Krieges deutlicher zu machen, als es aus der Erzählung einzelner Züge geschehen kann. Namentlich ist es auch deshalb unsere Pflicht, weil die meisten Erzählungen und Berichte über diesen Krieg uns von Freunden Karls erzählt sind. Es findet sich unter den schreibkundigen Männern jener Zeit kaum der eine oder andere, der den Sachsen geneigt gewesen wäre. Darum müssen die späteren Nachkommen sich aus der Lage der

Dinge deutlich zu machen suchen, was für die Sachsen und was gegen sie spricht.

Karl hielt sich berufen, alle Völker deutschen Stammes zu einem großen christlichen Reiche zu vereinigen, das wie nur einen Gott im Himmel, so auch nur einen Herrn auf der Erde über sich erkennen sollte. Unmittelbar aber an den Grenzen des fränkischen Landes wohnte der unabhängige, heidnische Stamm der Sachsen, und Karl hielt es daher für seine Aufgabe, die Sachsen zu gleicher Zeit sich zu unterwerfen und sie zu Christen zu machen. Allein eben deshalb war auch den Sachsen das Christentum und die fränkische Herrschaft gleichbedeutend, und sie waren auf gleiche Weise entschlossen, die Religion ihrer Väter und ihre alten Sitten und Einrichtungen zu schützen; denn von allen deutschen Stämmen hangen die Sachsen und die Friesen bis auf den heutigen Tag am meisten an den Sitten ihrer Väter. Dazu kam, daß die Sachsen ihre Wohnsitze nie verlassen hatten. Die andern deutschen Völkerstämme, welche aus ihren früheren Wohnsitzen ausgewandert waren, hatten die heiligen Haine und die Verehrungsplätze ihrer Götter auf ihren Wanderzügen vergessen und waren dadurch viel eher zu dem Glauben an den Christengott bewogen, dessen Verehrung nicht an einen bestimmten Ort gebunden war, sondern der überall und zu jeder Zeit in Wald und Feld, in jeder Kirche wie in jedem Hause auf gleiche Weise angebetet werden konnte. Die Sachsen aber verehrten ihre Götter noch in denselben heiligen Hainen, wo auch ihre Väter angebetet hatten: das Rauschen der heiligen Buchen- und Eichenwälder erfüllte ihre Seelen mit derselben Andacht, wie sie einst Arminius, der Held der Cherusker, empfunden hatte; denn wir haben keinen Grund zu zweifeln, daß die alten Cherusker die Vorfahren der Sachsen gewesen sind.

Eine der hauptsächlichsten Ursachen aber, welche den

Sachsen das Christentum Karls des Großen zuwider machte, war die Forderung des Zehnten, von welcher Karl nicht abging, weil ohne die Bezahlung des Zehnten für die Geistlichen kein Unterhalt zu finden war. Es bot sich Karl sonst kein Mittel, die Kirchen und Stifter mit den nötigen Einkünften zu versehen; denn es fand sich im Sachsenlande kein Staatsgut, weil die Sachsen keinen geordneten Staatsverband hatten, also auch kein Eigentum desselben. Weil nun Karl von dem Eigentum der einzelnen doch den Kirchen füglich nichts schenken konnte, meinte er zu dem Mittel des Zehnten greifen zu müssen. Ob er es gern oder ungern tat, wissen wir nicht. Selbst der gelehrte Alcuin, der doch so viel bei Karl galt, konnte ihn nicht bewegen von dieser Forderung abzulassen. Dieser ehrwürdige Mann schrieb an Karl, als er ihm zum ersten Siege über die Sachsen Glück wünschte: „Aber nun sieh dich mit deiner Weisheit und deiner Gewissenhaftigkeit nach frommen Priestern für das Volk um, nach Priestern äußerst anständig von Sitten, gelehrt in der Wissenschaft ihres Glaubens, in den Vorschriften des heiligen Evangeliums erfahren, solchen Männern, die dem Beispiele der heiligen Apostel folgen. Diese reichten ihren Zuhörern Milch dar, das ist milde sanfte Gebote. Aus diesen Betrachtungen wirst du nach deiner Liebe zur Religion urteilen, ob es ratsam sei, so rohen Völkern beim Anfange des Glaubens das Joch des Zehnten aufzulegen, so daß er von allen Häusern ganz gefordert werde; oder ob nicht bedacht werden müsse, daß die Apostel, die doch von Gott selbst unterrichtet und von Christo zur Predigt des Evangeliums gesandt waren, nie den Zehnten gefordert, nie ihn eingetrieben haben.“ Karl folgte dieser Warnung des treuen Mannes nicht und darum betrachteten die Sachsen, die bis dahin keine Abgabe kannten, die fremden Priester, die ihnen einen unbekannten Gott verkündigen wollten, nur als habsüchtige Leute, die sich

stellten, als wären sie um das Seelenheil der Menschen bekümmert, die in Wahrheit aber sich nur auf Kosten anderer Leute bereichern wollten. Dieses Mißtrauen ihnen zu nehmen, dazu war Karls Behandlung nicht geeignet; denn die Kriegsführung desselben bestand in der Regel darin, das sächsische Land schrecklich zu verheeren und zu einer unbewohnbaren Wüste zu machen. Da mochten die Sachsen wohl fragen: Was ist das für eine Religion, deren Priester Glaube und Liebe predigen, und zu der man uns mit Mord und Brand bekehren will? Kann denn auch Feuer und Schwert die Menschen Liebe lehren?

Auch viele der andern Gesetze, die Karl gab, erbitterten die Sachsen gar sehr, obwohl in unserer Zeit diese Gesetze nichts Auffallendes haben. Karl verordnete, daß die christlichen Kirchen, die in Sachsen erstünden, eben so heilig und noch heiliger gehalten werden sollten, als die bisherigen Götzentempel der Heiden. Derjenige, welcher einen christlichen Geistlichen töten würde, sollte die Todesstrafe erleiden, und dieselbe Strafe sollte auch die treffen, die ihren alten Göttern Menschenopfer darbringen würden. Das war wohl nicht unbillig; aber nun hieß es weiter: Den Tod soll auch derjenige erleiden, der den Körper eines Verstorbenen nach heidnischen Gebräuchen verbrennt; ferner derjenige, welcher um der Taufe zu entgehen, sich verbirgt; ferner derjenige, welcher während der Fastenzeit Fleisch genießt. Wer sein neugeborenes Kind nicht binnen eines Jahres zur Taufe brächte, sollte eine bedeutende Geldsumme bezahlen. Von solcher Art gab es noch andere Gesetze, die meist alle streng und hart waren.

Auch die Tugend, welche das Christentum forderte, widersprach durchaus den Sitten der Sachsen. Denn sie hielten es des Mannes würdig, die ihm angetane Beleidigung selbst zu rächen; wo er es nicht selbst mehr konnte, traten

seine Verwandten für ihn ein und forderten Auge um Auge, Glied um Glied, Leben um Leben. Kaum waren die Sachsen soweit in menschlicher Gesittung gekommen, daß sie statt der körperlichen Wiedervergeltung der Blutrache Bußen an Geld und Gut festsetzten, das sogenannte Wergeld, d. h. nicht Wehrgeld, sondern die gewährte Buße.*) Nun aber sollten sie einen Herrn über sich erkennen, dem Recht über Leben und Tod zustand, einen Herrn, der forderte, daß bei einem Totschlage und einer Verwundung nicht die Parteien unter sich ihren Streit ausmachten, sondern ihm als dem obersten Richter ein Recht zur Strafe und zur Forderung der Buße zustünde. Das nannten die Sachsen einen Eingriff in die Rechte des freien Mannes; aber noch mehr war ihnen die eigentliche Lehre des Christentums zuwider, daß man empfangene Beleidigungen nicht rächen sollte. Dieses Gebot konnte sich ihr Trotz nimmermehr gefallen lassen.

Das Christentum lehrte ferner, daß alle Menschen vor Gott gleich seien, daß vor ihm kein Ansehen der Person gelte, und der Sklave dem Herrn gleich sei. Die Lehre von der Unsterblichkeit war den Sachsen nicht neu; wie alle Deutsche kannten auch sie dieselbe; aber das Christentum verlangte von ihnen, daß sie Verzicht leisten sollten auf einen besonderen Himmel für die Tapferen. Der Sachse glaubte, daß nur die Tapferen, die im Kampfe Erschlagenen in die Valhalla (d. i. die Halle der Gefallenen) kämen und daß sie hier den Tag über jagen und kriegen würden, um sich am Abend immer wieder aufs neue zum Trinkgelage niederzusetzen. Nun aber sollten sie Verzicht leisten auf ihren besonderen Himmel, und selbst die Sklaven sollten daran Anteil haben. Der sächsische freie Mann und noch vielmehr der Adaling hielt sich für ein von dem Sklaven ganz verschiedenes

*) Nur unsere neuere oft so grundfalsche Orthographie hat zu diesem Mißverständnisse Anlaß gegeben.

Wesen; den Sklaven erachtete er auch eines Himmels nicht für würdig, und alle deutschen Stämme, sogar der friesische, bei dem der Unterschied der Freien und Sklaven am wenigsten grell war, stellten im Gesetzbuche den Sklaven einem Tiere gleich, das dem Herrn als sein Eigentum angehört und mit dem er verfahren kann, wie auch sonst mit seinem Besitze. Daß diese Sklaven mit ihm vor Gott gleichberechtigt sein sollten, war den Sachsen ein unerträglicher Gedanke, und hier liegt der traurige, wunde Fleck des sächsischen Unabhängigkeitskampfes.

Es ist wahr, die Sachsen stritten für ihre Sitten und ihre Einrichtungen; sie waren frei oder glaubten es zu sein; aber ihre vermeinte Volksfreiheit kam nur den Adalingen und den Freien zugute und zum geringen Teil auch noch den Hörigen, den sogenannten Liten oder Lazzen, d. i. Leuten; aber die Sklaven, die, wo es überhaupt Sklaven gibt, fast immer die Mehrzahl ausmachen, konnten durch die Eroberung Karls und durch das Christentum nur gewinnen; denn ihre Lage wurde dadurch bedeutend verbessert und im Gefolge des Christentums mußten allmählich mildere und bessere Einrichtungen kommen. Darum war die Niederlage der Sachsen heilsam für die Menschheit, heilsam für die siegenden Grundsätze der Menschlichkeit.

Und wenn wir auch die Sachsen beklagen und sie um ihres Mutes und ihrer Hartnäckigkeit willen bewundern, mit welcher sie über dreißig lange Jahre dem mächtigen Frankenkönige widerstanden: so müssen wir uns doch darüber freuen, daß die Unterwerfung der Sachsen gelang; denn sie bahnte den Weg zur milderen Gesittung dieses Volkes. Ferner war diese Unterwerfung der Sachsen notwendig zur Einigung der deutschen Stämme zu einem großen Reiche. Die Zeit, wo der sächsische Stamm herrschte, die Zeit Heinrichs des Städteerbauers und der Ottonen ist die der herrlichsten

Blüte des alten Reiches. Das Unglück desselben brach erst da herein, als der sächsische Stamm keine Bedeutung mehr hatte, als die Verblendung der Hohenstaufen die Blüte der deutschen Nation einem Schattenbilde opferte.

8. Der Kampf Karls des Großen gegen die Mauren und Rolands Tod.

Als der König Karl im Jahre 777 zu Paderbrunn einen Reichstag hielt, kamen Boten zu ihm von einigen Mauren aus Spanien und stellten ihm vor, daß Zwietracht das Reich der Araber zerwühle, und daß es ihm deshalb wohl gelingen würde, wenn er die Gelegenheit benutzen wollte, auch dies Reich sich untertan zu machen. Der König Karl aber war immer begierig, wo sich ihm eine Gelegenheit bot, seine Herrschaft zu erweitern, und deshalb bot er die Franken auf zur Heeresfolge nach Spanien. Mit ihm zog auch Roland, nach der Sage einer der wackersten Helden des fränkischen Reiches. Bald unterwarfen sie sich das spanische Land bis an den Ebro und nahmen Saragossa ein. Dies Land wurde genannt die spanische Mark. Auf dem Rückwege des Heeres führte Roland den Nachtrab, aber die Bergvölker der Pyrenäen, Basken genannt, umzingelten den Nachtrab und erschlugen alle Franken, mit ihnen auch Roland im Tale Ronceval.

So erzählt uns die Geschichte; aber die Sage hat sich damit nicht begnügt, sondern zwei Jahrhunderte nachher erzählten die Mönche in dem Kloster St. Denis in Frankreich also:

Nachdem der herrliche Kaiser Karl in jenen Tagen ganz Spanien sich unterworfen und zum Glauben an Gott und seine heiligen Apostel bekehrt hatte, zog er zurück und kam nach Pampelona und ruhte dort einige Tage aus mit seinem ganzen Heere. In Saragossa aber waren damals zwei sara-

zenische Könige, die Brüder Marsilies und Beligand, die der Sultan von Babylon dahingeschickt hatte. Sie waren dem Kaiser Karl untertänig geworden und dienten ihm scheinbar gern in allen Stücken; aber sie meinten es nicht ehrlich mit ihrer Treue und Anhänglichkeit an ihn. Da schickte der Kaiser ihnen Ganelon zu, der zu den zwölf besten Mannen Karls gehörte, aber Untreue im Herzen trug, und ließ ihnen sagen, daß sie sich taufen lassen oder ihm den Tribut schicken sollten. Sie schickten ihm dreißig Rosse mit Gold und Silber und feinen Gewändern beladen, vierzig Rosse mit dem süßesten und reinsten Weine und ebensoviel auch für die andern Kämpfer und tausend schöne Maurinnen. Dem Ganelon aber boten sie zwanzig Rosse mit Gold und Silber und feinen Gewändern beladen, wenn er die Krieger Karls in ihre Hand überliefern wollte. Darein willigte Ganelon und empfing den Lohn.

Nachdem sie dann alles wohl miteinander verabredet hatten, kehrte Ganelon zu König Karl zurück und gab ihm die Schätze, welche die maurischen Könige ihrem Oberherrn darbrachten, und sagte dem Könige, daß Marsilies Christ werden wolle und sich schon vorbereite, ins Frankenreich zu Karl zu gehen, um dort bei diesem die Taufe zu empfangen, und daß er dann Spanien vom Könige Karl zu Lehen nehmen wolle. Karl schenkte den Worten Ganelons Glauben und schickte sich an, die Pässe der Pyrenäen zu übersteigen. Ganelon gab ihm ferner den Rat, er solle seinem Neffen Roland und dem Grafen Oliver den Nachtrab übergeben, daß diese mit zwanzigtausend Streitern im Tale Ronceval die Wacht hielten, bis Karl und das ganze Frankenheer wohlbehalten hinüber gekommen sei. So geschah es. Aber einige aus dem Heere der Christen überließen sich zügellosem Leben und allerlei Ausschweifungen, und dafür mußten sie bald den Tod erleiden.

Während Karl mit Ganelon und dem Erzbischof Turpin und vielen Tausenden der christlichen Streiter die Pässe überstieg, hielten Roland und Oliver mit ihren zwanzigtausend Kriegern treue Wacht. Aber in der Frühe eines Morgens stiegen Marsilies und Beligand mit fünfzigtausend Kriegern von den Hügeln und aus den Schluchten, wo sie sich auf Ganelons Rat zwei Tage und zwei Nächte lang verborgen gehalten hatten. Sie machten zwei Haufen, den einen von zwanzigtausend und den andern von dreißigtausend Kriegern, und als der größere Haufe noch zurück war, griff der kleinere Haufe die Franken sofort im Rücken an. Diese aber wandten sich und kämpften so wacker, daß nach der dritten Stunde auch nicht ein einziger von den zwanzigtausend Mauren noch am Leben war. Unterdessen waren auch die andern herangekommen, und die ermatteten Franken mußten aufs neue gegen diese kämpfen. Da fielen sie vom Größten bis zum Geringsten, einige durch den Speer, andere durch das Schwert, andere durch die Streitaxt und wiederum andere durch Pfeile und Wurfspieße, einige auch wurden lebendig geschunden, andere verbrannt und andere an Bäumen aufgehängt. Darauf zogen sich die Mauren eine Strecke zurück.

Roland war noch nicht gefallen, sondern als die Heiden sich zurückzogen, kehrte er um und forschte nach, wie es mit den Seinen stünde. Da erblickte er einen Mauren, der kampfesmüde sich in den Wald zurückgezogen hatte und dort ausruhte. Sogleich ergriff ihn Roland lebendig und band ihn mit vier starken Stricken an einen Baum. Dann stieg er auf eine Anhöhe, um sich nach den Feinden umzusehen, und als er erkannt hatte, daß ihrer viele in der Nähe waren, stieß er in sein gewaltiges Horn, um die Franken zu rufen, welche etwa noch lebten und sich verloren haben mochten. Da versammelten sich ungefähr hundert um ihn, und mit diesen stieg er wieder hinab ins Tal Ronceval. Als er zu dem Mauren

kam, den er vorher gefesselt hatte, band er ihn los, erhob die entblößte Klinge seines Schwertes über das Haupt des Mauren und sprach zu ihm: „Wenn du jetzt mit mir kommst und mir den Marsilies zeigst, so sollst du das Leben behalten; wenn aber nicht, so mußt du sterben.“ Damals kannte Roland den Marsilies noch nicht. So ging denn der Maure voran, und Roland folgte ihm, und der Maure zeigte ihm bald in der Ferne unter den Reihen der Mauren den Marsilies, der auf einem Rotfuchs saß und seinen runden Schild schwang. Da ließ Roland seinen Gefangenen entweichen, er betete zu Gott und stürzte sich dann mit seiner kleinen Schar auf die Mauren. Einer von diesen kam zu ihm heran, der war größer und stärker als die andern; Roland faßte sein Schwert und spaltete ihn mit einem Hiebe vom Scheitel an, also daß rechts und links vom Pferde ein halber Maure niedersank. Da erfaßte Schrecken die andern, sie eilten davon und ließen Marsilies mit wenigen Begleitern dort allein im Felde. Roland aber vertraute auf Gott und die Kraft seines Armes und drang in die Reihen der Mauren, gerade auf den Marsilies zu. Der begann zu fliehen, aber Roland erreichte ihn und schlug ihn mit starker Hand, also daß auch Marsilies hinfiel und starb, wie die andern Mauren.

Unterdessen waren die hundert Begleiter Rolands, die vom Frankenheere noch übrig waren, alle gefallen. Roland selbst war von vier Speeren und außerdem von Steinwürfen hart verletzt, und nur mit Mühe gelang es ihm zu entkommen. König Karl aber war mit seinem Heere schon über die Spitze der Berge hinüber und wußte nichts von dem, was in seinem Rücken geschah. Da irrte der gewaltige Held Roland kampfesmüde und tiefbekümmert um den Untergang eines so herrlichen Heeres und so vieler Christen einsam umher und kam bis an den Fuß des Berges, welchen er nicht mehr zu übersteigen vermochte. Dort stand ein Baum neben einem

Marmorstein, der da im Tale Ronceval errichtet war, und neben dem sprang Roland vom Pferde und überdachte sein Geschick. Noch hatte er sein Schwert Durenda, das herrliche und leuchtende, von kostbarer Arbeit, scharf zugleich und stark, das nur Rolands Arm mit rechter Kraft schwingen konnte. Den Namen Durenda aber hatte es von seinen harten (durus) Schlägen. Dies Schwert zog Roland aus der Scheide, betrachtete es eine Weile und mit weinenden Augen sprach er alsdann: „O du herrliches, immerdar leuchtendes Schwert, du bist geziert mit einer elfenbeinernen Koppel und mit einem goldenen Kreuze, du trägst den Namen Gottes eingegraben auf deiner Klinge, du bist mit aller Tugend eines Schwertes begabt. Wer aber soll von nun an dich führen im Streite? Die Mauren sind durch dich von meinem Arme gefällt, und so oft ich einen der Ungläubigen niederschlug, gedachte ich dabei an Gott und an Christum und an seinen Willen. Nun aber werden die Ungläubigen selbst dich hinwegnehmen und du wirst ihnen dienen müssen.“ Als Roland diese Worte sprach, schmerzte es ihn so tief, daß er mit seinem Schwerte Durenda auf den Marmorstein schlug, der da errichtet war. Aber das Schwert spaltete den Stein und zerbrach doch nicht. Dreimal versuchte es Roland; aber es wollte ihm nicht gelingen, und Durenda blieb unversehrt.

Alsdann nahm Roland sein Horn und stieß mit Macht hinein, damit die Christen, welche etwa noch aus Furcht vor den Mauren im Walde versteckt wären, sich um ihn sammelten, sowie andere, die das Gebirge bereits überschritten hätten, den Ton vernehmend, zu ihm kämen, bei seinem nahenden Ende gegenwärtig sein und dann sein Roß und sein Schwert Durenda empfangen möchten. Er stieß aber mit solcher Kraft in das Horn, daß es zersprang und die Sehnen an seinem Halse zerrissen, und daß König Karl, der schon im Karls-Tale acht Meilen von dort entfernt war, den gewaltigen

Schall vernahm: denn die Engel des Himmels trugen ihn dahin. Da wollte Karl sogleich zurückkehren und ihm Hilfe bringen; aber der schlimme Ganelon, der wohl dachte, was dort geschah, hinderte ihn daran und sprach: „Wolle doch nicht gleich dahin eilen; denn vielleicht ist Roland auf der Jagd und ruft seine Gefährten zusammen, denn oft stößt er auf diese Weise in das Horn."

Roland aber lag auf dem Grase ausgestreckt in heißer Fieberglut und sehnte sich nach einem Trunke Wasser. Da kam ein Franke daher, namens Balduin, und ihn bat Roland um einen Trunk. Balduin suchte lange, aber er fand keine Quelle, und da er zurückkehrte und Roland schon sterbend fand, betete er mit ihm und segnete ihn. Dann aber bestieg er eilends sein Roß und jagte dem fränkischen Heere nach, damit einige wiederkehrten und Rolands Leiche nicht in die Hände der Mauren kommen ließen. Als Karl die Nachricht vernahm, war er tief erschüttert und kehrte selbst wieder mit um. Da fand er als den ersten seinen Neffen Roland, der unterdessen die Arme in Kreuzesgestalt gelegt allda verschieden war. Der Kaiser und alle Franken jammerten und beklagten bitterlich den Tod des wackern Helden und aller seiner Mannen. Ganelon aber ward des Verrats überwiesen und an die vier wildesten Pferde des fränkischen Heeres gebunden, welche ihn elendiglich zerrissen.

So erzählt uns der Mönch Turpin die Sage von Roland und dem Ende des Verräters Ganelon; aber die beglaubigte Geschichte erzählt uns nichts von Ganelon, und wir wissen nicht, ob er gelebt hat oder nicht.

Das Andenken an Roland, ob an diesen, oder einen andern, lebt außer in diesen Sagen auch noch in andern fort. Wo der grüne Rhein das Gebirge verläßt, welches in grauer Vorzeit seine Gewässer von Bingen bis an das Siebengebirge durchbrochen haben sollen, unfern von Bonn, liegt ein Ort,

Rolandseck genannt. Auf einem steilen Berge steht da noch ein alter Fensterbogen, der einst zu Rolands Burg gehört haben soll, welche auf diesem Felsen stand. Von da schaut man hernieder auf die schöne Insel Nonnenwert im breiten Spiegel des Rheines, und gegenüber liegt die jähe Wand des Drachenfelsen, wo einst der Drache die Jungfrau bewachte und dafür von dem leuchtenden Helden Siegfried den Tod erleiden mußte. Hinter dem Drachenfelsen ragen die sechs Kuppen des Siebengebirges hervor.

Aber noch in einer andern Weise ist uns das Andenken Rolands und zwar im Sachsenlande erhalten. In vielen Städten des Landes, welches einst die alten Sachsen bewohnten, findet man gewaltige Steinbilder, die man Rolande nennt. Es sind riesenhafte Männergestalten, mit Waffen geschmückt, die Rechte hebt hoch das Schwert empor, und die Linke deckt mit dem Schilde die Brust. Von allen der berühmteste ist der Roland von Bremen, der mitten auf dem Markte steht. Außer dem aber findet man Rolandsbilder in Naumburg, Nordhausen, Magdeburg, Halberstadt und wohin später der sächsische Stamm vordrang, nachdem die eingedrungenen Slaven wieder zurückgedrängt waren, in Brandenburg, in Stendal, ja auch in kleinen Städten wie Perleberg, selbst in Flecken und Dörfern, wie zu Reichenwalde in der Lausitz. Die Sage aber erzählt, daß der Kaiser Karl nach der Unterwerfung der Sachsen diesen das Rolandsbild verliehen habe als ein Zeichen und eine Bürgschaft ihrer Vorrechte und namentlich des Blutbannes und des Gerichts. Wo die Bildsäule ganz frei unter freiem Himmel steht, wie in Magdeburg und Bremen, bedeute sie größere Freiheit, wo sie unter einem Dache sich anlehne, beschränktere. Wie dies aber von Roland zu verstehen sei, können wir mit Bestimmtheit nicht mehr ausmitteln.

Mit diesem Treffen, in welchem Roland fiel, war Karls Kampf gegen die Mauren nicht beendet; denn obwohl er selbst keinen großen erfolgreichen Zug wieder gegen sie unternommen hat, so wurde doch auf der Grenze des maurischen und des fränkischen Reiches, welches letztere nun bis an den Ebro sich erstreckte, fast immerwährend gekriegt. Die Leitung des Krieges hatte Ludwig, der König von Aquitanien, welcher nachher als Kaiser Ludwig der Fromme genannt wurde. Gegen das Ende der Regierung Kaiser Karls trug sich in diesem Kriege folgende Begebenheit zu.

9. Unternehmung der Franken gegen die Araber über den Ebro.

Als der König Ludwig schon einmal einen glücklichen Zug gegen die Mauren gemacht hatte, wollte er im Jahre 810 noch einen unternehmen, aber der Kaiser hinderte ihn daran; denn er hatte damals befohlen, daß an allen größeren Flüssen zum Schutze gegen die Einfälle der Nordmannen Schiffe erbaut werden sollten, und Ludwig sollte die Aufsicht führen über die Werfte an den Flüssen im südlichen Frankreich. Karl schickte ihm jedoch seinen Feldherrn Ingobert, daß dieser an Ludwigs Statt das Heer in Spanien anführen sollte. Das Heer gelangte glücklich nach Barcinona (Barcelona), und hier ward ein Kriegsrat gehalten, wie den Feinden durch einen heimlichen Überfall beizukommen wäre. Da billigte man endlich diesen Vorschlag: es sollten Schiffe zur Überfahrt über den Ebro gebaut, aber am Orte des Baues selbst in vier Teile zerlegt werden, so daß je ein Viertel von zwei Rossen oder Mauleseln fortgeschafft werden könnte. Wenn eine hinreichende Menge von Pech und Wachs und Hanf zur Zusammenfügung und Verklebung der Fugen bereit wäre, würde man sie dann an dem zur Überfahrt auserseheuen Orte mit leichter Mühe wieder zusammenfügen können.

Ingobert zog alsdann gegen Tortosa, und diejenigen, welche zu der Unternehmung ausersehen waren, Hademar und Bera, zogen mit ihren Truppen aufwärts an den Ebro. Der Himmel war ihr Dach; denn sie hatten der Schiffe wegen, mit welchen die Tiere beladen waren, kein Gepäck und keine Zelte. Sie durften auch kein Feuer anzünden, damit der Rauch sie nicht verriete, und verbargen sich bei Tage im Walde, bei Nacht aber zogen sie weiter. Am vierten Tage erreichten sie den Ebro, fügten ihre Schiffe zusammen und fuhren so hinüber, die Pferde aber ließen sie hinüberschwimmen. So schien die Unternehmung gelungen zu sein, wenn sie nicht gerade da verraten worden wäre. Abaidun, der Befehlshaber der Araber, war nämlich aus der Stadt Tortosa gezogen und hatte die Ufer des Flusses besetzt, um die Franken am Übergange zu hindern. Während nun diese oben am Flusse von den Arabern unbemerkt hinübergingen, badete sich ein Maure im Flusse und sah auf einmal Roßäpfel heruntertreiben. Er schwamm darauf zu, und wie denn alle Araber genau und scharf beobachten, so besah und beroch auch er den Mist der Tiere und rief dann sogleich aus: „Hütet euch, ihr Freunde, denn dieser Mist rührt nicht von unseren Tieren her, die nur Gras fressen, es ist Mist von Rossen oder Maulesseln, die mit Gerste gefüttert sind. Die Franken müssen uns nahe sein, vielleicht sind sie oberhalb unseres Lagerplatzes über den Fluß gegangen."

Alsbald setzten sich zwei Araber auf ihre Rosse und ritten auf Kundschaft aus, und es dauerte nicht lange, bis sie den Vortrab der Franken erblickten. Alsbald brachten sie die Nachricht dem Abaidun. Die Araber zogen sich darauf sogleich aus ihrem Lager zurück und überließen es den Franken. Als diese anlangten, nahmen sie die Zelte in Besitz, welche die Feinde noch hatten stehen lassen, und ruhten während der Nacht darin aus. Am Morgen aber kam Abai-

dun mit einer größeren Schar zurück, die er unterdessen gesammelt hatte, und gedachte den Franken ein Treffen zu liefern. Diese nahmen es an und kämpften wacker, bis die Nacht hereinbrach, alsdann aber gingen sie wieder zu den Ihrigen zurück.

Das Ergebnis aller dieser Kämpfe war, daß die Araber zwar die spanische Mark dem Frankenreiche nicht wieder entreißen konnten, daß aber auch die Franken über den Ebro nicht hinauskamen. Später gaben jedoch die Franken ihre Eroberungen in Spanien selbst auf; dafür gelang es aber den Spaniern, vom Nordwesten der pyrenäischen Halbinsel aus allmählich die Mauren immer weiter zurückzudrängen und sich wieder in den Besitz ihres Landes zu setzen. Aber erst im Jahre 1492 ist Ferdinand und Isabelle mit Granadas Fall diese Wiedereroberung ganz gelungen.

10. Das Gottesgericht des Kreuzes (788).

Nachdem König Karl sich den Besitz des nördlichen Italiens gesichert hatte, machte er seinen noch jungen Sohn Pippin dort zum Könige. Dies wollten die Avaren benutzen, welche im Westen des jetzigen Ungarn wohnten, und fielen mit einer großen Schar in das langobardische Reich ein. Dem Könige Karl ward aber sofort die Nachricht überbracht und er befahl, daß man zur Sicherheit gegen solche Einfälle die Stadt Verona, deren Befestigungswerke zerfallen waren, wieder stark und sicher machen sollte. Zu diesem Ende sandte er seinem Sohne den Grafen Berengar, der ihm mit Rat und Tat darin beistehen sollte. Aber als König Pippin und Berengar in Verona die Befestigung der Stadt eifrigst betrieben, erhob sich ein Streit mit der Geistlichkeit; es war nämlich zweifelhaft, ob diese nur ein Viertel der Mauern auszubessern hätten, wie sie selbst sagten, oder ein Drittel, wie ihre Gegner, die Bürger der Stadt, behaupteten. Der

Streit aber konnte darum nicht entschieden werden, weil die langobardischen Statthalter seit langer Zeit die Mauern selbst hatten ausbessern lassen, wenn etwas daran fehlte, obwohl sie dazu nicht verpflichtet waren.

Da nun niemand wußte, wie die Sache entschieden werden müßte, gefiel es allen, die Sache dem Urteile des Kreuzes zu überlassen. Aregaus, welcher die Bürger vertrat, und Pacifikus, welcher auf seiten des Bischofs war, beide Jünglinge von erprobter Leibeskraft, stellten sich mit kreuzweise aufgehobenen Händen vor den Altar, wo man die Messe anfing und die Leidensgeschichte nach dem Evangelium Matthäi las. Der lesende Priester war aber noch nicht bis zur Hälfte der Passion gekommen, als dem Aregaus die Kräfte ausgingen und er ermattet seine Hände niedersinken ließ. Pacifikus hingegen blieb bis zum Ende der Leidensgeschichte stehen, weshalb er als der Sieger ausgerufen wurde. Der Geistlichkeit der Stadt Verona ward das Recht zuerkannt und bestätigt, daß sie nur ein Viertel der Mauern der Stadt hinfort in gutem Stande zu erhalten habe.

Das war das Gottesgericht des Kreuzes, und man sah diesen Ausgang als die Offenbarung des Willens Gottes an.

Der Einfall der Avaren aber gelang nicht.

11. Karl und der Herzog Grimoald.

Der König Karl hatte sich freilich das Langobardenreich (774) unterworfen; aber im südlichen Herzogtume dieses Reiches, zu Benevent, bot ihm noch immer der Herzog Arichis Trotz und hielt zu dem Kaiser in Konstantinopel, um die Macht Karls dort nicht aufkommen zu lassen. Der Sohn des Herzogs Arichis aber, Grimoald, war als Geisel beim Könige Karl, und deshalb schien es, als wäre durch den Tod des Herzogs Arichis die Herrschaft der Franken dort gesichert. Aber der Papst Hadrian fürchtete doch noch den jungen

dun mit einer größeren Schar zurück, die er unterdessen gesammelt hatte, und gedachte den Franken ein Treffen zu liefern. Diese nahmen es an und kämpften wacker, bis die Nacht hereinbrach, alsdann aber gingen sie wieder zu den Ihrigen zurück.

Das Ergebnis aller dieser Kämpfe war, daß die Araber zwar die spanische Mark dem Frankenreiche nicht wieder entreißen konnten, daß aber auch die Franken über den Ebro nicht hinauskamen. Später gaben jedoch die Franken ihre Eroberungen in Spanien selbst auf; dafür gelang es aber den Spaniern, vom Nordwesten der pyrenäischen Halbinsel aus allmählich die Mauren immer weiter zurückzudrängen und sich wieder in den Besitz ihres Landes zu setzen. Aber erst im Jahre 1492 ist Ferdinand und Isabelle mit Granadas Fall diese Wiedereroberung ganz gelungen.

10. Das Gottesgericht des Kreuzes (788).

Nachdem König Karl sich den Besitz des nördlichen Italiens gesichert hatte, machte er seinen noch jungen Sohn Pippin dort zum Könige. Dies wollten die Avaren benutzen, welche im Westen des jetzigen Ungarn wohnten, und fielen mit einer großen Schar in das langobardische Reich ein. Dem Könige Karl ward aber sofort die Nachricht überbracht und er befahl, daß man zur Sicherheit gegen solche Einfälle die Stadt Verona, deren Befestigungswerke zerfallen waren, wieder stark und sicher machen sollte. Zu diesem Ende sandte er seinem Sohne den Grafen Berengar, der ihm mit Rat und Tat darin beistehen sollte. Aber als König Pippin und Berengar in Verona die Befestigung der Stadt eifrigst betrieben, erhob sich ein Streit mit der Geistlichkeit; es war nämlich zweifelhaft, ob diese nur ein Viertel der Mauern auszubessern hätten, wie sie selbst sagten, oder ein Drittel, wie ihre Gegner, die Bürger der Stadt, behaupteten. Der

Streit aber konnte darum nicht entschieden werden, weil die langobardischen Statthalter seit langer Zeit die Mauern selbst hatten ausbessern lassen, wenn etwas daran fehlte, obwohl sie dazu nicht verpflichtet waren.

Da nun niemand wußte, wie die Sache entschieden werden müßte, gefiel es allen, die Sache dem Urteile des Kreuzes zu überlassen. Aregaus, welcher die Bürger vertrat, und Pacifikus, welcher auf seiten des Bischofs war, beide Jünglinge von erprobter Leibeskraft, stellten sich mit kreuzweise aufgehobenen Händen vor den Altar, wo man die Messe anfing und die Leidensgeschichte nach dem Evangelium Matthäi las. Der lesende Priester war aber noch nicht bis zur Hälfte der Passion gekommen, als dem Aregaus die Kräfte ausgingen und er ermattet seine Hände niedersinken ließ. Pacifikus hingegen blieb bis zum Ende der Leidensgeschichte stehen, weshalb er als der Sieger ausgerufen wurde. Der Geistlichkeit der Stadt Verona ward das Recht zuerkannt und bestätigt, daß sie nur ein Viertel der Mauern der Stadt hinfort in gutem Stande zu erhalten habe.

Das war das Gottesgericht des Kreuzes, und man sah diesen Ausgang als die Offenbarung des Willens Gottes an.

Der Einfall der Avaren aber gelang nicht.

11. Karl und der Herzog Grimoald.

Der König Karl hatte sich freilich das Langobardenreich (774) unterworfen; aber im südlichen Herzogtume dieses Reiches, zu Benevent, bot ihm noch immer der Herzog Arichis Trotz und hielt zu dem Kaiser in Konstantinopel, um die Macht Karls dort nicht aufkommen zu lassen. Der Sohn des Herzogs Arichis aber, Grimoald, war als Geisel beim Könige Karl, und deshalb schien es, als wäre durch den Tod des Herzogs Arichis die Herrschaft der Franken dort gesichert. Aber der Papst Hadrian fürchtete doch noch den jungen

Herzog Grimoald und geriet in großen Schrecken, als er erfuhr, daß die Neapolitaner und Beneventaner bitten wollten, daß Karl ihnen ihren Herzog Grimoald zuschicken möchte, und darum schrieb Hadrian dringend an den König, daß dies mit großer Gefahr verbunden wäre. Karl ließ sich endlich doch bewegen, im Jahre 788 Grimoald nach Benevent heimkehren zu lassen; aber Grimoald mußte ihm versprechen, daß auf den Münzen und in öffentlichen Urkunden der Name des Königs voranstehen und daß die Langobarden in seinem Herzogtume ihren Bart abschneiden sollten. Denn die Franken ließen den Bart nicht wachsen, die Langobarden aber trugen zur Rechtfertigung ihres Namens noch immer lange Bärte, und dieses äußere Zeichen reichte hin, zwischen ihnen und den Franken eine Scheidung zu erhalten. Darum verlangte Karl, daß der Bart der Langobarden fallen sollte; zugleich aber verlangte er auch, daß Grimoald die Befestigungen der Stadt Salerno und anderer Städte schleifen lassen sollte. Alles dies versprach Grimoald und kehrte dann heim. Diese Erlaubnis aber gab Karl, weil er voraussah, daß sich die Beneventaner sonst ganz und gar den Griechen ergeben würden.

Die Unterredung Karls mit Grimoald wird uns also erzählt. Nachdem der König den Tod des Herzogs Arichis und die Boten der Beneventer vernommen hatte, welche ihn um ihren Herzog baten, ließ er Grimoald zu sich rufen und sprach zu ihm: „Dein Vater ist tot.“ Aber der schlaue Grimoald erwiderte darauf: „Großer König, mein Vater ist, so viel ich weiß, vollkommen gesund, und sein Ruhm ist in der besten Blüte; ich wünsche, er möge alle Jahrhunderte hindurch wachsen. “Der König sprach hingegen: „Ich rede im Ernste, dein Vater ist tot.“ Aber Grimoald antwortete ihm: „Herr, von dem Tage an, da ich in deine Gewalt gekommen bin, habe ich weder an Vater, Mutter noch Verwandte gedacht; denn du, großer König, bist mir alles.“

Der König Karl war erfreut über diese Worte, und da auch die Staatsklugheit es zu fordern schien, entließ er Grimoald mit dem Versprechen der Treue in seine Heimat. Er gab ihm noch zwei treue junge Männer aus langobardischem Stamme mit, welche ihm zur Seite stehen sollten; aber sobald diese mit Grimoald nach Benevent gekommen waren, gab er ihnen die vorzüglichsten Stellen an seinem Hofe und überhäufte sie mit allen Ehren, um sie an sich zu knüpfen.

Sobald aber Grimoald an den Fluß Volturno gekommen war, noch vor seinem Einzuge in Capua, strömte ihm eine große Anzahl Langobarden entgegen und alle hießen ihn freudig willkommen. Dasselbe geschah auch bei Benevent und die Langobarden riefen: „Sei willkommen, unser Vater! Sei willkommen, der du nächst Gott die einzige Stütze unserer Wohlfahrt bist.“ Alsdann ging Grimoald in die Kirche und dankte Gott für seine glückliche Heimkehr. Überall empfing ihn das Volk mit der höchsten Freude und jubelte laut, daß sein Beschützer wiedergekehrt sei. Nun sollte er aber sein Versprechen gegen Karl erfüllen, und doch konnte er es nicht über sich bringen, die festen Mauern der Städte zu zerstören, zumal da ihn auch die Bürger mit Tränen in den Augen baten, er möchte doch nicht also handeln und ihre schöne Stadt verschonen. Als Grimoald nun unschlüssig war und selber nicht wußte, wie er es anfangen sollte, die Mauern der schönen Stadt Salerno stehen zu lassen und doch sein gegebenes Wort zu halten, trat ein Mann zu ihm und erbot sich, ein Mittel ausfindig zu machen, wenn Grimoald ihm zum Lohne den reichen Hermelinpelz schenken wollte, welchen einst der Herzog Arichis, Grimoalds Vater, jährlich am Ostertage zu tragen pflegte. Dies versprach Grimoald, und der Mann riet nun, einige der Mauern niederzureißen, aber dann sogleich stärkere und dauerhaftere an ihre Stelle zu setzen. So geschah es und Grimoald verbündete sich auch

mit den Griechen. Zwar überzog ihn Karls Sohn Pippin, den Karl zum Könige Italiens ernannt hatte, sogleich mit Krieg; aber es wollte doch den Franken niemals gelingen, im südlichen Italien festen Fuß zu fassen.

12. Tassilo der Bayernherzog.

In Bayern lebte damals ein Herzog, namens Tassilo, der dem fränkischen Reiche untertan war. Man sagte aber von ihm, daß er sich gern davon losmachen wollte; denn er hatte eine Tochter des Königs Desiderius zur Frau, namens Liutberga, welche den König Karl bitterlich haßte und deshalb ihren Gemahl beständig bat, daß er doch mit den Avaren Freundschaft schließen möchte, um sich mit ihrer Hilfe der Franken zu erwehren. Dann würde auch ihr Bruder Adalgis (Algis) Unterstützung von dem oströmischen Kaiser erhalten und mit seiner Mannschaft ihnen zu Hilfe kommen, damit er selbst sein väterliches Reich sich wieder gewänne. Aber dieser Plan ward dem Könige Karl kund getan; dieser gedachte dem Ausbruche der Verschwörung zuvorzukommen und lud Tassilo auf den großen Reichstag der Franken nach Ingelheim vor. Tassilo erschien und mit ihm die ersten bayerischen Großen. Diese aber, wie denn die Menschen sich immer dem Mächtigen zuwenden, fingen an, Tassilo bei Karl zu verklagen und sagten, er habe geschworen, daß er mit allen seinen Kindern lieber sterben, als von dem Frankenkönige Unwürdiges erleiden wolle. Er habe auch zu den Avaren um Hilfe geschickt und gehorche in allen Dingen dem Rate seiner Frau Liutberga. Dann klagten sie ihn auch des Harislit an, d. h. der Verlassung des Heeres; denn einstmals, als Pippin, der Vater Karls ihn zu einem Zuge gegen Aquitanien aufgefordert habe, sei Tassilo zwar gekommen, aber bald wieder fortgegangen ohne Erlaubnis des Königs.

Auf diese Beschuldigungen ließ König Karl alsbald die

Herzogin Liutberga mit ihren Kindern herbeiholen. Auch alle Schätze mußten herbeigebracht werden. Es waren zwar einige der Franken, die unter sich dachten und sprachen, daß doch keine von allen Beschuldigungen bewiesen, und daß es nicht recht wäre, für die Absichten, welche Liutberga gehabt hätte, den Herzog Tassilo büßen zu lassen. Sie sagten ferner, daß Tassilo sicher nicht gekommen wäre, wenn er sich so schuldig gefühlt hätte; aber keiner von ihnen wagte es vor dem Könige Karl selbst zu sagen, sondern sie schwiegen alle still. So wurde denn die Sache Tassilos vor das Gericht gebracht, das aus den Herzögen und Großen nicht bloß des bayerischen, fränkischen und langobardischen, sondern auch des sächsischen Stammes zusammengesetzt war. Sie alle verurteilten Tassilo einstimmig zum Tode.

Da trat aber der König Karl selbst für seinen Blutsverwandten auf und sagte, daß er ihm das Leben schenken wolle. Darauf bat Tassilo, das man ihm den Trost eines einsamen, beschaulichen Lebens widerfahren lassen möchte, damit er im Kloster Buße täte für seine Sünden, und diese Bitte ward gewährt. Auch das wurde ihm nachgelassen, daß ihm nicht in seinem Hause das Haar abgeschnitten wurde, sondern erst im Kloster. Auch seine Frau Liutberga nahm den Schleier, und ebenso ward auch der Sohn Tassilos verurteilt sein Leben im Kloster zuzubringen.

In St. Goar am Rheine wurde Tassilo geschoren, nicht weit von da, wo die Feste Rheinfels auf den Fluß zu ihren Füßen niederschaut. Dann lebte er nacheinander in verschiedenen Klöstern, überall wurde er um seines heiligen Lebens willen gerühmt und nach seinem Tode unter die Zahl der Heiligen aufgenommen.

13. Die Avaren.

Die Avaren waren zuerst Freunde der Langobarden, und als diese mit ihrem Könige Alboin 568 nach Italien gingen,

rückten die Avaren in die Sitze, welche die Langobarden verlassen hatten. Alsdann aber hatten sie fast fortwährende Feindschaft.

Im achten Jahrhundert hatten sie sich an der Ostgrenze des damaligen Bayerns bis an den Raabfluß in Ungarn festgesetzt und machten von dort Raubzüge in die umliegenden Länder, ja sie kamen bis nach Aquitanien (dem südwestlichen Frankreich). Zu ihrer Sicherheit hatten sie ihr Land mit neun Ringen umgeben, wie sie selbst sie nannten. Ein solcher Ring aber war eine Umwallung, und die erste so weit von der zweiten entfernt, als es von Zürich nach Konstanz ist. Der Wall war erbaut von Eichen-, Tannen- und Buchenstämmen, vom einen Rande bis zum andern zwanzig Fuß breit und ebenso hoch. Der innere Raum war ausgefüllt mit harten Steinen und einem sehr zähen Mörtel, die Oberfläche mit grünem Rasen bedeckt. Innerhalb dieser Wälle lagen die Dörfer und Weiler so nahe beieinander, daß die menschliche Stimme von einem zum andern vernommen werden konnte. In den fast uneinnehmbaren Wällen waren schmale Torwege angebracht, aus welchen die Avaren auf den Raub auszuziehen pflegten. Von der zweiten Umwallung, welche ganz wie die erste gebaut war, lag die dritte wiederum zehn deutsche Meilen, welche gleich vierzig italischen sind, entfernt, die inneren Ringe mochten wohl näher beisammen liegen. Von einer Umwallung aber zur andern waren alle Besitzungen und Wohnungen so verteilt und geordnet, daß der Klang der Hörner von der einen zur andern alles genau angeben konnte. Innerhalb dieser Ringe hatte das hunnische Volk der Avaren mehr als zweihundertfünfzig Jahre lang alle Reichtümer zusammengehäuft und den Westen Europas fast leer gemacht. Der König Karl bedurfte acht Jahre um sie zu bezwingen.

Zum ersten Male zog er gegen sie im Jahre 791; denn die Hunnen hatten mit Tassilo, dem Herzoge von Bayern,

ein Bündnis und infolgedessen räuberische Einfälle in das Gebiet des Frankenreichs gemacht. Darum brach der König im Anfang des Sommers mit einem starken Heere gegen sie auf, zu welchem alle Teile seines großen Reiches Mannschaften gestellt hatten. Er teilte es in zwei Teile und übergab die eine Hälfte den Grafen Dieterich und dem Kämmerer Meginfried und ließ sie am nördlichen Ufer der Donau herziehen. Er selbst zog am südlichen Ufer daher und ließ eine andere Schar, bei welcher auch die wasserkundigen Friesen waren, mit den Lebensmitteln die Donau abwärts treiben. Nachdem auf diese Weise der Zug glücklich begonnen war, wurde das erste Lager an der Enns aufgeschlagen; denn dieser Fluß fließt zwischen dem Bayern- und Avarenlande und galt als die sicherste Grenze der beiden. Dort ward ein dreitägiges Gebet gehalten, daß der Krieg einen günstigen Erfolg haben möchte. Dann erst wurde das Lager abgebrochen und nun dem Volke der Hunnen feierlich der Krieg angekündigt.

Die ersten Scharen der Avaren waren bald vertrieben und ihre Schutzwehren zerstört. Von diesen lag die eine am Flusse Kamp*), die andere sehr feste bei Comageni**). Alsdann ward alles mit Feuer und Schwert verwüstet. Als der König bis an die Raab gekommen war, setzte er über diesen Fluß und folgte am andern Ufer seinem Laufe bis da, wo er in die Donau fällt. Darauf schlug er dort für einige Zeit ein Standlager auf und beschloß endlich über Sarwar zurückzukehren. Die andern Truppen aber, welche unter Dieterichs und Meginfrieds Befehlen standen, ließ er durch das Böhmerland den Rückmarsch antreten. Dies waren namentlich die Sachsen und Friesen, welche sich unwillig

*) Entspringt in den böhmischen Gebirgen, fließt bei Zwetl vorbei und unterhalb Krems in die Donau.

**) Ist nicht mehr vorhanden, vielleicht nahe bei dem jetzigen Königsstetten.

zeigten über den weiten Auszug. Er selbst verwüstete mit seinen Scharen das pannonische Land, und nachdem dies geschehen, kam er glücklich in das bayerische Land zurück. Nur hatte der König einen großen Schaden erlitten, denn es brach eine solche Krankheit unter den Pferden aus, daß kaum der zehnte Teil derselben wieder mit heimgekehrt sein soll. Der König überwinterte dann in Regensburg.

Im folgenden Jahre sann der König auf einen andern großen Plan. Man hatte ihm gesagt, daß, wenn die Rednitz mit der Altmühl durch einen schiffbaren Graben verbunden würde, ganz leicht von der Donau in den Rhein geschifft werden könnte, weil der erstere von jenen Flüssen in den Main, der andere in die Donau sich ergösse. Als der König dies vernahm, begab er sich alsbald mit seinem Gefolge an den Ort, versammelte dort eine große Menschenzahl und ließ sogleich beginnen zu graben. Es sollte ein Graben von zweitausend Schritt Länge und dreihundert Fuß Breite von dem einen Flusse in den andern geführt werden; aber es war vergeblich. Denn der Herbst war schon hereingebrochen und unaufhörlich strömten die Regengüsse nieder; dazu war der Boden auch ohnedies feucht und morastig, und deshalb hatten die Wände des Grabens keine Festigkeit, sondern soviel bei Tag durch die Mühe der Arbeiter hinausgeschafft wurde, soviel sank bei Nacht wieder ein, weil das Erdreich keine feste Stütze hatte. So mußte das große Werk mißlingen.

Im vorigen Jahrhundert hat der König Ludwig I. von Bayern denselben Plan wieder aufgenommen, und mit den Kräften und Hilfsmitteln unserer Zeit konnte leicht die Vollendung (1845) dieses Werkes gelingen, welches den Zeitgenossen Karls ein zu gewaltiges Riesenwerk zu sein schien.

14. Die Empörung der Thüringer.

Die Thüringer hielten einen Rat, wie sie den König Karl mit List fangen und töten könnten, und wenn sie auch

dies nicht zu erreichen vermöchten, so wollten sie doch wenigstens sich von seiner Herrschaft befreien. Dieser Plan konnte dem Scharfsinne des Königs nicht lange verborgen bleiben; aber aus Klugheit ließ er es sich nicht merken. Als einige Zeit verflossen war, schickte er einen Gesandten an einen der Thüringer wegen der Tochter desselben, welche dieser einem Franken verlobt hatte, und forderte von ihm, da die Verlobung nach dem Gesetze der Franken rechtskräftig geschehen war, daß er dem Franken die Braut überliefern sollte. Aber jener achtete den Befehl des Königs wenig und sagte nicht bloß, daß er es nicht tun werde, sondern reizte auch eine große Zahl der Thüringer und seine Verwandten zu einer Verschwörung gegen den König auf, daß sie sich mit vereinten Kräften gegen die Willkür desselben verteidigen wollten.

Als der König das vernahm, ward er sehr zornig und schickte eine Mannschaft gegen diese Verschworenen, daß die Güter derselben verheert werden sollten. Die Thüringer flohen bestürzt zu dem Begräbnisorte des heiligen Bonifatius (in Fulda), um durch die Verehrung dieses Heiligen ihre Schuld vor dem Könige zu verringern. Der Abt des Klosters nahm sie freundlich auf und suchte sie mit milden friedlichen Worten zu beruhigen, gab aber sogleich durch einen Boten dem Könige geheime Nachricht. Dieser schickte einen Abgeordneten dahin und ließ ihnen anbieten, daß sie in Königsfrieden zu ihm kommen sollten. Dies taten sie und stellten sich in seinem Palaste. Der König fragte sie, ob es wahr oder falsch wäre, was ihm von ihnen berichtet wäre, ob sie ihm nach dem Leben getrachtet und beschlossen hätten, seine Befehle nicht auszuführen. Dies konnten sie nicht verneinen und bejahten es deshalb ganz offen, ja einer von ihnen sagte ihm: „Wenn meine Genossen mir zugestimmt hätten, so wärest du nicht wieder lebend über den Rhein gekommen.“ Der König nahm das hin und erwiderte nicht ein Wort darauf.

Nach einigen Tagen aber ließ der König die Thüringer wieder rufen und gebot ihnen, ein Teil sollte nach Italien reisen, ein Teil nach Aquitanien, ein Teil nach Neustrien. Alle aber sollten in dem Lande, wohin er sie senden würde, bei den Gebeinen der dort begrabenen Heiligen ihm und seinen Kindern aufs neue den Eid der Treue schwören. Ein solcher Eid bei den Gebeinen der Heiligen ward für besonders heilig gehalten. Das taten die Thüringer, wie es der Kaiser gefordert hatte. Als sie von dort zurückkehrten, wurden sie auf dem Wege angehalten und einige sollen dann geblendet worden sein. Ihre Güter und alle ihre Besitzungen zog der König ein und vereinigte sie mit den seinigen. —

Charakteristische Züge Karls nach dem Mönche von St. Gallen.

Gegen das Ende des neunten Jahrhunderts lebte ein Mönch im Kloster St. Gallen, der uns viele einzelne Züge von Karl dem Großen erzählt hat. Er hatte sie von andern Männern überkommen, von denen einige noch Zeitgenossen Karls des Großen gewesen waren, und schrieb sie etwa zwischen den Jahren 884—887 nieder. Was er geschrieben hat, betrifft namentlich das Verhältnis Karls zur Geistlichkeit, wie es ja von einem Mönche nicht anders erwartet werden kann; aber er beschreibt uns auch in einzelnen Zügen Karls Eifer für Bildung und Unterricht. — Wenn der gute Mönch in andern Dingen, wie in der Beschreibung des Hofes ein wenig von der Wahrscheinlichkeit abgeirrt sein mag, so muß man bedenken, daß er für Karl eingenommen und zugleich als Mönch in seinem Kloster dem Leben und Treiben der Welt entfremdet war. Auch hat er vielleicht schon von seinen Gewährsmännern die Berichte in einiger Hinsicht gefärbt erhalten. Von diesen charakteristischen Zügen oder Anekdoten des Mönches von St. Gallen teile ich meinen Lesern eine

Auswahl derjenigen mit, die ich für die bezeichnendsten halte, ohne andere Zusätze, so wie sie der Mönch uns überliefert hat.

15. Alcuin.

Karl bemühte sich auf das eifrigste, die Wissenschaften emporzubringen und hatte auch überall guten Erfolg, nur nicht einen solchen, wie er selbst ihn wünschte. Darüber bekümmert rief er einmal aus: „Hätte ich doch nur zwölf so gelehrte Männer, wie Hieronymus und Augustin gewesen sind!“ Alcuin, der sich selbst nicht mit diesen Männern zu vergleichen wagte, wurde darüber ärgerlich, und als niemand in der Gegenwart des gefürchteten Kaisers etwas dagegen zu sagen wagte, sprach er: „Der Schöpfer Himmels und der Erde hat ihresgleichen nicht mehr hervorgebracht, und du willst zwölf haben?“ So erzählt uns der Mönch.

Eine Sage berichtet uns von Alcuin, daß er auf folgende Weise zu Karl gekommen sei. Einstmals landete ein Schiff an der fränkischen Küste und es fanden sich darin vier Männer, die das Aussehen von Kaufleuten hatten. Da gingen die Umwohner hin und fragten, was für Waren sie hätten. Die Angelsachsen antworteten: Weisheit. Einige lachten darüber, andern schien es wunderlich, und zuletzt gelangte die Rede an den König Karl. Dieser ließ sie holen und faßte sogleich große Zuneigung zu Alcuin, behielt ihn bei sich und ließ sich von ihm namentlich in der Mathematik und der Astronomie unterrichten. Alcuin gab dem Kaiser und seinen Söhnen Namen aus dem Altertume. Karl selbst nannte er David, seinen Sohn Ludwig, der nachher Kaiser wurde, Salomon; Angilbert, den Schwiegersohn des Kaisers, nannte er Homer und so gab er noch vielen jener Männer besondere Namen. Auch war Alcuin mit den meisten Männern seiner Zeit, die sich durch Wissenschaft auszeichneten, genau bekannt und stand mit ihnen in Verkehr.

Erst war Alcuin nur wie zu einem Besuche im fränkischen Lande gewesen und kehrte nach einigen Jahren in seine Heimat zurück. Aber Karl konnte ihn nicht mehr entbehren, und als ein Streit in kirchlichen Dingen ausbrach, schickte er ins Land der Angelsachsen und ließ ihn bitten, daß er wieder herüberkommen möchte. Dann beschenkte er ihn mit mehreren Abteien und einer seiner Gegner erzählte, daß mehr als zwanzigtausend Menschen in der Sklaverei Alcuins gewesen wären, nämlich die zu den Abteien gehörten, welche Karl ihm geschenkt hatte. Alcuin aber verteilte die Abteien unter seine Freunde und blieb auch so Karl immer zugetan.

16. Kaiser Karl bei den Schülern.

Als der Kaiser Karl einmal nach längerer Abwesenheit wieder heim kam, ließ er die Jünglinge zu sich kommen, welche er dem Lehrer Klemens übergeben hatte, und befahl, daß sie ihre Hefte und Arbeiten, um sie ihm zu zeigen, mitbringen sollten. Von den Schülern aus mittlerem und niederem Stande wiesen mehrere über alle Erwartung vortreffliche Beweise ihres Fleißes auf, dagegen waren die Arbeiten der Söhne aus vornehmen Familien voll von Unwissenheit. Da schied Karl die Schüler, die fleißigen stellte er zu seiner Rechten und redete sie folgendermaßen an: „Es ist mir erfreulich, meine lieben Jünglinge, daß ihr meinen Befehl nach Kräften auszuführen bemüht seid und dadurch zugleich für euer eigenes Bestes sorgt. Bestrebt euch fernerhin etwas Tüchtiges zu lernen, so werde ich euch Bischofssitze und andere gute Stellen geben, und ihr sollt in meinen Augen immer geehrt sein.“ Alsdann wandte er sich mit zornigem Angesichte zu denen zu seiner Linken und erschütterte zuerst mit einer gewaltigen Rede ihr Gewissen, dann aber wandte er sich zum Spott: „Ihr Söhne vornehmer Männer, ihr geleckte, zarte Herrchen, ihr vertraut auf eure Eltern und eure Verwandte,

ihr vernachlässigt das Studium der Wissenschaften, ihr achtet mein Gebot und eure eigene Ehre gering und jagt dafür euren nichtigen Ergötzungen, euren Spielen und Possen nach." Nachdem er aber diese Worte im Tone des Spottes gesagt hatte, erhob er sein Haupt und seine rechte Hand und donnerte mit gewaltiger Stimme in seinem gewöhnlichen Schwure: „Beim König des Himmels! Ich kümmere mich nicht um eure vornehme Geburt und euren Putz, wenn die andern euch auch bewundern mögen. Wisset das wahrlich und gewiß: wenn ihr nicht euch aus allen Kräften bemüht, eure frühere Nachlässigkeit wieder gut zu machen, so sollt ihr bei Karl niemals etwas Gutes erlangen!"

17. Der junge Bischof.

Aus der Zahl jener fleißigen jungen Leute wählte Karl sich bald darauf einen zum Schreiber und Priester in seiner Kapelle. Als dieser eine Zeitlang bei ihm gewesen war, wurde dem Kaiser eines Tages die Nachricht gebracht, daß einer der Bischöfe gestorben wäre. Der Kaiser fragte den Boten, ob der Verstorbene von dem Seinen auch etwas ausgesetzt hätte für den Gottesdienst und für die Armen, und der Bote antwortete: „Ja Herr, zwei Pfund Silber." Darüber seufzte jener Jüngling und konnte die Gedanken seines Herzens nicht verhehlen, sondern sprach für sich: „Das ist ein kleines Reisegeld für eine so lange Reise." Der Kaiser hörte diese Worte, dachte ein wenig nach und sprach dann zu seinem Schreiber: „Was meinst du, wenn du jene Bischofsstelle erhieltest, würdest du mehr Reisegeld für die lange Reise verwenden?" Der junge Mann verschlang gierig diese Worte, die in seine Ohren fielen wie reife Trauben in den Mund des lechzenden Wanderers; er stürzte zu den Füßen des Kaisers und sprach: „Herr, das steht in Gottes und in deiner Hand." Darauf erwiderte der Kaiser: „Stelle dich hinter den Vorhang, welcher

hinter mir herabhängt und höre, welche Mitbewerber um jene Stelle du hast."

Sobald die Hofleute, die immer auf den Tod oder den Unfall eines andern Menschen lauern, den Tod des Bischofs vernommen hatten, bemühten sie sich, ein jeder durch seine Vertrauten bei dem Kaiser diese Stelle zu erlangen. Aber dieser beharrte bei seinem Entschlusse und sagte ihnen allen, er wolle die Bischofsstelle jenem jungen Manne übertragen. Endlich schickte die Königin Hildegard ihre Vertrauten, ja sie kam selbst, um die Bischofswürde für ihren Geistlichen zu erbitten. Als der Kaiser sie sehr freundlich aufnahm und sagte, daß er ihr nichts versagen könnte, als jenen Geistlichen zum Bischof zu machen, stellte sie sich zornig, wie es die Gewohnheit der Frauen ist, wenn ihr Wille und Wunsch den Entschluß des Gemahls umstoßen soll, und veränderte ihre Stimme und ihre Geberde und suchte dadurch den Kaiser umzustimmen, indem sie sprach: „Mein Herr und Gemahl, warum soll ein Jüngling einen Bischofssitz haben, um ihn zu verderben? Gib ihn doch meinem treuen Diener, jenem erprobten Manne." Da trat der Jüngling, welchen der Kaiser hinter den Vorhang hatte gehen lassen, näher hinzu, umfing den Kaiser, während er noch hinter dem Vorhange war, und brach in die Worte aus: „Mein Herr und Kaiser, bewahre deine Festigkeit, daß dir niemand deine Macht aus den Händen entwinde." Da rief ihn der Kaiser offen hervor und sprach zu ihm: „Du sollst den Bischofssitz haben; aber nimm dich sorgfältig in acht, daß du eine größere Wegzehrung zu jenem Wege zurücklegst, von welchem für mich wie für dich eine Wiederkehr nicht möglich ist."

18. Ernennung und Absetzung eines Bischofs.

Wie Karl mit den Bischöfen verfuhr, wenn sie ihre Pflicht nicht getan zu haben schienen, lehrt uns folgende Geschichte.

Unter dem Gefolge des Kaisers war ein Geistlicher, ein Mensch von niedriger Herkunft und in den Wissenschaften nicht genügend unterrichtet. Da er aber sehr arm war, hatte der Kaiser Mitleid mit ihm, und obwohl alle ihn haßten und ihn zu verdrängen suchten, ließ sich Karl doch niemals überreden ihn zu entlassen. Einmal ereignete es sich, daß dem Kaiser die Nachricht gebracht wurde, es wäre ein Bischof gestorben. Sogleich berief er einen seiner Priester, der sowohl durch seine Geburt und seine Familie, als auch durch seine Wissenschaft sehr angesehen war, und verlieh ihm das Bistum. Der neue Bischof war sehr erfreut, lud viele der Hofleute und viele der angesehenen Leute aus seinem neuen Bistume in seine Wohnung ein und bereitete ihnen ein glänzendes Gastmahl. Aber er selbst übernahm sich so sehr in seinen kostbaren Speisen und betrank sich so, daß er in der folgenden Nacht vor dem St. Martinstage die Frühmesse verschlief. Nach der Lektion sollte nun jener Bischof den Gesang anstimmen und dann die andern das Responsorium singen; aber alles blieb still. Schon wollten einige im Chore anheben zu singen, als der Kaiser sagte: „Nun, so stimme doch einer an!“ Da wagte es jener oben besprochene Priester seine Stimme zu erheben. Der Kaiser fürchtete, er würde es nicht zu Ende bringen und befahl den andern, ihm zu helfen. So sang der Priester das Offizium zu Ende. Nach Beendigung der Messe ging Karl in seinen Palast, um sich zu wärmen und seine Kleidung für den Festtag anzulegen. Alsdann ließ er den neuen Sänger zu sich rufen und fragte ihn: „Wer hat dir geheißen in der Kirche zu singen?“ Ganz betreten erwiderte der Mann: „Herr, ihr befahlt, es solle einer singen.“ Der Kaiser antwortete: „Nun ja, es ist gut.“ Er besann sich eine Weile; wandte sich dann wieder zu dem Manne und sprach in Gegenwart der ersten seines Hofes zu ihm: „Jener hochmütige Mensch, der weder Gott

noch mich, den Kaiser, ehrt und sich auch nicht einmal des Gelages enthalten hat, ist nach Gottes und meinem Beschlusse des Bischofssitzes unwürdig, und nach Gottes und meinem Willen sollst du fortan das ihm gestern übertragene, aber heute wieder genommene Bistum regieren."

19. Wie der Kaiser sich vorlesen ließ.

Wenn Karl sich vorlesen ließ, so geschah das auf folgende Weise. Keiner schrieb einen bestimmten Abschnitt für jeden einzelnen vor, auch durfte keiner sich ein Zeichen machen, sondern alle mußten mit dem, was gelesen werden sollte, sich so vertraut zu machen suchen, daß keiner stockte, auch wenn er unerwartet aufgerufen wurde. Wenn einer in der Versammlung lesen sollte, so zeigte der Kaiser mit dem Finger auf ihn oder streckte seinen Stock gegen ihn aus, oder wenn er ihm gar zu fern saß, ließ er es ihm durch einen aus seiner Nähe sagen. Wenn der Vorleser aufhören sollte, so machte der Kaiser einen Ton aus der Kehle. Darauf achteten alle ganz gespannt, und mochte nun der Satz zu Ende oder erst begonnen sein, mochte das Letzte, was gelesen war, einen Sinn haben oder nicht, auf diesen Ton schwieg der Vorleser still.

Der Mönch, der uns dies erzählt hat, setzt hinzu: „Auf diese Weise brachte es Karl dahin, daß alle Vorleser in seinem Palaste ganz vortrefflich waren, auch wenn sie nichts von dem Gelesenen verstanden."

20. Wie der Gesang zu Karls Zeit beschaffen war.

Es schmerzte Karl tief, daß er bei aller seiner Mühe um die Bildung seiner Geistlichen doch so wenig erreichen konnte, und daß namentlich in ihrem Gesange fast keine Harmonie zu hören war. Obwohl den deutschen Völkerstämmen kein anderes Mittel zur Überlieferung ihrer Geschichte tauglicher erschien, als die Gesänge von den Taten der Helden,

so scheinen doch diese Lieder dem römischen Ohre nicht besonders wohllautend geklungen zu haben. Der Kaiser Julian Apostata, der im vierten Jahrhundert am Rheine gegen die Alemannen kämpfte, verglich den Gesang der Deutschen mit dem Krächzen der Raubvögel. Dem Könige Karl lag auch dies am Herzen, wie alles, was auf die Bildung seines Volkes abzweckte. Wie übel er aber zuerst damit ankam, darüber erzählt uns der Mönch von St. Gallen folgende Geschichte, welche, wenn sie auch nicht ganz so sich zugetragen haben mag, dennoch beweist, mit welchem Hochmut und Stolz wegen ihrer höheren Bildung die Römer damals noch immer auf die Franken und alle andern deutschen Stämme niederblickten.

Karl schickte Boten an den Papst mit der Bitte, daß dieser ihm doch von Rom aus behilflich sein möchte. Der Papst war ganz einverstanden mit den Bemühungen Karls und suchte deshalb unter seinen Geistlichen zwölf aus, die der Musik sehr kundig waren, und schickte sie ins Frankenland. Aber, wie immer die Griechen und Römer neidisch auf die Franken waren, so ging es auch diesen, und sie berieten untereinander, wie sie den Gesang so veränderten, daß niemals Einheit und Harmonie daraus hervorgehen könnte. Als sie zu Karl kamen, wurden sie ehrenvoll aufgenommen und dann einzeln an die hervorragendsten Bischofssitze verteilt, damit sie dort selbst sängen und im Singen Unterricht gäben; aber sie zeigten ihre böse Tücke, indem sie nicht bloß selbst falsch sangen, sondern auch die fränkischen Priester falsch unterrichteten, so daß jeder von ihnen an seinem Orte eine ganz besondere Weise lehrte.

Einmal in dieser Zeit feierte Karl das Weihnachtsfest zu Trier und hörte den Chorgesang der dortigen Priester an. Im folgenden Jahre war er in Tours, und als er nun scharf und genau auf die Weise des Gesanges achtete, fiel es ihm auf, daß diese gänzlich verschieden sei von derjenigen,

die er im Jahre vorher zu Trier gehört hatte. Ebenso erfuhr er nach und nach auch von anderen Orten her, daß die Gesangsweise der römischen Lehrer in jeder Stadt eine andere wäre, und darum ein Chorgesang von Priestern aus verschiedenen Gegenden keine Harmonie, sondern nur Verwirrung darböte. Deshalb berichtete er die Sache an den Papst. Dieser ließ sogleich die zwölf Gesangmeister wieder nach Rom kommen und bestrafte sie mit Verbannung und Gefängnis. Alsdann aber schrieb er an Karl: „Wenn ich dir andere römische Lehrer schicke, so werden sie ebenso wie jene, durch Neid verblendet, die Sache absichtlich falsch anfangen und so deiner spotten. Darum schicke mir zwei von deinen besten und talentvollsten Geistlichen, damit diese hier unter meinen Augen unterrichtet werden. Dann sollst du mit ihnen zufrieden sein." So geschah es. Zwei Männer reisten nach Rom und kehrten nach einiger Zeit wohlgeschult wieder heim. Diese beiden Männer mußten dann andere Geistliche unterrichten, bis allmählich der Stamm einer Sängerschule gewonnen ward.

21. Demütigung eines Bischofs.

Weil wir erzählt haben, wie Karl die demütigen Geistlichen erhöhte, so wollen wir auch eine Geschichte erzählen, wie er die Übermütigen beschämte. Da war ein Bischof voll Eitelkeit und Stolz, der sich in allen Dingen auszeichnen wollte. Das merkte der Kaiser und trug einem Juden auf, er solle diesem Bischof einen Streich spielen. Dieser Jude reiste oft nach dem Morgenlande und brachte aus dem gelobten Lande allerlei Kostbarkeiten mit, die er dann verhandelte; denn damals war aller Handel in den Händen der Juden. Deshalb nahm er eine gewöhnliche Hausmaus, ließ sie einbalsamieren und mit köstlichen Wohlgerüchen anfüllen und dann brachte er sie zu dem Bischof und sagte, daß er

von Judäa ein sehr kostbares, früher noch nie gesehenes Tier mitgebracht habe. Der Bischof war sehr erfreut darüber und bot ihm drei Pfund Silber, wenn er ihm das kostbare Tier überlassen wollte. Aber der Handelsmann sagte: „Nimmermehr will ich eine so kostbare Seltenheit für einen so erbärmlichen Preis verkaufen. Eher werfe ich das herrliche Kleinod ins Meer, als daß ich es dir dafür überlasse.“ Der Bischof war sehr reich und habsüchtig, denn niemals empfingen die Armen etwas von ihm; aber er wollte das kostbare Tier nicht fahren lassen und bot deshalb zehn Pfund Silber. Aber der Jude antwortete: „Möge mich doch der Gott Abrahams behüten, daß ich so meine Mühe und meine Fahrt umsonst dahin geben sollte.“

Der Bischof konnte nicht lassen von der Maus und bot nun zwanzig Pfund Silber; aber der Jude nahm schweigend die Maus, wickelte sie in ein Stück köstlicher Seide und schickte sich an fortzugehen. Der Bischof hielt ihn zurück, ließ einen Eimer bringen und füllte ihn mit Silber, um dafür das Kleinod zu erhalten. Aber er mußte erst noch viel bitten, bis er den Juden überreden konnte, der sich nur zögernd von dem köstlichen Besitztume trennen wollte. Sobald aber dies geschehen war, ging er zum Kaiser, brachte ihm das Silber und erzählte alles, was vorgefallen war.

Einige Zeit hernach berief der Kaiser sämtliche Bischöfe und Hofleute zu einer großen Beratung, und nachdem die wichtigen Geschäfte erledigt waren, ließ er das Silber bringen und mitten in die Versammlung hinstellen. Alsdann sprach er: „Es ist eure Pflicht, ehrwürdige Väter und Bischöfe, mit eurem Gelde den Armen wohlzutun; denn dadurch dient ihr Christus. Statt dessen aber verkehrt ihr alles ins Gegenteil, jagt eitler Prahlerei nach und seid habsüchtiger, als irgend ein anderer Mensch.“ Als die Bischöfe betroffen dasaßen, fügte der Kaiser hinzu: „Es ist einer unter euch, der

diesen Haufen Silber für eine gewöhnliche, aber einbalsamierte und von Spezereien duftende Hausmaus ausgegeben hat." Obwohl der Kaiser keinen Namen nannte, so warf sich doch der gemeinte Bischof ihm zu Füßen und gelobte Besserung und weisere Verwendung seiner Güter. Da verzieh ihm Karl.

Da wir aber einmal von Kaiser Karl und seinem Verhältnisse zu den Geistlichen reden, so wollen wir hier auch angeben, wie sich die Geistlichen zum Kriege verhielten, obwohl es nicht der Mönch von St. Gallen ist, der uns dies erzählt.

22. Der Kriegsdienst der Geistlichen.

Zu der Zeit Karls zogen die Bischöfe und Priester immer mit ins Feld und bestanden alle Kriege mit. Das war vielen nicht lieb, weil sie meinten, das Kriegführen schicke sich nicht gut zum Amte des Priesters, und als Karl einmal einen Reichstag zu Worms hielt, traten einige Weltliche zu ihm und übergaben ihm eine Bittschrift, in welcher sie ihn dringend baten, daß nicht bloß die Bischöfe, sondern auch die übrigen Geistlichen in Zukunft von der Verpflichtung zum Kriegsdienste befreit werden möchten. Sie sagten, daß sie nicht die Absicht hätten, die Bischöfe leichter berauben zu können, wenn diese sich nicht selbst mehr verteidigen dürften, sondern sie wüßten wohl, daß die der Kirche geschenkten Güter ein heiliges und unverletzliches Eigentum derselben bleiben müßten. Indem sie diese Worte sprachen, warfen sie zur Bekräftigung ihrer Versicherung Strohhalme, welche sie in den Händen hielten, zur Erde nieder; denn das sollte bedeuten, daß sie allen Ansprüchen auf die geistlichen Güter entsagten.

Karl bewilligte ihr Gesuch, und es ward das Gesetz gegeben, daß von da an nur wenige Bischöfe, zwei oder höchstens drei, und unter ihrer Aufsicht nur so viele Geist-

liche bei dem Heere sein sollten, als zum Gottesdienste und zum Predigen nötig wären. Ihre Ehre sollte aber dadurch, daß sie keine Kriegsdienste täten, nicht im geringsten leiden, sondern sie sollten um so mehr in Ehren gehalten werden, je treuer sie ihre Amtspflichten erfüllten. Das war aber den Geistlichen gar nicht lieb; denn sie meinten, sie würden durch diese Verfügung zurückgesetzt. Sie wollten ebensowohl jagen und kriegen, wie auch die andern Großen und Herren, und es ward Karl sehr schwer, sein Gesetz in Ausführung zu bringen; als seine starke Hand nicht mehr da war, dasselbe aufrecht zu halten, ging bald alles wieder den alten Gang, und nur die Tracht unterschied oft den Bischof von den andern großen Herren. Schon unter Ludwig dem Frommen ward das Kriegführen der Bischöfe wieder ganz allgemein. Freilich wollten es nicht alle gern, und so entschuldigt sich ein Abt, der einmal einen Kriegszug hatte mitmachen müssen und diesen beschrieben hat, er sei wohl mitgegangen, habe aber keinen Tropfen Blut vergossen. Das dürfen wir ihm wohl glauben; denn seine Gestalt war so beschaffen, daß, als er zum Heere des Königs Pippin kam, dieser und alle seine Begleiter in lautes Gelächter ausbrachen, und daß Pippin ihm sagte: „Geh hin, lieber Bruder, das Schwert paßt nicht für deinen Arm, sondern nur das Buch."

Die nun folgenden Züge können uns einigermaßen ein Bild geben von dem Leben und Treiben der Laien am Hofe, namentlich da uns der Mönch auch einige Züge vom byzantinischen Hofe in Konstantinopel erzählt.

23. Die arabische Gesandtschaft.

Einmal kamen Gesandte der Araber zum Kaiser Karl. Da diesen die Lage des Frankenreiches unbekannt war, hielten

sie es für das Beste, wegen des Ruhmes der alten Stadt Rom nach Italien zu schiffen; denn sie hatten vernommen, daß Karl römischer Kaiser wäre. Aber die Bischöfe der italischen Länder und dann auch die des burgundischen und fränkischen Landes nahmen sie nicht sehr freundlich auf und verwiesen wohl gar die fremden Ankömmlinge aus ihrem Gebiete, so daß ein volles Jahr verfloß, bis die arabischen Gesandten nach ihrer Ausschiffung in Italien Karls Wohnsitz in Aachen erreichten. Karl ließ sie erst einige Zeit ausruhen und dann am Tage vor dem Osterfeste vor sich bringen. Die Herrlichkeit des Kaisers flößte ihnen große Ehrfurcht ein. Der Kaiser gestattete ihnen willig, überall umherzugehen und alles anzuschauen; aber sie verschmähten dies, denn sie wollten am liebsten ihn selbst sehen und sich seiner Gegenwart freuen. Sie stiegen mit ihm auf den Söller seines Palastes und schauten von dort hinab auf das Heer des Kaisers und auf die Menschen, die sich am Palaste des Kaisers drängten. Da klatschten sie vor Freuden in die Hände und sagten, daß sie früher nur Menschen aus gewöhnlichem Erdenstoff gebildet gesehen hätten, jetzt aber einen goldenen erblickten. Dann wandten sie sich zu den einzelnen fränkischen Großen und betrachteten ihre Gewänder, erprobten ihre Waffen; aber immer kehrten sie zu dem Kaiser als dem Herrlichsten zurück. Am folgenden Tage, am Osterfeste, wurden sie von Karl mit den ersten Großen und den Vornehmsten des Frankenreiches zu Tische geladen; aber sie waren so in Staunen befangen, daß sie fast noch hungrig wieder vom Tische aufstanden. So erzählt uns der treuherzige Mönch von St. Gallen; wir dürfen aber wohl glauben, daß die Gesandten des Harun al Raschid, des berühmten Kalifen, an mehr Herrlichkeiten der Kunst gewöhnt waren, als die damals noch so rohen Franken ihnen bieten konnten.

Am folgenden Tage beschloß der niemals ruhende Kaiser,

eine große Jagd auf Auerochsen zu veranstalten und lud auch die Araber dazu ein. Als diese die gewaltigen Tiere erblickten, wollten sie vor Schrecken fliehen. Aber der furchtlose Kaiser zog sein Schwert, ritt auf seinem mutigen Rosse nahe an das eine der schrecklichen Tiere heran und wollte mit einem Streiche den Kopf vom Rumpfe trennen. Allein der Hieb mißlang und der ungeheure Stier wandte sich wütend um, faßte mit der Spitze des Hornes das Gewand des Kaisers und zerriß dies sowie den Stiefel, dann erst ließ er ab, von Steinwürfen und Schlägen geschreckt. Alle Begleiter des Kaisers waren gleich bereit, ihre Gewänder ebenso zu zerreißen; aber der Kaiser verbot es und sprach: „In diesem Aufzuge will ich zur Kaiserin gehen.“ Ein fränkischer Mann aber, namens Isambard, verfolgte das Tier, und da er nicht wagte ihm sehr nahe zu kommen, schwang er seinen Wurfspieß, warf und traf das Tier zwischen Schulterblatt und Kehle, daß es zusammenstürzte und vor den Augen des Kaisers zuckend verendete. Der Kaiser tat, als ob er es nicht bemerkte, und kehrte nach Hause zurück.

Als der Kaiser in seinem Palaste ankam, ließ er die Kaiserin rufen, zeigte ihr seine zerrissenen Kleider und fragte: „Was hat der verdient, der mich aus solcher Gefahr gerettet hat?“ Sie antwortete: „Wahrlich alles Gute,“ und da erst erzählte ihr der Kaiser alles, wie es sich zugetragen hatte; er ließ die gewaltigen gewundenen Hörner des Tieres herzubringen, daß die Kaiserin erschreckt und zu Tränen gerührt wurde. Als sie nun auch vernommen hatte, daß der früher von ihr bitter gehaßte und aller seiner Ehren beraubte Isambard den Kaiser an dem gefährlichen Gegner gerächt hätte, warf sie sich dem Kaiser zu Füßen und erbat ihrem Feinde alles zurück, was früher sein gewesen war, und sie selbst vermehrte es nachher noch durch reiche Geschenke.

Die Araber brachten dem Kaiser einen Elefanten, der

Abulabaz hieß und im fränkischen Reiche viel angestaunt wurde. Außerdem verschiedene Affen, ferner köstliche Salben und Gewürze und allerlei Heilmittel, die nur der Osten hervorbringt. Ferner brachten sie ein Zelt mit den Schnüren, die dazu gehörten, alles von feiner Leinwand und verschiedenartig gefärbt, außerdem viele seidene Gewänder, zwei messingene Leuchter von wunderbarer Größe. Den innern Raum des Zeltes verschloß ein Vorhang, der zwischen hohen Säulen hing; dabei soll die Spitze des Zeltes so hoch gewesen sein, daß man einen Pfeil kaum darüber schießen konnte. Innerhalb des Zeltes waren so viele Gemächer, daß man es für einen ordentlichen Palast hätte halten können.

Das wunderbarste für die Franken aber war eine messingene Uhr, in welcher der Ablauf der Stunden durch eine Wasseruhr bezeichnet wurde. Wenn eine Stunde abgelaufen war, so fielen ebenso viele kleine Kugeln, als die Zahl der Stunde verlangte, hinab auf eine Glocke und mahnten den Hörer durch den Klang an die Zahl der verflossenen Stunden. Auf den Schall traten ebenso viele Reiter aus offenen Fenstern heraus und schlossen sie durch ihr Hinaustreten. Dies Werk war damals ein großes Wunder und wurde von allen sehr angestaunt und gepriesen. Aber auch ohne ihre Gaben hätten Karl und Harun gute Freundschaft gehalten; denn sie hatten dazu verschiedene Ursachen. Ihre Reiche selbst stießen nicht aneinander, und darum hatten sie zur Feindschaft keine Ursache; aber sie hatten zum Teil dieselben Feinde; denn die Mauren in Spanien, mit denen Karl immer zu tun hatte, waren in den Augen Haruns Rebellen, weil sie von seinem Kalifat, d. i. seinem Reiche abgefallen waren und ein eigenes gegründet hatten, dessen Sitz Cordova war. Zu gleicher Zeit war Harun immer mit dem oströmischen Kaiser in Krieg, und wenn Karl auch nicht Krieg mit diesem führte, so war er darum doch nicht sein Freund, sondern beide benutzten jede Gelegenheit,

wo sie sich Schaden zufügen konnten. Am meisten aber verband die beiden mächtigsten Fürsten jener Zeit der Ruhm ihres Namens; denn Karl im Westen und Harun im Osten galten für die Herren der Welt.

24. Der Hof des byzantinischen Kaisers.

So viel auch der Kaiser Karl mit seinen Kriegen überallhin beschäftigt war, so versäumte er doch nicht, auch mit den weitentlegensten Fürsten und Königen in stetem Verkehre zu bleiben, und schickte oft Boten und Gesandte dahin. Als er einmal mitten im Sachsenlande war, sandte er von dort einen Botschafter nach Konstantinopel zum oströmischen Kaiser. Dieser erkundigte sich nach dem Reiche seines Sohnes Karl, wie er ihn nannte, ob es ruhig in seinem Reiche wäre, und ob ihm auch die benachbarten Völker viel zu schaffen machten. Einer von den Gesandten antwortete, daß alles ruhig wäre, aber daß ein Volksstamm, die Sachsen, die Grenzen des fränkischen Gebiets oft verheerend heimsuchte. Da erwiderte der Kaiser, der stets ruhig und müßig in Konstantinopel lebte und vom Kriege nichts verstand: „Warum müht sich denn mein lieber Sohn gegen eine Handvoll Menschen ab, deren Namen man kaum kennt? Du selbst sollst das Volk haben mit allem, was dazu gehört, denn ich schenke es dir.“ Als der Bote dies bei seiner Rückkehr dem kriegerischen Karl erzählte, lachte dieser und sprach: „Er hätte besser für dich gesorgt, wenn er dir irgend ein Kleidungsstück für die Reise geschenkt hätte.“

Von dem Aufenthalte dieses Gesandten in Konstantinopel erzählt uns der Mönch noch einige andere Züge. Er kam im Herbste mit einigen Hofleuten des Kaisers in eine Stadt, in welcher sie der Wohnungen wegen getrennt und hierhin und dahin verteilt wurden. Der fränkische Gesandte kam zu einem Bischofe, welcher ihm beständig mit Fasten und Beten anlag

und ihn durch diese langandauernde Behandlung ganz entkräftete. Als der Frühling herankam, stellte er ihn dem Kaiser vor, der dorthin kam. Der Kaiser fragte den fränkischen Gesandten, wie ihm der Bischof gefiele. Der Franke seufzte aus tiefer Brust und sprach: „Es ist ein sehr heiliger Mann, euer Bischof, soweit es ohne Gott möglich ist.“ Befremdet fragte der Kaiser: „Wie ist das möglich, wie kann jemand heilig sein ohne Gott?“ Der Franke erwiderte: „Es steht geschrieben: Gott ist die Liebe; aber von Liebe oder nur von Rücksichten auf die Bequemlichkeit seiner Mitmenschen ist der Bischof gänzlich frei.“ Dann erzählte der fränkische Gesandte, wie der Bischof es mit ihm gemacht hätte.

Darauf lud ihn der Kaiser zum Gastmahl ein und ließ ihm einen Platz unter den Ersten des Hofes anweisen. Es galt aber am kaiserlichen Hofe ein Gesetz der Etikette, daß niemand am Tische, ob Grieche oder Fremder, irgend einen Braten oder sonst eine Speise auf die Seite drehen durfte, sondern man durfte nur so davon oben abessen, wie es gerade aufgetragen war*). Es ward nun auch ein Flußfisch hereingebracht, der allein auf einer Schüssel lag. Der Franke kannte dies Gesetz der Hofetikette nicht und drehte den Fisch auf die andere Seite, da erhoben sich plötzlich mehrere der kaiserlichen Hofleute und sprachen zum Kaiser: „Herr, er verunehrt euch, ihr seid beleidigt, wie noch niemals eure Vorfahren.“ Seufzend sprach darauf der Kaiser zu dem Franken: „Ich kann es nicht hindern, daß man dich dem Tode über-

*) So lächerlich dies Gesetz der Etikette klingen mag, so ist doch die Frage aufzuwerfen, ob nicht an jetzigen Höfen Vorschriften bestehen, die wenn auch nicht so lebensgefährlich, doch mindestens ebenso lächerlich sind. Freilich war der Hof von Konstantinopel in der Erfindung solcher Dinge unübertrefflich; aber in größerem oder geringerem Grade finden sich überall Gebräuche, die dem daran Gewöhnten vielleicht ehrwürdig, dem Fremden lächerlich sind.

gibt; denn so will es unser Gesetz. Fordere dir etwas anderes, als dein Leben, und ich will es gewähren, was du auch bitten mögest." Der Franke besann sich eine Weile und brach dann, während alle aufmerksam zuhörten, in die Worte aus: „Ich beschwöre euch bei eurer kaiserlichen Würde, daß ihr mir eurer Zusage gemäß eine ganz kleine Bitte erfüllen wollt." Der Kaiser wiederholte seinen Schwur und sprach: „Fordere was du willst und es soll dir gewährt werden, nur nicht dein Leben, welches du nach dem Gesetze meines Hofes verwirkt hast." Der Franke sprach nun: „Da ich am Rande des Grabes stehe, so ist meine letzte Bitte die, daß wer gesehen hat, daß ich den Fisch umdrehte, sofort hier geblendet werde." Der Kaiser ganz bestürzt über eine solche Bedingung, schwur ihm bei Christus, daß er selbst es nicht gesehen hätte, sondern nur der Erzählung der andern Glauben schenkte. Dann schwur auch die Kaiserin bei der Jungfrau Maria, daß sie es selbst nicht erblickt, sondern nur von den andern vernommen habe. Darauf erhoben sich nacheinander die Hofleute, nach der Ordnung ihres Ranges, und der eine schwur bei dem Pförtner des Himmels, die andern bei den Aposteln, die übrigen bei den Vollkommenheiten der Engel und der Schar der Heiligen mit schweren Eiden, daß sie es nicht gesehen hätten. Auf diese Weise wurde der kluge Franke gerettet und kehrte von dem eiteln Hofe der Griechen gesund und wohlbehalten ins Frankenland wieder heim.

Einige Jahre hernach schickte der Kaiser Karl den Hatto, einen an Leib und Geist gleich ausgezeichneten Bischof, und einen Herzog als Gesandte zum oströmischen Kaiser. Sie wurden lange Zeit hindurch mit allerhand Nichtigkeiten hingehalten, bis sie vor den Kaiser gelangten, und dann nicht sehr würdig behandelt, indem man sie trennte und ihnen verschiedene Wohnungen anwies. Endlich, nachdem sie viel Geld ausgegeben hatten, wurden sie entlassen und kehrten zu Schiff

wieder ins Frankenland heim. Nicht lange hernach war derselbe oströmische Kaiser genötigt, seinerseits Gesandte an Karl zu schicken. Zufällig waren gerade damals wieder der Herzog und der Bischof beim Kaiser. Als die bevorstehende Ankunft der Gesandten gemeldet ward, gaben sie dem Kaiser den Rat, er sollte sie über das Gebirge und unwegsame Gegenden kreuz und quer umherführen und erst dann, wenn ein großer Teil ihrer Habe und ihres Gutes auf diese Weise verzehrt wäre, sie vor sich kommen lassen. So geschah es.

Als die griechischen Gesandten nach langen Irrfahrten beim Hofe anlangten, ließ der Bischof den Stallmeister Karls auf einem hohen Stuhle sich unter seinen Leuten niedersetzen, so daß jedermann glauben mußte, es wäre der Kaiser. Sobald die hereingeführten griechischen Gesandten den Stallmeister erblickten, warfen sie sich nach der knechtischen Sitte des byzantinischen Hofes sogleich zur Erde. Aber die Diener hoben sie auf und baten sie, weiter zu gehen; denn es wäre der Stallmeister und nicht der Kaiser. In einem der nächstfolgenden Zimmer sahen sie den Pfalzgrafen mitten unter vornehmen Hofleuten stehen und ihnen zureden. Alsbald warfen sie sich auch da nieder zur Erde; aber wiederum hob man sie auf und sagte ihnen, daß es der Kaiser noch nicht wäre und sie noch weiter gehen müßten. Sie fanden dann den Truchseß, umgeben von seinen Dienern, und auch vor diesem warfen sie sich nieder. Auch da zurückgewiesen fanden sie die Kämmerlinge des Kaisers und der oberste derselben ragte so hervor, daß es ihnen nicht zweifelhaft schien, der müßte der Kaiser sein. Aber auch dieser nahm ihre Huldigung nicht an, jedoch versprach er ihnen, wenn es möglich wäre, sie sofort vor den Kaiser zu bringen. Er meldete sie bei dem Kaiser an, und alsbald sandte dieser einige Hofleute, welche die fremden Gesandten ehrenvoll zu ihm führten. Karl stand da in vollem kaiserlichen Ornate neben einem Fenster

und lehnte sich auf den Bischof Hatto von Basel, denselben, der früher als Gesandter in Konstantinopel gewesen war. Um ihn herum standen seine drei Söhne, die damals schon Mitregenten des Reiches waren (im Jahre 811), und seine Töchter, die sich durch Schönheit und glänzenden Schmuck auszeichneten; dann kam eine Reihe der vorzüglichsten Bischöfe und Äbte, auf diese folgten die vornehmsten Franken. Die griechischen Gesandten standen bestürzt, sie hatten fast die Besinnung und die Sprache verloren und warfen sich stumm zur Erde nieder. Der Kaiser hob sie gütig auf und versuchte ihnen mit tröstlichen Reden Mut einzusprechen. Als sie endlich wieder freien Atem schöpften und nun erst den einst von ihnen so gehaßten und so schmählich behandelten Bischof Hatto erblickten, warfen sie sich aufs neue erschrocken zu Boden und wurden nicht eher beruhigt, als bis ihnen der Kaiser beim Gott des Himmels schwur, daß niemand ihnen ein Leid zufügen sollte. Da erst traten sie freier auf und sagten dem Kaiser ihren Auftrag. Bald darauf wurden sie wieder in ihre Heimat entlassen; aber sie hatten keine Lust, zum zweiten Male ins Frankenland zu gehen.

25. Stolz zweier fränkischer Jünglinge.

Beim Heere des Kaisers waren einmal zwei Jünglinge, die sich in jedem Kampfe auszeichneten. Als der Kaiser selbst sie einmal so erblickte, fragte er sie nach ihren Namen und ihrer Heimat. Am folgenden Morgen ließ er sie zu sich in sein Zelt rufen und sprach: „Meine lieben Jünglinge, ich will, daß ihr mir allein und keinem andern dienen sollt.“ Sie antworteten, daß sie eben deshalb hergekommen und ihm immer treu sein würden; aber der Kaiser fügte hinzu: „Ihr sollt meine Kämmerlinge und Leibwächter sein.“ Sie verhehlten ihren Unwillen und sagten, daß sie es gern tun würden; aber als der Kaiser sich kaum erst zur Ruhe gelegt hatte,

gingen sie hinaus zum Lager der Feinde, machten dort Lärm und sühnten mit ihrem Blute und dem der Feinde die Schmach, daß der Kaiser sie als freie Franken zu seinen eigenen Leuten hatte machen wollen. Sie waren dem Kaiser als dem obersten Heerführer der Franken treu und zum Gehorsam bereit gewesen; aber ihm andere Dienste zu erweisen, das schien ihnen unvereinbar mit der Würde eines freien Mannes.

26. Wie Karl Gold und Eisen gegeneinander schätzt.

Einige Könige der Nordmannen brachten dem Kaiser Karl als Zeichen ihrer Ergebenheit Gold und Silber und wollten ihm zugleich zum Zeugnis ihrer Unterwürfigkeit ihre Schwerter übergeben. Da befahl der König seinen Leuten, sie sollten das Geld auf den Boden des Saales werfen, und keiner solle es anders als mit Verachtung ansehen, vielmehr wie auf gewöhnlichen Schmutz darauf treten; die Schwerter dagegen solle man ihm auf seinem Throne hinreichen, damit er sie erproben könnte. Die nordmannischen Gesandten fürchteten, daß sich ein Argwohn gegen sie erheben möchte, wenn sie zögerten, dem Könige auf seinem Throne ihre Schwerter hinzureichen, und boten sie ihm also dar. Der König nahm ein Schwert und faßte es beim Griff und suchte dann auch die Spitze so weit zurückzubiegen, daß Griff und Spitze sich berührten; aber das Schwert zerbrach ihm in seinen Händen. Da trat einer seiner Krieger vor, zog sein Schwert und bot es dem Könige dar, indem er sprach: „Herr, ich hoffe, du wirst mein Schwert nach deinem Wunsche zugleich als ein biegsames und ein starkes erproben.“ Der König nahm das Schwert und bog es wie eine Weide, daß beide Enden sich berührten, und ließ es dann langsam in seine frühere Lage zurückkehren. Da schauten die Gesandten stumm einander an und sprachen verwundert: „Möchte doch auch unseren Königen das Gold so gemein und das Eisen so kostbar erscheinen!“

27. Karls Vorherſagung von den Nordmannen.

Einmal ereignete es ſich, daß Karl unerwartet in eine Hafenſtadt im ſüdlichen Frankreich kam. Als er nahe am Hafen ſein Mahl verzehrte, kamen die Nordmannen auf dem Meere bis in die Nähe der Stadt und ſchickten einige Schiffe aus, um zu kundſchaften, wie es am Lande ausſähe. Auch Karl erblickte mit ſeinen Begleitern vom Fenſter aus die Schiffe und fragte, was für welche es wären; denn ſie waren noch nicht ſo nahe, daß man ſie genau erkennen konnte. Da ſagten einige, es wären Schiffe von jüdiſchen Handelsleuten, andere meinten, es wären Afrikaner, noch andere hielten ſie für britiſche; aber Karl merkte genau auf die Bauart und die leichte Beweglichkeit der Schiffe und erkannte daran bald, daß es Seeräuber ſein müßten. Darum ſprach er: „Dieſe Schiffe tragen keine Waren, ſondern ſie ſind mit den grimmigſten Feinden angefüllt.“ Als ſein Gefolge dieſe Worte vernahm, ſtürzte der eine noch ſchneller als der andere hinunter an den Strand, um die daliegenden Fahrzeuge zu beſteigen und gegen die Nordmannen hinauszufahren. Aber es war vergebens; denn unterdeſſen hatten dieſe gehört, wer in dem Hafen war, und hatten gar kein Verlangen mit ſolchen Gegnern einen Kampf zu wagen. Sie waren in kurzer Friſt nicht bloß aus dem Bereiche der Waffen, ſondern auch aus dem der Augen entſchwunden. Darum ſetzten ſich die Franken wieder zu Tiſche; aber der Kaiſer erhob ſich bald wieder, ſtellte ſich an das Fenſter nach Oſten und ließ ſeinen Tränen freien Lauf. Sein Gefolge drängte ſich um ihn und verlangte zu wiſſen, was ihn ſo tief betrübte; endlich gab er ihrem Andringen nach und ſprach: „Ihr wollt wiſſen, meine Freunde, weshalb ich meine Tränen nicht zurückhalten kann? Ich fürchte meinetwegen nicht, daß jene Flüchtigen mir jemals einen Schaden zufügen können; aber wenn ſie ſchon bei meinen Lebzeiten es wagen, unſer Geſtade

auch nur zu berühren, so muß ich wohl klagen; denn ich sehe voraus, daß meinen und euren Nachkommen von jenen schnellen Räubern bitteres Leid geschehen wird."

Von dem Tage an ließ Karl an allen Küsten seines Reiches Schiffe bauen und ließ in allen Häfen Wachen ausstellen, daß man die Ankunft der Feinde früh genug wahrnehmen konnte. Er stellte auch die Leuchttürme wieder her, und noch zwei Jahre vor seinem Tode besichtigte er selbst die Flotte an der Mündung der Schelde.

28. Die Jagd des Königs Karl.

Als König Karl in Italien verweilte, sprach er eines Tages zu seinen Hofleuten: „Damit uns nicht die lange Ruhe träge und untätig macht, so wollen wir auf die Jagd gehen, bis wir einige Tiere erlegen. Wir wollen aber alle in derselben Kleidung bleiben, in welcher wir auch jetzt sind." Es war aber ein kalter, regnerischer Tag. Der König selbst war mit einem warmen Pelz von geringem Werte bekleidet, die Hofleute aber trugen tyrischen Purpur, reich mit Pfauenfedern besetzte Gewänder und kostbare Felle; denn es war Feiertag, und unlängst vorher hatten venetische Schiffer alle diese Herrlichkeiten aus dem Morgenlande hergebracht. Als sie nun über Berg und Tal, durch Schluchten und Wälder umherstreiften, zerrissen die Zweige und die Dornen die schönen Gewänder, und der Regen und das Blut der erlegten Tiere beschmutzten sie. Da sprach der König listiger Weise: „Keiner von euch lege sein Gewand ab, bis wir wieder heimkommen, da wir uns in unserem Hause besser trocknen können." Als er das gesagt hatte, dachte sein Gefolge mehr daran, für den eigenen Leib Sorge zu tragen, als für die kostbare Kleidung, und sie sehnten sich nach einem warmen Herde, um sich zu trocknen und zu erwärmen. Sie kehrten zurück und blieben im Dienste des Königs bis tief in die

Nacht, alsdann erst durften sie in ihre Wohnungen heimkehren.

Als sie die dünnen und feinen Gewänder ausziehen wollten, konnte dies nur stückweise geschehen; denn das Zeug zerriß, wie eine dürre Rute zerbricht. Darüber seufzten und wehklagten die vornehmen Herren, daß sie so viel Geld an einem einzigen Tage verloren hätten. König Karl hatte ihnen aber die Weisung gegeben, daß sie sich ihm am folgenden Tage in denselben Gewändern wieder vorstellen sollten. Als dies nun geschah und es den Anschein hatte, als wären sie alle mit häßlichen Lumpen bekleidet, ließ sich der König ein Stück dieser lumpenartigen Kleidung geben, hob es in die Höhe und sprach: „Ihr Toren, welche Bekleidung ist nun nützlicher und dauerhafter, mein Pelz, der aus einem Stücke gemacht ist, oder eure bunten Lappen, für die ihr so viel Gold bezahlt habt?“ Beschämt schlugen sie die Augen zu Boden und wagten nicht, den zürnenden König anzusehen.

Da wir von der Kleidung damaliger Zeit reden, so wollen wir noch eine andere Erzählung aus Karls Zeit über die Kleidung hinzufügen, obwohl sie uns nicht der Mönch von St. Gallen erzählt.

29. Die friesischen Mäntel.

Zur Zeit des Kaisers Karl bedienten sich die Franken langer Mäntel, welche in Friesland gewebt wurden. Diese Mäntel wurden über die Schultern umgelegt und hingen dann vorn und hinten tief nieder. Sie waren gemeiniglich von grauer Farbe, doppelt und zum Schutze gegen die Witterung wohl geeignet. Die Friesen hingegen trugen nach der alten Sitte kleinere Mäntel. Aber als sie einmal unter den Franken mit gestreiften Mänteln erschienen, ergötzten die Franken sich daran, ließen ihre Sitte fahren und fingen an, die der Friesen

nachzuahmen. Der Kaiser Karl billigte das nicht, aber er ließ sie gewähren; denn er glaubte selbst, daß die Sitte der Friesen im Kriege zweckmäßiger sei. Doch als er bemerkte, daß die Friesen diese Erlaubnis mißbrauchten und die kurzen Mäntelchen den Franken eben so teuer verkauften, wie vordem die langen, ward er ungehalten und gebot den Franken, daß sie für den gewöhnlichen Preis nur lange und breite Mäntel nach der alten Weise von den Friesen kaufen sollten. „Denn," sprach er, „was sollen uns die Lappen helfen? Auf dem Nachtlager reichen sie nicht aus zur Bedeckung, beim Reiten schützen sie nicht gegen Regen und Wind, sondern die Glieder erstarren dabei." Da verkauften die Friesen den Franken wieder die Mäntel nach der alten Weise.

Unter den Zeitgenossen Karls hat uns die genauesten Berichte von ihm sein treuer Geheimschreiber Eginhard oder Einhard hinterlassen, der sowohl Jahrbücher der Taten Karls, als auch eine besondere Lebensbeschreibung von ihm verfaßt hat. Hauptsächlich nach diesen Berichten Eginhards wollen wir die nachfolgenden Geschichten erzählen.

30. Die Krönung Karls zum römischen Kaiser.

Als einstmals der Papst Leo III. in feierlicher Prozession auf einem Rosse sitzend zur Kirche des heiligen Laurentius zog, ward er von einer Partei der Römer überfallen, die ihm viele Verbrechen schuld gab und, um ihn zu bestrafen, sich nahe bei der Kirche in den Hinterhalt gelegt hatte. Der Papst ward vom Pferde geworfen und mißhandelt, und es gelang ihm nur mit genauer Not zu entkommen. Er ward in ein Kloster gebracht, um da von den empfangenen Wunden geheilt zu werden; aber seine Freunde nahmen sich da seiner an und ließen ihn bei Nacht an der Mauer hinab, so daß er entfliehen konnte. Als dem Könige Karl die Nachricht

von diesem Ereignis gebracht ward, gab er Befehl, daß man den Papst zu ihm geleiten sollte. Aber er unterließ darum nicht den Zug, den er gegen die Sachsen unternehmen wollte, sondern setzte über den Rhein und zog längs der Lippe bis zu ihrer Quelle und schlug dann bei Paderbrunn ein Lager auf. Dahin sollte auch Leo zu ihm geführt werden.

Dieser erschien und ward von dem Könige ehrenvoll aufgenommen. Nachdem Leo dem Könige alles erzählt hatte, weshalb er gekommen wäre, und wie es in Rom aussähe, versprach ihm der König, daß er ihn wieder einsetzen lassen wollte und sandte auch wirklich einige Tage nachher ein Heer, mit welchem der Papst wieder heimzog und in Rom wieder aufgenommen wurde.

Im folgenden Jahre beschloß dann Karl, selbst nach Rom zu ziehen. Er bereiste erst die westlichen Küsten des Frankenreiches, um selbst nachzusehen, ob die Häfen seines Landes hinreichenden Schutz gegen die räuberischen Nordmannen böten, welche mehr und mehr sich furchtbar machten Alsdann hielt er noch eine Reichsversammlung bei Mainz, und nachdem alles sich in guter Ordnung gezeigt hatte, brach er auf nach Italien. In Ancona übergab er die Oberanführung seines Heeres seinem Sohne Pippin und zog mit einer großen Begleitung über den Apennin nach Rom, wo er am 24. Novbr. des Jahres 800 anlangte. Am Tage vor seiner Ankunft war Leo ihm bis Nomentum (Nomento) entgegengegangen und hatte ihn freudig und mit allen Ehren begrüßt; am Nachmittage war Leo aber wieder heimgekehrt, um am nächsten Tage den König in Rom selbst bewillkommnen zu können. Am folgenden Tage ging der Senat von Rom, das Volk und die Geistlichkeit, ferner alle Zöglinge der Schulen deutscher Volksstämme in Rom dem Könige in feierlichem Zuge entgegen und führten ihn unter Absingung von Jubelliedern in die Stadt.

Als der König einzog, stand der Papst mit den Bischöfen und der höheren Geistlichkeit auf den Stufen, welche zur Kirche des heiligen Petrus führten. Während Karl vom Pferde stieg, sprach der Papst ein Dankgebet und führte ihn dann unter dem feierlichen Gesange aller in die Kirche des Apostels.

Auf den siebenten Tag nachher berief der König eine Volksversammlung und eröffnete dieser, weshalb er gekommen wäre, daß er nämlich als oberster Richter zu Gericht sitzen wollte über die Anschuldigungen, welche gegen den Papst erhoben würden. Aber vor dem Könige wagte kein Ankläger aufzutreten, und als deshalb Karl den Papst freisprach, da kein Ankläger sich fand, stieg Leo III. noch auf die Kanzel mit einem Evangelienbuche in der Hand, rief die heilige Dreieinigkeit an und suchte sich durch einen Eid von den Verbrechen zu reinigen, die ihm zur Last gelegt wurden.

Unterdessen ward die Freundschaft zwischen Karl und dem Papste immer enger, und Karl tat dem Papste manches zu Liebe, was er sonst nicht zu tun pflegte. Auf die Bitte des Papstes Leo legte er seine fränkische Tracht, die er sonst immer zu tragen gewohnt war, in Rom ab und umgab sich dafür mit der Tracht eines römischen Patrizius. Also gekleidet begab er sich am Weihnachtsfeste des Jahres 800 in die Kirche und nahm seinen Platz dem Altare gegenüber ein. Nachdem er dort sein Gebet verrichtet hatte, trat der Papst Leo III. mit einer Krone hervor, setzte sie dem Könige auf und rief dabei mit lauter Stimme: „Dem erhabenen Karl, dem von Gott gekrönten, großen und friedebringenden Kaiser der Römer sei Ehre und Sieg!“ Alsdann hielt der Papst nach der alten Sitte die eine Hand an die Lippen, als ob er dem Kaiser einen Kuß zuwerfen wollte, und berührte mit der andern ehrerbietig sein Gewand. Alles Volk, das da versammelt war, wiederholte mit lautem Jubel dreimal die Worte des Papstes.

Als Karl wieder in sein Haus zurückgekehrt war, äußerte er, daß die kaiserliche Würde zu erhaben wäre, und daß er sie auch nicht angenommen haben und trotz des großen Festtages lieber nicht in die Kirche gegangen sein würde, wenn er gewußt hätte, was Leo dort beabsichtigte. So erzählt uns Eginhard; andere aber setzen folgendes hinzu. Am selben Tage gleich nach beendigtem Gottesdienste gab der Kaiser kostbare Geschenke an die Peterskirche in Rom und an das darin befindliche Grab des Apostels. Er schenkte eine goldene mit großen Edelsteinen besetzte Krone, mehr als fünfzig Pfund schwer, die über dem Altare aufgehängt wurde; ferner eine goldene ebenfalls mit großen Edelsteinen besetzte Schüssel, die dreißig Pfund wog; dann einen goldenen mit Edelsteinen besetzten Kelch von acht Pfund Gewicht und noch einen von sechsunddreißig Pfund und einen dritten von siebenunddreißig Pfund Gewicht. Ferner schenkte er einen silbernen Tisch von fünfundfünfzig Pfund Gewicht mit allen Gerätschaften, die dazu gehörten; dann ein Kreuz mit Hyacinthen besetzt, das der Papst bei Prozessionen vor sich her tragen lassen sollte, ein Evangelienbuch, das reich mit goldenen Verzierungen und Edelsteinen besetzt war, und noch viele andere Dinge.

Einige Tage hernach ließ Karl diejenigen, welche im vorhergehenden Jahre den Papst überfallen und zur Flucht gezwungen hatten, vor sich laden und verurteilte sie alle zum Tode. Aber der Papst bat für sie, und darum ließ Karl sie weder töten noch verstümmeln, verwies sie aber für immer aus dem Lande. Dann übergab er die Regierung von Italien seinem Sohne Pippin und verließ Rom, das er niemals wiedersah.

Wir müssen noch die Frage beantworten, weshalb denn Karl sich zum Kaiser krönen ließ, ob er dies etwa nur um des leeren Titels willen getan habe. Die Geschichte der vor-

hergegangenen Zeit gibt uns Aufschluß darüber. Als die deutschen Stämme sich in den südlichen Ländern Europas niederließen, sahen ihre Könige sich und ihr Volk nur dadurch als berechtigte Besitzer des neuen Landes an, daß die römischen Kaiser ihnen den Besitz des neuen Landes bestätigten. Selbst der gewaltige Ostgotenkönig Theoderich hatte das Reich Italien, das er selbst sich erwerben wollte, vom Kaiser Zeno in Ostrom sich zum Geschenk erbeten, und dieser hatte es ihm gewährt. So blieb auch noch nachher im sechsten und siebenten und achten Jahrhundert die Meinung bei den Völkern, daß dem römischen Kaiser die Oberherrlichkeit über die andern Völker zukomme. Die Kaiser selbst aber suchten ihre hohe Würde dadurch aufrecht zu erhalten, daß sie den Königen der deutschen Stämme das Patrizіat verliehen und sie dadurch gewissermaßen zu ihren Statthaltern machten; denn so vornehm auch die Würde eines Patrizius war, so wurde sie doch den Untergebenen des Kaisers ebensowohl verliehen, als fremden Königen. Karl der Große selbst zeigt uns deutlich, daß er als fränkischer König sich um eine Stufe tiefer stehend betrachtete, als der Kaiser; denn vor seiner Krönung im Jahre 800 redete er in seinen Gesandtschaften den römischen Kaiser in Konstantinopel mit dem Worte Vater an. Indem Karl sich aber zum Kaiser krönen ließ, ward dies Verhältnis aufgehoben, und von da an achtete er sich dem Kaiser in Konstantinopel gleich und redete ihn mit dem Worte Bruder an. Dadurch erreichte er, daß die Völker in seinen Reichen keinen Höheren auf Erden denken konnten als ihn; er erreichte ferner dadurch, daß er von sich sagen konnte, es liege ihm als dem Nachfolger der weströmischen Kaiser ob, das alte römische Reich in seiner ganzen Ausdehnung und Macht wiederherzustellen. Um dessentwillen nahm auch der Hof in Konstantinopel die Nachricht von Karls Kaiserkrönung äußerst unwillig auf.

Diese wichtige Bedeutung hatte der Kaisertitel, und darum dürfen wir nicht sagen, daß es ein leerer Name war; denn dies wurde er nur dadurch, daß Karls Nachfolger Ludwig das Werk seines Vaters nicht im gleichen Sinne fortzuführen verstand. Karl wollte sich und seinem Hause durch diesen Namen den Anspruch auf die Weltherrschaft erwerben. Er wollte herrschen, wie alle Eroberer, und jemehr er hatte, destomehr wollte er haben.

31. Der dänische Einfall in Friesland (810). Karl der Große und die Friesen.

Als es dem Frankenkönige Karl gelang, seine Herrschaft und das Christentum immer weiter auszubreiten, vernahmen die Dänen diese Kunde mit dem äußersten Zorn, und der Dänenkönig Gotrich wollte die Friesen und Sachsen wieder dem fränkischen Reiche entreißen. Er sammelte eine große Flotte und schiffte damit nach dem Lande der Friesen. Er verheerte die Inseln, welche längs der Küste liegen, und schiffte dann seine Mannschaft auf das feste Land aus. Auch da schlug er die Friesen dreimal und vermaß sich dann, daß er nun geraden Weges auf Aachen losziehen wollte, um den Kaiser in seiner eigenen Stadt gefangen zu nehmen. Doch Karl hatte auf die Nachricht von diesem Einfalle sogleich ein Heer ausgerüstet und war damit nach Norden aufgebrochen. Als er an die Aller bei Verden kam, vernahm er, daß Gotrich schon sein Ende gefunden hatte, nicht durch Feindeshand, sondern durch die seiner eigenen Leute, welche ihn ermordet hatten. Der Kaiser jauchzte vor Freude, als er diese Nachricht vernahm und sagte, daß ihm nicht leicht etwas Lieberes hätte widerfahren können, als dieser Tod seines grimmigsten Feindes.

Gotrich hatte die Friesen hart gedrückt. Nach seinem Siege hatte er ihnen einen schweren Tribut aufgelegt, und

diesen mußten sie auf folgende Weise bezahlen. Er erbaute ein hölzernes Haus von zweihundertvierzig Fuß Länge und teilte es durch Wände in zwölf Räume ab, deren jeder sich zwanzig Fuß weit ausdehnte. In dem äußersten Gemach der einen Seite saß der königliche Schatzmeister, an dem entgegengesetzten Ende war im letzten Gemach ein friesischer Schild aufgestellt. Wenn nun die Friesen ihren Tribut zahlten, mußten sie die einzelnen Münzen in die Höhlung des Schildes werfen, und von diesen Münzen wurden von dem königlichen Schatzmeister nur diejenigen angerechnet, deren Klang beim Niederwerfen durch alle Räume noch hell an sein Ohr gelangte. Wenn der Klang dumpfer und leiser war, als es der Schatzmeister verlangte, so nahm er zwar die Münze, rechnete sie aber nicht bei der festgesetzten Summe an. Als nun mehrere Friesen ihre Münzen so hineinwarfen, daß dem Schatzmeister der Klang nicht genügte, bezahlten sie einen großen Teil ihres Geldes ganz vergeblich und mußten neues bringen, bis der Schatzmeister endlich zufrieden war.

So erzählt uns der dänische Geschichtschreiber; aber die friesischen fügen noch mehr hinzu. Sie nennen diese Schatzung Klepschilda d. h. Klingschoß und sagen, daß diese Art der Erhebung eines Tributs bei den Friesen oft vorgekommen sei. Aber durch diesen Tribut an die Dänen, sagen sie, sind die Friesen in die äußerste Armut geraten; aller Gold- und Silberschmuck, den sie so sehr liebten, war ihnen verboten, und statt dessen mußten sie Weidenruten um den Hals tragen um dadurch anzuzeigen, daß sie in der äußersten Knechtschaft sich befänden. Der König Gotrich gab ferner einen grausamen Befehl, um sie in knechtischer Gewohnheit zu erhalten und recht tief zu demütigen: sie durften nur eine Tür in ihrer Wohnung haben, nach Norden gerichtet und niedriger, als die gewöhnliche Länge eines Mannes, damit sie täglich ihr Joch fühlen und beim Ein- und Ausgehen sich immer vor

dem nordwärts wohnenden Dänenkönige knechtisch zu beugen schienen. Wie lange diese Schmach gedauert hat, weiß keiner anzugeben.

Diese grausame Behandlung aber deutet an, daß sie auf Rache zurückgeführt werden muß, wie sie denn auch sonst von den Nordmannen nicht angewendet zu werden pflegte. Sie erschlugen wohl die Menschen, behandelten sie aber doch nicht auf diese entsetzliche Weise. Es war die Vergeltung für den letzten König Radbod, welcher von Karl vertrieben und 785 etwa auf Helgoland in der Verbannung gestorben war. Zugleich aber war es eine Strafe für die Friesen, welche früher in Verbindung mit den Dänen gestanden haben müssen; denn ihre Könige nahmen immer im Fall der Not ihre Zuflucht zu den Dänen, wie auch Widukind sich dahin begab, als er nach der Schlacht am Süntel bei der Unentschlossenheit der Sachsen die Rache Karls zu fürchten hatte. So war auch der frühere Friesenkönig Radbod vor Karl Martell dahin geflohen. Die Macht der Friesen aber war durch Karl Martell und seinen Sohn Pippin als gebrochen anzusehen, und wenn auch einige Friesen mitunter die Sachsen in ihrem Unabhängigkeitskampfe unterstützten, reichte dies doch nicht hin, daß man von einem Kampfe der Sachsen und Friesen sprechen kann. Vielmehr hatte bei den Friesen das Christentum schon damals Wurzel gefaßt.

Nach dem Tode Gotrichs aber kam Karl nach Friesland und bestätigte den Friesen ihre Gesetze und Freiheiten; denn also heißt es im Gesetzbuche der Friesen:

Fria spreka ond ondworde thet urjef us thi kining
Freie Sprache und Antwort das gab uns der König
Kerl umbe thet, thet wi thene daniska kining urtegon and an
Karl um das, daß wir dem dänischen König entzogen und zu
thene rumeska kining hnigun, thet wi him tins jeue and
dem römischen König neigten, daß wir ihm Zins gaben und

tegota uirgolde and riuchtere herscippi bikande. Tha Tribut bezahlten und rechte Herrschaft bekannten. Da lethogade hi us von tha daniska kininge and fon there ledigte er uns von dem dänischen Könige und von dem clipskelda and fon there etszena withtha, ther alle frisa Klingschoß und von den spitzigen Weiden, die alle Friesen an tha hira halse drogon.
an dem ihren Halse trugen.

Und an einer andern Stelle heißt es:

Want alle Friesen in dat Nord Koningryk eer heerder,
Denn alle Friesen zu dem Nord Königreiche vorher gehörten,
oenda grimma herna.
jener grausamen Gegend. (Ecke.)

Noch jetzt heißt bei den Friesen hörn die Ecke.

Die Sage erzählt ferner, daß Karl einige Gesetze oder Küren, wie die Friesen sie nannten, nicht habe bestätigen wollen. Da waren die Friesen beharrlich und verlangten ihr Recht und vaterländisches Gesetz von ihm; aber Karl wurde zornig, und als die zwölf alten Männer, welche die Friesen als ihre Vertreter zu ihm schickten, seinem Drohen nicht nachgeben wollten, ließ er ihnen die Wahl unter dreien Dingen: Tod, Leibeigenschaft oder Aussetzung in ein steuerloses Schiff, oder wie es im friesischen Gesetzbuch heißt:

een Schip also fest ende also sterk, deer een ebba ende
ein Schiff so fest und so stark, daß es einer Ebbe und
een floed mei wrstaan, ende dat sonder rema ende
einer Flut möge widerstehn, und das ohne Ruder und
roer ende sonder tow.
Steuer und ohne Tau.

Die zwölf friesischen Männer sprachen: „Du bist Herr unseres Leibes und unseres Lebens; aber unser Geist und unser Wille ist frei, und ihn kannst du nicht brechen noch ihn töten. Setz uns hinaus aufs offene Meer, Gott wird mit uns

sein.“ Da wurden sie nach dem Eigenwillen des Herrschers in ihrem zerbrechlichen Kahn hinausgesetzt auf das offene Meer. Wind und Wellen trieben den Kahn hin und her, und geduldig harrten in ihm die Friesen; aber sie riefen zu Gott um Hilfe und da erschien es ihnen, als würde das Schifflein durch die Fluten gelenkt, daß es diese durchschnitt, wie wenn ein kundiger Seemann es lenkte. Sie blickten um sich und zählten, daß ihrer nicht zwölf, sondern dreizehn waren, einer aber saß da, wo sonst das Steuer ist, und war ihnen ähnlich an Gestalt und Kleidung; aber sie kannten ihn nicht, und keiner durfte fragen: wer bist du? So durchfuhren sie die Wellen, da zeigte sich ihnen in der Ferne ein Streifen, es war das Land, und lustig steuerte ihr Kahn durch die Wellen dem ersehnten Ziele zu. Da blickten sie wieder hin, wo der Steuermann gesessen, aber er war verschwunden, und nur die zwölf Männer waren noch im Schiff. Sie erkannten aber den Willen Gottes, und als sie gelandet waren, begaben sie sich zum Kaiser. Der Kaiser meinte, daß die zwölf Männer der Friesen längst auf dem tiefen Grunde des Meeres den ewigen Schlaf schliefen, da traten sie vor ihn, und als der Kaiser erschrocken zusammenfuhr, sagten sie ihm, wie Gott sie wunderbar gerettet hätte und ihm als sein Gebot verkünde, daß er die Willküren des Friesenvolkes bestätigen solle. Da ging der Kaiser in sich und bestätigte die Willküren, die das Friesenvolk sich selbst gekoren hatte.

Der Kaiser aber setzte auch fest, wie weit das Volk der Friesen Heeresfolge zum allgemeinen Heerbann des fränkischen Reiches leisten sollte. Östlich sollten sie mitziehen bis zu Hiddesacker, das im Sachsenlande an der Elbe lag, wo die Jeetze in die Elbe fließt, und westlich bis zum Sincfall, das ist die Scheldemündung. Sein Vater Pippin hatte die Friesen nicht so weit gezwungen, sondern nur gefordert, daß sie im Osten ziehen sollten bis zur Weser und im Westen bis zum Fly.

Fly aber ist der Fluß, der früher das Land durchfloß, welches nachher die Fluten der Nordsee verschlangen und zu dem großen Meerbusen umschufen, der jetzt Zuyderzee genannt wird. Kaiser Karl aber bestimmte nun, daß die Friesen doch etwas weiter mitziehen sollten, als bis zu den Grenzen ihres Landes, und es heißt im friesischen Gesetz: „Das ist Recht, daß der freie Friese auf keine Heerfahrt weiter dürfe ziehen, als mit der Ebbe aus und mit der Flut wieder zurück, wegen der Not, daß er das Ufer alle Tage bewahren soll wider die salze See und wider den wilden Seeräuber mit fünf Waffen: mit dem Spaten und mit der Gabel (furka), mit Schild und Schwert und der Spitze des Speeres, bei Strafe des vollen Wergeldes, wenn es ihm bekannt gemacht ist durch Boten oder Baken*), es sei denn, daß er mit sechs Eideshelfern beschwören wolle, daß es ihm nicht bekannt gemacht ist weder durch Boten noch durch Baken." — Diese Kür der Friesen wurde ihnen auch durch die folgenden Kaiser bestätigt, zuletzt noch durch Kaiser Sigismund im Jahre 1417, und sie nahmen nicht an den Heereszügen der Kaiser teil; die Kreuzzüge dagegen haben sie mitgemacht, aber nur zu Schiffe.

Weil ich hier einmal von den Friesen rede, so will ich noch einiges über ihre Sprache sagen. Diese war mit der Sprache der Altsachsen, mit welchen Karl der Große kämpfte, am nächsten verwandt und stand in der Mitte zwischen dieser und der Sprache derjenigen Stämme, welche Angelsachsen heißen und im Jahre 449 nach Britannien auszogen und später den größern Teil dieser Insel England nannten. Die altsächsische Sprache erkennen wir noch in ihrer späten Enkelin, dem jetzigen Plattdeutschen; aber die eigentliche friesische Sprache hat dieser weichen müssen, und in denjenigen Teilen des ehemaligen Friesenlandes, die jetzt noch zu Deutschland

*) Feuerbaken, Feuerzeichen, gewöhnlich eine brennende Tonne auf dem Deiche oder Damme, der gegen die Flut schützte.

gehören, wird fast ganz dieselbe plattdeutsche Sprache gesprochen, wie in den andern Gegenden Norddeutschlands, nur mit einigen Abweichungen. Dieser Unterschied besteht namentlich darin, daß sich im Friesisch-Plattdeutschen eine große Anzahl friesischer Wörter erhalten hat, z. B. fuke (Netz zum Fischfang), bunke (Knochen), drüppel (Schwelle), hörn (Ecke). Im sogenannten krumme hörn im Nordwesten des heutigen Ostfrieslands heißt ein Mädchen noch mit dem altfriesischen Worte foon oder foone. Nur in einigen abgesonderten Gegenden sind die Friesen der Sprache ihrer Väter getreuer geblieben, nämlich auf den friesischen Inseln, welche mit ihren lang sich hindehnenden Watten*) und Dünen die Küste des festen Landes vor den Fluten der Nordsee schützen, wie z. B. Norderney und Wangeroog, dann aber auch in einem kleinen Ländchen an der obern Leda, die in die Ems fällt, dem Saterlande. Das Völkchen dieses Ländchens ist durch die umliegenden Moore von der Welt wie abgeschnitten und erzählt gern, daß zur Zeit der Franzosen sich niemals eine Schar derselben bis zu ihnen verloren habe. Die Wasserstraße der Leda ist fast der einzige Weg, der zu den armen und genügsamen Saterländern führt, und bildet für sie zugleich das Mittel ihres Erwerbs; denn wie alle Gewässer der Tiefebene, in denen die Wirkung der Ebbe und der Flut schon sichtbar wird, ist dieser Fluß tief und überall fahrbar auch für die mit Torf schwer beladenen Böte der Saterländer. So eigentümlich ist noch ihre Sprache, daß nicht bloß die Aussprache, sondern die

*) Watten sind an der flach sandigen deutschen Küste der Nordsee die Sandbänke, welche zur Flutzeit hoch überströmt sind, zur Ebbezeit ganz oder teilweise trocken liegen. Die Inseln und Dünen können betrachtet werden als hervorragende Höhen dieser Sandbänke. Höher liegende Teile dieser Bänke, die darum noch keine Inseln sind, nennt der friesische Seemann Platen. Die tieferen Meeresarme dagegen nennt er Seegat. Gat ist Loch, hochdeutsch Gaße.

Worte selbst dem Bewohner unsern gelegener Gegenden rätselhaft sind; denn damit ich nur ein Beispiel anführe, ein Messer heißt dort noch, wie einst die Waffe der alten Sachsen, ein sahs, das sie ungefähr saaks aussprechen.

Auch in den Teilen des ehemaligen Friesenlandes, die jetzt zu Holland gehören, im heutigen Westfriesland, findet man noch Überbleibsel der alten friesischen Sprache, namentlich in der Gegend von Hindelopen, welche selbst die Bewohner von Leeuwarden nicht verstehen. Aber diese Sprache der Westfriesen enthält auch noch andere Bestandteile, welche zu dem Altfriesischen wenig passen und schwerlich davon hergeleitet werden können.

32. Beschreibung der Person Karls des Großen.

Karl war von breitem und festem Körperbau, jedoch reichte seine Länge nicht über das Gewöhnliche hinaus, denn er maß siebenmal die Länge seines eigenen Fußes. Sein Scheitel war rund, seine Augen sehr groß und lebhaft, seine Nase ein wenig länger, als das gewöhnliche Maß, sein Haar war reich und schön, sein Angesicht heiter und froh. Sowohl sitzend als stehend zeigte er in seinem Äußeren Würde und Ansehen. Obwohl sein Nacken kurz und ein wenig gekrümmt schien und der Leib ein wenig vorstand, so glich das Ebenmaß seiner Glieder dies doch völlig wieder aus. Sein Gang war fest, die Haltung seines Körpers männlich; die Stimme obwohl klar, entsprach an Kraft nicht der Gestalt des Körpers. Seine Gesundheit war fest, außer daß er vier Jahre vor seinem Tode anfing häufig vom Fieber befallen zu werden, und zuletzt auf einem Fuße hinkte. Auch da noch handelte er mehr nach seinem eigenen Ermessen, als nach dem Rate der Ärzte. Diese mochte er nicht leiden, weil sie ihm rieten, sich bei seinen Speisen des Gebratenen zu enthalten, woran er gewöhnt war, und dafür empfahlen,

mehr in Wasser abgekochte Speisen zu genießen. Er übte sich täglich im Reiten oder Jagen, wie es bei seinem Volksstamme Sitte ist; denn schwerlich werden die Franken darin von einem andern Volke übertroffen. Auch erfreute er sich an den Dünsten warmer Quellen und schwamm häufig, so daß keiner hierin mit ihm wetteifern konnte. Wegen der warmen Quellen erbaute er sich zu Aachen einen Palast und wohnte dort gerne bis an sein Lebensende. Auch lud er da nicht bloß seine Söhne, sondern auch die Hofleute und Vornehmen, bisweilen sogar seine Trabanten und Leibwächter mit zum Baden ein, so daß man manchmal hundert und noch mehr Männer mit ihm zusammen im Bade fand.

Seine Kleidung war die volkstümliche der Franken. Am Leibe trug er ein leinenes Hemd und leinene Bekleidung um die Hüften; dann ein Untergewand, welches sich genau an den Leib anschmiegte, ferner Beinkleider. Außerdem wurden die Beine noch mit Binden umwunden und Schuhe an die Füße geschnallt. Um Brust und Schultern trug er einen Pelz von Hermelin und Zobelfell, außerdem einen venetischen Mantel; er war immer mit dem Schwerte umgürtet, dessen Koppel entweder golden oder silbern war. Bisweilen trug er auch einen mit Edelsteinen besetzten Degen; doch geschah dies nur bei besonderen Festlichkeiten, oder wenn Gesandte von fremden Völkern gekommen waren. Ausländische Kleidung verschmähte er und wollte sie nicht anlegen, außer daß er einmal in Rom auf Bitten des Papstes Hadrian und auch später noch einmal auf Bitten des Papstes Leo sich mit dem lang herabwallenden römischen Gewande und mit Schuhen nach römischer Sitte bekleiden ließ. Bei festlichen Gelegenheiten jedoch trug er ein goldgewebtes, reich mit Edelsteinen besetztes Gewand und einen Mantel, der mit einer goldenen Spange zusammengehalten wurde; auch ging er dann einher mit seiner goldenen Krone, die gleichfalls mit Edelsteinen besetzt war. An andern

Tagen aber zeichnete er sich in seinem Äußeren durch nichts von den gewöhnlichen Leuten aus.

In Speise und Trank war er meistens mäßig, besonders im Tranke, weil er die Trunkenheit an allen Menschen und darum am meisten an sich selbst und den Seinigen durchaus verabscheute. Des Essens konnte er sich nicht so sehr enthalten, da er oft klagte, daß das Fasten seinem Körper nachteilig wäre; jedoch hielt er selten Gastmähler und nur bei festlichen Gelegenheiten, dann aber war die Zahl der Eingeladenen immer sehr groß. Bei seiner gewöhnlichen Mahlzeit wurden nur vier Gerichte aufgetragen außer dem Braten, welchen die Jäger am Spieße hereinbringen mußten, und den er lieber aß, als alle andern Speisen. Während des Essens pflegte er irgend einem Vortrage oder einem Vorleser zuzuhören, namentlich wurden ihm die Geschichten und Taten der Vorfahren vorgelesen. Er hörte auch gern die Schriften des heiligen Augustin, namentlich die Bücher, welche unter dem Namen „vom Staate Gottes" bekannt sind. In Wein und allen übrigen Getränken war er so mäßig, daß er während des Mahles selten mehr als dreimal den Becher an den Mund nahm. Im Sommer aß er nach der Mittagsmahlzeit einige Früchte, legte dann seine Kleider und Schuhe ab und pflegte ganz wie in der Nacht zwei bis drei Stunden zu schlafen. In der Nacht schlief er so, daß er seinen Schlummer vier oder fünfmal nicht bloß durch Erwachen, sondern auch durch Aufstehen unterbrach. Wenn er sich ankleidete, so ließ er nicht bloß seine Freunde zu, sondern wenn der Pfalzgraf ihm über eine Streitsache berichtete, welche ohne sein Urteil nicht entschieden werden konnte, ließ er auch die beiden Parteien zu sich hereinführen und gleich als wenn er zu Gericht säße, sprach er nach Anhörung der Gründe seine Meinung aus. Überhaupt machte er auch sonst gleich in der Morgenzeit dies oder jenes Geschäft ab, welches seine Diener ihm vorlegten.

Karl hatte eine fließende Beredtsamkeit und war immer imstande, sein Urteil von einer Sache sehr klar darzulegen. Dabei war er nicht zufrieden mit seiner Muttersprache, sondern verwandte auch Fleiß auf die Erlernung fremder Sprachen. Die lateinische Sprache machte er sich so zu eigen, daß er sich ihrer wie seiner Muttersprache bediente, die griechische verstand er wohl, konnte sie aber nicht sprechen. Er war so wohlberedt, daß er als Lehrer hätte auftreten können. Die schönen Wissenschaften studierte er sehr eifrig, ehrte die Lehrer derselben und beschenkte sie reichlich. In der Grammatik war Peter von Pisa, ein alter Diakon, sein Lehrer, in den übrigen Wissenschaften Albin, auch ein Diakon, der den Beinamen Alcuin führte, aus angelsächsischem Stamme. Diesen sehr gelehrten und darum berühmten Mann hatte der Kaiser aus Britannien zu sich kommen lassen und widmete ihm viele Zeit und Anstrengung, besonders als er Astronomie bei ihm lernte. Karl war nicht ungeübt im Rechnen und forschte mit scharfsinniger Anstrengung dem Laufe der Gestirne nach. Er versuchte auch schreiben zu lernen und hatte zu diesem Ende Tafel und Griffel auch sogar im Bette unter dem Kopfkissen bei sich, und wenn er einmal Zeit und Muße hatte, so übte er seine schwertgewohnte Hand im Malen der Buchstaben; aber die Arbeit fruchtete nicht viel, weil sie allzuspät begonnen war.

Die christliche Religion, in der er von Jugend auf unterrichtet war, verehrte er auf das innigste; darum erbaute er auch eine kostbare Kirche zu Aachen und schmückte sie reich mit Gold und Silber und schenkte ihr massiv eherne Kanzeln und Türen. Als er zum Bau derselben die Säulen und den Marmor nicht näher haben konnte, ließ er sie von Rom und Ravenna holen. Die Kirche besuchte er morgens und abends, ja selbst auch in der Nacht, und sorgte dafür, daß bei allem, was in ihr geschah, der größte Anstand herrschte. Goldene

und silberne Gefäße und priesterliche Gewänder schenkte er in solcher Zahl, daß nicht einmal die Türsteher*), welche doch die letzten in der Ordnung der Geistlichen sind, in ihren eignen Gewändern zu dienen brauchten. Auch auf das Vorlesen und Singen in der Kirche richtete Karl seinen Fleiß und suchte es zu bessern; denn er kannte die Vorschriften und die Gesetze der Tonkunst sehr wohl, obgleich er selbst nur leise und im Chore mitsang.

Seine Kinder ließ er so erziehen, daß sowohl seine Söhne als seine Töchter besonders in den schönen Wissenschaften unterrichtet werden sollten, auf welche auch er selbst so vielen Fleiß verwandte. Sobald es das Alter der Knaben erlaubte, mußten sie nach der Sitte der Franken reiten lernen und sich in den Waffen und auf der Jagd üben. Seine Töchter ließ er lernen, Wolle zu weben und sich mit dem Spinnrocken zu beschäftigen, damit sie niemals müßig wären. Von allen seinen Kindern verlor er nur drei, bevor er selbst starb, nämlich Karl den ältesten, Pippin, den er zum Könige von Italien gemacht hatte, und eine Tochter, welche mit dem griechischen Kaiser Konstantius verlobt war. Von seinen Töchtern wollte er sich nicht trennen, und als einmal einer seiner Söhne sich mit der Tochter des englischen Königs Offa verlobt hatte und dieser auch um eine Tochter Karls für seinen Sohn bat, wurde Karl sehr erzürnt und brach gleich alle Verbindung mit Offa ab. Weil aber seine Töchter sich nicht verheirateten, so hatte Karl manche Nachsicht mit ihrem Lebenswandel.

Für die hinterlassenen Kinder seines Sohnes Pippin trug Karl väterliche Sorgfalt. Den Tod seiner Söhne ertrug er mit Ruhe und Fassung, obwohl er seine Kinder so sehr liebte, daß er nicht gern ohne sie sein mochte. Zu Hause aß er niemals ohne seine Kinder und reiste auch niemals ohne sie.

*) In älteren Zeiten wurden alle, die mit dem Gottesdienste irgendwie in Verbindung standen, zu den Geistlichen gerechnet.

Die Söhne ritten dann an seiner Seite, die Töchter gleich hinter ihm, und diesen folgte eine Anzahl Krieger zur Beschützung.

Karl war gegen alle seine Kinder mild und gütig, nur gegen einen nicht, der auch Pippin hieß, aber nicht ein Sohn seiner Gemahlin Irmengard war. Pippin war körperlich entstellt durch einen Höcker und deshalb schon leicht zum Mißtrauen geneigt; dazu kam noch der Stolz seiner Stiefmutter Fastrade und die Aussicht, daß sein Vater Karl ihn nicht mit seinen andern Geschwistern gleich behandeln und ihm keinen Teil des Reiches überlassen würde. Deshalb sann er darauf sich vorher das Seinige zu verschaffen, und gewann auch einige Anhänger, mit denen er eine Empörung gegen seinen Vater anstiftete. Während nämlich Karl wegen des Krieges mit den Avaren im Bayernlande verweilte, war Pippin unter dem Vorgeben einer Krankheit im Frankenlande zurückgeblieben. Als nun die Verschworenen sich eines Tages in einer Kirche zusammenfanden, um sich gegenseitig durch einen Eidschwur Treue in ihrem Unternehmen zu geloben, war zufällig in der Kirche ein Priester aus langobardischem Stamme, namens Ferdulf, der ehemals am Hofe des Desiderius gewesen war. Ferdulf vernahm aus seinem Versteck, in welches er sich zurückgezogen, alles, was da vorfiel und berichtete es an den König. Die Teilnehmer der Verschwörung wurden gefangen genommen und starben teils durch das Schwert, teils am Galgen. Seinen Sohn Pippin begnadigte der König, ließ ihn aber scheren und ins Kloster bringen; denn der Stand eines Mönches wurde auch nach dem Gesetze der Franken für eine Art der Knechtschaft gehalten und war darum eine nicht geringe Strafe. Nicht lange hernach ward eine neue Verschwörung entdeckt und um seiner Sache sicher zu sein, nahm Karl sich vor, die Gesinnung seines Sohnes zu prüfen. Er schickte einige Boten in das Kloster

zu Pippin und diese fanden ihn, wie er gerade mit einer Gartenarbeit beschäftigt war und Wucherkräuter ausraufte. Als diese Boten mit ihm sprachen und ihm sagten, daß sie von seinem Vater Karl gesandt wären, trug er ihnen auf, seinem Vater zu sagen, bei welcher Beschäftigung sie ihn gefunden hätten. Daraus erkannte König Karl, daß die früheren hochfahrenden Gedanken Pippin wohl vergangen sein müßten, und deshalb gab er Befehl, ihn fortan freier zu halten und ihn von dem Kloster St. Gallen, das für unbemittelt galt, nach dem Kloster Prüm in der Eifel zu bringen. Dort lebte Pippin als Mönch bis zum Jahre 811, wo er starb.

Wie Karl überhaupt für die Bildung sowohl seiner selbst als seiner Kinder und seines Volkes bemüht war, so sorgte er namentlich auch für die deutsche Sprache, die damals noch fast im ganzen fränkischen Reiche gesprochen wurde, wenn auch neben ihr die aus dem Lateinischen entstandenen Sprachen galten und namentlich in Italien gleichwie im späteren eigentlichen Frankreich die deutschen Dialekte der Langobarden und Franken immer mehr verdrängten. Karl ließ die ältesten Lieder der Völker, in welchen sie die Taten und Kriege ihrer Könige und ihre Wanderungen besangen, zur Aufbewahrung aufzeichnen. Leider ist von diesen Aufzeichnungen Karls keine auf uns gekommen, wenigstens bis jetzt noch nicht aufgefunden. Auch fing Karl eine Grammatik seiner Muttersprache an. Den Monaten gab er eigene Namen, weil sie bis dahin bei den Franken teils mit lateinischen, teils mit fränkischen Namen belegt waren. Den Januar nannte er Wintarmanoth, den Februar Hornung, den März Lentzinmanoth, den April Ostarmanoth, den Mai Winnemanoth, den Junius Brachmanoth, den Julius Heuwimanoth, den August Aranmanoth, den September Witumanoth, den Oktober Windumemanoth, den November Herbistmanoth, den Dezember Heilagmanoth. Da für die Winde die eigentümlich fränkischen Namen nicht

wieder aufgefunden werden konnten, so suchte er auch für diese entsprechende Bezeichnungen, nämlich Ostroniwint: Ostwind, Ostsundroni*): Ostsüdost, Sundostroni: Südsüdost, Sundroni: Süd, Sundwestroni: Südsüdwest, Westsundroni: Westsüdwest, Westroni: West, Westnordroni: Westnordwest, Nordwestroni: Nordnordwest, Nordroni: Nord, Nordostroni: Nordnordost, Ostnordroni: Ostnordost.

33. Die Verordnungen Karls des Großen über den Ackerbau.

In den alten Zeiten hatten die Könige nicht, wie in unseren Tagen, bedeutende Einkünfte aus den Steuern des Volkes; denn Steuern kannten die alten Deutschen nicht; sondern die Einkünfte der Herrscher bestanden, wie die Einkünfte anderer reicher Leute, in dem Ertrage ihrer Güter. Der Kaiser Karl vergaß über den wichtigen Staatsgeschäften die Sorge für sein Hab und Gut nicht, sondern gab zweckmäßige Vorschriften über die Art und Weise, wie seine Güter bewirtschaftet werden sollten, damit sie ihm einen möglichst hohen Ertrag aufbrächten. Er erließ über diese Sache ein eigenes Kapitulare, so hießen damals die kaiserlichen Verordnungen, welches uns noch erhalten und äußerst lehrreich ist, weil wir nicht bloß daraus den Kaiser Karl von dieser Seite kennen lernen, sondern zugleich erfahren, wie die Behandlung der dienenden Menschen in jener Zeit war, und ferner auf welcher Stufe der Entwickelung damals der Ackerbau und überhaupt die Landwirtschaft stand, höher vielleicht, als mancher unter uns von jener dunklen Zeit

*) Ostsundroni ist genau Ostsüdwind und Sundostroni Südostwind. Man sieht aber, daß der Nachdruck auf dem vorangesetzten Namen liegt und deshalb nicht die Richtung genau in der Mitte zwischen Ost und Süd bezeichnet werden soll, sondern die Richtung zwischen Süd und Ost, die aber als Ostsüd dem Osten näher steht, als Südost dem Süden.

denken sollte. Darum wollen wir einige bedeutendere Stellen aus jenem Kapitulare hierher setzen. Der Kaiser sagt:

„Die Dienerschaft auf meinen Landgütern soll gut gehalten und von keinem ins Elend gestoßen werden, und die Verwalter sollen ihre Untergebenen weder wie Sklaven behandeln, noch irgend welche Geschenke von ihnen annehmen, weder ein Pferd, noch ein Rind, noch ein Schwein, noch ein Schaf, noch auch Hühner oder Eier oder Obst. Wenn einer aus meinen Leuten etwas veruntreut hat, so soll er es erstatten und seine ihm gebührenden Schläge empfangen, wenn aber sonst ein Franke, der auf meinen Gütern verweilt, sich etwas zuschulden kommen läßt, so soll er nach den Gesetzen der Franken gerichtet werden. — Wenn ich oder die Königin, oder einer meiner Hofbeamten, dem solches zusteht, den Verwaltern meiner Güter etwas aufgetragen haben, so sollen diese es ausrichten, wie es ihnen geboten ist. Ist einer aber säumig und lässig darin, so soll seine Strafe darin bestehen, daß er weder Wein, noch Bier empfängt, bis er zu mir oder zu der Königin kommt und ihm sein Fehl erlassen ist. Wenn aber der Verwalter beim Heere oder sonst dringend hinweggerufen ist, und während der Zeit seine nächsten Untergebenen einen ihnen gewordenen Befehl nicht ausführen, so sollen sie sich des Genusses der Getränke und der Fleischspeisen enthalten und zu Fuß nach dem Palaste kommen und dort sollen sie dann ihr Urteil empfangen, entweder auf dem Rücken oder wie es sonst ich oder die Königin bestimmen werden."

„Auf jedem meiner Landgüter soll ein Mann sein, dem ausschließlich die Wartung und Pflege der Bienen obliegt." Nachdem der Kaiser dann noch weiter ausführlich die Stellung und die Beschäftigung des Gesindes auf seinen Gütern beschrieben hat, geht er auch zu den Sachen selbst über, welche dort bereitet und gezogen werden sollen. Da heißen seine Worte: „Insbesondere hat man dahin zu sehen und zwar

mit aller Wachsamkeit, daß mit allen Gegenständen, bei welchen die Arbeit der Hände nötig ist, durchaus reinlich verfahren werde. Dahin gehören Speck, Rauchfleisch, Sülze, frisch gesalzenes Fleisch, Wein, Essig, Maulbeerwein, eingekochte Beeren, Senf, Käse, Butter, Malz, Bier, Met, Honig, Wachs, Mehl. Auf allen meinen Gütern sollen Edelhühner, Pfauen, Fasanen, Enten, Tauben immer in genügender Anzahl vorhanden sein."

„In den Gärten meiner Güter sollen sich folgende Blumen und Pflanzen befinden: Lilien, Rosen, Steinklee, Krausemünze, Salbei, Raute, Stabwurz, Gurken, Melonen, Kürbisse, Bitsbohnen, Gartenkümmel, Rosmarin, Karbe, italische Kichererbsen, Meerzwiebeln, Siegwurz, Schlangenwurz, Anis, Koloquinten, Heliotropen, Bärwurz, Lattich, Schwarzkümmel, weißer Gartensenf, Nasturzien, Kletten, Flöhkraut, Roßeppich, Petersilie, Eppich, Rainweiden, Sadebaum, Dill, Fenchel, Endivien, Senf, Bohnenkraut, Brunnenkresse, Münze, wilde Münze, Wurmkraut, Bergmünze, Fieberwurz, Mohn, Beeten, Haselwurz, Malven, Melde, Pastinaken, Maierkraut, Kohlrabi, Zwiebeln, Schnittlauch, Lauch (Porree), Rettige, Schalotten, Knoblauch, Krapp, große Bohnen, Erbsen, Koriander, Kerbel. Jeder Gärtner aber soll Hauslauch auf seinem Dache haben. Von Obstbäumen sollen in meinen Gärten verschiedene Arten sich finden: mehrere Arten Birnbäume, mehrere Arten Pflaumenbäume, Ebereschen, Mispeln, Kastanien, Pfirsiche, alle von verschiedener Art. Von Äpfeln sollen verschiedene da sein, süße und saure, sowohl solche, welche sich den Winter hindurch halten, als welche bald gegessen werden müssen, spätzeitige und frühreife."

So gehen die Bestimmungen des Kaisers überall ins einzelne hinein. Ferner befiehlt er zur Aufrechthaltung der Ordnung folgendes: „Um Weihnachten jedes Jahres soll mir jeder Verwalter einen genauen und ausführlichen Bericht

abstatten über jeden einzelnen Gegenstand auf meinen Gütern. Jeder Verwalter soll häufig das Gesinde zusammenrufen, sie über ihre Wünsche und Bedürfnisse befragen und allen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wenn ein einzelner aus dem Gesinde sich über den Verwalter irgendwie zu beklagen hat, so soll dieser ihm den Weg zu meinem Palaste nicht verwehren. Wenn er aber weiß, daß seine Untergebenen bei mir sich beklagen wollen, dann möge er auch seine Gegengründe mir zukommen lassen, damit ich die Sache untersuchen kann und mir ihre Klage nicht zuwider werde. Dann will ich urteilen, ob sie mit Recht gekommen sind."

So spricht der Kaiser, und wie überhaupt die aufbauenden und wohltuenden Künste des Friedens erhaben sind über die zerstörenden und vernichtenden des Krieges, so ist auch Karl in solchen Anordnungen der Weisheit und Gerechtigkeit größer und erhabener, als wenn er um seines vermeinten Ruhmes und seiner Herrschbegier willen auf den Leichen erschlagener Menschen und den Trümmern ihrer Wohnungen als blutbefleckter Sieger dasteht. Karl als Beförderer der Wissenschaften und überhaupt aller Künste des Friedens hat einen ehrenvollen Namen in der Geschichte Seine Zeitgenossen aber erkannten dies nicht in vollem Maße; denn die unerträglichen Leiden, die Karl ihnen zufügte durch seine immerwährenden Kriege, indem er die einen immer bezwang und von den andern immer die Heeresfolge forderte, überwogen alle andern Gefühle. Darum wurde Kaiser Karl wohl gefürchtet, aber nicht geliebt.

34. Das Wergeld zur Zeit Karls des Großen.

Bis auf den Kaiser Karl hatten die nördlichen Stämme der Deutschen noch kein geschriebenes Gesetzbuch, sondern es wurde bei ihnen Recht gesprochen nach altem Brauch und Herkommen, wie es die Alten und Erfahrenen wußten. Kaiser

Karl gab den Befehl, daß die Gesetze schriftlich abgefaßt werden sollten; es kamen aber dadurch auch die Änderungen hinzu, welche er vornehmen ließ, und darum haben wir keinen ganz treuen Bericht von diesen Gesetzen aus der Heidenzeit, sondern überall sind die Zusätze bemerkbar, welche zum Nutzen des Christentums oder des Königtums hinzugetan wurden. Diese Gesetze beschäftigen sich hauptsächlich, ja fast ausschließlich mit dem Wergelde. Freilich erkennen wir namentlich in den Gesetzbüchern der alten Sachsen und Friesen, daß die Blutrache, die diesen Völkern so heilig war, auch von Karl nicht ganz abgeschafft werden konnte, wenngleich schon vor ihm fast überall das Wergeld dafür eingeführt war. So lange die Menschen noch nicht in geschlossenem Staatsverbande lebten, wurde der Mord nur als ein Verbrechen gegen den Getöteten und dessen Familie betrachtet, welche Blut mit Blut sühnte oder etwa das Wergeld annahm; man dachte nicht daran, daß ein Mord oder ein Totschlag auch als ein Verbrechen gegen die gesellschaftliche Ordnung der Menschen untereinander betrachtet werden müsse. Sobald aber das Band eines Königtums die Menschen umschloß und dadurch der Gedanke eines geordneten Staates unter ihnen lebendiger wurde, mußte sich auch allen die Überzeugung aufdrängen, daß durch den Mord oder überhaupt durch ein Verbrechen nicht bloß die einzelnen gekränkt und verletzt, sondern die Sicherheit aller gefährdet würde. Damit allmählich dieses Bewußtsein auch bei den Sachsen und Friesen immer lebendiger erwachsen möge, forderte Karl, daß ein Mörder nicht bloß ein Wergeld an den Beleidigten, sondern außerdem noch eine Buße an den König bezahlen sollte; das war die Buße des Friedensbruches, welche fredum hieß. Ferner schränkte er auch das Recht des Rächers ein; denn der Faidosus, d. h. derjenige, welcher durch die Blutrache verfolgt wurde, durfte in seinem eigenen Hause bei Todesstrafe nicht an-

gegriffen werden. Ebensowenig durfte ihm auf dem Wege zur Kirche und von derselben heimwärts ein Leid geschehen.

Das Wergeld war aber bei allen deutschen Stämmen früher in der Art verschieden, daß für einen Adaling noch einmal soviel bezahlt wurde, als für einen Freien, für einen Freien noch einmal soviel, als für einen der Liten oder Lazzen, und die Sachsen sowohl als die Friesen verlangten von Karl, daß er den Unterschied der Stände aufrecht erhalten sollte. Jedoch war der Unterschied der Stände von Anfang an, so weit wir die Geschichte verfolgen können, von allen deutschen Stämmen am wenigsten bei dem friesischen Stamme auffallend; denn die Vorrechte der Adalinge waren dort geringer, als bei den andern deutschen Stämmen.

Das Wergeld war bei allen deutschen Stämmen mit der äußersten Genauigkeit angesetzt, so daß auch nicht ein Glied des Körpers vergessen war. So heißt es z. B. im friesischen Gesetzbuch: Wenn einer dem andern ein Ohr abschneidet, so soll er zwölf Soldi bezahlen; wenn einer dem andern die Nase abschneidet, vierundzwanzig. Wenn einer die obere Stirnrunzel mit einem Hiebe quer durchschlägt, so soll er seine Tat büßen mit zwei Soldi, die untere Stirnrunzel aber mit vier. Wer einem andern einen der Vorderzähne ausschlägt, soll es büßen mit zwei Soldi; ist es ein Augenzahn, mit drei; ist es ein Backenzahn, mit vier. Ähnlich waren die andern Bestimmungen und im wesentlichen war dies bei allen deutschen Völkern gleich. Merkwürdig aber war die Art und Weise, wie einzelne der deutschen Volksstämme, z. B. die Franken und die Friesen, in einigen Fällen die Größe einer Wunde maßen. Wenn jemand durch einen Hieb auf den Kopf oder an einen andern Teil des Körpers schwer verletzt wurde, also daß ein Stück vom Knochen losbrach und herausging, so mußte man den Knochensplitter nehmen und auf einen Schild werfen. Wenn der Knochensplitter beim

Niederwerfen auf den Schild einen so lauten Ton gab, daß man um doppelte Manneslänge, also um zwölf Fuß von dem Schilde entfernt, den Ton vernehmen konnte, so mußte der Beleidiger die Tat mit sechsunddreißig Solidis büßen. Waren mehrere Knochensplitter aus der Wunde hervorgegangen, so mußte jeder von diesen einzeln nach jener Probe geprüft und dann von dem Beleidiger gebüßt werden.

Es konnte aber manchmal zweifelhaft sein, wer der Täter eines Mordes war, z. B. bei einem Auflauf. Über solche Fälle bestimmte das Gesetz der Friesen also:

Wenn bei einem Auflauf oder überhaupt in einem großen Haufen Volkes ein Mann erschlagen ist und wegen der Menge der Anwesenden der Mörder nicht sogleich ermittelt werden kann, so ist es dem nächsten Anverwandten des Getöteten, der das Wergeld fordern will, nach dem Gesetz der Friesen gestattet, bis zu sieben Männer wegen des Mordes vorzufordern und einem jeden von diesen das Verbrechen des Mordes zuzuschieben, und dann soll sich jeder einzelne der Angeklagten durch einen feierlichen Eid von der Beschuldigung reinigen können. Wenn dieser Eid geschworen ist, gehen sie zusammen in die Kirche und werfen da Lose auf den Altar. Wenn aber keine Kirche in der Nähe ist, so dürfen auch Reliquien von Heiligen genommen werden. Diese Lose sind also beschaffen. Es werden zwei Würfel aus dem Holze der Weiden geschnitten, von denen man Körbe flicht. Der eine der Würfel ist mit dem Zeichen des Kreuzes versehen, der andere nicht, und beide werden dann auf ein Tuch von weißer Wolle geworfen, das über den Altar oder über die Gebeine eines Heiligen ausgebreitet ist. Dann soll der Priester, oder wenn dieser nicht zugegen ist, ein unschuldiger Knabe einen von den Würfeln unbesehen von dem weißen Tuche nehmen, während die Umstehenden Gott anrufen, daß er die Wahrheit ans Licht bringen möge. Dann wird es sich an

einem wahrhaften Zeichen ausweisen, ob die sieben Männer oder so viele Angeklagte da sind, falsch geschworen haben oder nicht. Denn, wenn der Priester oder der Knabe den Würfel aufhebt, welcher mit dem Kreuze bezeichnet ist, so sollen alle daran erkennen, daß die, welche geschworen haben, unschuldig sind; wenn aber der Priester oder Knabe den unbezeichneten Würfel aufnimmt, so hat einer von den Angeklagten die Tat vollbracht. Alsdann soll jeder einzelne von den Angeklagten einen Würfel nehmen und ihn mit seinem Zeichen bezeichnen, also daß sowohl er selbst, als auch die Umstehenden den Würfel hernach wieder erkennen mögen, und dann sollen alle diese Würfel wiederum auf das weiße wollene Tuch geworfen werden, welches den Altar oder die Gebeine des Märtyrers bedeckt. Alsdann soll wiederum der Priester, oder wenn dieser nicht da ist, ein unschuldiger Knabe einen dieser Würfel unbesehen hinwegnehmen. Wessen Würfel zuerst hervorkommt, der soll von der Tat freigesprochen werden, und eben so auch die andern, welche auf ihn folgen; derjenige aber, dessen Würfel zuletzt aufgehoben wird, ist der Tat schuldig und muß das Wergeld des Erschlagenen an die Erben desselben bezahlen.

Wenn aber bei der ersten Wahl zwischen den beiden Würfeln derjenige aufgehoben ist, welcher mit dem Zeichen des Kreuzes bezeichnet ist, so sollen alle sieben, oder so viele der Angeklagten da sind, für unschuldig erklärt werden. Dann kann der Erbe des Erschlagenen, wenn er will, andere sieben Männer wegen derselben Tat anklagen, und jeder Angeklagte kann, wie die ersten, seine Hand erheben und schwören, daß er die Tat nicht getan habe. Alsdann wird die Sache untersucht, wie das erste Mal; aber dabei soll es sein Bewenden haben, und der Erbe des Erschlagenen soll nicht ferner noch andere anklagen können.

So war der Brauch in einigen Gegenden Frieslands;

in andern Gegenden war es anders, im wesentlichen aber blieb derselbe Gedanke bei diesen wie bei allen andern deutschen Stämmen, daß man glaubte, Gott würde um des Schuldigen willen den Unschuldigen nicht in Gefahr kommen lassen, sondern die Wahrheit ans Licht bringen.

35. Karl ernennt seinen Sohn Ludwig zu seinem Nachfolger.

Im August des Jahres 813 berief der Kaiser Karl eine große Reichsversammlung nach Aachen; denn er fühlte, daß sein Ende herannahte, und wollte darum vorher noch für seinen Nachfolger sorgen. Zu dem Ende war Ludwig aus seinem Lande Aquitanien herbeigerufen und außerdem viele Bischöfe, Äbte, Herzöge und Grafen, damit die Sache mit aller Feierlichkeit vor sich gehen möchte. Karl redete die Versammelten an und sprach ihnen zuerst seinen Dank aus für die Treue, mit welcher sie ihm angehangen hatten; dann fragte er sie, ob sie auch seinen Sohn Ludwig jetzt mit ihm als Teilhaber der Regierung und nach seinem Tode als ihren Kaiser anerkennen wollten. Zugleich wies er auf die Taten Ludwigs hin, daß er ja schon Beweise seiner Tüchtigkeit abgelegt hätte. Alle sprachen wie aus einem Munde, daß es Gott also gefalle.

Am nächsten Sonntage, den 16. November, schmückte sich der Kaiser mit dem vollen kaiserlichen Ornate und setzte die Krone auf sein Haupt. Alsdann schritt er in die Kirche und trat zu dem großen Altare, auf welchem eine andere Krone lag. Dort warf er sich mit seinem Sohne auf die Kniee zum Gebet und sie flehten zu Gott, daß ihr Vorhaben dem christlichen Volke zum Heile gereichen möchte. Der Kaiser brachte dem gütigen Gott seinen Dank dafür dar, daß er ihn gekrönet und beschützt, daß er ihm langes Leben und Sieg verliehen und dabei dankbar gegen den Geber aller Wohl-

taten erhalten und ihm endlich auch seinen Sohn als Teilhaber seines Reiches und als Nachfolger geschenkt hätte. Nach diesem Gebete erhob er sich, und da er nicht ohne Beredsamkeit war und ein ehrfurchtgebietendes Wesen hatte, redete er im Kreise der Bischöfe und weltlichen Großen seinen Sohn mit erhobener Stimme an.

Zuerst empfahl er ihm Ehrerbietung und Liebe gegen Gott und strenge Befolgung der göttlichen Gebote. Dann befahl er ihm an, die Kirche zu schützen und zu schirmen, für seine Brüder und seine Schwestern und alle seine Verwandten zu sorgen, die Geistlichen als Väter und das Volk wie seine Kinder anzusehen, die Übermütigen im Zaume zu halten und die Gebeugten aufzurichten, sich treue und gute Diener auszuwählen, welche Gott vor Augen hätten und weder um Gunst, noch um Haß das Recht beugten, welche gerührt würden durch die Leiden ihrer Mitmenschen, aber ihre Hand rein erhielten von Raub oder Bestechung. Dann erinnerte er ihn daran, daß er sich als den Gesandten Gottes betrachten möge, und daß er diesem schwere Rechenschaft ablegen müsse von seinen Taten und von seiner Regierung: darum solle er weniger sich als den Richter aller ansehen, als bedenken, daß er selbst der Meinung und dem Urteile aller unterworfen sei; denn die Reiche würden nicht durch Gewalt und durch Furcht, sondern durch Zuneigung und durch Milde gesichert. Zuletzt beschwor er nochmals seinen Sohn und legte ihm ernstlich die Frage vor, ob er diese Ermahnungen halten wollte, die ja nicht sowohl diejenigen seines Vaters, als vielmehr diejenigen des allweisen und gerechten Gottes selber wären. Ludwig erwiderte darauf, daß er sie mit Gottes Hilfe halten würde, und sein Vater Karl sprach darauf noch einmal, daß auch nur derjenige mit Recht Vorschriften und Gebote geben könnte, der selbst am ersten bereit wäre sie zu halten.

Alsdann gebot Karl seinem Sohne, mit eigenen Händen die Krone vom Altar zu nehmen und sie selbst auf sein Haupt zu setzen; denn das sollte die Bürgschaft seines Gelöbnisses und des Reiches sein. Als der Jüngling die Krone erfaßte und sie auf sein Haupt setzte, sah man viele der Umstehenden Tränen vergießen und alle wünschten mit lauter Stimme für den Kaiser Ludwig langes Leben und Sieg. Dann wurde eine feierliche Messe gehalten und nach derselben kehrten sie in den kaiserlichen Palast zurück. Während des Ganges stützte sich Kaiser Karl, wie auch vorher, auf seinen Sohn, den neuen Kaiser Ludwig. Bald hernach begab sich Ludwig wieder in sein Land Aquitanien und war beim Tode seines Vaters nicht zugegen.

36. Karls Tod und Begräbnis.

Über den Tod und das Begräbnis des Kaisers erzählt uns sein treuer Eginhard folgendes:

Als gegen das Ende Karls seine Kraft durch Alter und Krankheit schon bedeutend abgenommen hatte, trugen sich manche Ereignisse zu, die nicht bloß andere, sondern auch er selbst auf seinen nahen Tod deuteten. Die drei letzten Jahre hindurch kamen häufige Sonnen- und Mondfinsternisse vor, und in der Sonne sah man einmal einen großen schwarzen Fleck sieben Tage lang. Der Säulengang, welcher zur Verbindung seines Palastes und der Kirche mit großen Kosten erbaut war, stürzte am Himmelfahrtstage bis auf die Grundfeste in einen Schutthaufen zusammen. Die Brücke über den Rhein bei Mainz, welche er in zehn Jahren mit unsäglicher Mühe und Anstrengung aus Holz so erbaut hatte, daß sie Jahrhunderte überdauern zu können schien, ward innerhalb dreier Stunden so völlig vom Feuer verzehrt, daß außer demjenigen, was das Wasser bedeckte, auch nicht ein einziger Balken übrig blieb. Karl faßte freilich sofort den Entschluß

sie fester und stärker von Stein wieder aufzubauen; aber er starb bald und nach ihm fand sich kein anderer, der diesen stolzen Gedanken ausgeführt hätte.

Als Karl seinen letzten Zug nach Sachsen gegen den Dänenkönig Gottfried machte, erblickte er an einem Tage, als er schon vor Sonnenaufgang aus dem Lager gegangen war, wie eine große Feuerkugel bei heiterer Luft vom Himmel fiel und von der rechten Seite nach der linken flog. Als alle, die ihn umgaben, verwundert das Schauspiel anstarrten und sich fragten, was es bedeuten möchte, wurde das Pferd des Kaisers von dieser Erscheinung scheu und warf ihn so heftig zur Erde, daß seine Mantelspange zerbrach und sein Degengehenk zerriß. Seine Diener eilten alsbald herzu, entwaffneten ihn und hoben ihn auf. Der Wurfspieß, den er zufällig in der Hand gehabt hatte, war mehr als zwanzig Schritte weit weggeschleudert. Dazu kam endlich, daß sein Palast in Aachen häufig erzitterte, die hohen Leuchter in seinem Hause beständig knarrten; ferner daß in die Kirche, in welcher er nachher begraben ward, der Blitz einschlug und einen goldenen Apfel, welcher die Spitze des Daches zierte, fortschleuderte bis über die Priesterwohnung, welche an die Kirche stieß.

Nachdem der Kaiser Karl mit seinem Sohne Ludwig die letzte Zusammenkunft gehabt und diesen zu seinem Nachfolger ernannt hatte, ging er unfern von Aachen zum letzten Male auf die Jagd. Hier brachte er einen Teil des Herbstes zu und kehrte dann in den letzten Tagen des Oktobermonats nach Aachen zurück. Im Januar des folgendes Jahres ward er, von einem heftigen Fieber befallen und legte sich nieder. Wie es bei Fiebern wohl zu geschehen pflegt, versuchte auch er durch Fasten sich zu heilen; aber die Krankheit ward immer hitziger und heftige Seitenschmerzen kamen dazu. Auch da noch behielt er das Fasten bei und stärkte sich nur zu-

weilen durch einen Trunk; aber der ermattete Körper gab nach und er starb im zweiundsiebzigsten Jahre seines Lebens und am siebenten Tage seines Krankenlagers. Es war im Jahre 814 am 28. Januar, morgens neun Uhr, nachdem er sechsundvierzig Jahre regiert hatte. Am selben Tage noch ward der Leichnam des Kaisers gewaschen, geschmückt und ein balsamiert und alsdann in der Kirche zu Aachen, welche er selbst hatte erbauen lassen, feierlich beigesetzt. Man brachte ihn in vollem kaiserlichen Schmucke in die Gruft, mit einem goldenen Evangelienbuche auf den Knien, einem Stücke des heiligen Kreuzes auf seinem Haupte und der goldenen Pilgertasche um die Hüfte. So saß er da in aufrechter Stellung auf einem goldenen Stuhle. Die Gruft ward mit Weihrauch und Spezereien angefüllt, verschlossen und versiegelt. Über das Grab ward ein prächtiger Bogen gesetzt mit folgender Inschrift in lateinischer Sprache:

„Allhier ruht der Leichnam Karls, des großen und rechtgläubigen Kaisers, des Mehrers des fränkischen Reiches, das er sechsundvierzig Jahre lang glücklich regiert hat. Er starb zweiundsiebzig Jahre alt, im Jahre unseres Herrn achthundertundvierzehn, am achtundzwanzigsten Januar.“

Karl hatte das Frankenreich zu einer gewaltigen Macht erhoben; denn es dehnte sich aus vom Ebro bis an die Eider und von der Raab bis ans atlantische Meer; aber der Glanz war äußerlich und es fehlte dem Reiche an Kraft. Die neuen Einrichtungen, welche von Karl hauptsächlich auf die Befestigung seiner Macht abgesehen waren, hatten sich im Volke noch nicht befestigt und zerfielen bald. Namentlich war dies die Einrichtung der missi dominici, d. h. der kaiserlichen Sendboten, welche alljährlich im Namen des

Kaisers, jeder in seinem Bezirke, oder auch zwei ein weltlicher und ein geistlicher zusammen, das fränkische Reich durchreisten und die Oberaufsicht hatten. Auch die Grafen mußten ihnen Rechenschaft ablegen, und darum konnte diese Einrichtung nur so lange bestehen, als ein kräftiger Regent dem Spruche der kaiserlichen Sendboten Nachdruck gab; unter einem schwachen Kaiser, wie Ludwig der Fromme war, wurden die kaiserlichen Sendboten allmählich gering geschätzt und bald sind sie ganz abgekommen.

Das Wesentlichste aber, woran es im Reiche Karls des Großen fehlte, war die Zuneigung der Menschen. Seine Regierungszeit war fast ein fortwährender Krieg, unter dem nicht bloß diejenigen litten, welche er feindlich überzog, sondern auch die Franken und alle andern Volksstämme seines Reiches. Darum sträubten sich die Sachsen so sehr; denn bis auf Karl hatten sie keinen andern Krieg geführt als einen Volkskrieg, nur gegen die Feinde ihres Volkes hatten sie die Waffen ergriffen. Nun aber sollten sie gegen die Avaren und gegen solche Völker ziehen, die ihnen nie etwas zuleide getan und von deren Besiegung sie keinen Vorteil zu erwarten hatten; dagegen sträubten sie sich und wollten nicht dahin, sondern erhoben sich lieber wider den Mann selbst, der solches von ihnen verlangte. Der Kaiser Karl gab dem deutschen Volke das erste Beispiel eines Krieges, der viel weniger zum Nutzen und nach dem Willen eines ganzen Volkes, als für die Herrschsucht eines einzigen unternommen war. Darum ward sein Tod von seinen Zeitgenossen nicht tief betrauert, vielmehr richteten alle ihre Blicke hoffnungsvoll auf Ludwig, von dem man damals nur wußte, daß er ein gutmütiger Mann und Freund des Friedens war.

37. Der Sagenkreis vom Kaiser Karl.

Ein so gewaltiger Held, wie der Kaiser Karl gewesen war, konnte in der Erinnerung des Volkes nicht untergehen,

sondern ward bis zum zwölften und dreizehnten Jahrhundert mehr und mehr verherrlicht, je weiter die Geschichte selbst durch die Entfernung in den Schatten trat. Denn so lange die Menschen noch die Leiden empfinden, die ein Eroberer ihnen durch seine Kriege zufügt, mögen sie nun für oder wider ihn kämpfen, so lange verherrlicht ihn die Sage nicht; wenn aber erst diese Leiden ganz vergessen sind, dann gewöhnen sich die Menschen daran, den Eroberer zu feiern, dem ihre Voreltern vielleicht geflucht haben, und die Sage macht die Quäler und Peiniger der Menschen zu ihren Helden. Allmählich ward Karl der Mittelpunkt einer Reihe von Sagen, die sich an ihn ansetzten, und zwar als den Vorkämpfer der christlichen Kirche gegen die Mauren. Dies Bestreben trat hauptsächlich zur Zeit der Kreuzzüge hervor, ja es ging so weit, daß man auch von Karl einen Zug nach dem heiligen Lande dichtete. Die hauptsächlichste dieser Sagen ist die, welche uns im Ruolandes liet erhalten ist. Gegen das Ende des elften Jahrhunderts, genau 1095, schrieb ein Mönch im Kloster St. Denis in Frankreich, unter dem Namen des Zeitgenossen Karls, Erzbischof Turpin, eine Geschichte über das Leben des Kaisers Karl und Rolands, und nach demselben Sagenstoffe ist ungefähr hundert Jahre später das erwähnte Lied vom Pfaffen Konrad gedichtet. Bei Turpin geht aber das Bild des Kaisers schon ins Riesenhafte hinaus; denn folgendermaßen beschreibt er die Gestalt des Kaisers. Er sagt: „Karl war acht seiner Füße hoch, sein Bart eine Elle lang, seine Stirn einen Fuß breit, seine Löwenaugen funkelten wie Kohlen. Er aß wenig Brot, aber täglich verzehrte er ein Viertel eines Hammels oder zwei Hühner, eine Gans oder ein Spanferkel oder einen Hasen. Dazu trank er täglich einen Eimer Wein. Er war so stark, daß er mit einem Schlage seines scharfen Schwertes einen bewaffneten Reiter vom Scheitel bis an den Sitz spaltete und mit dem Schwerte noch tief in das Pferd

gegriffen werden. Ebensowenig durfte ihm auf dem Wege zur Kirche und von derselben heimwärts ein Leid geschehen.

Das Wergeld war aber bei allen deutschen Stämmen früher in der Art verschieden, daß für einen Adaling noch einmal soviel bezahlt wurde, als für einen Freien, für einen Freien noch einmal soviel, als für einen der Liten oder Lazzen, und die Sachsen sowohl als die Friesen verlangten von Karl, daß er den Unterschied der Stände aufrecht erhalten sollte. Jedoch war der Unterschied der Stände von Anfang an, so weit wir die Geschichte verfolgen können, von allen deutschen Stämmen am wenigsten bei dem friesischen Stamme auffallend; denn die Vorrechte der Adalinge waren dort geringer, als bei den andern deutschen Stämmen.

Das Wergeld war bei allen deutschen Stämmen mit der äußersten Genauigkeit angesetzt, so daß auch nicht ein Glied des Körpers vergessen war. So heißt es z. B. im friesischen Gesetzbuch: Wenn einer dem andern ein Ohr abschneidet, so soll er zwölf Soldi bezahlen; wenn einer dem andern die Nase abschneidet, vierundzwanzig. Wenn einer die obere Stirnrunzel mit einem Hiebe quer durchschlägt, so soll er seine Tat büßen mit zwei Soldi, die untere Stirnrunzel aber mit vier. Wer einem andern einen der Vorderzähne ausschlägt, soll es büßen mit zwei Soldi; ist es ein Augenzahn, mit drei; ist es ein Backenzahn, mit vier. Ähnlich waren die andern Bestimmungen und im wesentlichen war dies bei allen deutschen Völkern gleich. Merkwürdig aber war die Art und Weise, wie einzelne der deutschen Volksstämme, z. B. die Franken und die Friesen, in einigen Fällen die Größe einer Wunde maßen. Wenn jemand durch einen Hieb auf den Kopf oder an einen andern Teil des Körpers schwer verletzt wurde, also daß ein Stück vom Knochen losbrach und herausging, so mußte man den Knochensplitter nehmen und auf einen Schild werfen. Wenn der Knochensplitter beim

Niederwerfen auf den Schild einen so lauten Ton gab, daß man um doppelte Manneslänge, also um zwölf Fuß von dem Schilde entfernt, den Ton vernehmen konnte, so mußte der Beleidiger die Tat mit sechsunddreißig Solidis büßen. Waren mehrere Knochensplitter aus der Wunde hervorgegangen, so mußte jeder von diesen einzeln nach jener Probe geprüft und dann von dem Beleidiger gebüßt werden.

Es konnte aber manchmal zweifelhaft sein, wer der Täter eines Mordes war, z. B. bei einem Auflauf. Über solche Fälle bestimmte das Gesetz der Friesen also:

Wenn bei einem Auflauf oder überhaupt in einem großen Haufen Volkes ein Mann erschlagen ist und wegen der Menge der Anwesenden der Mörder nicht sogleich ermittelt werden kann, so ist es dem nächsten Anverwandten des Getöteten, der das Wergeld fordern will, nach dem Gesetz der Friesen gestattet, bis zu sieben Männer wegen des Mordes vorzuforbern und einem jeden von diesen das Verbrechen des Mordes zuzuschieben, und dann soll sich jeder einzelne der Angeklagten durch einen feierlichen Eid von der Beschuldigung reinigen können. Wenn dieser Eid geschworen ist, gehen sie zusammen in die Kirche und werfen da Lose auf den Altar. Wenn aber keine Kirche in der Nähe ist, so dürfen auch Reliquien von Heiligen genommen werden. Diese Lose sind also beschaffen. Es werden zwei Würfel aus dem Holze der Weiden geschnitten, von denen man Körbe flicht. Der eine der Würfel ist mit dem Zeichen des Kreuzes versehen, der andere nicht, und beide werden dann auf ein Tuch von weißer Wolle geworfen, das über den Altar oder über die Gebeine eines Heiligen ausgebreitet ist. Dann soll der Priester, oder wenn dieser nicht zugegen ist, ein unschuldiger Knabe einen von den Würfeln unbesehen von dem weißen Tuche nehmen, während die Umstehenden Gott anrufen, daß er die Wahrheit ans Licht bringen möge. Dann wird es sich an

einem wahrhaften Zeichen ausweisen, ob die sieben Männer oder so viele Angeklagte da sind, falsch geschworen haben oder nicht. Denn, wenn der Priester oder der Knabe den Würfel aufhebt, welcher mit dem Kreuze bezeichnet ist, so sollen alle daran erkennen, daß die, welche geschworen haben, unschuldig sind; wenn aber der Priester oder Knabe den unbezeichneten Würfel aufnimmt, so hat einer von den Angeklagten die Tat vollbracht. Alsdann soll jeder einzelne von den Angeklagten einen Würfel nehmen und ihn mit seinem Zeichen bezeichnen, also daß sowohl er selbst, als auch die Umstehenden den Würfel hernach wieder erkennen mögen, und dann sollen alle diese Würfel wiederum auf das weiße wollene Tuch geworfen werden, welches den Altar oder die Gebeine des Märtyrers bedeckt. Alsdann soll wiederum der Priester, oder wenn dieser nicht da ist, ein unschuldiger Knabe einen dieser Würfel unbesehen hinwegnehmen. Wessen Würfel zuerst hervorkommt, der soll von der Tat freigesprochen werden, und eben so auch die andern, welche auf ihn folgen; derjenige aber, dessen Würfel zuletzt aufgehoben wird, ist der Tat schuldig und muß das Wergeld des Erschlagenen an die Erben desselben bezahlen.

Wenn aber bei der ersten Wahl zwischen den beiden Würfeln derjenige aufgehoben ist, welcher mit dem Zeichen des Kreuzes bezeichnet ist, so sollen alle sieben, oder so viele der Angeklagten da sind, für unschuldig erklärt werden. Dann kann der Erbe des Erschlagenen, wenn er will, andere sieben Männer wegen derselben Tat anklagen, und jeder Angeklagte kann, wie die ersten, seine Hand erheben und schwören, daß er die Tat nicht getan habe. Alsdann wird die Sache untersucht, wie das erste Mal; aber dabei soll es sein Bewenden haben, und der Erbe des Erschlagenen soll nicht ferner noch andere anklagen können.

So war der Brauch in einigen Gegenden Frieslands;

in andern Gegenden war es anders, im wesentlichen aber blieb derselbe Gedanke bei diesen wie bei allen andern deutschen Stämmen, daß man glaubte, Gott würde um des Schuldigen willen den Unschuldigen nicht in Gefahr kommen lassen, sondern die Wahrheit ans Licht bringen.

35. Karl ernennt seinen Sohn Ludwig zu seinem Nachfolger.

Im August des Jahres 813 berief der Kaiser Karl eine große Reichsversammlung nach Aachen; denn er fühlte, daß sein Ende herannahte, und wollte darum vorher noch für seinen Nachfolger sorgen. Zu dem Ende war Ludwig aus seinem Lande Aquitanien herbeigerufen und außerdem viele Bischöfe, Äbte, Herzöge und Grafen, damit die Sache mit aller Feierlichkeit vor sich gehen möchte. Karl redete die Versammelten an und sprach ihnen zuerst seinen Dank aus für die Treue, mit welcher sie ihm angehangen hatten; dann fragte er sie, ob sie auch seinen Sohn Ludwig jetzt mit ihm als Teilhaber der Regierung und nach seinem Tode als ihren Kaiser anerkennen wollten. Zugleich wies er auf die Taten Ludwigs hin, daß er ja schon Beweise seiner Tüchtigkeit abgelegt hätte. Alle sprachen wie aus einem Munde, daß es Gott also gefalle.

Am nächsten Sonntage, den 16. November, schmückte sich der Kaiser mit dem vollen kaiserlichen Ornate und setzte die Krone auf sein Haupt. Alsdann schritt er in die Kirche und trat zu dem großen Altare, auf welchem eine andere Krone lag. Dort warf er sich mit seinem Sohne auf die Kniee zum Gebet und sie flehten zu Gott, daß ihr Vorhaben dem christlichen Volke zum Heile gereichen möchte. Der Kaiser brachte dem gütigen Gott seinen Dank dafür dar, daß er ihn gekrönet und beschützt, daß er ihm langes Leben und Sieg verliehen und dabei dankbar gegen den Geber aller Wohl-

einem wahrhaften Zeichen ausweisen, ob die sieben Männer oder so viele Angeklagte da sind, falsch geschworen haben oder nicht. Denn, wenn der Priester oder der Knabe den Würfel aufhebt, welcher mit dem Kreuze bezeichnet ist, so sollen alle daran erkennen, daß die, welche geschworen haben, unschuldig sind; wenn aber der Priester oder Knabe den unbezeichneten Würfel aufnimmt, so hat einer von den Angeklagten die Tat vollbracht. Alsdann soll jeder einzelne von den Angeklagten einen Würfel nehmen und ihn mit seinem Zeichen bezeichnen, also daß sowohl er selbst, als auch die Umstehenden den Würfel hernach wieder erkennen mögen, und dann sollen alle diese Würfel wiederum auf das weiße wollene Tuch geworfen werden, welches den Altar oder die Gebeine des Märtyrers bedeckt. Alsdann soll wiederum der Priester, oder wenn dieser nicht da ist, ein unschuldiger Knabe einen dieser Würfel unbesehen hinwegnehmen. Wessen Würfel zuerst hervorkommt, der soll von der Tat freigesprochen werden, und eben so auch die andern, welche auf ihn folgen; derjenige aber, dessen Würfel zuletzt aufgehoben wird, ist der Tat schuldig und muß das Wergeld des Erschlagenen an die Erben desselben bezahlen.

Wenn aber bei der ersten Wahl zwischen den beiden Würfeln derjenige aufgehoben ist, welcher mit dem Zeichen des Kreuzes bezeichnet ist, so sollen alle sieben, oder so viele der Angeklagten da sind, für unschuldig erklärt werden. Dann kann der Erbe des Erschlagenen, wenn er will, andere sieben Männer wegen derselben Tat anklagen, und jeder Angeklagte kann, wie die ersten, seine Hand erheben und schwören, daß er die Tat nicht getan habe. Alsdann wird die Sache untersucht, wie das erste Mal; aber dabei soll es sein Bewenden haben, und der Erbe des Erschlagenen soll nicht ferner noch andere anklagen können.

So war der Brauch in einigen Gegenden Frieslands;

in andern Gegenden war es anders, im wesentlichen aber blieb derselbe Gedanke bei diesen wie bei allen andern deutschen Stämmen, daß man glaubte, Gott würde um des Schuldigen willen den Unschuldigen nicht in Gefahr kommen lassen, sondern die Wahrheit ans Licht bringen.

35. Karl ernennt seinen Sohn Ludwig zu seinem Nachfolger.

Im August des Jahres 813 berief der Kaiser Karl eine große Reichsversammlung nach Aachen; denn er fühlte, daß sein Ende herannahte, und wollte darum vorher noch für seinen Nachfolger sorgen. Zu dem Ende war Ludwig aus seinem Lande Aquitanien herbeigerufen und außerdem viele Bischöfe, Äbte, Herzöge und Grafen, damit die Sache mit aller Feierlichkeit vor sich gehen möchte. Karl redete die Versammelten an und sprach ihnen zuerst seinen Dank aus für die Treue, mit welcher sie ihm angehangen hatten; dann fragte er sie, ob sie auch seinen Sohn Ludwig jetzt mit ihm als Teilhaber der Regierung und nach seinem Tode als ihren Kaiser anerkennen wollten. Zugleich wies er auf die Taten Ludwigs hin, daß er ja schon Beweise seiner Tüchtigkeit abgelegt hätte. Alle sprachen wie aus einem Munde, daß es Gott also gefalle.

Am nächsten Sonntage, den 16. November, schmückte sich der Kaiser mit dem vollen kaiserlichen Ornate und setzte die Krone auf sein Haupt. Alsdann schritt er in die Kirche und trat zu dem großen Altare, auf welchem eine andere Krone lag. Dort warf er sich mit seinem Sohne auf die Kniee zum Gebet und sie flehten zu Gott, daß ihr Vorhaben dem christlichen Volke zum Heile gereichen möchte. Der Kaiser brachte dem gütigen Gott seinen Dank dafür dar, daß er ihn gekrönet und beschützt, daß er ihm langes Leben und Sieg verliehen und dabei dankbar gegen den Geber aller Wohl-

taten erhalten und ihm endlich auch seinen Sohn als Teilhaber seines Reiches und als Nachfolger geschenkt hätte. Nach diesem Gebete erhob er sich, und da er nicht ohne Beredsamkeit war und ein ehrfurchtgebietendes Wesen hatte, redete er im Kreise der Bischöfe und weltlichen Großen seinen Sohn mit erhobener Stimme an.

Zuerst empfahl er ihm Ehrerbietung und Liebe gegen Gott und strenge Befolgung der göttlichen Gebote. Dann befahl er ihm an, die Kirche zu schützen und zu schirmen, für seine Brüder und seine Schwestern und alle seine Verwandten zu sorgen, die Geistlichen als Väter und das Volk wie seine Kinder anzusehen, die Übermütigen im Zaume zu halten und die Gebeugten aufzurichten, sich treue und gute Diener auszuwählen, welche Gott vor Augen hätten und weder um Gunst, noch um Haß das Recht beugten, welche gerührt würden durch die Leiden ihrer Mitmenschen, aber ihre Hand rein erhielten von Raub oder Bestechung. Dann erinnerte er ihn daran, daß er sich als den Gesandten Gottes betrachten möge, und daß er diesem schwere Rechenschaft ablegen müsse von seinen Taten und von seiner Regierung; darum solle er weniger sich als den Richter aller ansehen, als bedenken, daß er selbst der Meinung und dem Urteile aller unterworfen sei; denn die Reiche würden nicht durch Gewalt und durch Furcht, sondern durch Zuneigung und durch Milde gesichert. Zuletzt beschwor er nochmals seinen Sohn und legte ihm ernstlich die Frage vor, ob er diese Ermahnungen halten wollte, die ja nicht sowohl diejenigen seines Vaters, als vielmehr diejenigen des allweisen und gerechten Gottes selber wären. Ludwig erwiderte darauf, daß er sie mit Gottes Hilfe halten würde, und sein Vater Karl sprach darauf noch einmal, daß auch nur derjenige mit Recht Vorschriften und Gebote geben könnte, der selbst am ersten bereit wäre sie zu halten.

Alsdann gebot Karl seinem Sohne, mit eigenen Händen die Krone vom Altar zu nehmen und sie selbst auf sein Haupt zu setzen; denn das sollte die Bürgschaft seines Gelöbnisses und des Reiches sein. Als der Jüngling die Krone erfaßte und sie auf sein Haupt setzte, sah man viele der Umstehenden Tränen vergießen und alle wünschten mit lauter Stimme für den Kaiser Ludwig langes Leben und Sieg. Dann wurde eine feierliche Messe gehalten und nach derselben kehrten sie in den kaiserlichen Palast zurück. Während des Ganges stützte sich Kaiser Karl, wie auch vorher, auf seinen Sohn, den neuen Kaiser Ludwig. Bald hernach begab sich Ludwig wieder in sein Land Aquitanien und war beim Tode seines Vaters nicht zugegen.

36. Karls Tod und Begräbnis.

Über den Tod und das Begräbnis des Kaisers erzählt uns sein treuer Eginhard folgendes:

Als gegen das Ende Karls seine Kraft durch Alter und Krankheit schon bedeutend abgenommen hatte, trugen sich manche Ereignisse zu, die nicht bloß andere, sondern auch er selbst auf seinen nahen Tod deuteten. Die drei letzten Jahre hindurch kamen häufige Sonnen- und Mondfinsternisse vor, und in der Sonne sah man einmal einen großen schwarzen Fleck sieben Tage lang. Der Säulengang, welcher zur Verbindung seines Palastes und der Kirche mit großen Kosten erbaut war, stürzte am Himmelfahrtstage bis auf die Grundfeste in einen Schutthaufen zusammen. Die Brücke über den Rhein bei Mainz, welche er in zehn Jahren mit unsäglicher Mühe und Anstrengung aus Holz so erbaut hatte, daß sie Jahrhunderte überdauern zu können schien, ward innerhalb dreier Stunden so völlig vom Feuer verzehrt, daß außer demjenigen, was das Wasser bedeckte, auch nicht ein einziger Balken übrig blieb. Karl faßte freilich sofort den Entschluß

sie fester und stärker von Stein wieder aufzubauen; aber er starb bald und nach ihm fand sich kein anderer, der diesen stolzen Gedanken ausgeführt hätte.

Als Karl seinen letzten Zug nach Sachsen gegen den Dänenkönig Gottfried machte, erblickte er an einem Tage, als er schon vor Sonnenaufgang aus dem Lager gegangen war, wie eine große Feuerkugel bei heiterer Luft vom Himmel fiel und von der rechten Seite nach der linken flog. Als alle, die ihn umgaben, verwundert das Schauspiel anstarrten und sich fragten, was es bedeuten möchte, wurde das Pferd des Kaisers von dieser Erscheinung scheu und warf ihn so heftig zur Erde, daß seine Mantelspange zerbrach und sein Degengehenk zerriß. Seine Diener eilten alsbald herzu, entwaffneten ihn und hoben ihn auf. Der Wurfspieß, den er zufällig in der Hand gehabt hatte, war mehr als zwanzig Schritte weit weggeschleudert. Dazu kam endlich, daß sein Palast in Aachen häufig erzitterte, die hohen Leuchter in seinem Hause beständig knarrten; ferner daß in die Kirche, in welcher er nachher begraben ward, der Blitz einschlug und einen goldenen Apfel, welcher die Spitze des Daches zierte, fortschleuderte bis über die Priesterwohnung, welche an die Kirche stieß.

Nachdem der Kaiser Karl mit seinem Sohne Ludwig die letzte Zusammenkunft gehabt und diesen zu seinem Nachfolger ernannt hatte, ging er unfern von Aachen zum letzten Male auf die Jagd. Hier brachte er einen Teil des Herbstes zu und kehrte dann in den letzten Tagen des Oktobermonats nach Aachen zurück. Im Januar des folgendes Jahres ward er, von einem heftigen Fieber befallen und legte sich nieder. Wie es bei Fiebern wohl zu geschehen pflegt, versuchte auch er durch Fasten sich zu heilen; aber die Krankheit ward immer hitziger und heftige Seitenschmerzen kamen dazu. Auch da noch behielt er das Fasten bei und stärkte sich nur zu-

weilen durch einen Trunk; aber der ermattete Körper gab nach und er starb im zweiundsiebzigsten Jahre seines Lebens und am siebenten Tage seines Krankenlagers. Es war im Jahre 814 am 28. Januar, morgens neun Uhr, nachdem er sechsundvierzig Jahre regiert hatte. Am selben Tage noch ward der Leichnam des Kaisers gewaschen, geschmückt und ein balsamiert und alsdann in der Kirche zu Aachen, welche er selbst hatte erbauen lassen, feierlich beigesetzt. Man brachte ihn in vollem kaiserlichen Schmucke in die Gruft, mit einem goldenen Evangelienbuche auf den Knien, einem Stücke des heiligen Kreuzes auf seinem Haupte und der goldenen Pilgertasche um die Hüfte. So saß er da in aufrechter Stellung auf einem goldenen Stuhle. Die Gruft ward mit Weihrauch und Spezereien angefüllt, verschlossen und versiegelt. Über das Grab ward ein prächtiger Bogen gesetzt mit folgender Inschrift in lateinischer Sprache:

„Allhier ruht der Leichnam Karls, des großen und rechtgläubigen Kaisers, des Mehrers des fränkischen Reiches, das er sechsundvierzig Jahre lang glücklich regiert hat. Er starb zweiundsiebzig Jahre alt, im Jahre unseres Herrn achthundertundvierzehn, am achtundzwanzigsten Januar."

Karl hatte das Frankenreich zu einer gewaltigen Macht erhoben; denn es dehnte sich aus vom Ebro bis an die Eider und von der Raab bis ans atlantische Meer; aber der Glanz war äußerlich und es fehlte dem Reiche an Kraft. Die neuen Einrichtungen, welche von Karl hauptsächlich auf die Befestigung seiner Macht abgesehen waren, hatten sich im Volke noch nicht befestigt und zerfielen bald. Namentlich war dies die Einrichtung der missi dominici, d. h. der kaiserlichen Sendboten, welche alljährlich im Namen des

sie fester und stärker von Stein wieder aufzubauen; aber er starb bald und nach ihm fand sich kein anderer, der diesen stolzen Gedanken ausgeführt hätte.

Als Karl seinen letzten Zug nach Sachsen gegen den Dänenkönig Gottfried machte, erblickte er an einem Tage, als er schon vor Sonnenaufgang aus dem Lager gegangen war, wie eine große Feuerkugel bei heiterer Luft vom Himmel fiel und von der rechten Seite nach der linken flog. Als alle, die ihn umgaben, verwundert das Schauspiel anstarrten und sich fragten, was es bedeuten möchte, wurde das Pferd des Kaisers von dieser Erscheinung scheu und warf ihn so heftig zur Erde, daß seine Mantelspange zerbrach und sein Degengehenk zerriß. Seine Diener eilten alsbald herzu, entwaffneten ihn und hoben ihn auf. Der Wurfspieß, den er zufällig in der Hand gehabt hatte, war mehr als zwanzig Schritte weit weggeschleudert. Dazu kam endlich, daß sein Palast in Aachen häufig erzitterte, die hohen Leuchter in seinem Hause beständig knarrten; ferner daß in die Kirche, in welcher er nachher begraben ward, der Blitz einschlug und einen goldenen Apfel, welcher die Spitze des Daches zierte, fortschleuderte bis über die Priesterwohnung, welche an die Kirche stieß.

Nachdem der Kaiser Karl mit seinem Sohne Ludwig die letzte Zusammenkunft gehabt und diesen zu seinem Nachfolger ernannt hatte, ging er unfern von Aachen zum letzten Male auf die Jagd. Hier brachte er einen Teil des Herbstes zu und kehrte dann in den letzten Tagen des Oktobermonats nach Aachen zurück. Im Januar des folgendes Jahres ward er, von einem heftigen Fieber befallen und legte sich nieder. Wie es bei Fiebern wohl zu geschehen pflegt, versuchte auch er durch Fasten sich zu heilen; aber die Krankheit ward immer hitziger und heftige Seitenschmerzen kamen dazu. Auch da noch behielt er das Fasten bei und stärkte sich nur zu-

weilen durch einen Trunk; aber der ermattete Körper gab nach und er starb im zweiundsiebzigsten Jahre seines Lebens und am siebenten Tage seines Krankenlagers. Es war im Jahre 814 am 28. Januar, morgens neun Uhr, nachdem er sechsundvierzig Jahre regiert hatte. Am selben Tage noch ward der Leichnam des Kaisers gewaschen, geschmückt und ein balsamiert und alsdann in der Kirche zu Aachen, welche er selbst hatte erbauen lassen, feierlich beigesetzt. Man brachte ihn in vollem kaiserlichen Schmucke in die Gruft, mit einem goldenen Evangelienbuche auf den Knien, einem Stücke des heiligen Kreuzes auf seinem Haupte und der goldenen Pilgertasche um die Hüfte. So saß er da in aufrechter Stellung auf einem goldenen Stuhle. Die Gruft ward mit Weihrauch und Spezereien angefüllt, verschlossen und versiegelt. Über das Grab ward ein prächtiger Bogen gesetzt mit folgender Inschrift in lateinischer Sprache:

„Allhier ruht der Leichnam Karls, des großen und rechtgläubigen Kaisers, des Mehrers des fränkischen Reiches, das er sechsundvierzig Jahre lang glücklich regiert hat. Er starb zweiundsiebzig Jahre alt, im Jahre unseres Herrn achthundertundvierzehn, am achtundzwanzigsten Januar."

Karl hatte das Frankenreich zu einer gewaltigen Macht erhoben; denn es dehnte sich aus vom Ebro bis an die Eider und von der Raab bis ans atlantische Meer; aber der Glanz war äußerlich und es fehlte dem Reiche an Kraft. Die neuen Einrichtungen, welche von Karl hauptsächlich auf die Befestigung seiner Macht abgesehen waren, hatten sich im Volke noch nicht befestigt und zerfielen bald. Namentlich war dies die Einrichtung der missi dominici, d. h. der kaiserlichen Sendboten, welche alljährlich im Namen des

Kaisers, jeder in seinem Bezirke, oder auch zwei ein weltlicher und ein geistlicher zusammen, das fränkische Reich durchreisten und die Oberaufsicht hatten. Auch die Grafen mußten ihnen Rechenschaft ablegen, und darum konnte diese Einrichtung nur so lange bestehen, als ein kräftiger Regent dem Spruche der kaiserlichen Sendboten Nachdruck gab; unter einem schwachen Kaiser, wie Ludwig der Fromme war, wurden die kaiserlichen Sendboten allmählich gering geschätzt und bald sind sie ganz abgekommen.

Das Wesentlichste aber, woran es im Reiche Karls des Großen fehlte, war die Zuneigung der Menschen. Seine Regierungszeit war fast ein fortwährender Krieg, unter dem nicht bloß diejenigen litten, welche er feindlich überzog, sondern auch die Franken und alle andern Volksstämme seines Reiches. Darum sträubten sich die Sachsen so sehr; denn bis auf Karl hatten sie keinen andern Krieg geführt als einen Volkskrieg, nur gegen die Feinde ihres Volkes hatten sie die Waffen ergriffen. Nun aber sollten sie gegen die Avaren und gegen solche Völker ziehen, die ihnen nie etwas zuleide getan und von deren Besiegung sie keinen Vorteil zu erwarten hatten; dagegen sträubten sie sich und wollten nicht dahin, sondern erhoben sich lieber wider den Mann selbst, der solches von ihnen verlangte. Der Kaiser Karl gab dem deutschen Volke das erste Beispiel eines Krieges, der viel weniger zum Nutzen und nach dem Willen eines ganzen Volkes, als für die Herrschsucht eines einzigen unternommen war. Darum ward sein Tod von seinen Zeitgenossen nicht tief betrauert, vielmehr richteten alle ihre Blicke hoffnungsvoll auf Ludwig, von dem man damals nur wußte, daß er ein gutmütiger Mann und Freund des Friedens war.

37. Der Sagenkreis vom Kaiser Karl.

Ein so gewaltiger Held, wie der Kaiser Karl gewesen war, konnte in der Erinnerung des Volkes nicht untergehen,

sondern ward bis zum zwölften und dreizehnten Jahrhundert mehr und mehr verherrlicht, je weiter die Geschichte selbst durch die Entfernung in den Schatten trat. Denn so lange die Menschen noch die Leiden empfinden, die ein Eroberer ihnen durch seine Kriege zufügt, mögen sie nun für oder wider ihn kämpfen, so lange verherrlicht ihn die Sage nicht; wenn aber erst diese Leiden ganz vergessen sind, dann gewöhnen sich die Menschen daran, den Eroberer zu feiern, dem ihre Voreltern vielleicht geflucht haben, und die Sage macht die Quäler und Peiniger der Menschen zu ihren Helden. Allmählich ward Karl der Mittelpunkt einer Reihe von Sagen, die sich an ihn ansetzten, und zwar als den Vorkämpfer der christlichen Kirche gegen die Mauren. Dies Bestreben trat hauptsächlich zur Zeit der Kreuzzüge hervor, ja es ging so weit, daß man auch von Karl einen Zug nach dem heiligen Lande dichtete. Die hauptsächlichste dieser Sagen ist die, welche uns im Ruolandes liet erhalten ist. Gegen das Ende des elften Jahrhunderts, genau 1095, schrieb ein Mönch im Kloster St. Denis in Frankreich, unter dem Namen des Zeitgenossen Karls, Erzbischof Turpin, eine Geschichte über das Leben des Kaisers Karl und Rolands, und nach demselben Sagenstoffe ist ungefähr hundert Jahre später das erwähnte Lied vom Pfaffen Konrad gedichtet. Bei Turpin geht aber das Bild des Kaisers schon ins Riesenhafte hinaus; denn folgendermaßen beschreibt er die Gestalt des Kaisers. Er sagt: „Karl war acht seiner Füße hoch, sein Bart eine Elle lang, seine Stirn einen Fuß breit, seine Löwenaugen funkelten wie Kohlen. Er aß wenig Brot, aber täglich verzehrte er ein Viertel eines Hammels oder zwei Hühner, eine Gans oder ein Spanferkel oder einen Hasen. Dazu trank er täglich einen Eimer Wein. Er war so stark, daß er mit einem Schlage seines scharfen Schwertes einen bewaffneten Reiter vom Scheitel bis an den Sitz spaltete und mit dem Schwerte noch tief in das Pferd

hineinhieb. Einen andern bewaffneten Mann stellte er auf seine flache Hand und hob ihn dann sofort bis an sein Haupt empor und setzte ihn wieder nieder." Also war der fromme König, der Vorkämpfer der Christenheit beschaffen, und ähnlich waren auch die zwölf Helden oder Pairs, die ihn immerdar umgaben. Unter ihnen war Roland, Oliver, Ogier, Gottfried, Engelirs, Anshelm, Erzbischof Turpin, Naims von Bayern usw. Was uns der Mönch Turpin über Rolands Fall im Tale Ronzeval berichtet, habe ich meinen Lesern schon früher erzählt. Diese Erzählungen Turpins sind auch die Quelle gewesen für den italischen Dichter Ariost und sein Heldengedicht: Orlando furioso.

Das Ruolandes liet vom Pfaffen Konrad aber ist eine der edelsten Perlen, welche uns die deutsche Dichtung des Mittelalters überliefert hat. Der Dichter selbst sagt uns über sich und sein Gedicht:

Ich heize der phaffe Chuonrat;
also iz an dem buoche gescriben stat In franczischer zungen, So han ich iz in die latine bedwungen, Danne in die tiutiske gekeret.

Er beschreibt uns ganz ausführlich voll der tiefsten Frömmigkeit den Todeskampf des wackern Helden Roland im Streite gegen die Mauren und schildert uns mit lieblichen und lebendigen Farben den Kaiser Karl. Einmal kommen zu diesem die Gesandten der Mauren, während er mit seinem Heere im Felde ist, und finden alles auf das herrlichste eingerichtet. In einem eingefriedigten Garten sehen sie wilde Tiere miteinander streiten, während die kühnen Kämpfer Karls daneben sich mit Waffenspielen, mit Falken und Jagen beschäftigen. Auch edle Frauen sind da versammelt, köstlich geschmückt und alle wunderherrlich anzusehen; denn seit dem Könige Salomo war keine Pracht der Erde der des Kaisers

Karl zu vergleichen. Die Boten nahen sich dem Kaiser und finden ihn beim Schachspiel. Davon singt der Dichter also:

Sin antluzze was wunnesam. Then boten harte wolgezam,
Thaz sie in muosen scowen[1]). Ja liuhten sine ougen
Sam ther morgen sterre: Man erkante in vile verre;
Nieman ne thorfte vragen, Wer ther kaiser were.
Nieman ne was ime gelih, Sin antluzze was zierlih;
Mit volleclichen[2]) ougen, Ne mohten sie in niht noh bescowen.
Thiu lichte gap in wider slah[3]), Sam thiu sunne umbe mittentah.
Then vianden was er gramelih[4]), Then armen was er heimlih[5]),
In volcwige[6]) was er sigesalih, Wider ubel was er genathih.
Ze Gote was er geware[7]), Er was reht rihtare.
Er lerte uns thie phathe[8]), Ther engel sie im vore rihte.
Er erkunde elliu reht, Ze theme suerte was er Gotes kneht;
Aller tugende was er uz erkorn, Milter herre wart nie geborn.

Dieses Lied nebst einer späteren Umarbeitung desselben von Stricker ist aber auch fast das einzige, welches uns aus diesen Sagenkreisen von Karl dem Großen und seinen Helden erhalten ist; denn die schöne Sage von den vier Haimons-

1) schauen; 2) völlig, mit vollen Augen; 3) Widerschlag, hier Widerschein. Das Licht (Augenlicht) gab solchen Widerschein; 4) grimmig; 5) heimlich, vertraulich; 6) Volkeskampf; 7) wahrhaft, treu; 8) das geschriebene Gesetz, wonach Recht gesprochen wird (lat. pactum).

kindern ist uns nicht als Lied erhalten, sondern nur der Stoff ist durch die Volksbücher auf uns gekommen.

Ähnlich aber, wie der Pfaffe Chuonrat die Sage von Karls des Großen Kampfe gegen die Mauren erzählt, beschreibt uns der tiefsinnigste deutsche Dichter der mittelhochdeutschen Blütezeit den Kampf eines andern Helden gegen die Mauren. Wolfram von Eschenbach dichtete etwa um 1220 seinen Willehalm von Oranse, und ähnlich wie Konrad eine französische Sage benutzt hatte, so legte auch Wolfram eine französische Quelle zugrunde. Aber der Kaiser Karl kommt nicht in ihr vor, sondern der König Loys (Ludwig der Fromme). Wolframs Dichtung ist nur ein Bruchstück.

Ludwig der Fromme und seine Söhne.

1. Ludwig der Fromme.

Weil die Ereignisse und Geschicke im fränkischen Reiche unter Kaiser Ludwig so sehr von den persönlichen Gaben und Eigenschaften dieses Mannes abhängig sind, so müssen wir eine Schilderung derselben voranschicken.

Ludwig war von mittelmäßig hoher Gestalt, seine Augen waren groß und hell, die Nase lang und gerade. Seine Brust war stark und seine Schultern breit, die Arme voll Kraft, so daß es ihm im Schießen mit dem Bogen und im Lanzenwerfen nicht leicht einer gleich tat. Seine Hände waren lang und seine Finger gerade, auch die Beine waren lang gestreckt, seine Füße groß, seine Stimme war von männlicher Kraft. In der griechischen und der lateinischen Sprache war er wohl unterrichtet, aber die griechische Sprache verstand er besser, als er selbst sie sprechen konnte; die lateinische Sprache jedoch redete er wie seine Muttersprache. Er verstand den Sinn der biblischen Schriften, nicht bloß den wörtlichen, sondern auch den bildlichen. Die heidnischen Lieder, welche er in seiner Jugend gelernt hatte, verschmähte er nachher und wollte sie weder lesen noch hören.

Ludwig war von sanfter Gemütsart, langsam zum Zorne,

aber zum Verzeihen leicht zu bewegen. Wenn er in der Morgenfrühe täglich zur Kirche ging, so warf er sich auf die Knie, beugte dann sein Haupt zur Erde und betete demütig, oft auch mit Tränen. Er war sehr freigebig, wie es vorher nicht erhört war, so daß er königliche Schlösser seines Vaters und Großvaters vielfach verschenkte. In Speise und Trank war er mäßig und machte auch in der Kleidung keinen Aufwand, nur bei festlichen Gelegenheiten, wie es auch sein Vater und Großvater getan hatten. Dann legte er kein Gewand an, das nicht mit Gold durchwirkt war, auch das Schwert war mit einer goldenen Scheide versehen und hatte einen goldenen Griff, seine Beinschienen waren ebensowohl wie sein Panzer stark vergoldet, auf dem Haupte trug er die goldene Krone und in der Hand das goldene Szepter. Er lachte niemals, so daß man es hätte hören können; selbst wenn bei hohen Festlichkeiten zur Ergötzung des Volkes Schauspieler und Sänger und Lustigmacher vor ihm auftraten und alles Volk unmäßig lachte, lächelte er nicht einmal soviel, daß man seine Zähne sehen konnte. Aber er war mildtätig und gab täglich den Armen, und wo er auch sein mochte, er wies sie niemals ab.

In allen Dingen war er vorsichtig und bedächtig, nur verließ er sich zu wenig auf sein eigenes Urteil und traute dafür seinen Räten zu viel. Dies kam daher, daß er sich viel mit gottesdienstlichen Übungen beschäftigte; ja er wäre selbst Mönch geworden, wie sein Großoheim Karlmann, wenn sein Vater Karl es ihm nicht untersagt hätte.

Aus seiner Jugendzeit wird uns folgende Geschichte erzählt, aus welcher wir erkennen, wie wir in dieser Hinsicht Ludwig gegen seine früher verstorbenen Brüder zu stellen haben. Einstmals befand sich der Bischof Paulinus in der Kirche zu Aachen. Zufällig führte die drei Söhne des Königs Karl ihr Weg durch diese Kirche. Zuerst kam des Königs

ältester Sohn, der nach seinem Vater Karl hieß. Der Bischof, der in Aachen unbekannt war, fragte einen Geistlichen, wer der junge Mann wäre, und als er es erfahren hatte, schwieg er; Karl setzte ruhig seinen Weg fort und kümmerte sich weder um den Bischof, noch überhaupt um die Kirche. Gleicherweise kam Pippin, von einer Anzahl von Hofleuten umgeben. Als man es ihm sagte und hinzufügte, daß Pippin König von Italien wäre, verbeugte sich der Bischof ehrerbietig vor dem jungen Fürsten. Aber auch Pippin bemerkte es kaum und ging eilig weiter. Endlich kam Ludwig, der damals (794) auch schon König von Aquitanien war. Er ging aber nicht vorbei wie seine Brüder, sondern kniete nieder und verrichtete sein Gebet mit der größten Andacht. Als Paulinus den Namen des jungen Fürsten erfuhr, erhob er sich von seinem Sitze und schritt auf Ludwig zu, der seinerseits auch sich erhob, um den Bischof zu begrüßen. Dann umarmte der Bischof den frommen Jüngling, dessen Betragen ihm so wohl gefallen hatte. Einige Tage darauf wurde der Bischof Paulinus zur Audienz vor den König Karl gelassen, und dieser fragte ihn, warum er denn solchen Unterschied unter seinen Söhnen gemacht hätte. Der Bischof aber antwortete, er habe dies deshalb getan, weil, wenn nach Gottes Willen einer von den Söhnen des Königs zur Regierung gelangen sollte, dieser Ludwig sich am besten dazu eignen würde.

Täglich bemühte sich Ludwig, die Klöster zu bereichern und für die Kirchen zu sorgen; denn er wollte, daß jeder Kirche eine Hufe Landes, ein Sklave und eine Sklavin gehörten. Aber es war ihm ein Greuel, wenn Leute, die im Dienste der Kirche standen, sich putzten und schmückten. So brachte er es dahin, daß unter seiner Regierung nach und nach die schön gestickten, mit Gold und Edelsteinen besetzten Gürtel der Geistlichen verschwanden. In allen andern Dingen aber war Ludwig den Priestern freundlicher gesinnt, als den

weltlichen Großen seines Reiches, und hatte vor ihnen große Ehrfurcht. Das sollte ihm nachher noch zu bitterem Leide gereichen.

2. Bernhard.

Von Pippin, demjenigen Sohne Karl des Großen, der schon vor seinem Vater verstorben war, lebte noch ein Sohn, ein Neffe des Kaisers Ludwig. Dieser hieß Bernhard und ward von Ludwig dem Frommen zum Könige von Italien ernannt. Aber Bernhard war damit nicht zufrieden, sondern machte eine Verschwörung gegen seinen Oheim und suchte ihn vom Throne zu stoßen. Als Ludwig diese Nachricht von den Bischöfen erfuhr, die an der Grenze von Italien lebten, sammelte er sogleich ein Heer, um damit seinen Neffen zu bezwingen. Da merkte Bernhard bald, daß er seinem Oheim an Kräften nicht gewachsen sein würde, und verzweifelte an seiner Unternehmung, namentlich da auch auf die Nachricht von der Rüstung Ludwigs einer nach dem andern von seinen Mitverschworenen sich heimlich entfernte, um Ludwigs Verzeihung zu suchen. Dazu entschloß sich auch Bernhard; er begab sich zu seinem Oheim, legte seine Waffen nieder, fiel ihm zu Füßen und übergab sich völlig in die Gewalt des Kaisers. Auch war er auf die Fragen desselben gleich bereit, ihm alle seine Vergehen zu entdecken und anzugeben, was er eigentlich gewollt habe.

Nach dem Rechte und Gesetze der Franken mußte Ludwig über ihn die Todesstrafe verhängen; aber das wollte er nicht, und als seine Räte ihn bestürmten und durchaus den Tod Bernhards verlangten, gab er nach, daß Bernhard geblendet werden sollte. Aber auch diese Strafe gereichte dem unglücklichen Bernhard zum Tode; denn er starb drei Tage nachher an dem Verluste seiner Augen. Darüber war der Kaiser sehr bekümmert; er weinte mit tiefem Schmerze zu öfteren

Malen und unterzog sich nach dem Rate seiner Bischöfe einer schweren Buße. Auch gab er den Armen viel Almosen, damit diese Tat gesühnt werden möchte, und von den übrigen Teilnehmern der Verschwörung wurde keiner mehr weder am Leben gestraft, noch verstümmelt; nur die Bischöfe unter ihnen wurden abgesetzt und ins Kloster geschickt.

Einige Jahre hernach berief der Kaiser eine große Versammlung von Bischöfen und Äbten, aber auch von andern vornehmen Männern seines Reiches und bemühte sich, dort alle, denen er jemals unrecht getan hatte, wieder mit sich zu versöhnen. Auch bekannte er, daß er seinem Neffen Bernhard großes Unrecht zugefügt hätte und daß er dies bereute, und versprach, er wollte gern alles gut machen, wo er oder sein Vater Karl jemandem Leid getan hätten.

3. Der Kaiser Ludwig und die Bekehrung der Nordmannen.

Die Achtung und die Furcht, welche die Völker rings um das Frankenreich vor dem gewaltigen Karl empfunden hatten, dauerte auch nach seinem Tode noch fort und übertrug sich auf den frommen Kaiser Ludwig, obwohl dieser so wenig im stande war, die Menschen bei dieser Furcht zu erhalten. Als einmal im Dänenreiche Zwist ausbrach, kam Harald, dessen Brüder ihn von der Regierung Dänemarks ausschlossen, mit seiner Frau, seinen Kindern und einem großen Gefolge zu Ludwig geflüchtet, als dieser sich gerade in Mainz aufhielt, und bat ihn um Schutz gegen seine Brüder. Den versprach ihm Ludwig unter der Bedingung, daß Harald mit seiner Gemahlin sich dort taufen ließe. Harald war bald dazu bereit und so wurde denn in der St. Albanskirche in Mainz die Taufe vollzogen. Der Kaiser selbst war Pate bei König Harald und seine Gemahlin bei der dänischen Königin. Vor Freude beschenkte ihn dann noch der Kaiser Ludwig reich-

lich und gab ihm ein Besitztum im Lande der Friesen, den Rüstringergau*), der an der Jahde lag, damit er im Fall, daß die Dänen ihn wieder vertrieben, dort eine sichere Zuflucht habe. Einige erzählen auch, Ludwig der Fromme habe dem Könige Harald Dorestad, d. i. Wyk te Duurstede am Rheine geschenkt; aber für so töricht können wir Ludwig doch nicht halten, denn Dorestad war damals eine der wichtigsten Städte im Norden des fränkischen Reichs, sie trieb schon einigen Handel, und von ihr aus fuhr man hinüber nach Lundenwyk (London). Wenn Ludwig wirklich diese Stadt dem Dänen Harald geschenkt hätte, so hätte er diesen so sehr gefürchteten Feinden, von deren Raubsucht und Mordlust er doch sicherlich wußte, einen der hauptsächlichsten Häfen des fränkischen Reiches und den Schlüssel des Rheines geschenkt.

Es lag dem Kaiser Ludwig ferner auch am Herzen, daß Harald nicht bloß das Christentum annähme, sondern auch in dem neuen Glauben sich beharrlich erwiese. Deshalb dachte Ludwig darüber nach, einen geeigneten Mann zu finden, den er zu Harald senden, und der dort das Christentum ausbreiten und sich selbst im Norden einen Bischofssitz erwerben könnte. Er fand einen Mann, der so viel an ihm war, später alle Hoffnungen erfüllte und den stolzen Namen „Apostel des Nordens" erhalten hat. Es war nämlich im Kloster Corvey an der Weser ein junger Mann, namens Ansgar, der dort die Jugend unterrichtete. Er war als Jüngling kindischen Possen ergeben gewesen; aber da hatte ihn ein Traum auf einen andern Weg gebracht, so daß seine Mitschüler verwundert den ernsten Fleiß ihres früher so kindischen Mitschülers betrachteten. Bald empfing er im Kloster

*) Dieser Rüstringergau ist uns auch darum merkwürdig, weil sich das Gesetzbuch desselben in friesischer Sprache bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Es heißt das Asegabuch, d. i. Richterbuch; denn der asega oder aesga war der Richter.

die priesterliche Weihe und ward dann Lehrer. Dieser Mann wurde dem Kaiser Ludwig als wohl geeignet empfohlen, mit dem Könige Harald als Bekehrer zu den Dänen zu gehen. Da ließ Ludwig erst den Abt des Klosters fragen; der Abt sagte, er habe nicht das Recht, einem seiner Geistlichen die Bürde eines solchen Amtes aufzuladen, würde es aber nicht hindern, wenn Ansgar hinziehen wollte. So wurde denn Ansgar selbst gefragt und erklärte, daß er bereit sei. Manche im Kloster lachten darüber, zwei Jünglinge aber baten sich die Erlaubnis aus, Ansgar begleiten zu dürfen. Er nahm sie mit, und sie gingen zusammen erst zum Kaiser Ludwig nach Mainz.

Dieser war sehr erfreut und ließ ihnen alles darreichen, was zur Reise nötig war. Als sie nach Köln kamen, schenkte ihnen der Erzbischof ein Schiff, auf welchem sich zwei kleine kunstreich eingerichtete Wohnungen befanden, so daß sie auf demselben ganz bequem leben konnten. Als Harald das Schiff erblickte, bat er, ihn mit in dasselbe aufzunehmen, und von da an entwickelte sich eine vertraute Freundschaft zwischen König Harald und Ansgar. Sie fuhren so bis nach Dorestadt (Wyk te Duurstede), welches damals die angesehenste Stadt im Lande der Friesen und Bataver war, von da ab der Küste entlang zwischen den Inseln und dem Festlande hin über den Teil des Meeres, der zur Ebbezeit vielfach ganz trocken ist und in unserer Zeit die Watten genannt wird. So gelangten sie bis zur Mündung der Elbe und fuhren von da aus wieder nördlich der Küste entlang bis in die Gegend des Dänenlandes. Dort predigte Ansgar und bekehrte diejenigen Sklaven zu Christen, welche Harald ihm aus seinen Leuten gab, und diejenigen, welche Ansgar mit seinem ihm von Ludwig gegebenen Gelde loskaufte. Aber die Wirkung seiner Predigten war damals noch nicht groß, später erst erlangte Ansgar mehr Bedeutung. Denn im folgenden Jahre

wurde Harald, der doch hauptsächlich den Boten des Christentums begünstigte, wieder vertrieben. Einige Jahre nachher kamen auch Gesandte aus Schweden zum Kaiser Ludwig und baten ihn um einen Apostel; denn sie erzählten, daß aus ihrem Volke viele dem Christentume geneigt wären. Darum entsandte der Kaiser Ludwig Ansgar auch nach Schweden, und unter vielen Gefahren zog Ansgar dahin und verweilte dort fürerst nur wenige Monate. Nach seiner Rückkehr machte ihn der Kaiser zum ersten Erzbischof von Hammaburg, d. i. Hamburg, und als solcher wirkte Ansgar noch viele Jahre.

In seinem Eifer für die Ausbreitung des Christentums beging aber der Kaiser Ludwig auch manchen Irrtum und meinte alles getan zu haben, wenn er nur die Heiden bewöge, sich taufen zu lassen. Derselbe Mönch von St. Gallen, der uns von Karl dem Großen manche Geschichten aufbewahrt hat, erzählt uns auch eine solche von Ludwig, worin sein Bekehrungseifer zu unüberlegt war. Er sagt also: Der Kaiser Ludwig fühlte mit den Gesandten, welche die Nordmannen häufig zu ihm schickten, tiefes Mitleiden, weil sie noch Heiden waren, und deshalb fragte er sie, ob sie wohl Christen werden wollten. Sie erwiderten, daß sie immer bereit wären zu tun, was er verlangte. In solchen Fällen waren die vornehmen Hofleute die Paten der Täuflinge, und diese erhielten aus der kaiserlichen Schatzkammer das weiße Täuflingsgewand, von den Hofleuten aber die Kleidung der Franken und zwar kostbare Gewänder und Waffen und den übrigen Schmuck. Als dies schon öfter geschehen war, kamen zuweilen auch Nordmannen, nicht als Gesandte, sondern als Dienstmannen des Kaisers, und einmal erschienen zum Osterfeste ihrer fünfzig. Der Kaiser fragte sie wiederum sofort, ob sie sich taufen lassen wollten, und als sie die Frage bejahten, ließ er ohne Verzug das Taufbad bereiten. Aber es waren nicht sogleich so viele leinene Taufhemden vorhanden; deshalb befahl der Kaiser,

man solle die vorhandenen in Streifen schneiden und diese Streifen in die Länge und in die Quere so übereinander nähen, daß zwischen den Streifen ein Raum freibliebe und mithin mehr Gewänder aus den vorhandenen bereitet werden könnten. Als eins von den also bereiteten Taufhemden einem der älteren Nordmannen umgelegt war, betrachtete er es eine Zeitlang mit neugierigen Augen. Dann wurde er aber sehr zornig und sprach zu dem Kaiser: „Ich bin hier schon zwanzigmal getauft worden und immer mit einem schönen weißen Taufhemde angetan; aber solche Lappen schicken sich nicht für Krieger, sondern für Schweinehirten, und wenn ich mich nicht meiner Blöße schämte, da ich meine Kleider abgelegt und von dir noch keine wiederempfangen habe, so würde ich dir dein Taufhemd mit deinem Christus wieder zurückgeben."

Der Mönch erzählt uns das aber nicht, um Ludwig lächerlich zu machen, sondern um zu beweisen, wie leichtfertig und leichtsinnig die Nordmannen über die Taufe geurteilt hätten.

4. Die Wegführung der Gebeine der Märtyrer Vitus und Lukanus aus dem Frankenlande nach Sachsen.

Zur Zeit des Kaisers Ludwig ereignete es sich, daß die Gebeine zweier Märtyrer aus dem Frankenlande nach Sachsen geschafft wurden. Dieses war in damaliger Zeit nicht nur wichtig für einzelne Klöster und Kirchen, sondern die Volksstämme selbst nahmen daran teil. Darum erzählen wir diese Geschichte. Als einstmals der fränkische Abt Hilduin in seiner Verbannung Aufnahme bei den Mönchen des Klosters Corvey gefunden hatte, versprach er seinen gastfreundlichen Wirten zum Danke dafür die Gebeine des Vitus und Lukanus. Diese beiden waren zur Zeit der Christenverfolgung der römischen Kaiser Diocletian und Maximian in Italien getötet, und ihre Gebeine waren zur Zeit Pippins von Rom nach

Gallien in eine Kirche des Bistums von Paris gebracht, wo man sich von ihnen erzählte, daß ihre Anwesenheit genügte, die Umwohner gegen Blitz und Hagel zu schützen. Der Ruf dieser beiden Heiligen war weithin gedrungen, und deshalb bestanden nun auch die Mönche des Klosters Corvey an der Weser auf der Auslieferung. Der Bischof von Paris, namens Erchenrad, willigte ein und der Kaiser Ludwig bestätigte es; so wurden denn die Leichen des Vitus und Lukanus nach dem Kloster Corvey gebracht, und wie es dabei zuging, hat ein Augenzeuge uns beschrieben.

Am vierzehnten April des Jahres 836 wurde zu St. Denis unter großem Zulauf der Geistlichkeit und des Volkes erst eine Messe gehalten und dann von dem Abte Hilduin dem Abte des Klosters Corvey, namens Warin, die Leichen übergeben. Da Corvey damals noch arm war, so hatte der Kaiser Ludwig dem Abte Warin noch die Abtei Rasbach dazu verliehen, damit er seiner Würde als Abt angemessen auftreten könnte. In langsamen Tagemärschen bewegte sich der Zug, und wenn sie sich einem Kloster nahten, so zogen ihnen die Mönche mit Reliquien und Kreuzen, dampfenden Weihrauchbecken und brennenden Kerzen entgegen, und empfingen die Leichname mit Psalmen und Lobliedern. Am Ende des Monats Mai erreichte der Zug Aachen, und nachdem er von da aus einige Tage später die Grenze des Sachsenlandes betreten hatte, kam er nach Soest, wo ihm eine große Menge der Sachsen entgegen gezogen war, um ihn weiter zu geleiten. Am dreizehnten Juni, dem Tage vor der Vigilie des heiligen Vitus, langte der Zug in Corvey an, während die vornehmsten aus den adeligen Geschlechtern der Sachsen, Männer und Weiber, in großer Menge ihn geleiteten. Die Geschichtschreiber jener Zeit erzählen uns, daß durch diese Hinwegführung dem Frankenlande ein großer Nachteil, für das Sachsenland aber Heil und Segen erwachsen sei.

5. Ludwig der Fromme teilt das Reich unter seine Söhne.

Im Jahre 817 geriet Kaiser Ludwig in eine große Lebensgefahr. Denn als er einst nach vollendetem Gottesdienst aus der Kirche nach Hause zurückkehren wollte und über eine hölzerne Galerie ging, deren Balken verfault waren, konnte diese das Gewicht aller Begleiter Ludwigs nicht mehr tragen und stürzte zusammen. Mehr als zwanzig Menschen fielen mit hinab und mehrere von ihnen wurden schwer verwundet, der Kaiser aber empfing nur leichte Schrammen und erholte sich bald wieder, so daß er der Jagd wegen nach Nymegen gehen konnte. Bald darauf begab er sich nach Aachen und berief dorthin eine große Reichsversammlung, wie es zu geschehen pflegte; aber diesmal hatte der Kaiser etwas Außerordentliches und vielen Unerwartetes vor, und es scheint, daß bei seiner Sinnesart die kurz vorher stattgehabte Lebensgefahr nicht ohne Einfluß darauf geblieben ist.

Seine drei Söhne und mit ihnen die Ersten aus allen Stämmen, von den Franken, den Alemannen, den Burgunden, den Bayern, den Aquitaniern, den Sachsen, den Langobarden, waren in Aachen versammelt. Zuerst hielt der Kaiser einen engeren Rat mit wenigen und nachdem er mit diesen übereingekommen war, das Reich unter seine drei Söhne zu teilen, fastete und betete er drei Tage lang, ob es auch wohl Gottes Wille also wäre, und da ihm das Gegenteil nicht gesagt wurde, war er überzeugt, daß es Gott also wolle. So trat er denn vor die Versammlung aller Ersten seines Reiches und legte ihr zuerst die Frage vor, ob es recht sei, das zu verschieben, was zur Befestigung des Reiches nötig schiene. Als alle diese Frage verneinten, entwickelte ihnen der Kaiser seinen Entschluß, daß er in Rücksicht auf die Hinfälligkeit des menschlichen Daseins für das Reich sorgen und die Würde der Herrschaft auf seine Söhne übertragen wolle.

Von der alten Freiheit der Franken waren noch einige Spuren übrig, die wenigstens den Anschein darboten, als fände eine freie Wahl statt, nämlich daß die Reichsversammlung aus mehreren Söhnen des Kaisers denjenigen auswählte, welcher ihr am meisten zusagte. Dies Recht hatte selbst Karl der Große aufrecht erhalten. Deshalb legte nun Kaiser Ludwig allem Volke ein dreitägiges Fasten auf, ließ in allen Kirchen zu Gott um Erleuchtung beten, gab selbst reichlichere Almosen, als gewöhnlich, und riet dasselbe auch seinem Gefolge an, damit Gott sich über sie erbarmen möchte. So schien es allen, als habe göttliche Fügung es so gelenkt, daß die Kaiserwahl auf Lothar fiel, und sie stimmte mit den Wünschen Ludwigs und denen des ganzen Volkes überein. Zugleich aber ward festgesetzt, daß Pippin das Land Aquitanien als sein Königreich und eben so Ludwig Bayern besitzen sollte. An einem Sonntage ward in der Kirche zu Aachen feierlich die Krönung vollzogen; Ludwig verfuhr dabei mit Lothar ganz ebenso, wie sein Vater Karl mit ihm verfahren war, und alles Volk rief: „Es lebe der Kaiser Lothar!“ Dann warf sich Ludwig vor dem Altare nieder und dankte Gott, daß es ihm verliehen war, mit eigenen Augen seinen Sohn auf dem kaiserlichen Stuhle zu erblicken. Aber diese Freude war allzufrüh; denn davon kam noch schweres Leid über die Völker und die Könige.

6. Die Gottesgerichte zur Zeit Kaiser Ludwigs.

Im Jahre 829 erließ der Kaiser Ludwig in Übereinstimmung mit der Reichsversammlung, welche darüber zuvor beraten hatte, ein Gesetz über die Anwendung der Gottesgerichte, insbesondere des heißen Wassers. Denn die wundersüchtigen Menschen jener Zeit meinten, daß bei einem unschuldig Angeklagten Gott zu dessen Gunsten die den Menschen bekannten Gesetze der Natur für den Augenblick aufheben würde, wenn

ihre Wirkung zum Schaden des Angeklagten gereiche. Wenn z. B. ein Sklave einen Mann getötet hatte und zu seiner Verteidigung sagte, daß er es aus Notwehr getan hätte, so sollte er nach dem Gesetze, welches der Kaiser und die Reichsversammlung gegeben hatten, seine Aussage durch das Gottesurteil des heißen Wassers beweisen. Zeigte sich aber seine Hand als verbrannt, so ward er mit dem Tode bestraft.

Dieses Gottesurteil aber ward folgendermaßen angestellt. Zuerst ward gebetet und die Menschen beschworen, die Wahrheit zu sagen, und dann ward das heilige Abendmahl genommen. Nach Beendigung der Messe ward ein Kessel mit Wasser herbeigebracht und durch Segnungen, in denen man Gottes Macht auf das Wasser herabflehte, feierlich geweiht und entsühnt, damit der Teufel keine Macht mehr darüber habe und der, welcher die Hand hineinstecken sollte, für seine Schuld die Kraft des Wassers an sich erfahre. Denn sie fürchteten am meisten, daß der Angeklagte durch Zaubermittel die Kraft des Wassers brechen möchte, und waren viel weniger darum besorgt, daß das heiße Wasser seine natürliche Kraft auch auf den Unschuldigen ausüben könnte. Der Angeklagte wurde mit reinen Kleidern angetan und mit geweihtem Wasser besprengt. Alsdann wurde Holz unter den Kessel gelegt und angezündet. In dem Kessel hing ein kleiner Stein oder sonst ein kleiner Gegenstand an einem Stricke, bei einem einfachen Beweise eine Handbreit tief, bei einem dreifachen eine Elle tief. Während das Wasser kochend aufwallte, mußte der Angeklagte diesen kleinen Stein herausnehmen. Sobald es geschehen war, wurde die Hand sorgfältig eingewickelt und das richterliche Siegel auf die Umhüllung gesetzt. Nach drei Nächten wurden die Binden abgenommen, und wenn sich dann der bei Brandwunden gewöhnliche Eiter zeigte, der selbst ähnlich aussieht, wie heißes Wasser, so wurde die Anklage für er-

wiesen gehalten. Ähnlich war auch das Gottesgericht des glühenden Eisens.

Dieses Gottesurteil des heißen Wassers ward von Kaiser Ludwig bestätigt, in demselben Gesetz aber wurde das des kalten Wassers verboten. Bei diesem ging es so zu. Zuerst wurde gebetet und der Angeklagte beschworen, die Wahrheit zu sagen, aber auch das Wasser wurde beschworen, daß nicht das reine Element den Schuldigen in sich aufnehmen möchte. Dann legte der Angeklagte seine Kleider ab, küßte das Evangelium und das Kreuz Christi und wurde mit Weihwasser besprengt. Nachdem so der Einfluß des Teufels ferne gehalten war, wurden dem Angeklagten die Glieder gebunden und zwar so, daß der Körper eine Kreuzgestalt darbot, und alsdann wurde er ins Wasser hinabgelassen. Wenn er sank, so hielt man ihn für unschuldig, wenn er oben schwamm, so war er schuldig. Wir wissen, daß das Gewicht des Menschen in der Regel um ein wenig schwerer ist, als dasjenige der Wassermasse, welche er verdrängt, und darum mußte der Angeklagte meistens untersinken, auch wenn die Stricke, so lange die Nässe noch nicht ganz durchgedrungen war, ihn für einen Augenblick oben hielten. Zu jener Zeit lebte ein Bischof, namens Agobard, der allem Aberglauben feind war, und dieser schrieb ein Buch gegen die Meinung, daß die Wahrheit durch Feuer oder Wasser oder durch den Zweikampf offenbar werden könnte. Damals schaffte der Kaiser wenigstens diesen Mißbrauch ab; aber viele Jahrhunderte später ward der unglückselige Aberglaube aufs neue angewandt bei einer der traurigsten Arten des Wahnes, welche jemals ihre Macht über den Verstand der Menschen ausgebreitet hat, nämlich bei dem Hexenglauben.

In alten Zeiten bestand zwischen dem Gottesurteil des heißen und des kalten Wassers der Unterschied, daß jenes angewandt wurde, wo zum Beweise eines Verbrechens nichts

fehlte, als das Geständnis des Angeklagten, und oft reichte schon die bloße Furcht vor diesem Gottesgerichte hin, ihn zum Geständnisse zu bringen. Dagegen wurde das kalte Wasser bei demjenigen angewandt, dessen Unschuld fast erwiesen war, so daß sie nur für den großen Haufen eines augenfälligen Beweises bedurfte.

Der Zweikampf aber galt damals allgemein als Mittel, die Wahrheit ans Licht zu bringen. Als Kaiser Ludwig einmal in Barcelona weilte, klagten zwei Edle aus gotischem Stamme sich gegenseitig bei dem Kaiser an. Sie hießen der eine Bera, der andere Sanilo; aber keiner von ihnen konnte den andern überführen. So wurde denn in einem Tiergarten bei Barcelona der Kampfplatz bereitet, es ward ein Sarg gebracht für den, der unterliegen würde. Bera ward besiegt, und der Kaiser erkannte ihn der Anklage schuldig; aber er war zu gutmütig und mitleidig, ihn töten zu lassen. Nur verbannte er ihn aus dem fränkischen Reiche.

7. Ludwigs Heirat mit Judith und die unheilvollen Folgen dieser Heirat.

Nachdem Irmengard, die Gemahlin des Kaisers Ludwig, verstorben war, fürchteten seine Getreuen, daß der Kaiser seinem Hange zum einsamen, beschaulichen Leben nachgeben und in ein Kloster gehen möchte, und deshalb rieten sie ihm, zum zweiten Male eine Frau zu nehmen. Der Kaiser gab den wiederholten Bitten nach und wählte Judith, die Tochter des Herzogs Welf von Bayern, zu seiner zweiten Gemahlin im Jahre 819. Nicht lange hernach berief der Kaiser eine Reichsversammlung nach Nymegen an der Waal und ließ dort noch einmal feierlich verlesen, welche Länder er seinen drei Söhnen erster Ehe geschenkt hätte, und alle, die dort versammelt waren, mußten die Teilung billigen und bestätigen. Einige Zeit hernach ward dem Kaiser Ludwig auch von seiner

Gemahlin Judith noch ein Sohn geboren, den er Karl nannte, und der nachher den Beinamen des Kahlen erhielt.

Im Jahre der Geburt dieses Karl kamen im fränkischen Reiche viele Trübsale über die Menschen. Aachen wurde durch ein entsetzliches Erdbeben fast zerstört, in Sachsen verbrannten in einem Jahre dreiundzwanzig Städte, und Pest unter Menschen und Vieh wütete durch alle Länder. Ferner erzählen die fränkischen Jahrbücher, daß auf einem alten und bereits verlöschten Marienbilde das Jesukindlein zwei Tage lang einen hellen Schein von sich gegeben habe, daß jedermann sich darüber hätte verwundern müssen. Solche Trübsale und Wunder rührten den frommen Kaiser tief, und darum nahm er seine Zuflucht zum Fasten, zum Gebete und zum Almosengeben, ermahnte die Priester, daß sie beten möchten, und gab der Kirche reiche Geschenke, um den Zorn Gottes damit zu versöhnen; denn man hatte ihm gesagt, Gott zürne der Welt und wolle sie ganz vertilgen.

Die Mutter Karls war nicht damit zufrieden, daß das ganze Reich unter die drei ältesten Söhne Ludwigs verteilt sein und ihr Karl gar nichts haben sollte. Deshalb lag sie dem Kaiser beständig an mit Bitten, daß er auch ihrem Sohne Karl einen Teil des Reiches bestimmen möchte; denn es wäre ja unbillig, wenn er allein leer ausgehen sollte. Sie gewann auch Lothar, den ältesten Sohn des Kaisers, daß er nicht widersprach, indem sie ihm vorhielt, daß er nach seines Vaters Tode Kaiser und somit Herrscher über seine drei Brüder sein würde; ja sie sagte ihm, daß er seinen jüngsten Bruder schützen müsse, weil er ihn aus der Taufe gehoben und dadurch sein geistlicher Vater geworden wäre. Lothar gab ihr recht, und Judith brachte es bei Kaiser Ludwig dahin, daß er seinem jüngsten Sohne das Land Alemannien zwischen dem Bayernlande und Aquitanien zu geben versprach.

Aber damit war die Kaiserin Judith noch nicht zufrieden, sondern sie sah sich nach einer besseren Stütze um und diese glaubte sie in dem Herzoge Bernhard zu finden, der im südwestlichen Winkel des Frankenreiches, in Septimanien regierte. Ein alter Geschichtschreiber jener Zeit sagt, daß der Tag, wo Herzog Bernhard das Haus des Kaisers betrat, der Anfang aller Leiden der Franken und alles Unheils war, weil der Hof des Kaisers damals einen Mann aufnahm, dessen Tätigkeit darauf gerichtet war, alle Verhältnisse zu oberst und unterst zu kehren. Bernhard war ein gewandter, schlauer Mann und hatte bald beim Kaiser Ludwig ebensowohl wie bei der Kaiserin Judith den mächtigsten Einfluß. Wenn jemand beim Kaiser in besonderer Gunst stand, so sagte Bernhard von ihm, er halte es mit den Söhnen Ludwigs gegen ihren Vater, und entfernte auf diese Weise die treuen Ratgeber des Kaisers, indem er bei dem schwachen Manne Mißtrauen gegen sie aussäete. Aber auch die Söhne des Kaisers wurden dadurch sehr unruhig und versahen sich nichts Gutes von ihrem Vater; denn er tat alles, was Herzog Bernhard wollte.

Zu dieser Zeit im Jahre 830 empörten sich die Briten, deren Vorfahren vor den Angelsachsen aus England geflohen waren und sich in Armorica niedergelassen hatten, das jetzt Bretagne heißt. Ludwig versammelte ein Heer und wollte gegen sie ziehen. Aber Pippin, der König von Aquitanien, der längst schon mit Mißtrauen und Argwohn auf den Hof seines Vaters geblickt hatte, glaubte nun, daß diese Unternehmung, wenn auch mit Worten gegen die Briten, doch der Tat nach gegen ihn gerichtet wäre, und rüstete sich auch. Von beiden Seiten schürten böse Menschen das Feuer und entfernten Vater und Sohn immer weiter voneinander. Der Kaiser Ludwig war krank an den Füßen und konnte nicht gehen; dessenungeachtet ließ er im März doch das Heer

aufbrechen und nahm seinen Sohn Karl und den Herzog Bernhard mit sich. Viele der Großen, die zur Heeresfolge verpflichtet waren, blieben aus und entschuldigten sich mit dem schlechten Wetter, weil die Wege noch ungangbar wären, versprachen aber, daß sie bald nachkommen würden. Allein noch war der Monat nicht verflossen und der Kaiser noch nicht bis ins Britenland gelangt, als eine Empörung offen gegen ihn ausbrach. Denn fast alle Großen haßten den Herzog Bernhard um seines Übermutes willen und sagten viel Schlimmes von ihm und der Kaiserin Judith, was auch allgemein geglaubt wurde, nur von dem gutmütigen Kaiser nicht.

Als der Kaiser die Nachricht von der Empörung erhielt, zeigte er sich mutiger, als man erwartet hatte. Er war wie aus dem Schlafe erwacht; aber, obwohl er ruhig und sicher gegen den Rhein hätte zurückkehren können, wollte er das doch nicht, sondern befahl, daß der Zug fortgesetzt werden sollte. Bernhard aber wagte es nicht, sich der Gefahr auszusetzen; er entkam und floh nach Septimanien und von dort nach Barcelona. Auch für Ludwig war bald alle Hoffnung des Widerstandes verloren, und seine Gemahlin Judith geriet in die Hände ihres Stiefsohnes Pippin und der Großen, die mit ihm verbündet waren. Sie bedrohten die Kaiserin mit dem Tode, wenn sie nicht täte, was sie verlangten, und befahlen ihr dann, daß sie ihren Gemahl bewegen sollte, ins Kloster zu gehen. Als sie das versprochen, ließ man sie zu Ludwig gehen und sich im geheimen mit ihm unterreden; aber als sie zurrückkehrte, sagte sie, daß sie selbst zwar bereit wäre, den Nonnenschleier zu nehmen, daß aber der Kaiser für sich um Bedenkzeit bäte. Die ward ihm gewährt, Judith aber ins Kloster St. Radegundis zu Poitiers gebracht.

Während dies geschah, war Lothar aus seinem Reiche Italien herbeigekommen. Als er hörte, was geschehen war, billigte er es. So hatte der Kaiser den ganzen Sommer

dieſes Jahres nur den Namen, aber nicht die Macht des Kaiſers, und war bei ſeinen Söhnen, wie ein Gefangener. Allmählich aber wandten ſich die Gemüter der Menſchen um; denn ſie meinten, es wäre gar nicht bewieſen, daß die Kaiſerin Judith und Bernhard ſchuldig wären, und man dürfe doch niemanden ungehört verurteilen. Am meiſten aber bedauerten alle den alten Kaiſer Ludwig, den im Grunde niemand haßte, den vielmehr alle ſonſt einen gütigen und frommen Herrn nannten; Lothar aber hatte ihn ganz in ſeine Hand genommen und verfuhr nun überall, als ob er ſchon allein Kaiſer wäre. Er hatte ſeinen Vater Mönchen übergeben, welche ihn für das klöſterliche Leben vorbereiten ſollten. Aber gerade die Geiſtlichen hielten für beſſer, wenn Ludwig Kaiſer bliebe, als wenn Lothar es würde, und legten deshalb dem alten Ludwig die Frage vor, ob er aus allen Kräften für die Kirche ſorgen würde, wenn ſie ihm zu ſeiner Freiheit behilflich wären. Als Ludwig dies mit voller Aufrichtigkeit verſprach, ſagten ſie ihm dafür zu, daß ſie ſich nach beſten Kräften bemühen wollten, daß ihm die Herrſchaft wieder zuteil würde.

Der Herbſt nahte heran und mit ihm die Zeit, wo es paſſend war, eine allgemeine Reichsverſammlung auszuſchreiben. Auf dieſer hoffte Lothar ſeine Macht zu befeſtigen; allein auch ſein Bruder Pippin arbeitete ſchon gegen ihn, während der andere Bruder Ludwig noch immer in ſeinem Bayern verweilte. Lothar forderte, daß die Reichsverſammlung im eigentlichen Frankenlande gehalten würde; allein ſein Vater wollte das nicht, ſondern beſtimmte einen Ort, der dem Schauplatze der Verwirrung ferner lag, nämlich Nymegen an der Waal. Dem trat auch Pippin bei, denn er dachte, es würde Lothar dort viel ſchwerer ſein, irgend etwas zu unternehmen, weil die Stämme am rechten Rheinufer Lothar nicht geneigt waren. Damals nämlich fingen die Stämme

schon an sich so zu scheiden, wie es nachher für immer festgesetzt wurde.

Am 1. Oktober strömte in Nymegen eine große Menschenzahl zusammen, und die vom Osten des Rheins waren alle entschlossen, dem alten Kaiser Ludwig zu helfen. Dieser erkannte bald seine Kraft und begann wieder sich mehr als Kaiser zu fühlen. Ein Abt, namens Hilduin, war mit einer Schar Krieger hergekommen. Als Ludwig das sah, ließ er ihn vor sich führen, und als Hilduin, der ein Freund Lothars und ein verwegener Mensch war, zu dem Kaiser trat, fragte ihn dieser, wie er es habe wagen dürfen, gegen den ausdrücklichen Befehl seines Kaisers mit einer bewaffneten Schar herbeizukommen. Hilduin schwieg betreten, als der Kaiser ihn so ernst anredete; da fuhr dieser fort und sprach: „Weil du mit deiner Mannschaft gekommen bist, um im Winter Krieg zu führen, so gebiete ich dir, daß du mit deiner Schar den Winter hindurch in einem Zeltlager leben sollst.“ Zugleich ließ ihm der Kaiser die drei Abteien, die Hilduin besaß, abnehmen und verlieh sie an andere.

Den Anhängern Lothars aber konnte es auch nicht verborgen bleiben, daß ihre Macht täglich mehr zusammenschmolz. Deshalb gingen ihre Häupter am Abend vor dem 1. Oktober zu Lothar und berieten die ganze Nacht hindurch mit ihm, was zu tun wäre. Sie rieten ihm, daß er entweder entschlossen einen Handstreich wagen oder davonziehen sollte, um neue Kräfte zu sammeln. Aber obwohl Lothar nicht wußte, was er tun sollte, so wollte er doch dies Mittel nicht ergreifen. In der Frühe des Morgens schickte nun Kaiser Ludwig einen Boten an ihn, daß Lothar vor der Versammlung als Sohn zu seinem Vater kommen möchte. Als diese Botschaft überbracht wurde, suchten die Begleiter Lothars ihn zurückzuhalten; allein Lothar ging hin. Der Vater empfing ihn nicht mit zürnenden Worten, sondern mit sanften und milden. Während

aber Lothar drinnen bei seinem Vater war, versammelten sich die Haufen ihrer Anhänger und drohten einander mit Kampf und Blutvergießen. Der Kaiser hörte davon und faßte den Entschluß, allem Hader alsbald ein Ende zu machen. Deshalb trat er mit seinem Sohne Lothar hervor, so daß aller Augen sie beide als Freunde erkennen konnten. Da schwieg auf einmal aller Lärm und alle Aufregung der tobenden Menge, und die Großen des Reiches betrachteten mit Staunen und Verwunderung dieses Schauspiel.

Alsdann ließ der Kaiser nach und nach die Häupter der Verschwörung gefangen nehmen und verwahren. Aber er tötete keinen von ihnen, sondern er ließ bloß den Weltlichen das Haar abschneiden und schickte sie dann ins Kloster, die Geistlichen aber ließ er in Klöstern bewachen. Dann begab er sich nach seiner Pfalz zu Ingelheim und schickte seine drei Söhne in die Reiche, die er ihnen zugeteilt hatte, Lothar nach Italien, Pippin nach Aquitanien, Ludwig nach Bayern. Auch Judith ließ er wieder aus dem Kloster holen und fragte sie, ob das wahr wäre, dessen man sie beschuldigte. Aber da in öffentlicher großer Versammlung kein Kläger sich gegen sie erhob, so war sie von dem Verdachte gereinigt, und der Kaiser nahm sie darauf wieder zu sich und wohnte mit ihr zu Diedenhofen an der Mosel. Dort jagte und fischte er und empfing dort auch Gesandtschaften der Mauren, welche ihm Geschenke brachten. Er verzieh dann allen denen, die sich gegen ihn empört hatten, und diejenigen, welche ins Kloster gesteckt waren, ließ er fragen, ob sie lieber dort verweilen oder in das Gewühl des Lebens zurückkehren wollten. Wenn sie dies letztere wollten, so ließ er sie wieder frei und zeigte überall seinen sanftmütigen Willen. Einige Zeit verlebte er nun in Ruhe und Frieden; aber bald zeigte er sich wieder zu schwach, und bittere Kränkungen wurden aufs neue sein Lohn.

8. Die altsächsische Evangelienharmonie zur Zeit Ludwigs.

Der fromme Kaiser Ludwig wünschte, daß die Sachsen das Evangelium in ihrer Muttersprache lesen und hören könnten, und bat deshalb einen Sachsen, der ihm als Dichter bekannt war, das Evangelium in der Sprache der Sachsen zu erzählen. Der Sachse, dessen Namen wir nicht mehr kennen, unterzog sich gern einer solchen Arbeit und erzählte den Sachsen die Geschichte Christi, indem er nicht einem der vier Evangelien folgte, sondern den Inhalt aller vier wiedergab und die Berichte des einen durch die des andern zu ergänzen suchte. Das hatte man schon öfter versucht und ein solches Werk nannte man eine Evangelienharmonie, d. i. die Übereinstimmung der Evangelien.

Dieser altsächsische Dichter aber faßte seine Erzählung poetisch ab. Die Form der Dichtkunst bestand damals nicht darin, daß in einem Verse betonte und unbetonte Silben abwechselten und zwei aufeinander folgende Verse mit den Endsilben reimten, sondern daß die bedeutsamsten Wörter eines Verses mit denselben Buchstaben begannen. Ein solches Beispiel aus dieser Evangelienharmonie ist der Vers:

Gêng imu thô the **G**odes sunu, endi is jun**g**aron mid imu.
Es ging (ihm) da der Gottes Sohn und seine Jünger mit ihm.
Sad imu thâr mid is ge**s**îdun endi im **s**agte vilu.
Er setzte sich da mit seinen Jüngern und ihnen sagte Vieles.

Diese bedeutsamsten Wörter einer Zeile, die durch gleiche Anfangsbuchstaben übereinstimmten, nannte man die Liedstäbe und die ganze Art der Dichtung den Stabreim oder die Alliteration. Sie war bei allen deutschen Stämmen gebräuchlich; man wußte noch nichts von dem Endreime, der erst gegen Ende dieses neunten Jahrhunderts durch eine andere Evangelienharmonie zum ersten Male auftrat. Aus der Zeit der

Alliteration aber sind uns noch bis auf unsere Zeit eine Menge Ausdrücke geblieben, die sprichwörtlich geworden sind; z. B. Land und Leute, Haut und Haar, Mann und Maus, Kind und Kegel, Stock und Stein und viele andere, welche man oft gebraucht, ohne ihren Ursprung zu kennen.

Damit aber meine Leser an einem kleinen Bruchstück erkennen, wie die Sprache der Altsachsen und die Dichtkunst unserer (der Niedersachsen) Vorfahren beschaffen war, setze ich das Vaterunser hierher in der poetischen Form der Altsachsen:

.... Than gi god willean, weros, mid iuwon wor-
.... Wann ihr Gott wollet, Männer mit euren Wor-

dun waldand grôtean, allaro cuningo craftigôstan, than
ten den Waltenden anreden, aller Könige kräftigsten, dann

quedad gi, sô ic in lêriu. Fadar is ûsa, firiho
sprechet ihr, wie ich euch lehre. Vater ist unser, der Menschen

barno, the is an them hôhon himilarîkea. Gewîhid sî thîn
Sohn, der ist in dem hohen Himmelreiche. Geweiht sei dein

namo, wordo gehwilico. Cuma thin craftag
Name, (mit) Worten jeglichen. (Es) Komme dein kräftiges

rîki. Werda thîn willeo, obar thesa werold; al sô
Reich. (Es) Werde dein Wille, über diese Welt; ganz

sama an erdo, sô thâr uppa ist, an them hôhen himil-
ebenso auf Erden, wie da oben ist, an dem hohen Himmel-

rikea. Gef ûs dago gehwilikes râd, drohtin the
reiche. Gib uns der Tage eines jeglichen Rat, Herr der

gôdo, thîna hêlega helpa. Endi âlât ûs, hebenes ward,
gute, deine heilige Hilfe. Und erlaß uns, Himmels Wart

managoro mensculdio, al sô we ôdrum mannum doan.
mancher Schulden, ganz wie wir anderen Menschen tun.

Ne lât ûs farlêdean lehta wihti, sô fort an iro
Nicht laß uns verleiten böse Wesen, so fort nach ihrem

willeon, sô wi wirdige sind; ac help ûs widar allûn
Willen, wie wir würdig sind; sondern hilf uns wider alle
ubilon dâdiun.
übele Taten.

Lange Jahre lag dies unschätzbare Denkmal deutscher Frömmigkeit und deutscher Poesie und Sprache ungekannt, bis es in unserer Zeit aufs neue ans Licht gezogen wurde. Tausend Jahre waren seit seiner Abfassung verflossen, da wurde es im Jahre 1830 zum ersten Male gedruckt und unter dem Namen Hêliand, d. i. Heiland, aller Welt zugänglich gemacht.

Derselbe Gelehrte, der dies Buch der Welt wieder gegeben, hat auch eine althochdeutsche Übersetzung einer andern Evangelienharmonie bekannt gemacht. Diese Bearbeitung der Evangelien ist vielleicht schon aus dem sechsten Jahrhundert und zwar in Alexandria gemacht, deren Übersetzung ins Althochdeutsche aber in der ersten Hälfte des neunten Jahrhunderts, um dieselbe Zeit ungefähr mit der altsächsischen. In dieser althochdeutschen Übersetzung lautet das Vaterunser also: Sus sculut ir betôn: Fater unser, thû thar bist in himèle,
So sollet ihr beten: Vater unser, der du bist im Himmel,
sî giheilagot thîn namo. Quemê thîn rîhhi; sî thîn
sei geheiligt dein Name. Es komme dein Reich; (es) sei dein
willo, sô her in himile ist, sô sî her in erdn. Unser brôt
Wille, wie er im Himmel ist, so sei er auf Erden. Unser Brot
tagalîhhaz gib uns hiutu. Inti furlàz uns ansara sculdi, sô
tägliches gib uns heute. Und erlaß uns unsere Schulden, wie
wir furlâzemês unsaron sculdigon. Inti ni gileitês unsih
wir erlassen unsern Schuldigern. Und nicht geleitest uns
in costunga; uzouh arlôsi unsih fon ubile.
in Versuchung; sondern erlöse uns vom Übel.

Zu diesen beiden Evangelienharmonien kommt noch eine dritte aus demselben Jahrhundert, nämlich die des Benediktiner-

mönches Otfried aus Weißenburg im Elsaß, welcher zuerst den Reim in die Dichtkunst einführte. Nach der gotischen Bibelübersetzung von Ulfilas sind diese drei Bücher die wichtigsten alten Denkmäler unserer deutschen Sprache. Von jener altsächsischen Sprache stammt die heute noch lebende plattdeutsche Sprache im Norden Deutschlands, von der althochdeutschen Sprache, welche vorzugsweise von den Bayern und Schwaben ausging, die spätere an Wohlklang und Lieblichkeit so reiche mittelhochdeutsche Sprache und dann mit niederdeutschen Zusätzen die neuhochdeutsche Sprache. Diese hat von allen deutschen Dialekten sich als die bildungsreichste erwiesen und drängt die andern mehr und mehr in den Winkel zurück; namentlich seitdem die Mittel des Verkehrs durch Dampfschiffe und Eisenbahnen so überraschend vermehrt sind, sind die andern Dialekte dem gebildeten Hochdeutschen mehr und mehr gewichen; und wie schon seit langer Zeit das wissenschaftliche Leben ihnen entfremdet ist, so dürfte auch die Zeit nicht mehr so fern sein, wo die hochdeutsche Sprache auch in allen bürgerlichen Verhältnissen des Lebens und selbst auf dem Lande durchdringt, wo dann das jetzige Plattdeutsch, das sich nicht auf große Geisteswerke unserer Dichter stützen kann, ganz vergessen sein wird. Nur ein Gebiet ist es, welches die plattdeutsche Sprache, wenigstens plattdeutsche Namen länger festhalten und schwerlich jemals ganz vergessen wird: das ist die Schiffahrt zur See. Die Namen der Gegenstände und Werkzeuge an und auf unseren Schiffen sind plattdeutsch und das hochdeutsche ihnen entsprechende Wort ist oft gar nicht geeignet, die Sache kurz und scharf auszudrücken. Ferner sind diese plattdeutschen Ausdrücke nicht bloß Eigentum der jetzigen Deutschen, sie teilen dieselben mit den Holländern, mit den Engländern, bei denen fast alle Wörter ihrer Sprache, welche sich auf Schiffahrt und Seewesen beziehen, angelsächsischen, also deutschen Ursprungs sind. Ferner

weichen die Namen der nordischen Sprachen für diese Gegenstände nicht sehr weit von den plattdeutschen ab, und daß diese überhaupt sich unter allen am besten dazu eignen müssen, sieht man daraus, daß einige selbst in die spanische und portugiesische Sprache übergegangen sind. Denn wie uns die Geschichte in allen Jahrhunderten lehrt, die Norddeutschen (im weitesten Sinne genommen) und ihre Nachkommen und Stammverwandten sind die eigentlichen Beherrscher des Meeres. Darum glaube ich, um auf unsere plattdeutsche Sprache zurückzukommen, wird sie sich auch auf dem Meere am längsten behaupten.

9. Die weiteren Kämpfe Ludwigs mit seinen Söhnen bis zu seinem Ende.

Der König Ludwig von Bayern hatte an der Empörung seiner Brüder gegen ihren Vater Ludwig keinen Teil genommen; aber nicht lange hernach behauptete auch er, der sonst von allen diesen Brüdern der ruhigste war, daß er gekränkt und in seinen Rechten verkürzt wäre, und zog gegen seinen Vater zu Felde. Diesmal aber war der Vater schneller, er drang mit einem Heere über den Rhein und schlug bei Tribur ein Lager auf. Da sah König Ludwig wohl ein, daß er gegen die Übermacht seines Vaters einen Kampf nicht aufnehmen könnte; er ging zurück, aber sein Vater folgte ihm auf dem Fuße. So kamen sie bis nach Augsburg, und hier schien König Ludwig sich zum Kampfe stellen zu wollen; allein der Friede war ihm lieber, als der Krieg, und darum ließ er seinen Vater um Frieden bitten. Der gute Ludwig nahm die Bitte nach seiner gewohnten Weise an, er freute sich, daß sein Sohn wieder zu ihm gekommen war, und verzieh ihm.

Aber die Kaiserin Judith war unablässig darauf bedacht, für ihren Sohn Karl ein Reich zu erwerben, und schürte dadurch die Glut zu neuem unseligen Zwiste. Sie dachte,

wenn von den Brüdern nur Lothar mit ihrem Sohne Karl zusammenhielte, so wäre die vereinte Macht der beiden genug gegen Pippin und Ludwig. Kaiser Ludwig aber, um die Bitten seiner Gemahlin erfüllen zu können, gedachte nach ihrem Rate seinem Sohne Pippin einen Teil Aquitaniens zu nehmen. Er ging über die Loire in das Land Aquitanien, und da Pippin nicht gutwillig das Land missen wollte, nahm der Kaiser ihn gefangen und schickte ihn nach Trier, wo er bewacht werden sollte. Dann beredete Kaiser Ludwig sich mit seinem Sohne Lothar, der Italien besaß, um eine Grenzscheide festzusetzen; aber auch sie konnten sich nicht vereinen, und der Kaiser zog wieder fort. Er wollte seinen Sohn Pippin nun wieder mit sich versöhnen; aber dieser war unterdessen entflohen. Als Ludwig die Loire noch nicht überschritten hatte, traf ihn großes Mißgeschick des Wetters. Erst goß der Regen in gewaltigen Strömen vom Himmel, und als dann alles Land überschwemmt war, brach ein harter Frost herein. Die Pferde mußten immer auf dem Eise einhergehen und davon stürzten viele, und kaum konnten die Menschen sich ihrer noch bedienen. Dazu kamen viele andere Mühseligkeiten, so daß der Kaiser in kläglichem Aufzuge über die Loire kam, um im Frankenlande den Winter zuzubringen.

Pippin aber war zu seinen Brüdern geflohen und beklagte sich bitter über die Behandlung, die er von ihrem Vater Ludwig erfahren hätte, und forderte sie auf, mit ihm vereint gegen den Vater zu Felde zu ziehen. So zogen sie denn hin im Frühlinge des Jahres 833 und nahmen auch den Papst Gregor mit sich als den einzigen Mann, welcher sowohl berufen, als auch fähig wäre, Vater und Söhne miteinander wieder zu versöhnen. Der Papst aber hielt es mit Lothar, in dessen Reiche er wohnte. Im Mai kam auch der Kaiser mit einem starken Heere gegen Worms heran und dort beriet er lange, was zu tun wäre. Endlich schickte er

Bernold, den Bischof von Straßburg, an seine Söhne und ließ sie auffordern, zu ihm zurückzukehren. Auch an den Papst Gregor IV. sandte er Boten und ließ ihn fragen, wenn er der Sitte seiner Vorgänger auf dem päpstlichen Stuhle getreu handeln wolle, warum er denn nicht sofort zum Kaiser käme, um alle Hindernisse der Versöhnung dadurch hinwegzunehmen. Einige aber sprachen, der Papst wäre deshalb da, um sowohl den Kaiser als die Bischöfe durch die Drohung der Exkommunikation zu zwingen, wenn sie den Söhnen des Kaisers nicht gehorchen wollten; aber die Bischöfe sprachen: „Wenn er kommt uns zu exkommunizieren, so tun wir ebenso mit ihm.“ Denn die Macht des Papstes war damals noch nicht so hoch gestiegen, als nachher, und viele Bischöfe hielten treu zu Ludwig.

So dauerte es einige Zeit, bis die Heere im Monat Juni zur Zeit des Johannistages sich näher rückten an einem Orte, der mit dem ewigen Fluche dessen beladen ist, was dort geschah, und darum Lügenfeld genannt wird. Denn weil die, welche dem Kaiser Treue versprochen hatten, dort als Lügner erfunden wurden, bleibt der Ort für immer das Zeugnis ihrer Schande. Dieses Feld aber liegt im Elsaß nicht weit von Kolmar. Während sich die Heere gegenüber in Schlachtordnung standen und man schon immer glaubte, daß es bald zum Treffen kommen müsse, wurde dem Kaiser die Nachricht gebracht, daß der Papst zu ihm herankomme. Der Kaiser stand in der Reihe der Schlachtordnung, als er den Papst empfing, und redete ihn an: „Du selbst bist schuld, daß du hier nicht besser empfangen werden kannst, weil du nicht zu mir gekommen bist, wie deine Vorgänger zu den meinen kamen.“ Der Papst erwiderte: „Ich bringe dir den Frieden Christi, wenn du ihn annimmst, so wird er auf dir ruhen; wenn nicht, so wird er sich wieder zu mir wenden.“ Dann ward der Papst in ein Zelt geführt

und er sagte dem Kaiser, daß er nur deshalb den Weg zu ihm gemacht hätte, weil das Gerücht ginge, daß der Kaiser von unerbittlichem Hasse gegen seine Söhne erfüllt wäre; darum wolle er nach beiden Seiten hin Frieden stiften. Dann hörte der Papst auch die Antwort des Kaisers und verweilte einige Tage bei ihm. Nachdem sie alles besprochen hatten, entließ der Kaiser ihn wieder mit der Bitte, Frieden zu machen zwischen ihm und seinen Söhnen.

Aber unterdessen war eine große Veränderung vorgegangen. Ein Teil von Ludwigs Heere war durch Geschenke bestochen, ein anderer durch Versprechungen verlockt, ein anderer wieder durch Drohungen geschreckt, und wie ein Bach in seinem Laufe nicht aufhört, so gingen auch die Scharen Ludwigs in langem Zuge zu seinen Söhnen und ihrem Heere hinüber. Auch der Papst, der versprochen hatte wiederzukommen, kehrte nicht zurück. Von Tag zu Tag ward der Abfall stärker und so weit kam es, daß der Kaiser selbst zu den wenigen noch übrig Gebliebenen sprach: „Geht doch auch ihr hinüber; denn ich möchte es nicht, daß jemand um meinetwillen sein Leben oder seine Glieder verlöre.“ Ja am heiligen Paulstage (29. Juni) wagten einige Pöbelhaufen den Kaiser zu bedrohen, um damit den Söhnen desselben einen Gefallen zu erweisen. Der Kaiser vermochte nicht mehr ihnen zu widerstehen und ließ deshalb seine Söhne auffordern, ihn doch nicht der Plünderung eines rohen Pöbelhaufens auszusetzen. Sie ließen ihm erwidern, daß er aus seinem Lager hervor zu ihnen herüberkommen möchte, sie selbst würden ihm auch entgegenkommen. Wie sie nun einander begegneten, ermahnte der Kaiser seine Söhne, als sie von ihren Pferden stiegen, daß sie ihm und seiner Gemahlin halten möchten, was sie einst versprochen hätten. Als sie ihm darauf eine scheinbar befriedigende Antwort gaben, küßte er sie und folgte ihnen in ihr Lager. Sobald sie dahin kamen, ward die

Kaiserin Judith von ihrem Gemahle entfernt und in ihres Stiefsohnes Ludwig Zelt geführt, den Kaiser selbst aber mit dem jüngsten Sohne Karl führte Lothar mit sich fort und brachte ihn und einige wenige Begleiter in ein Zelt, das eigens dazu erbaut war.

Dann aber traten die drei Brüder zusammen und teilten aufs neue das Reich, nachdem sie erst die versammelten Völker den Eid der Treue gegen die drei Brüder hatten schwören lassen. Ihre Stiefmutter Judith, die König Ludwig unter seiner Obhut hielt, brachten sie nach Italien ins Kloster Tortona. Als der Papst Gregor dies sah, wie die Söhne mit dem Vater umgingen, kehrte er trauernd nach Rom zurück. König Ludwig begab sich in sein Reich Bayern und König Pippin in sein Reich Aquitanien. Lothar aber zog mit seinem Vater davon, indem er ihm nur wenige Begleiter ließ, mit denen der Kaiser allein daherritt. Zuerst kamen sie nach Marlei im Elsaß und verweilten da so lange, als es Lothar gut dünkte, und taten, was er befahl. Dann zogen sie bis nach Metz und Viridunum (Verdun) und von da aus berief Lothar eine Reichsversammlung nach Compendium (Compiegne). Überall aber machte Lothar das Volk abwendig von seinem Vater Ludwig, und so gelangten sie endlich nach Soissons, wo Lothar seinen Vater Wächtern im Medardskloster übergab, die ihn bewachen sollten. Der Knabe Karl, welcher als der einzige Trost seinem Vater noch übrig geblieben war, wurde von ihm genommen und nach dem Kloster Prüm in der Eifel gebracht. Jedoch ließ Lothar ihm nicht die Haare abschneiden, um ihn nicht zum Mönche zu machen. Nachdem dies alles geschehen war, überließ sich Lothar den Freuden der Jagd, bis der Herbst anbrach.

Unterdessen weilte Ludwig im Medarduskloster und wurde dort bewacht. Da er feiner gebildet war, als die Leute seiner Zeit zu sein pflegten, so hat er selbst eine Be-

schreibung aufgesetzt, wie sein Leben im Kloster beschaffen war. Darin erzählt er unter anderem folgendes: „Als ich vernahm, daß ich außer der Herrschaft und außer meiner Frau (deren Tod man ihm fälschlich verkündet hatte) auch noch meinen kleinen Karl verlieren sollte, weinte und wehklagte ich nicht wenige Tage und die Schwere meines Kummers lag lastend auf mir. Allen, die nicht im Kloster weilten, war der Zugang und das Gespräch mit mir untersagt; darum hatte ich niemanden als Gott zum Tröster und ging häufig in die Klosterkirche. Auch zu den Klosterbrüdern ging ich, wenn es meine Wächter nur gestatten wollten, was sie nur selten taten. Die Mönche hatten Mitleid mit mir und verwiesen mich auf Gott, der allein mir Heilung von meinen Schmerzen geben könnte; aber sie beteten auch mit mir und auf meine Bitte auch für die Seele meiner Frau. Nach solchem Besuche ward ich jedes Mal wieder meinem Kerker übergeben. Einmal aber zeigte sich mir ein lächerliches Schauspiel, das ich als eine gute Vorbedeutung ansah. Ein Wächter, der mir besonders feindselig gesinnt war, stand unten vor meinem Fenster und schlief dort ein, von Wein und Schlaf überwältigt. Als ich das erblickte, band ich eine Schlinge an einen Speer, der sich zufällig in meinem Gemache befand, warf die Schlinge um den Griff seines Schwertes und zog ihm dies aus der Scheide und zu mir herauf. Alsdann rief ich ihn beim Namen und gebot ihm, seine Hand an seinen Schwertgriff zu legen, damit er seine Wachsamkeit erkenne. Am folgenden Tage war ich in der Kirche, um für die Erlösung der Seele meiner Gemahlin zu beten, da berührte einer der Klosterbrüder vorsichtig meine Hand und sprach leise: „Es liegt hinter dem Altare.“ Als das Abendmahl gereicht war und alle schon hinausgingen, suchte ich schnell hinter dem Altare nach und fand auf dem Boden eine kleine Rolle, auf welcher stand: „Deine Frau

lebt, deinem Sohne widerfährt kein Leid, viele bereuen ihr Unrecht und denken daran, dich wieder in deine Würde einzusetzen."

Als der Herbst heranbrach, mußte am 1. Oktober die gewöhnliche Reichsversammlung gehalten werden, die auch Lothar nach Compiegne berufen hatte. Dahin nahm Lothar seinen Vater mit und wollte bewirken, daß derselbe feierlich abgesetzt würde. Es war dort auch eine Gesandtschaft vom Kaiser in Konstantinopel angekommen, nämlich der Erzbischof Markus von Ephesus; dieser hatte Geschenke für den Kaiser mitgebracht. Lothar nahm die Gesandtschaft auf, als wäre sie an ihn geschickt, er empfing ihre Geschenke, hörte ihren Bericht und entließ sie dann wieder. Auch diejenigen Geschenke, welche nach der Sitte der fränkischen Reiche von den Großen und Bischöfen dem Kaiser dargebracht zu werden pflegten, brachte man zu Lothar, und er nahm sie an, als gehörten sie ihm. Einige der Großen wurden auch der Anhänglichkeit an Kaiser Ludwig beschuldigt; aber als Lothar sie zur Rede stellte, reinigten sich einige durch ihr einfaches Wort, etliche bekräftigten ihre Treue gegen Lothar durch einen Eid. Der Jammer über dieses Elend und den traurigen Wechsel der Dinge erfaßte alle Anwesende, nur nicht die Urheber desselben. Diesen schien es notwendig, daß nun bald eine feierliche und unwiderrufliche Absetzung stattfände, und daß man diese auf das Unrecht begründen müsse, welches Kaiser Ludwig gegen seine längst verstorbenen Brüder und gegen Bernhard verübt hätte. Der alte Kaiser aber hatte sich selbst solcher Vergehen häufig angeklagt und sich freiwillig der Buße unterworfen, welche ihm die Geistlichen auferlegt hatten. Darum wagten es einige zu sagen, daß Gott selbst in seinem Gesetze nicht eine zweimalige Strafe für einmaliges Vergehen festsetze, und daß auch sonst die bürgerlichen Gesetze ein Vergehen nur einmal bestraften. Das waren aber sehr

wenige, denn die meisten billigten alles, wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, damit sie keinen Anstoß gäben und selber ungefährdet blieben.

Die Bischöfe aber traten mit Lothar zusammen und sagten, daß sie berufen wären, alles, was zum Umsturze der Kirche und des Reiches abzwecke, zu untersuchen und zu bestrafen. Nachdem sie daran erinnert hatten, daß unter der Regierung des mächtigen Kaisers Karl das Reich und die Kirche blühend und stark gewesen seien, sagten sie weiter, daß durch die Fahrlässigkeit und den Leichtsinn des Kaisers Ludwig das Reich und die Kirche dem Untergange nahegebracht wären. Zur Strafe dafür sei Ludwig die Herrschaft genommen; aber auf daß er mit derselben nicht auch seine Seele verlöre, solle er in der St. Marienkirche zu Compiegne vor den Gebeinen der Märtyrer St. Medardus und St. Sebastian, in Gegenwart seines Sohnes Lothar und der Bischöfe und Großen des fränkischen Reichs, in einem härenen Gewande knieend, öffentlich Kirchenbuße tun und bekennen, daß er oft und vielfach Gott beleidigt, in der Kirche Ärgernis gegeben und das Volk irre gemacht hätte.

So geschah es; denn Ludwig willigte ein zu tun, was man von ihm verlangte. Es waren namentlich acht Hauptstücke, deren er sich schuldig bekennen mußte. Darunter war, daß er das Reich mehrmals geteilt und sowohl seine Söhne als die Völker genötigt hätte, Eide zu schwören, die sich widersprächen, und daß er noch zuletzt mit Heeresmacht gegen seine Söhne herangezogen wäre und das Reich und das ganze Volk so in die Gefahr des größten Verderbens gestürzt hätte. Das alles bekannte Ludwig in der Kirche, und die Bischöfe und Priester sangen dabei Lieder zur Ehre Gottes und trugen geweihte Kerzen in den Händen. Ludwigs Sohn Lothar war dabei, und sein Vater Ludwig bat ihn öffentlich in der Kirche um Vergebung alles dessen, was er gegen ihn ge-

sündigt hätte. Er erhielt sie jedoch nicht, denn eine Vergebung war es nicht, daß Lothar für seinen Vater auf ewige Gefangenschaft im Kloster sann.

Wir sehen daraus, wie sehr die Menschen geneigt sind, bei ihren Übeltaten den Schein der Frömmigkeit anzulegen, und selbst bei ihren Greueltaten sich stellen und auch selbst wohl manchmal meinen, als geschähe Gott ein Dienst damit, und als wären die Bubenstücke zu seiner Ehre getan. Das ist also gewesen von jeher und wird auch wohl immer so bleiben. Namentlich zeichneten sich bei diesem Trauerspiele die Bischöfe und unter ihnen der Erzbischof Ebbo von Rheims aus, der auch noch über den Willen Lothars hinausging und den alten Kaiser mehr quälte, als selbst für die Zwecke Lothars nötig war. Und doch war er dem Kaiser Ludwig mehr Dank schuldig, als irgend ein anderer Mann; denn er war dessen Milchbruder gewesen, und dafür hatte ihn Ludwig aus dem Sklavenstande emporgehoben und ihn frei und angesehen gemacht. Darüber sprach ein anderer Bischof erzürnt zu Ebbo: „Der Kaiser Ludwig hat dich mit dem Purpur und dem erzbischöflichen Pallium geschmückt, und zum Danke dafür hast du ihm das härene Bußgewand angetan.“ Ähnlich zeigte sich auch der Bischof Gebwin von Osnabrück; denn als der Kaiser zauderte, seinen Degen abzulegen, sprang Gebwin hinzu, riß dem Kaiser das Schwert gewaltsam von der Seite und legte es auf den Altar. Gebwin aber war auch nach seiner Herkunft ein Leibeigener, den Kaiser Ludwig lieb gewonnen und ihm deshalb das Bistum Osnabrück verliehen hatte. Aber es schien damals, als wenn alles, was schlecht und abscheulich war, sich gegen den alten Kaiser zusammentun mußte.

Lothar aber und seine Partei hielten das Geschehene nicht für hinreichend, sondern sie verurteilten Ludwig feierlich zu lebenslänglicher Gefangenschaft im Kloster. Als dies Ur-

teil gesprochen war, kehrte alles Volk bekümmert und schweigend nach Hause zurück. Lothar aber führte seinen Vater nach Aachen und brachte dort mit ihm den Winter zu. Er glaubte nun seinen eigentlichen Zweck erreicht zu haben, nämlich daß sein Vater durch das Urteil der Bischöfe und durch das traurige Schauspiel, welches sie in Compiegne aufgeführt hatten, für immer die Achtung des ganzen Volkes und darum auch die Hoffnung auf eine Wiedereinsetzung verloren habe; aber darin hatte er sich geirrt, denn es wandte sich alles zum Gegenteil. Nur diejenigen, die Gewinn davon hatten, hielten es mit Lothar gegen Ludwig, bei den andern herrschte dumpfes Schweigen; denn auch die, welche aus Furcht vor Gewalt erst eingewilligt hatten, schämten sich und grollten mit sich selbst über ihre bewiesene Schwäche, und weil sie mit sich selbst unzufrieden waren, zürnten sie den Urhebern der Tat noch um so viel mehr.

Während des Winters aber kamen viele aus dem eigentlichen Frankenlande, aus Burgund, aus Aquitanien, aus Bayern, aus Alemannien, kurz aus allen Gegenden des großen Reiches zusammen und klagten mit bitteren Worten über das Schicksal und die Behandlung des Kaisers Ludwig. Es kam so weit, daß sich Graf Eggebard und Graf Wilhelm im Frankenlande verbanden und auch viele andere Große zu sich hinüberzogen, um mit gewaffneter Hand den Kaiser zu befreien. Aus Bayern schickte der König Ludwig den Abt Hugo zu seinem Bruder Pippin nach Aquitanien und ließ ihm sagen, daß sie solche Behandlung nicht dulden dürften, und auch der Bischof Drogo feuerte den König Pippin an, seinem Vater Hilfe zu bringen. In Burgund durchzogen zwei Grafen, Bernhard und Werin, das Land und reizten das Volk auf, daß es wie aus einem Munde die Befreiung des Kaisers fordern sollte.

Als der Winter vergangen war und der Frühling mit

seinen Blättern und Blüten wiederkehrte, hieß Lothar seinen Vater wieder mit ihm ziehen; denn er hatte seine Getreuen nach Paris bestellt, um sich dort von ihnen huldigen zu lassen. Aber er wußte nicht, wie rings um ihn die Macht seiner Feinde anschwoll. Eggebard und einige andere traten ihm auf dem Zuge zwischen Lüttich und Namur entgegen, um den Kaiser zu befreien, und es wäre da zum Kampfe gekommen, wenn nicht der sanftmütige Kaiser, der die Gefahr so vieler Menschen überdachte und dabei erwog, daß auch ohne Blutvergießen die Sache bald entschieden würde, sie durch Boten beschworen hätte, von ihrem Vorhaben abzustehen. Darum gelangte Lothar mit seinem Vater ohne Anstoß nach dem Kloster des heiligen Dionysius (jetzt St. Denis).

Unterdessen kam auch Pippin mit großer Heeresmacht aus Aquitanien und rückte vor bis zur Seine. Aber die Brücken über diesen Fluß waren zerstört und die Fährschiffe versenkt; darum konnte er nicht hinüber und blieb am Flusse stehen. Auch Bernhard und Werin kamen mit vielen Scharen aus Burgund bis an die Marne; aber die ungünstige Witterung hielt sie hier auf. Aus diesem Grunde sowohl, als auch um sich durch ihre Bundesgenossen zu verstärken, verweilten sie einige Tage in Boneuil und dem umliegenden Lande. Es war um die Zeit der Fasten, und in der ersten Woche derselben schickten sie den Abt Adrebald und den Graf Gautselin an Lothar mit der Forderung, daß er seinen Vater Ludwig, ihren Kaiser, aller Haft entlassen und ihnen zurückgeben sollte. Wenn er ihrer Forderung Gehör gäbe, so würden sie selbst bei seinem Vater dahin wirken, daß ihm die Herrschaft und die Ehre bliebe, die ihm derselbe einst bestimmt hätte; wenn er aber nicht wollte, so würden sie auf seine Gefahr zu ihm kommen und Gott selbst zum Schiedsrichter anrufend die Sache mit den Waffen entscheiden. Darauf erwiderte ihnen Lothar, daß niemand mehr als er mit dem

Unglück seines Vaters Mitleiden empfände und niemand mehr sich freuen würde über das Glück desselben. Sie hätten kein Recht, ihm Vorwürfe zu machen; denn sie hätten ja den Kaiser Ludwig zur Zeit der Not im Stich gelassen. Überhaupt aber dürfe man ihm keine Schuld beimessen, da seine Brüder ihn verraten hätten; auch habe nicht er seinen Vater der Haft überwiesen, sondern dies sei nach dem Urteilsspruch der Bischöfe geschehen. Mit dieser Antwort kehrten die Gesandten zurück und überbrachten zugleich die Bitte, daß einige der Heerführer zu Lothar kommen möchten, damit sie mit ihm unterhandelten, wie ihre Forderung auszuführen wäre. Dann aber bat sich Lothar aus, daß sie ihm ihre Ankunft am folgenden Tage melden möchten.

Als sie nun hingingen, änderte Lothar seinen Plan. Er ließ seinen Vater in St. Denis und ging mit jenen Männern nach Burgund und wohnte eine Zeitlang in der Stadt Vienna. Die Begleiter des Kaisers Ludwig, die bei ihm in St. Denis geblieben waren, rieten ihm, den kaiserlichen Schmuck wieder anzulegen. Aber Ludwig war noch immer aus der kirchlichen Gemeinschaft ausgeschlossen und wollte darum die Sache nicht zu eilig betreiben; sondern er forderte, daß er in der Kirche des heiligen Dionysius durch die priesterliche Hand eines Bischofes wieder mit der Kirche ausgesöhnt würde und dann aus der Hand der Bischöfe seine Waffen wieder empfinge. Als dies geschah, erhob sich großer Jubel unter allem Volk, ja selbst die Elemente schienen das Unrecht mitzufühlen, das dem Kaiser angetan war, und sich zu freuen über seine Wiedererhebung. Denn bis zu dieser Zeit hatten unaufhörliche Stürme gewütet und schreckliche Regen waren vom Himmel niedergeströmt, so daß alle Flüsse anschwollen und um des fortdauernden Sturmes willen, der sie hoch aufregte, nicht zu überschreiten waren. Aber am Tage der Absolution des Kaisers schwiegen die Stürme,

und klar und blau blickte der Himmel wieder auf die Erde herab.

Alsdann zog der Kaiser von diesem Orte weg; aber er wollte nicht Rache nehmen an seinem Sohne, obwohl viele dies von ihm verlangten. Auf seiner Reise kam er an das Heer seines Sohnes Pippin, der noch bei der Marne stand. Es war um die Mitte der Fastenzeit und ein schöner heiterer Tag, da strömte unzähliges Volk zusammen und jubelte laut vor Freuden. Der Kaiser empfing sie alle gütig und dankte ihnen für ihre Treue. Dann entließ er seinen Sohn Pippin und die bei ihm waren und setzte seinen Weg nach Aachen fort. Dort empfing er seine Gemahlin Judith, welche ihm zwei Bischöfe aus Italien wieder zuführten, so wie seinen Sohn Ludwig, der aus Bayern hergekommen war. Karl war gleich nach der Ankunft seines Vaters aus dem Kloster Prüm hergebracht worden, und mit diesen zusammen feierte der Kaiser das Osterfest in Aachen und vergnügte sich mit seinem Sohne Ludwig auf der Jagd.

Aber mitten unter diesen Vergnügungen empfing der Kaiser eine Nachricht, welche ihn sehr traurig stimmte, nämlich daß sein Sohn Lothar nicht nach Italien gegangen sei, sondern noch immer im Frankenlande sich aufhalte. Da zog der Kaiser Mannschaft zusammen und brach mit seinem Sohne Ludwig auf, den ältesten Sohn zu verfolgen. Auf die Nachricht, daß sein Vater gegen ihn heranzöge, schlug Lothar sogleich ein Lager auf und suchte sich zu verstärken, während sein Vater nicht fern mehr ihn bedrohte. Sie schickten darauf Gesandte zueinander, und dieser Verkehr dauerte vier Tage hindurch. In der vierten Nacht aber schickte Lothar sich an zurückzuweichen, und sobald sein Vater die Nachricht erhielt, brach auch er auf, um in schnellen Märschen seinem Sohne zu folgen. So kamen sie bis an die Loire und schlugen hier wieder beide ein Lager auf.

Aber während sie noch damit beschäftigt waren, ihre Lager zu verschanzen und zu befestigen, erhielt Kaiser Ludwig neue Hilfe; denn auch der andere Bruder Pippin kam mit einem so großen Heere, als er nur hatte zusammenbringen können. Da sah Lothar ein, daß es sein Unglück sein würde, wenn er bei dieser großen Übermacht seines Vaters das Glück der Waffen versuchen wollte; deshalb kam er bittend zu seinem Vater, um dessen Verzeihung zu erlangen. Ludwig saß auf dem Throne, und seine drei jüngeren Söhne standen um ihn und alle Großen des fränkischen Reiches; da kam Lothar und warf sich ihm zu Füßen. Ludwig empfing ihn mit mahnenden Worten, ließ dann sowohl seinen Sohn selbst, als die vornehmsten Anhänger desselben durch einen Eid sich zur Treue verpflichten, und nachdem dies geschehen war, entsande er sie alle nach Italien und ließ die Bergpässe der Alpen bewachen, daß ohne Erlaubnis kein Heer herüber noch hinüber konnte. Darauf hielt Ludwig eine große Reichsversammlung und suchte viele Mißbräuche abzustellen. Es kamen Klagen gegen seinen Sohn Pippin, daß dieser viele Kirchengüter genommen und den Seinigen gegeben hätte; Ludwig befahl ihm, sie ohne Verzug den Kirchen und Klöstern wieder zurückzugeben.

Es quälte den Kaiser noch immer der Gedanke, daß er nicht völlig wieder gereinigt und in den früheren Stand eingesetzt sei. Darum ging er im Frühling des nächsten Jahres nach Metz und berief dahin auch die Bischöfe, welche dem Lothar damals den Rat zu der Kirchenbuße gegeben hatten. Von ihnen allen aber kam nur einer, der Erzbischof Ebbo, die andern entschuldigten sich, daß sie nicht abkommen könnten. Ebbo aber fragte die andern Bischöfe um Rat, was er nun tun sollte, und sie sagten ihm, er solle sich für unwürdig des bischöflichen Amtes bekennen und dasselbe niederlegen. Dies tat er, und dann verzieh ihm der Kaiser. Der Erzbischof Agobard, der es verweigert hatte,

in Metz zu erscheinen, wurde dreimal feierlich aufgerufen, und als er auch da nicht erschien, wurde er seines Amtes entsetzt. Als die übrigen Bischöfe das vernahmen, flohen sie nach Italien zu Lothar.

Dann aber forderte der Kaiser von den andern Bischöfen, die ihm treu geblieben waren, daß sie ihn wieder weihen sollten. Am folgenden Sonntag erschien eine unzählige Menschenmenge im Dome und eine große Zahl von Bischöfen. Während die Messe gefeiert ward, sangen sieben Erzbischöfe sieben Psalmen der Buße und die Versöhnung mit der Kirche auf sein Haupt. Das galt für die volle Wiedereinsetzung des Kaisers in seine Würde, und alles Volk, das da versammelt war, lobte Gott dafür. Die beiden Söhne des Kaisers, Pippin und Ludwig, verweilten unterdessen immer bei ihrem Vater und reisten auch nachher mit ihm erst nach seinem Schlosse Diedenhofen an der Mosel und dann nach Aachen.

Des Kaisers Gesundheit nahm ab; denn es waren zu schwere Schläge auf sein Haupt gekommen. Deshalb beriet sich die Kaiserin Judith mit den Räten des Kaisers, was zu tun wäre, wenn einmal ein schneller Tod denselben hinwegnehmen sollte. Die Räte hielten dafür, daß Ludwig seinen Sohn Lothar auffordern müsse, Gesandte an ihn zu schicken, damit die Versöhnung eine vollständige würde, und der Vater dann seine Gemahlin und ihren Karl in den Schutz seines ältesten Sohnes mit Ruhe übergeben könnte. Zur festgesetzten Zeit erschienen die Boten Lothars, um sich mit dem Kaiser zu unterreden. Unter ihnen war auch Wala, der dem Kaiser viel Unrecht zugefügt hatte; aber sobald Ludwig ihn erblickte, verzieh er ihm alles. Dann ließ Ludwig seinem Sohne sagen, er möchte so schnell wie möglich zu ihm kommen. Die Boten kehrten zu Lothar zurück, aber es schien, als ob es nicht ausgeführt werden sollte, denn ein böses Fieber warf Wala auf das Krankenlager und raffte ihn bald dahin, und auch Lothar

selbst lag längere Zeit auf dem Siechbette. Sein Vater Ludwig bekümmerte sich über diese Nachricht und schickte zwei seiner Getreuesten zu seinem Sohne, damit sie ihm nachher genaue Nachricht geben könnten, wie es Lothar ergangen wäre.

So verging einige Zeit, während welcher der Kaiser mit seinen Söhnen in gutem Vernehmen war. Im Jahre 838 umgürtete Ludwig in großer Versammlung zu Aachen auch seinen jüngsten Sohn Karl mit dem Schwerte und setzte ihm eine Krone aufs Haupt. Auch gab er ihm als sein Besitztum das Land Neustrien, d. i. den westlichen Teil des eigentlichen Frankenlandes südlich bis an die Loire und ließ die Vornehmsten dieses Landes seinem Sohne den Eid der Treue mit einem Handschlag besiegeln. Auch Pippin war bei dieser Feierlichkeit zugegen und mit allem, was geschah, zeigte er sich wohl zufrieden. Es ließ sich aber während des Festes ein großer Komet in dem Sternbilde des Skorpions sehen und flößte allen großen Schrecken ein. Nicht lange hernach starb König Pippin und alle waren des festen Glaubens, daß der Komet das zu bedeuten gehabt hätte.

Mit dem Tode Pippins aber hatte sich auf einmal alles geändert, und die Kaiserin Judith und die Räte des Kaisers baten nun dringender, als je zuvor, daß er doch wieder zu Lothar schicken möchte, um ihn herbeizuholen, und daß der Kaiser ihm im voraus versprechen sollte, wenn Lothar sich seines Bruder Karl recht annähme, so sollte er für alles Vorgefallene volle Verzeihung erhalten, und ferner sollte Lothar mit Karl sich in das ganze fränkische Reich teilen, außer Bayern, welches man König Ludwig nicht entreißen wollte. Der Kaiser Ludwig ging auch auf alle diese Bitten ein, und Lothar säumte auf diese Aufforderung nicht zu kommen. So kamen sie zusammeu in der Stadt Worms, und sobald Lothar seinen Vater erblickte, warf er sich vor aller Angesicht zu Füßen und rief: „Ich bekenne, daß ich vor Gott und vor dir, mein Vater,

vielfach gefehlt habe; ich bitte dich nicht um ein Reich, sondern um deine Milde und Gnade.“ Der Vater aber hob ihn mild und gütig auf, verzieh ihm nochmals alle seine Fehler und forderte nur von ihm das Versprechen, daß er in Zukunft weder etwas gegen ihn selbst noch seinen lieben Sohn Karl unternehmen sollte. Das versprach Lothar, und dann küßte ihn Ludwig und dankte Gott, daß er ihm seinen verlorenen Sohn wieder geschenkt hätte. Denselben Tag aber bestimmten sie zur Erholung und erst am folgenden Tage wollten sie über den Zweck ihrer Zusammenkunft reden. Der König Ludwig von Bayern war gar nicht geladen, und der Vater und die beiden Söhne Lothar und Karl verhandelten die Sache, als wäre Ludwig gar nicht da.

Am andern Tage, als sie alle versammelt waren, hob Ludwig also an: „Mein Sohn, wie ich dir versprochen hatte, das ganze Reich steht in deiner Hand; teile es, wie es dir beliebt. Dann soll Karl die Wahl haben; wenn du aber lieber zuerst wählen willst, so wollen wir teilen.“ Drei Tage lang versuchte es Lothar das Reich zu teilen; aber er konnte es nicht vollbringen; da ging er wieder zu seinem Vater und bat diesen, daß er doch teilen und dann ihm die Wahl überlassen möchte. Er bezeugte noch dazu mit einem Eide, daß er keinen andern Grund zu dieser Bitte habe, als seine Unkenntnis der Länder. So teilte denn der Vater das ganze Reich mit Ausschluß von Bayern. Lothar wählte darauf alles Land, was östlich von der Maas lag und von der südlichen Verlängerung der Linie, welche die Richtung der Maas angibt; Karl aber sollte alles Land haben, welches westlich von dieser Linie lag. Damit stimmten alle überein, die dort versammelt waren, und der Kaiser bat nun seine beiden Söhne, das sie sich untereinander lieb haben und einander nach besten Kräften unterstützen sollten. Er hielt Lothar vor, daß er an Alter und Erfahrung fast wie ein Vater zu Karl stehe; darum bat er

ihn, Karl zu behandeln, wie seinen Sohn, und gebot Karl, seinem Bruder Lothar zu folgen gleich einem Vater. Das versprachen auch beide Söhne und dann begaben sich beide in ihre Länder, Lothar reiste nach Italien und Karl nach Neustrien.

Aber es war ein Mann übrig, den dies alles gar nicht erfreute, sondern sehr erzürnte, nämlich der dritte Sohn des Kaisers, der König Ludwig. Dieser hatte gedacht, daß ihm nach dem Tode seines Bruders Pippin alles Land zukäme bis an den Rhein, und was man ihm in Güte nicht geben wollte, das gedachte er sich mit Gewalt zu erwerben und brach alsbald mit einem Heere auf. Sobald der Kaiser die Nachricht vernahm, gedachte auch er nicht zu säumen; er zog mit vieler Mannschaft bei Mainz über den Rhein und lagerte sich bei Tribur, um noch mehr Verstärkung an sich zu ziehen. Dann drang er weiter vor; aber König Ludwig merkte bald, daß er der Macht seines Vaters nicht gewachsen sein würde und entschloß sich deshalb, allein zu seinem Vater zu gehen und um die Verzeihung desselben zu bitten. Der Vater nahm auch dieses Mal seinen Sohn Ludwig gütig auf und obwohl er ihn erst mit zürnenden Worten empfing, so wurde er doch bald wieder sanftmütig und ließ ihm sein Reich Bayern.

Dann zogen beide voneinander, der Kaiser ging bei Koblenz über den Rhein und dann in den Ardenner Wald um da zu jagen, wie er gern zu tun pflegte. Von da begab er sich weiter westlich und feierte sein letztes Weihnachtsfest zu Poitiers. Als er sich hier aufhielt, kam die Nachricht, daß König Ludwig auch die Thüringer und Sachsen aufgereizt hätte und mit ihnen zusammen und seinen Bayern in Alemannien (den südwestlichen Teil des jetzigen Deutschland) eingefallen wäre. Diese Nachricht schuf dem alten Kaiser großes Herzeleid, und obgleich sein sanftmütiger Sinn sich sonst nicht leicht zum Zorne reizen ließ, so ward er doch durch diese Botschaft

so erbittert, daß seine wankende Gesundheit unheilbar zerstört ward. Aber noch einmal raffte sich der alte Kaiser auf, er eilte nach Aachen und ein Heer sammelte. Mit diesem ging er über den Rhein und drang in Thüringen vor. Aber wiederum wagte Ludwig nicht den Andrang seines Vaters auszuhalten, sondern suchte sein Heil in der Flucht und eilte zu den Slaven, die an der Oberelbe wohnten, und von dort gelangte er glücklich heim.

Ludwig berief nun eine Reichsversammlung nach Worms um der Sache seines Sohnes Ludwig willen, und da Karl mit seiner Mutter Judith in Aquitanien war, so forderte der Kaiser seinen Sohn Lothar in Italien auf, in dieser Reichsversammlung zu erscheinen, damit er über seinen Bruder Ludwig mitberaten könne. Bevor die Versammlung gehalten werden konnte, ereignete sich eine große Sonnenfinsternis und alles Volk harrte ängstlich, was dies bedeuten möchte, und wie uns der fromme sternkundige Geschichtschreiber Ludwigs erzählt, es harrte nicht lange vergebens. Denn bald hernach ward dem Kaiser häufig übel, er fühlte sich geneigt zu seufzen und krampfhaft zu schluchzen, und seine Kraft fing an ihn zu verlassen. Er ahnte wohl, was dies zu bedeuten hätte, und befahl deshalb, daß man ihm seine Sommerwohnung auf einer Rheininsel im Gebiete von Mainz zubereiten sollte. Als er dort ankam, legte er sich sofort aufs Krankenlager.

Dahin begaben sich dann viele Männer, die besonders gute Freunde des Kaisers gewesen waren, namentlich verließ ihn sein Halbbruder Drogo nicht. Der milde Sinn des Kaisers war geneigt alles zu verschenken, und deshalb ließ er seine Kämmerer kommen und seinen Schmuck, seine Waffen, kostbare Gefäße u. dergl. unter seine getreuen Anhänger verteilen. Ferner bedachte er auch Kirchen und Klöster reichlich und trug ihnen dabei auf, den Armen davon wohlzutun. Seinem Sohne Lothar vermachte er seine Krone und ein kostbares, mit Gold

und Edelsteinen reich verziertes Schwert; dabei aber ließ er ihn nochmals an sein Versprechen mahnen, daß er seinem Bruder Karl treu bleiben und sich väterlich desselben annehmen sollte. Einige Bischöfe fürchteten, daß er gegen seinen Sohn Ludwig unversöhnlich sein möchte und deshalb baten sie Drogo, wegen dieses Sohnes bei dem Kaiser erst nur eine leise Hindeutung zu machen; denn sie wußten, daß eine öfter geheilte und dann wieder aufgerissene Wunde immer schmerzhafter wird, und zugleich war es ihnen allen nicht unbekannt, daß der Kaiser es nicht einsah, wie doch der Anfang aller Empörungen seiner Söhne auch in seiner eigenen Schwäche zu suchen war, da er erst das Reich so früh unter sie geteilt und hernach durch die Bitten der Stiefmutter Judith bewogen, ihnen das einmal Gegebene wieder hatte nehmen wollen. Als Drogo wegen dieser Sache einen Versuch bei dem Kaiser machte, zeigte dieser erst die ganze Bitterkeit seiner Seele; allmählich aber dachte er nach, sammelte seine Kräfte und erzählte mit schwacher Stimme seinem Bruder Drogo noch einmal alles, worin er von Ludwig gekränkt war und weshalb er selbst sich für unschuldig hielte. Endlich aber sprach er: „Weil Ludwig doch wohl nicht zu mir kommen kann, um mir Genugtuung zu geben, so nehme ich Gott und Euch zu Zeugen, daß ich, so viel an mir ist, ihm alles, was er gegen mich gesündigt hat, in meinen letzten Stunden feierlich verzeihe. Eure Pflicht aber wird es sein, ihn daran zu erinnern, daß, wenn ich ihm auch verziehen habe, er selbst doch nimmer es vergessen darf, daß er es ist, welcher die grauen Haare seines Vaters mit Herzeleid in die Grube gebracht hat."

Nach diesen Worten befahl er, weil es Sonnabend war, daß man vor ihm die Vigilie (Vorbereitung auf den Sonntag) halten sollte, und während derselben machte er beständig das Zeichen des Kreuzes über Stirn und Brust, und als seine Kräfte abnahmen, bat er seinen Bruder Drogo, es zu tun.

Am folgenden Tage ließ er den gewöhnlichen Gottesdienst des Sonntags vor sich begehen und sich mit der h. Wegzehrung versehen. Darauf fühlte er, das sein Ende herannahte; er ließ seinen Bruder Drogo rufen und dieser mußte bei ihm bleiben. Nicht lange hernach verklärte sich sein Gesicht, er drehte sich gegen die Wand und war tot. Das geschah am 19. Juli 840, nachdem er ungefähr 27 Jahre regiert hatte. Alle seine Söhne waren fern; sein Halbbruder Drogo ließ die Leiche nach Metz bringen und allda begraben.

10. Der Kampf der Brüder.

Als Lothar den Tod seines Vaters vernahm, gedachte er sich sogleich das ganze Reich seines Vaters zu sichern und als Kaiser das ganze Frankenreich zu beherrschen. Er schickte Boten aus und ließ alle Lehensleute seines Vaters auffordern, ihm den Eid der Treue zu erneuern, dann würde er sie in ihrem Besitztume schützen und sie fernerhin reich machen; denjenigen aber, welche ihn nicht als ihren Herrn anerkennen wollten, bedrohte er mit dem Tode. Allein er selbst traute der Sache noch nicht, sondern blieb erst südwärts der Alpen, um abzuwarten, wie sich die Dinge gestalten würden. Die Großen des Reiches fürchteten ihn alle und eilten zu ihm; bald war seine Macht bedeutend. Da wollte er zuerst über seinen Bruder Ludwig herfallen und schickte deshalb an Karl Gesandte und ließ ihm sagen, er werde immer gütig und wohlwollend gegen ihn sein, wie es ja auch billig wäre, da er ihn zur Taufe gehalten und ihr Vater noch auf dem Sterbebette ihm die Sorge für seinen Bruder Karl empfohlen habe.

Ludwig aber merkte wohl, was Lothar vorhatte, und rüstete gleichfalls ein Heer. Lothar drang vorwärts und ging über den Rhein und kam bis nach Frankfurt. Nicht weit von dort stießen sie unerwartet aufeinander und standen auf beiden Seiten des Mains, da wo er in den Rhein fließt,

und schauten nicht mit brüderlichen Blicken herüber und hinüber. Lothar sah ein, daß er Ludwig nicht anders als durch einen heißen Kampf bezwingen könnte, aber das wollte er nicht; denn er glaubte, daß er leichter erst mit Karl fertig werden könnte. Darum machten sie untereinander aus, daß sie dort voneinander scheiden und wenn sie nicht bis zum 27. Oktober sich vertragen hätten, sich da wieder zum Kampfe gegeneinander stellen wollten.

Als Lothar gegen Karl heranrückte, geriet dieser in große Verlegenheit; denn er hatte einen Angriff nicht erwartet, und weil Lothar so mächtig war, gingen viele von denen, die sonst treu bei Karl waren, zu ihm über. Aber ein merkwürdiges Ereignis stärkte den Mut Karls und der Seinen. Als Karl eines Tages in einem Orte an der Seine war, welche er überschreiten wollte, kamen Gesandte zu ihm aus Aquitanien. Der König war gerade aus dem Bade gekommen und hatte seine Kleidung wieder angelegt, als diese Gesandten ihm die Krone und den ganzen königlichen Schmuck darboten. Es war allen wunderbar, daß so wenige Männer eine so große Strecke Landes unversehrt zurückgelegt, und während Raub und Plünderung aller Orten wütete, so viel Gold und eine Menge Edelsteine mit sich gebracht hätten. Ferner schien es allen noch wunderbarer, daß sie gerade den Ort aufgefunden, wo Karl damals war, und fast wie zur bestimmten Stunde gekommen waren, um allen neuen Mut einzuflößen; denn Karl selbst wußte nicht, was aus ihm und den Seinen werden sollte. Darum erfüllte dies Ereignis alle mit großer Freude.

Nicht lange hernach schickte Ludwig Boten an Karl und ließ ihn fragen, ob sie mit vereinten Kräften der Anmaßung ihres ältesten Bruders Lothar entgegentreten wollten. Das war dem König Karl sehr erwünscht, und so kamen denn die beiden Brüder zusammen und erzählten sich gegenseitig ihr

Leid, was sie von Lothar hatten ausstehen müssen, und berieten über die Maßregeln, die sie gemeinsam zu ihrer beider Wohl ergreifen wollten. Sie boten Lothar den Frieden an, und daß sie untereinander ihre Forderungen ausgleichen wollten; aber dieser erwiderte ihnen, daß er um der Seinen willen ihnen nichts zugestehen könnte, ohne vorher den Kampf versucht zu haben. Diese Nachricht war Ludwig gar nicht angenehm; denn die Seinen waren von dem vielen Umherziehen ermattet und seine Rosse haufenweise gestürzt; aber er wollte doch lieber mit Ehren sterben, als seinen Nachkommen Schande hinterlassen.

Nicht weit von Fontenailles lagerten sich die Heere der drei Brüder einander gegenüber. Noch einmal boten da Ludwig und Karl ihrem ältesten Bruder den Frieden und allerlei Geschenke an, nur möchte er die Völker mit diesem schrecklichen Kriege verschonen. Allein Lothar verweigerte die Erfüllung ihrer Bitte auch dieses Mal, und so war jede Hoffnung einer friedlichen Ausgleichung geschwunden; die Brüder ließen Lothar sagen, daß sie am folgenden Tage, den 23. Juni 841, um die zweite Stunde des Tages sich zum Gericht vor Gott in ehrlichem Kampfe stellen wollten. Mit der Morgendämmerung erhoben sich Karl und Ludwig und besetzten den Gipfel eines Hügels, der nahe bei Lothars Lager war. Lothar ließ auch nicht auf sich warten, und es begann nun ein sehr erbitterter Kampf. Aber er dauerte nicht lange, denn Ludwig, der mit dem Teile der feindlichen Macht stritt, welchen sein Bruder Lothar selbst befehligte, zwang diesen bald, sein Heil in der Flucht zu suchen. Auch die Mannschaft, welche Karl und den Westfranken gegenüber kämpfte, ward in die Flucht geschlagen, und der Sieg verblieb den beiden Brüdern Ludwig und Karl.

Diese hatten Mitleiden mit dem fliehenden Volke und hielten ihre Scharen ab vom ferneren Morden; jedoch er-

laubten sie ihnen das Lager zu plündern und dort reiche Beute zu machen. Lothars Herrschaft hätte ganz unschädlich gemacht werden können, wenn die Brüder ihn sofort kräftig verfolgt hätten; aber statt dessen befragten sie die Bischöfe, ob sie sich durch ihren Bruderkampf keiner Sünde schuldig gemacht hätten, und dann fasteten und beteten sie drei Tage lang zur Ehre und zum Danke Gottes, weil er so deutlich seinen Willen kund getan und durch den Sieg ihre Sache als die gerechte anerkannt hätte. Es war freilich schon Blut genug im Bruderkampfe geflossen; denn die Blüte der vornehmen Geschlechter des fränkischen Reiches fiel an diesem Tage. Von da an sank nicht bloß die Macht, sondern auch die Streitbarkeit der Franken; denn Normannen, Mauren, Ungarn fielen von da an oft ungestraft in verschiedene Länder des ehemals fränkischen Reiches.

In diesem Treffen wurde auch der Erzbischof Gregor von Ravenna gefangen, welcher als Gesandter des Papstes dem Treffen beigewohnt hatte. Aber weil er teilgenommen hatte am Kampfe, achtete man seiner geistlichen Würde wenig, sondern zwang ihn mit den andern Gefangenen zu Fuß zu gehen, und da er es nicht mehr konnte, ward er auf ein schlechtes Fuhrwerk gesetzt und so zu König Karl geführt.

Sobald Gregor den König Karl erblickte, warf er sich ihm zu Füßen. Der Jüngling stand da in purpurnem Gewande, das von einer goldenen Spange gehalten ward, der Griff seines Schwertes war mit Edelsteinen besetzt, in seiner Rechten hielt er einen eisenbeschlagenen Speer, und ein Helm, von dem ein hoher Busch herabwallte, bedeckte sein Haupt. Als nun Gregor herankam, sprach der König zu ihm: „O du Seelenhirte, wenn du diesen Namen verdienst, warum verlässest du denn deine Herde? Warum hast du sogar Schätze mit dir geführt? Wenn es dir auch noch so sehr am Herzen lag, einmal ein Treffen anzusehen, so durftest du doch die

Schätze deiner Kirche nicht aufs Spiel setzen und verlieren; denn die wirst du nicht wieder gewinnen und lebtest du auch ein Jahrhundert." Der Bischof entgegnete ganz bestürzt: „Ich war gekommen, um zum Frieden zu raten, aber keineswegs um mitzukämpfen." Der König erwiderte: „Gestern abends aber in deinem Zelte hast du doch anders gesprochen und hast dich vermessen: wenn du heute den Karl besiegt und an den Armen mit Riemen gefesselt erblicktest, so wolltest du ihn zum Mönche machen. Dennoch will ich dich jetzt loslassen; denn meine Mutter hat für dich gebeten, darum zieh heim und setze dich auf deinen erzbischöflichen Stuhl." Darauf wurden ihm die Reliquien zurückgegeben, die er bei sich gehabt hatte, einige derselben waren aber nicht wieder aufzufinden.

Nach dem Treffen trennten sich Ludwig und Karl; denn dieser wollte Pippin, den Sohn ihres Bruders Pippin von Aquitanien, bekriegen. Unterdessen versuchte Lothar Karl von dem Bündnisse mit Ludwig abzuziehen; allein vergebens, und eben darum schlossen diese beiden Brüder das Bündnis im folgenden Jahre noch viel enger und bekräftigten es zu Straßburg vor allem Volke mit einem Eide, und auch ihre Völker schwuren ihnen.

11. Der Eid bei Straßburg.

Am 13. Februar des Jahres 842 kamen die Könige Ludwig und Karl zusammen in der Stadt, die früher Argentoratum, damals aber schon Straßburg hieß, und schwuren einander einen Eid, der eine in romanischer, der andere in deutscher Zunge, und eben so schwuren ihnen auch die Völker, die von der einen Seite auf romanisch, die von der andern Seite auf deutsch. Denn die Franken hatten allmählich ihre deutsche Muttersprache vergessen und die der überwundenen Völker gelernt, die in Gallien wohnten. Die Sprache dieser

ehemals römischen Untertanen war nicht das gute Latein, welches die Schriftsteller der Zeit des Kaisers Augustus geschrieben haben, sondern die Sprache des täglichen Lebens, welche allerlei andere Wörter und Redewendungen enthielt, die in der feineren Sprache nicht gebraucht wurden. Anfänglich hatten die Franken sich um diese romanische Sprache weniger gekümmert und hatten ihre deutsche Sprache beibehalten; denn wir wissen ja, wie großen Wert noch Karl der Große auf die deutsche Sprache legte. Auch noch im Jahre 813 verlangte eine Versammlung von Bischöfen in Tours, daß dem Volke gepredigt werden sollte entweder in der romanischen Sprache, wie sie in den ehemals römischen Ländern geworden war, oder in der deutschen. Aber unter der Regierung Ludwigs des Frommen hat die deutsche Sprache in dem Lande, welches später das eigentliche Frankreich heißt, unterliegen müssen, und um sich dem Volke verständlich zu machen, durfte man nicht mehr deutsch zu ihm reden.

Zuerst hielt nun Ludwig eine feierliche Anrede an das versammelte Volk. Er sprach: „Ihr alle wißt, wie oft Lothar nach dem Tode unseres Vaters mich und diesen meinen Bruder verfolgt und sich aus allen Kräften bemüht hat, uns zu schaden. Da weder brüderlicher Sinn, noch irgend eine andere menschliche Regung es dahin bringen konnte, daß Friede wurde zwischen uns, so haben wir die Entscheidung in die Hand des allmächtigen Gottes gelegt, zufrieden mit dem, was er über uns verhängen würde. Aus diesem Streite sind wir, wie euch allen bekannt, durch die Barmherzigkeit Gottes als Sieger hervorgegangen, er aber ist mit den Seinigen besiegt und entflohen. Wiederum jedoch überwog in uns die brüderliche Liebe und das Mitleiden mit dem armen Volke, und wir wollten es nicht verfolgen und zugrunde richten, sondern wir haben auch da noch ebenso wie vordem nur gefordert, daß jedem sein Recht zuteil werde. Aber jener ist auch jetzt noch nicht zufrieden

mit dem Ausspruch des göttlichen Gerichtes, sondern aufs neue greift er uns an und verheert unser Land durch Feuer und Schwert. Darum sind wir hier zusammen gekommen, um uns gegenseitig unseren Schutz zuzusichern, und damit keiner von euch an unserer Beständigkeit zweifeln dürfe, wollen wir uns gegenseitig hier einen Eid leisten. Es treibt uns dazu keine böse Begier, sondern wir tun es, damit wir unter Gottes Beistand um so sicherer seien. Sollte ich aber jemals diesen meinen Eid, den ich nun schwören will, nicht halten wollen, so entbinde ich euch alle von dem Eide der Treue, durch welchen ihr mir untertan seid." Dieselben Worte wiederholte Karl seinem Volke in romanischer Sprache, und dann begann Ludwig, weil er der ältere war, also zu schwören und zwar in romanischer Sprache:

Pro Deo amur et pro christian poblo et nostro
Um Gottes Liebe und um des christlichen Volkes und unseres
commun salvament dist di in avant, in
gemeinsamen Wohles willen von diesem Tage hinfort, in-
quant Deus savir et podir me dunat, si salvareio
soweit Gott Wissen und Können mir schenkt, so halte ich
cist meon fradre Karlo, et in adiudha et in cadhuna
diesen meinen Bruder Karl, sowohl in Hilfe als in jeder
cosa, si cum om per dreit son fradre salvar dist,
Sache, so wie man mit Recht seinen Bruder halten soll,
in o quid il mi altre si faret, et ab Ludher nul
in so weit er mir ebenso tun wird, und mit Lothar keinen
plaid nunquam prendrai, qui meon vol
Vertrag niemals werde ich eingehen, der (mit) meinem Willen
cist meon fradre Karle in damno sid.
diesem meinem Bruder Karl zu Schaden wäre.

Dann schwur Karl in deutscher Sprache, damit es die östlichen Völker verstünden:

In Godes minna ind in thes christianes folches ind
Um Gottes Liebe und um des christlichen Volkes und
unser bedhero gehaltnissi, fon thesemo dage frammordes,
unser beider Erhaltung willen, von diesem Tage hinfort,
so fram so mir Got gewizzi indi maht furgibit, sô haldih
so weit mir Gott Wissen und Macht gibt, so halte ich
thesan minan bruodher Ludhuwîg, sôsô man mit rehtû
diesen meinen Bruder Ludwig, wie man mit Recht
sinan bruodher scal; inthiû thaz er mih sôsama duo, indi
seinen Bruder soll; insoweit daß er mir ebenso tue, und
mit Ludheren in nohheiniu thing ne gegangu, the mînan
mit Lothar in keinen Vertrag gehe ich ein, der nach meinem
willon imo ce scadhen werdhen.
Willen ihm zum Schaden wäre.

Nachdem die Könige geschworen hatten, leisteten auch ihre Völker den Eid. Dieser lautete in der Sprache der Romanen so:

Si Lodhuvigs sagrament, quae son fradre
Wenn Ludwig den Eid, welchen er seinem Bruder
Karlo jurat, conservat, et Karlus meus senora de suo
Karl schwört, hält, und Karl mein Herr von seiner
part non lostanit, si io returnar non l'int
Seite nicht dabei beharrt, wenn ich nicht abwenden ihn davon
pois, ne io ne neuls cui io returnar int pois, in
mag, weder ich noch jene, welche ich abwenden davon mag, in
nulla aiudha contra Lodhuvig nun li iver.
keiner Stütze gegen Ludwig werde ich ihm sein.

Und in deutscher Sprache:

Oba Karl then eid, then er sinemo bruodher Luodhu-
Wenn Karl den Eid, den er seinem Bruder Lud-
wîge gesuor, geleistit, indi Ludhuwîg mîn hêrro, then er
wig schwur, leistet (hält), und Ludwig mein Herr, den er

imo gesuor, forbrihchit, ob ih inan es irwenden ne
ihm schwur, bricht wenn ich ihn davon abwenden nicht
mag, noh ih noh therô nohheim, den ih es irwen-
mag, weder ich noch deren irgend einer, den ich davon abwen-
den mag, widhar Karle imo ce follusti ne wirdu.
den mag, wider Karl ihm zur Unterstützung ich nicht werde.

Nach diesen Eiden trennten sich die Brüder, um nach verschiedenen Gegenden zu gehen; aber die Einigkeit der beiden war von da an nicht mehr gestört. Beide hatten viele Ähnlichkeit miteinander. Sie waren von mäßig hoher Gestalt, von schönem Aussehen und in allen Übungen geschickt. Beide waren kühn, freigebig, klug zugleich und beredt; aber mehr als durch alles andere wurden die Völker von da an erfreut durch ihre Einigkeit. So lange sie zusammen waren, hielten sie ihr Mahl gemeinschaftlich, und wie sie den Tag über in einem Hause lebten, so schliefen sie auch in demselben. Sowohl ihre gemeinsamen Angelegenheiten besprachen sie unter sich, als was jedem von ihnen besonders oblag. Sie kamen auch häufig mit ihrem Gefolge zusammen zu den Waffenübungen. Während die Menge der Zuschauer rund umherstand, führten sie in gleicher Anzahl Austrasier, Briten, Waskonen, Sachsen zum Kampfspiele hervor, und diese stürzten in schnellem Laufe gegeneinander, als wäre es zum ordentlichen Streit. Dann wandte sich der eine Teil und suchte sich im Fliehen mit dem Schilde zu decken, bis sie sich wiederum gegen die Feinde kehrten und ihrerseits diese in die Flucht schlugen. Zuletzt zeigten sich dann beide Könige, umgeben von der kriegslustigen Jugend ihrer Reiche und hielten in der Mitte stand, während ihre Gefolge sich nach beiden Seiten hin zerteilten. Niemand aber wagte in dem allgemeinen Jubel seinem Gegner irgend ein Leid zuzufügen; denn das Beispiel der Könige hatte auch ihre Völker friedlich gestimmt. — Wir sehen aus dieser Beschreibung, daß man damals die Kampf-

spiele noch nicht kannte, welche später in der eigentlichen Ritterzeit so gebräuchlich und Turniere genannt wurden. Es fehlte nämlich diejenige Art des Kampfes, welche bei diesen Ritterspielen die vorzüglichste war, das Rennen der Kämpfer gegeneinander mit eingelegter Lanze.

12. Der Vertrag von Verdun (843).

Karl und Ludwig lebten ferner in gutem Einvernehmen und beschlossen, je zwölf Männer auszuwählen, welche der Länder und der Völker kundig sich über die Teilung des Reiches beraten sollten. Dies geschah, und dann wandten sie sich zu ihren Ländern, um da diejenigen zu unterwerfen, welche sich noch ihrer Macht widersetzten. Namentlich wollte Ludwig gegen die Stellinger zu Felde ziehen. Das war ein Bund im Lande der Sachsen, welche Lothar schon früher aufgereizt und aufgefordert hatte, mit ihm zu halten, weil er der Kaiser wäre und ihm die Oberhoheit über seine Brüder gebühre. Ferner hatte er ihnen versprochen, daß er ihnen die Religion ihrer Väter, das alte Heidentum, wieder erlauben wollte, wenn sie ihm erst beistehen würden, und dieses Versprechen war zu lockend für die Sachsen. Darum widersetzten sie sich dem Könige Ludwig, nachdem dieser mit Karl sich so geeinigt hatte, daß Ludwig das Land östlich vom Rheine haben sollte, und er mußte daher einen schweren Krieg gegen die Stellinger führen. Endlich aber bezwang er sie mit vieler Härte und Grausamkeit.

Lothar sah ein, daß alle seine Hoffnung auf die Oberherrschaft über seine Brüder schwand. Er war in einem Schiffe den Rhonefluß aufwärts gefahren und sandte von dem Schiffe aus Boten an seine Brüder und ließ sie um Frieden bitten. Er versprach, daß er fernerhin nicht mehr Feindschaft zwischen den christlichen Völkern aussäen wollte; aber er bat sie auch, daß sie ihm um der kaiserlichen Würde willen,

welche ihr Großvater erworben und welche nun ihm übertragen wäre, ihm auch den dritten Teil des väterlichen Reiches übergeben möchten. Dann könnten sie nebeneinander in Frieden und steter Eintracht leben. Die Brüder freuten sich sehr über diese Botschaft und sagten ihren Völkern, daß dies ja von Anfang an ihr Wunsch und Wille gewesen wäre und daß nur Lothars Herrschsucht den Frieden gestört habe; darum sei es um so erfreulicher, daß dieser selbe Lothar jetzt den Frieden wolle. Also boten sie ihm an, er solle außer Italien und der Kaiserwürde noch alles Land haben, welches zwischen dem Rhein und der Maas liege, so daß man von der Mündung der Maas erst bis zu ihrer Quelle gehe, von da in gerader Linie bis zur Quelle der Saone, die Saone abwärts bis zu ihrem Einflusse in die Rhone und die Rhone abwärts bis zu ihrem Einflusse in das Meer. An der andern Seite sollte der Rhein die Grenze dieses Landstrichs sein von seiner Mündung bis zu seiner Quelle.

Aber Lothar war damit nicht zufrieden, sondern verlangte mehr, und deshalb kamen die drei Brüder an einem Tage des Monats Juni, jeder mit einer gleichen Anzahl Begleiter, auf der Insel Ansilla zusammen und schwuren einander aufs neue einen feierlichen Eid, daß fortan Friede zwischen ihnen sein sollte. Dann machten sie aus, daß sie das ganze Reich in drei Teile teilen wollten, und daß Lothar, weil er der älteste Bruder war, die erste Wahl zustehen sollte. Nur das frühere Reich der Langobarden, Aquitanien und Bayern sollten nicht mit geteilt werden, weil einem jeden von ihnen eins dieser drei Reiche schon von früher her zu eigen gehörte. Die Männer aber, welche ein jeder von ihnen auswählen sollte, damit sie diese Teilung vornähmen, sollten zu Metz sich aufhalten. Nachdem dies ausgemacht war, trennten sie sich und ein jeder ging in sein Land, nur Lothar wohnte zu Diedenhofen an der Mosel. Darüber beklagten sich die, welche

in Metz mit der Teilung beschäftigt waren; denn Lothar war ihnen sehr nahe und konnte sie von Diedenhofen aus leicht hinwegführen, und da sie aus den angesehensten Geschlechtern des fränkischen Reiches waren, so hätte Lothar an ihnen gute Geiseln gehabt. Darum schickte Karl an seinen Bruder Lothar und bat ihn, als Bürgen für die Aufrechthaltung des Bündnisses und zur Sicherstellung der Edeln in Metz ihm Geiseln zu stellen. Nach einigen Unterhandlungen kamen sie dann überein, daß Koblenz am Zusammenflusse des Rheins und der Mosel ein besserer Ort wäre, als Metz, und deshalb mußten sich die Abgeordneten der drei Länder dahin begeben. Es waren ihrer hundertundzehn außer den Geiseln.

Am 17. Oktober 842 kamen sie in Koblenz zusammen; aber damit nicht ein Ärgernis entstünde, mußten die Gesandten Ludwigs und Karls am rechten Ufer des Rheines verweilen, die Abgeordneten Lothars am linken. Täglich kamen sie zur Besprechung in der Kirche des heiligen Kastor zusammen. Von den Gesandten Ludwigs und Karls wurden verschiedene Klagen erhoben und deshalb wurde gefragt, ob einer von ihnen eine klare Kenntnis des ganzen Reiches hätte. Als sich keiner fand, warf man ihnen vor, warum sie denn nicht in der ihnen vorher gelassenen Frist die Grenzen des Reiches umreist und dadurch die Schwierigkeit ihres Werkes verringert hätten. Weil aber alle einen Eid schwören mußten, daß sie nach bestem Wissen und Willen teilen wollten, so wurde zuletzt die Frage aufgeworfen, ob auch alle aufrichtig den Eid leisten könnten, da doch niemand eine genaue Kenntnis habe. Diese Frage wurde den Bischöfen zur Beantwortung übergeben. Die Bischöfe von Lothars Seite berieten darüber und erwiderten, wenn jemand sündige, indem er den Eid leiste, so könne er dies abbüßen, und es sei besser, daß er dies tue und daß endlich Friede werde, als daß noch länger

Mord und Brand und Plünderung durch das Reich wüte. Dagegen sagten die Bischöfe von Ludwigs und Karls Seite, daß man darum doch nicht gegen Gott sündigen dürfe. Es wäre besser, den Frieden unter sich zu befestigen und dann Gesandte durch das ganze Reich zu schicken, damit sie überall genaue Kunde einholten und dann nach ihrer Kenntnis teilen könnten. Damit werde nicht bloß Kampf und Zwietracht für die Zukunft, sondern auch der leichtsinnige Eid in der Gegenwart vermieden.

Dennoch konnten die Bischöfe darüber nicht einig werden und beschlossen deshalb, den Gesandten der Könige die Sache vorzulegen. Diejenigen von Lothars Seite sagten, daß sie zum Eide bereit wären, aber Ludwigs und Karls Anhänger sagten, sie wären es auch wohl, wenn sie nur könnten. Darüber redeten sie noch lange hin und her; weil aber niemand seine Meinung aufgeben wollte, legten sie die Sache den Königen selbst zur Entscheidung vor. Alle widerrieten den Krieg und baten, daß sie auf irgend eine Weise sich vertragen möchten. Darum wurde beschlossen, daß Friede sein solle bis zum zwanzigsten Tage nach St. Johannis (24. Juni), und dieser Friede wurde feierlich zu Diedenhofen an der Mosel beschworen.

Am festgesetzten Tage des Jahres 843 kamen die Brüder friedlich zu Verdun zusammen und bestimmten die Teilung der Reiche. Karl erhielt alles Land, welches eingeschlossen wird von der Schelde, dem Ozean, den Ardennen, der Maas, der Saone, der Rhone und dem mittelländischen Meere bis an die spanische Mark. Der Kaiser Lothar erhielt Italien und den Strich Landes, den der Rhein von der Quelle bis zur Mündung und die Rhone, Saone und Maas einschließen. Ludwig erhielt das Land östlich vom Rheine, und an der Westseite des Rheines noch die drei Städte Speier, Worms und Mainz des Weines wegen; denn am Main und in den

andern Gegenden des deutschen Landes wurden damals noch keine Reben gebaut.

Von da an sind die drei Hauptländer getrennt geblieben bis auf den heutigen Tag, und immer schärfer sonderten sich die Völker ab. Was von deutschem Elemente noch in Italien war, ging unter bis auf wenige Merkmale des langobardischen Stammes, welche der scharfe Beobachter dort noch erkennen soll; ebenso auch ging das deutsche Wesen in dem Reiche unter, welches den Namen der Franken behielt; nur in dem Streifen Landes, den Lothar bei der Teilung bekam, erhielt sich deutsche Sprache und deutsches Wesen lebendig, und darum kam dieser Strich hernach naturgemäß zum größten Teile an Deutschland, bis wiederum ein großter Teil dieses deutschen Landes nicht so sehr durch fremde Raubsucht, als durch die Schwäche und Uneinigkeit des deutschen Volkes und namentlich seiner Fürsten vom alten Reiche abgerissen wurde. In unseren Tagen ist Elsaß und Lothringen dem neuen deutschen Reiche angegliedert worden.

In jener Zeit bildete sich erst der Name „deutsch," den die Völker früher nicht kannten. Die Römer nannten alle deutschen Völker zusammen mit dem Namen der Germanen. Dieses Wort ist aber, wie J. Grimm sagt, nicht deutschen Ursprunges, sondern keltischen. Bei den Kelten nämlich, die früher in Westeuropa wohnten, bedeutet gairm Ausruf, und da ihnen die deutschen Völkerstämme als solche bekannt waren, welche immer mit Geschrei den Kampf begannen und ihnen dadurch Schrecken einflößten, wie sie auch den Römern erzählten, so sind die Germanen die tobenden, die ungestümen Krieger. Der Name deutsch dagegen ist schöner und dem deutschen Volke angemessener; denn im gotischen heißt thiuda das Volk, im Althochdeutschen diota, und darum bedeuten auch die davon abgeleiteten Wörter das, was volksmäßig, was national ist. Von dem althochdeutschen Hauptwort diota

kommt das Adjektivum diutisc, wie vom gotischen thiuda das Adjektivum thiudisk. Für das althochdeutsche iu aber gebraucht das Neuhochdeutsche eu, also wird aus diutisc mit Weglassung des i deutsch.

Dieser Name aber hat sich erst entwickelt, nachdem die Wogen der Völkerwanderung verlaufen und nach der Trennung von dem eigentlichen Frankenreiche nur die unvermischten Völker des germanischen Stammes ihrer alten Sitte und Sprache getreu geblieben waren.

Angelſachſen.

1. Sage von den älteſten Bewohnern von England und Schottland.

Zuerſt ſoll die Inſel, welche jetzt England und Schottland heißt, von den Briten bewohnt worden ſein, welche aus dem Lande Armorika gekommen, ſich im Süden des Landes niederließen. Nachdem ſie von Süden aus allmählich den größten Teil der Inſel ſich zum Eigentume gemacht hatten, kam das Volk der Pikten von Scythien in langen Schiffen hergefahren, jedoch nicht zahlreich, und der Wind trieb ſie ganz um Britannien herum, bis ſie das nördliche Geſtade von Hibernien (Irland) erreichten. Dort landeten ſie und baten ſich von den Schotten, die auch dorthin gekommen waren, Wohnſitze aus; aber dieſe bewilligten ſie ihnen nicht. Die Schotten erwiderten nämlich, daß die Inſel beide Völker nicht faßte. „Aber doch," ſprachen ſie, „können wir euch einen zweckmäßigen Rat geben, was ihr zu tun habt. Von uns ſehr aus gegen Aufgang der Sonne liegt eine andere Inſel nicht fern, welche wir an hellen Tagen bisweilen ſehen können. Dahin geht und macht die Inſel euch wohnbar; wenn aber jemand es euch wehren will, ſo ruft uns zur Hilfe." So fuhren die Pikten hinüber und wohnten im nördlichen

Teile des Landes; denn im Süden wohnten die Briten. Aber die Pikten hatten keine Frauen und baten deshalb die Schotten, ihnen solche zu geben. Das bewilligten diese; aber sie machten die Bedingung, daß wenn die Sache der Thronfolge zweifelhaft wäre, sie ihren König eher nach der weiblichen Geschlechtsfolge, als nach der männlichen nehmen sollten. Das gestanden die Pikten zu, und so ward es noch lange nachher bei ihnen gehalten. Nicht lange darauf aber gingen auch die Schotten nach der Insel hinüber, so daß diese nun drei Völker beherbergte: im Süden die Briten und im Norden die Pikten und die Schotten.

2. Die Einfälle der Pikten.

Hernach wurde das Land der Briten den Römern untertan, und diese kämpften oft mit den Pikten und schlugen sie zurück, wenn sie räuberische Einfälle in das Land der Briten machen wollten. Sie erbauten auch einen Wall aus Rasen gegen diese Einfälle und konnten sich dann mit Hilfe dessen um so leichter verteidigen. Unter der Herrschaft der Römer ward das Land blühend und reich und brachte viel Korn hervor, und die Römer führten manche prächtige Bauwerke auf. Aber die Macht der Römer sank, und ihre Legionen mußten hinweggerufen werden aus Britannien, um Italien und Rom selbst zu schützen. Namentlich geschah dies, als der Westgotenkönig Alarich in Italien einbrach und Stilicho alle Macht des weströmischen Reiches aufbot, ihn zurückzuschlagen. Unterdessen mehrten sich die Einfälle der Pikten und Schotten, und flehentlich baten die des Krieges entwöhnten Briten um die Hilfe römischer Legionen. Aber die Römer gaben ihnen zur Antwort, daß sie zum Schutz der Briten fernerhin nicht mehr so mühselige Züge unternehmen könnten; darum möchten sie sich selbst rüsten und die Feinde bekämpfen, die nur dann ihnen überlegen sein könnten, wenn sie aller Tapferkeit sich

entäußert hätten. Jedoch halfen die Römer den Briten einen neuen starken Wall bauen von zwölf Fuß Höhe, acht Fuß Breite, in gerader Linie von Osten nach Westen. Auch am südlichen Gestade des Meeres, von wo aus ein Einfall zu besorgen war, wurden in Zwischenräumen Türme aufgebaut, und dann sagten die Römer den Briten Lebewohl und kehrten nicht wieder. Dafür aber kamen die Pikten und Schotten desto häufiger und wurden durch den geringen Widerstand, den sie fanden, immer zuversichtlicher. Es wurde freilich an einem höher gelegenen Orte eine Schar aufgestellt und lagerte da mit zitterndem Herzen Tag und Nacht; aber als die Feinde kamen, verließen sie ihren festen Standort und zerstreuten sich, und wie die Lämmer von dem Zahn der wilden Tiere, so starben die unglücklichen, des Kriegs entwöhnten Bürger unter dem Schwerte ihrer Feinde. Durch die Verwüstung der Felder kam mit dem Morde und dem Raube der gierigen Gegner auch noch Hungersnot über sie herein. Vergebens riefen die Briten noch einmal die Römer zu Hilfe, diese konnten nicht mehr kommen, denn sie selbst waren zu sehr bedrängt. Im Lande der Briten kamen zu diesem Unheil, welches die Feinde von außen brachten, noch innere Zwistigkeiten hinzu, und das Land war ein Bild des Jammers und des Elends.

3. Die Briten rufen die Angeln und Sachsen zu Hilfe.

In dieser Zeit der Not beriefen die Briten eine große Volksversammlung, um zu beraten, was zu tun wäre zur Abwehr der so häufigen und so grimmigen Einfälle der nördlichen Feinde. Sie beschlossen insgesamt mit ihrem Könige Vortigern, das Volk der Sachsen von jenseit des Meeres zur Hilfe herbeizurufen, und dachten nicht daran, daß sie ein Übel durch das andere vertreiben wollten. Vortigern lud diese Völkerschaften ein, welche der Seefahrt kundig in drei langen

Schiffen, Kielen genannt, über das Meer steuerten und am östlichen Ufer Britanniens landeten. Dort wies ihnen der König Vortigern am Ausfluß der Themse die Insel Thanet, welche nachher mit der Küste verbunden ward, zum Wohnsitze an, zuerst aber mußten sie den Briten gegen die nordischen Eindringlinge den Sieg erkämpfen helfen. Dies geschah, und dann nahmen die Sachsen ihren Wohnsitz ein. Ein Teil von ihnen aber schiffte wieder in die Heimat und erzählte dort von der Fruchtbarkeit der Insel und der Schlaffheit der Briten und forderte die Landsleute auf, in größeren Scharen hinüberzusegeln und das ganze Land in Besitz zu nehmen. Es gingen nun viele Männer hinüber aus den drei Stämmen der Angeln, der Sachsen und der Jüten und versprachen den Briten, daß sie für Land und jährlichen Lohn den Kampf gegen die Pikten aufnehmen wollten. Von den Jüten stammen in Britannien die Cantuaren und Wichtsaten; von den Altsachsen die Ostsachsen, Westsachsen und Südsachsen; von den Angeln die Ostangeln, Mittelangeln, Mercier und die Bewohner von Nordhumbrien.

Zwei Brüder waren die Führer dieser Scharen, Hengist und Hors. Von diesen fiel Hors bald nachher im Kampfe, und ihm wurde im östlichen Teile von Kent ein Denkmal gesetzt, welches noch lange nachher dort stand. Sie nannten sich Söhne des Wetgisl, dessen Vater Wecta hieß. Wecta soll aber ein Sohn Wodans gewesen sein, von dem die Könige vieler Völker ihren Ursprung herleiten. Allmählich vermehrte sich durch den Andrang der Völker aus der Heimat der Sachsen und Angeln die Mannschaft so sehr, daß sie den Briten selbst zum Schrecken gereichte. Die Sachsen schlossen zuletzt gar ein Bündnis mit den Pikten und wandten nun mit diesen vereint ihre Waffen gegen die, von welchen sie zu Hilfe gerufen waren. Zuerst zwangen sie die Briten, ihnen mehr Getreide zu geben, als erst bedungen war; dann forderten sie immer noch mehr und drohten, wenn dies nicht geschehe, so würden

sie sich an das Bündnis nicht kehren, sondern die ganze Insel verwüsten, und fingen schon an ihren Worten durch die Tat Nachdruck zu geben.

Erst gaben die Briten noch nach; aber als der Übermut und die Forderungen der Sachsen wuchsen, rüsteten sie sich zum Kampfe und stellten eine größere Heeresmacht auf, als die der Sachsen war. Es war im sechsten oder siebenten Jahre nach der Ankunft der Sachsen, als sich die Schlacht bei Ägelesthrep ereignete. Hors, der damals noch lebte, und Hengist führten jeder eine besondere Schar, und so kühn drang Hors auf den einen Haufen der Briten unter Catigern, dem Sohne Vortigerns ein, daß er Catigern gleich erlegte und der Haufe desselben wie Spreu vor dem Winde auseinander stob. Aber Gortimer, der Bruder des Catigern, drang von der Seite auf die Schar des Hors ein, durchbrach sie und tötete den Helden Hors. Die Überbleibsel seiner Schar eilten zu Hengist, welcher der Übermacht mit unerschütterlichem Mute standhielt. Endlich aber mußte er weichen, und da die Briten immer stärker eindrangen, ward er zur Flucht gezwungen, obwohl er früher nie geflohen war.

Einige Jahre hernach führten die Briten vier große Heereshaufen unter vier Anführern gegen Kent heran, wo Hengist und sein Sohn Aesc auch ein Heer gesammelt hatten. Dieses war durch neue Ankömmlinge aus dem Sachsenlande verstärkt Die Sachsen schlugen mit ihren Schwertern und Streitäxten gewaltig unter die Briten, und als viertausend von diesen auf dem Schlachtfelde lagen, wandten die übrigen sich zur Flucht. Zagend eilten sie nach London und wagten niemals wieder den Sachsen den Besitz von Kent streitig zu machen. Von da an nannte sich Hengist Herzog von Kent.

Als wiederum mehrere Jahre vergangen waren, rüsteten Hengist und sein Sohn Aesc ein gewaltiges Heer, und die Briten kamen ihnen entgegen mit einem andern, das sie in

zwölf herrlichen Schlachtordnungen aufstellten. Nach langem Streite waren die zwölf Heerführer der Briten erschlagen, ihre Feldzeichen von den Sachsen genommen, und die Briten wandten sich zur Flucht. Aber auch Hengist hatten viele angesehene Führer verloren und unter diesen einen Degen (thegn, daraus später than) namens Wyppeb. Nach diesem wurde das Schlachtfeld Wyppebesfleth genannt. So viele Tränen und so viel Schmerz knüpften sich an diesen Sieg, daß beide Völker geraume Zeit hindurch Frieden hielten und nicht wagten, ihre Grenzen zu überschreiten.

Einige Zeit nachher landeten wiederum drei Kiele der Sachsen südlich von Kent in dem Lande, das nachher Südsachsen oder Sussex genannt ward. Die Briten erhoben ein lautes Geschrei und stürmten sofort aus den nahgelegenen Ortschaften herbei, um die Sachsen an der Landung zu hindern. Aber Älla, so hieß der Anführer der Sachsen, erwartete mutig den Angriff der an Zahl überlegenen Briten. Die Sachsen waren von größerem, stärkerem Körperbau und standen kaltblütig zusammen, während die zornigen Briten unvorsichtig gegen sie heraneilten und in Verwirrung gegen die feste Schlachtordnung der Sachsen kamen. So wurden die Briten einer nach dem andern erschlagen und den Nacheilenden kam die Schreckensbotschaft schon entgegen. Alsdann ließen die Sachsen sich am Meeresufer nieder und drangen langsam und allmälich von da aus weiter, bis zuletzt eine große Anzahl von Briten sich gegen sie vereinte, um sie von dort wieder zu vertreiben. Die Schlacht war heiß und blutig; allein keine Partei konnte sich rühmen, den Sieg davon getragen zu haben, und die Scharen Ällas waren so geschwächt, daß er in die Heimat Boten schickte und Hilfsvölker von seinen Landsleuten verlangte. Diese kamen, und nun drangen die Sachsen immer weiter.

Es war da eine Stadt, die noch von den Römern er-

baut war, namens Anderida und diese mußten die Sachsen gewinnen. Sie waren aber unerfahren in der Kunst, Städte zu belagern, und deshalb fügten ihnen die Briten manchen Schaden zu; denn weder bei Tag noch bei Nacht waren sie sicher vor den Überfällen der Briten. Darum suchten die Sachsen mit aller Gewalt die Stadt zu gewinnen; aber während sie die Mauern berannten, kamen ihnen die Bogenschützen der Briten in den Rücken und sandten von da aus ihre Pfeile, welche die Sachsen nicht mit der gleichen Gewandtheit zurückwerfen konnten. Wenn sie dann sich gegen die Schützen wandten, so flohen diese schneller und behender, als die Sachsen, in den Wald und vergebens suchten dann die letzteren sie hervorzulocken. So kamen der Sachsen viele ums Leben und die übrigen wurden müde und sehnten sich um so mehr, das Ende herbeizuführen. Sie teilten ihr Heer in zwei Abteilungen, damit wenn die eine stürmte, die andere in ihrem Rücken die Bogenschützen abhalten könnte. So gelang es ihnen endlich nach langem Streite die Stadt zu nehmen und sie waren so erbittert, daß nicht einer der Bürger am Leben blieb. Einige Jahre hernach kannte man nur noch die Stätte, wo die Stadt einst lag; aber in unserer Zeit kennt man auch diese nicht mehr. Älla nannte sich von da an König von Sussex und war ein Bretwalda, d. i. Oberanführer der Angeln und Sachsen.

Vorher war schon Hengist in Kent gestorben, und sein Sohn Aesc war nach ihm König von Kent. Auf dieselbe Weise aber landeten im Laufe der Jahre noch immer mehr Sachsenhaufen und gründeten ihre eigenen Reiche auf der Insel, und vergebens versuchten die Briten, diesen Eindringlingen Widerstand zu leisten.

Es sind auch noch andere uralte Sagen von der Ankunft der Angelsachsen in England von einem Schriftsteller namens Nennius aufbewahrt. Er erzählt, nachdem die Angel-

sachsen in England angekommen wären, habe Hengist ein großes Gastmahl veranstaltet und seiner schönen Tochter, die einige Rowena nennen, aufgetragen, seinen Gästen Wein und Bier darzureichen. Da sei Vortigern von Liebe für die schöne Rowena ergriffen und habe durch seinen Dolmetscher dem König Hengist das Angebot machen lassen, er wolle ihm für die Hand seiner Tochter alles gewähren, was Hengist fordern möchte, und wäre es auch die Hälfte seines Königreiches. Da habe sich Hengist erst mit seinen Ältesten darüber beredet, was er von dem Britenkönige fordern solle, und auf ihren Rat habe er von dem Könige Vortigern sich das Land Kanthgvaraland ausgebeten, das jetzt Kent heißt, und Vortigern habe es ihm bewilligt. Von da an wohnte Hengist in Kent.

4. König Artus und die Tafelrunde.

Unter den Königen der Briten, welche ihr Vaterland gegen die fremden Eindringlinge verteidigten, ist der gefeiertste Name der des Artus oder Artur und seiner Tafelrunde; denn an seinen Namen knüpften die späteren Geschlechter alles, was sie Großes und Herrliches von den Kriegstaten der Briten zu sagen wußten. Der keltische Volksstamm, zu welchem die Briten gehörten, fand in ihm einen der letzten und würdigsten Vertreter, und darum suchten die, welche in den verheerenden Kriegen von diesem Stamme noch übrig blieben, den König Artus als den Mittelpunkt ihrer Stammessagen mit aller Herrlichkeit derselben zu umkleiden. Zugleich war Artus Vorfechter des Christentums gegen die noch heidnischen Angelsachsen und darum stand er in einem doppelten Glanze. In seinem Schlosse Kaerlleon in Wales, erzählte die Sage, hielt er Hof mit Ginover seiner Gemahlin, umgeben von einem glänzenden Hofstaat der edelsten Ritter und Frauen. Unter diesen Rittern sind zwölf die auserlesenen, welche mit Artus an einem runden Tische sitzen. Zu diesen

zwölf Rittern der Tafelrunde zu gehören, galt für die höchste Ehre, die einem Ritter widerfahren konnte, und deshalb zogen diese auf Abenteuer aus, um den höchsten Preis des Rittertums zu erlangen. Die Beschreibung der Abenteuer dieser Helden ist der Inhalt eines großen Teiles der Rittergedichte, nicht bloß des keltischen Stammes in seinem letzten Zufluchtsorte Wales, sondern auch der Franzosen, so wie der Deutschen des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, und die Sagen von Artus und seiner Tafelrunde dauern bis auf den heutigen Tag. Ja das deutsche Volk verdankt den Sagen, die sich an Artus anschließen, zwei Gedichte, die unter die vollendetsten gerechnet werden müssen, welche in deutscher Sprache verfaßt worden sind. Das sind der Parzival von Wolfram von Eschenbach und Tristan und Isolde von Meister Gottfried von Straßburg, die beide im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts gedichtet sind. Beide Gedichte aber stehen in tiefem und schneidendem Widerspruch; denn Wolframs Parzival erzählt uns mit tiefem Ernste die Taten und die inneren Erlebnisse des gefeierten Helden Parzival, der durch den zerfressenden Zweifel zum Glauben sich hindurchkämpft, Gottfrieds Tristan aber ist ein Lebensbild, welches das menschliche Treiben und Tun in seiner Gottvergessenheit und Sittenlosigkeit mit den blendendsten Farben malt. Darin aber sind sich beide Meisterwerke ähnlich, daß sie uns zeigen, zu welcher Vollendung und zu welcher Schönheit die deutsche Sprache in jener Zeit erblüht war, als die Hohenstaufer mit den Päpsten um die Herrschaft der Welt rangen. Wenn Wolfram uns die dunkeln Tiefen des menschlichen Gemüts zu enthüllen strebt und in diesem Streben selbst den Reichtum seiner tiefsinnigen Anschauung offenbart, so daß oft die Sprache nicht Ausdrücke genug hat für seine gedankenreichen Bilder: so strömt bei Gottfried die Rede leicht und glänzend dahin in immerwährendem Flusse, und niemals fehlt dem Dichter das

Wort und immer trifft er das rechte. Mit Dankbarkeit darf wohl der Deutsche dahin blicken, von wo seinen Dichtern der Stoff geboten wurde, um zwei solche Werke zu schaffen.

Nicht bloß die keltischen Bewohner Englands, auch die hinüberwandernden Angelsachsen waren reich an Liedern und Sagen, und von ihnen ist ein großartiges Heldengedicht in angelsächsischer Sprache, namens Beowulf, auch auf unsere Zeit gekommen. Diese Lieder und Sagen wurden bei ihnen auf folgende Weise erhalten. Wenn bei Gastmählern die Fröhlichkeit herrschte, so war es Sitte, daß alle nach der Reihe die andern Gäste durch ein Lied erfreuten, das zur Zither gesungen wurde. Diese ging rund um den Tisch und wenn einer sie von seinem Nachbar empfangen sollte, erhob er sich und nahm sie an und sang dann ein Lied nach ihrem Klange.

5. Die Vorbereitung zur Bekehrung der Angelsachsen zum Christentume.

Unter den Briten hatte längst das Christentum geblüht; aber die deutschen Völkerschaften, die übers Meer dahin gezogen waren, verehrten noch Wodan und die andern heimatlichen Götter. Einmal kamen einige junge Angeln als Gefangene nach Rom und standen dort auf dem Forum, um als Sklaven verkauft zu werden. Da kam der Bischof Gregorius, welcher einige Jahre hernach zum Papste gewählt wurde, des Weges daher und bemerkte diese Jünglinge, denn sie fielen ihm auf durch ihr schönes Gesicht, ihre weiße Hautfarbe und ihr herrliches Haupthaar, und alles deutete bei ihnen auf eine vornehme Abstammung. Auf seine Fragen vernahm er, daß sie aus Britannien wären; da beklagte er es laut, daß Gott ihnen äußerlich ein so schönes Antlitz, aber innerlich doch nicht die Gnade des Christentums geschenkt

habe. Er hörte ferner, daß sie Angeln genannt würden, da rief er aus: „Und mit Recht heißen sie so, denn sie haben ein Gesicht wie die Engel (angeli), und sie sollten die Miterben der Engel sein im himmlischen Reiche.“ Weiter wurden ihm der Name der Landschaft Deiri genannt, aus der sie gekommen wären. „Wohl“, sprach er, „sie sind de ira eruti, dem Zorne entrissen, und zur Barmherzigkeit Gottes berufen.“ Dann erfuhr er, daß der Name ihres Königs Älla hieße. Darauf sprach er: „Alleluja, das Lob Gottes soll in jenem Lande erschallen.“

Dann eilte Gregor zum Papste und bat ihn um die Absendung von Missionären nach dem Lande der Angeln und Sachsen und erbot sich selbst mit hinzureisen, um da das Christentum zu predigen. Aber der Papst konnte die Entfernung Gregors nicht gestatten, und die Römer wollten ihn auch nicht missen, darum blieb Gregor in Rom. Aber als er einige Jahre hernach selbst Papst ward, da war es eine der ersten seiner Handlungen, Gesandte hinzuschicken, welche den Angeln und Sachsen das Evangelium verkünden sollten. An der Spitze dieser Missionäre stand der Abt Augustin. Aber kaum waren sie bis nach Südgallien gekommen, da hörten sie von der Rohheit und Wildheit des sächsischen Volkes, und daß die Sprache desselben so schwer zu verstehen wäre. Darum sendeten sie den Abt Augustin, der zu ihrem Bischofe bestimmt war, wenn sie von den Sachsen und Angeln günstig aufgenommen würden, wieder zurück zum Papste Gregor mit der Bitte, daß dieser ihnen doch ein so mühevolles und gefährliches Unternehmen erlassen möchte. Aber Gregor gebot die Fortsetzung der Reise und schrieb ihnen einen Brief zum Troste. Er sagte, es wäre noch besser, eine Sache niemals anzufangen, als wieder abzulassen, nachdem man sie einmal angefangen hätte; darum sollten sie nur getrost weiter reisen, es würde ihnen wohl gelingen. Dann

empfahl er sie dem Schutze der fränkischen Könige und ließ ihnen Dolmetscher aus dem Frankenreiche mitgeben; denn damals waren die Sprachen der deutschen Völkerschaften noch nicht so sehr verschieden, daß sie sich untereinander nicht hätten verstehen können.

Dann fuhren die Boten des Christentums hinüber und landeten auf der Insel Thanet, wo zuerst bei der Einwanderung auch die Angeln und Sachsen gelandet waren. Der Bischof Augustin meldete seine Ankunft dem Könige Äthelbert von Kent und bat ihn um gastfreundliche Aufnahme. Äthelbert hatte schon Kunde vom Christentum; denn seine Frau Berta war aus dem fränkischen Reiche und hatte einen Bischof, Liudhard mit Namen, mit hergebracht. Dieser beging ohne alle Hinderung den Gottesdienst in der Kirche zu Canterbury, die noch aus den Zeitender Römer dort erhalten war.

Äthelbert aber fürchtete, daß diese fremden Priester ihn durch Zauberkünste umstricken möchten, und waffnete sich deshalb mit den Mitteln, die sein Volk gegen die Zauberer gebrauchte, und alsdann erst empfing er unter freiem Himmel sitzend die Abgesandten der römischen Kirche. Zwar schien ihm die Predigt der Fremden und ihr Gottesdienst schön zu sein, aber er wollte darum dem Glauben seines Volkes nicht entsagen; jedoch erlaubte er den Ankömmlingen, in seiner Stadt Canterbury zu predigen und zu taufen, so viel sie es vermöchten. Es dauerte nicht lange, da ließ auch Äthelbert selbst sich taufen und erbaute in Canterbury noch eine neue Kirche und beschenkte sie reich mit liegenden Gütern. Gregor hatte diese Nachricht mit Freuden vernommen und dankte Gott, daß die Sprache jener Völker, welche bis dahin nur heidnischen und barbarischen Zwecken gewidmet war, nunmehr zum Lobe Gottes das Alleluja sänge.

Von da an begann allmählich ein anderes Leben der Angeln und Sachsen; denn ihre Seeräuberei hörte auf und

sie wandten sich friedlicheren Beschäftigungen zu. Augustinus, der nun Erzbischof von Canterbury geworden war, suchte auch Frieden und Freundschaft mit den christlichen Priestern der Briten zu stiften. An der Grenze von Westsex kamen die Geistlichen von beiden Seiten unter einem Baume zusammen, der zur Erinnerung daran Augustineizat, d. i. die Augustinuseiche genannt ward. Dennoch mißlang das Unternehmen des Augustinus und zwar durch ihn selbst; denn er trat den Bischöfen der Briten allzu hochmütig entgegen und verlangte von ihnen, daß sie seinen Willen tun sollten, und daran scheiterte die Vereinigung. Aber die Kirche der Angeln und Sachsen blühte fortan, zumal da auch an andern Stellen die Bekehrer landeten und das Christentum predigten. Zwar war noch Äthelberts Sohn wieder ein Heide und verfolgte alle, die sich zum Christentume bekannten; dennoch schritt das Christentum immer weiter fort und kam von Kent aus bald zu den andern Reichen der Angeln und Sachsen.

6. Wie das Christentum zu den Angeln kam.

Im Anfange des siebenten Jahrhunderts war Eadwin König der Angeln und hatte Äthelberge, eine Tochter Äthelberts von Kent geheiratet. Sie war eine Christin, wie ihr Vater; aber ihr Gemahl hing noch den Göttern seiner Väter an und weder Äthelberge, noch der Bischof Paulinus, den sie mitgenommen hatte, konnte ihn völlig überzeugen und dahin bringen, daß er das Christentum annähme. Darum wandte sich Paulinus nach Rom, und bald schickte der Papst Briefe und kostbaren Schmuck an Eadwin und Äthelberge, um den König zu überreden. Allein wenn Eadwin auch nicht abgeneigt war, so bedachte er doch die Schwierigkeiten und Gefahren eines solchen Schrittes, da das Volk der Angeln das Christentum nicht wollte. Einst stellte ein Mörder dem

Könige nach dem Leben, an demselben Tage, wo ihm eine Tochter geboren war. Aber Lilla, einer der Höflinge des Königs, warf sich vor ihn, als schon der Mörder den Streich führte, und ward statt seines Königs getötet. Da gab Eadwin den Bitten des Bischofs Paulinus nach, der ihn bat, zum Andenken an diese Rettung seine Tochter dem Christentume zu weihen. Der König erklärte seine Bereitwilligkeit, aber trat selbst nicht über; nur gelobte er dem Bischofe Paulinus, daß er es nochmals reiflich überlegen wollte, wenn ihm im Kampfe mit dem Könige von Westsex der Sieg verbliebe. Es war gerade ein Krieg mit diesem ausgebrochen.

Eadwin zog in den Streit, und der Sieg ward ihm zu teil. Er kehrte heim und sann nun darüber nach, ob er Christ werden sollte oder nicht. Paulinus erinnerte sich an ein Ereignis im Leben des Königs und gedachte dies zu benützen, um Eadwin zum Entschlusse zu bringen. Dies Ereignis war folgendes. Als Eadwin einstmals vor einem der angliſchen Könige, namens Äthelfried, flüchten mußte, hatte er sich unterwegs in der Stille der Nacht einsam auf einen Stein niedergesetzt. Da war es ihm, als träte eine unbekannte Gestalt zu ihm heran, begrüßte ihn und spräche zu ihm: „Ich weiß, wer du bist und weiß, weshalb du trauerst; aber sage mir, welchen Lohn verheißest du dem zu geben, welcher dich befreit von der Besorgnis, in der du jetzt schwebst, und für dich eine gute Aufnahme bei Redwald auswirken will; denn zu diesem fliehst du ja und willst ihn um Aufnahme bitten.“ Als nun Eadwin geantwortet hatte, daß er alles, was er nur hätte und geben könnte, dafür zum Lohne verheißen würde, fuhr der Unbekannte fort: „Wie nun aber, wenn er auch in Wahrheit dir weisſagt, daß alle deine Feinde dir unterliegen sollen, und daß du nicht bloß deinen väterlichen Thron ganz wieder gewinnen, sondern auch alle,

die vor dir Könige der Angeln gewesen sind, an Macht übertreffen sollst?" Eadwin erwiderte, daß er einem solchen Heilsverkündiger nach seinen Kräften die erwünschte Botschaft vergelten würde. Darauf sprach der Unbekannte zum dritten Male: „Wenn er aber dir einen besseren Weg deines Heiles und deines Lebens vorschlüge, als den jeder deiner Vorfahren bis jetzt gewandelt ist, würdest du auch da ihm folgen?" Eadwin zauderte nicht zu antworten, daß er einem solchen Manne in allen Dingen willfahren würde. Als der Unbekannte dies Versprechen vernommen hatte, legte er dem Könige die Hand aufs Haupt und sprach: „Wenn dies alles, was ich dir gesagt habe, so wird eingetroffen sein, dann erinnere dich dessen, was wir hier geredet, und sei nicht säumig das auszuführen, was du jetzt versprichst." Mit diesen Worten war der Unbekannte verschwunden. Sobald dies geschehen war, kam ein befreundeter Mann des Weges daher und lud den König ein, mit ihm zu gehen und sich auszuruhen, und führte ihn hernach zu Redwald, dem Bretwalda (König) der Westsachsen, der Eadwin aufnahm und ihm weder selbst ein Leid zufügte, noch ihn seinen Feinden auslieferte. So war Eadwin in Sicherheit und wartete ruhig ab, bis sein Feind Äthelfried gestorben war. Nach dessen Tode kehrte er heim und wurde König der Angeln.

Dieses Ereignis war dem Paulinus genau bekannt, und er gedachte es nun zu benutzen, um den König zum Entschlusse zu bringen. Als dieser einst, wie er damals nach dem Siege über den König von Westsex zu tun pflegte, in dunkler Nacht gedankenvoll da saß und hin und her erwog, ob er nun zum Christentume übertreten sollte oder nicht, trat Paulinus leise zu ihm heran, legte ihm die Hand aufs Haupt, um zu erforschen, ob der König dies Zeichen wieder erkennen würde. Der König erkannte den Bischof Paulinus nicht, sondern warf sich ihm zitternd zu Füßen. Da hob Paulinus ihn auf und

sprach in freundlichem Tone zu ihm: „Sieh, du bist gerettet aus den Händen der Feinde, die damals dich bedrohten; du hast das Reich erhalten, das du damals begehrtest: so erinnere ich dich denn daran, daß du nicht mehr verschieben mögst, das zu halten, was du damals versprochen hast. Wie Gott dich von deinen zeitlichen Leiden befreit hat, so wird er dich auch von den ewigen erretten und dich seiner Seligkeit teilhaftig machen. Darum bekenne dich zum Christentum.“

Der König Eadwin versprach nun, daß er dies tun wolle; aber vorher wolle er noch mit seinen Freunden und Räten und allen Vornehmen des anglischen Volkes sich bereden, damit, wenn sie mit ihm übereinstimmten, alle zugleich dieselbe Weihe der Taufe empfangen könnten. Er berief nun einen großen Rat aller Ersten in seinem Reiche Northumberland, um sie zu befragen, was sie von der neuen Lehre der Christen hielten. Da erhob sich zuerst der oberste Priester des Heidentums, der Coifi hieß, und sprach folgendes: „Sieh selbst, o König, wie es mit der neuen Lehre beschaffen ist; ich aber will dir von unserer bisherigen Gottesverehrung sagen, daß sie überhaupt keine Kraft haben kann. Denn niemand von allen, die dir gehorchen, hat mit größerem Eifer dem Dienste der Götter obgelegen, als ich; dennoch sind viele, welche größere Geschenke und höhere Würden von dir empfangen haben, als ich. Wenn aber die Götter etwas vermöchten, so würden sie doch eher mir gnädig gewesen sein, da ich ihnen eifriger gedient habe. Wenn nun die Lehre, welche jene Christen uns predigen, sich nach deiner Prüfung als besser und stärker erweist, so wollen wir sie ohne Zaudern annehmen.“ Dem stimmten die andern bei, und Coifi bat nun, daß Paulinus ihnen eine Predigt halten möchte, damit sie daran erkennten, wie es mit der neuen Lehre beschaffen wäre. Als Paulinus geendet hatte, sprach Coifi: „Nun erkenne ich klar, daß in

dieſer Predigt die Wahrheit offenbar wird, welche uns zum Heile gereichen muß."

Alsdann ward ein Tag zur Taufe beſtimmt; aber es entſtand nun die Frage, wer die Altäre und Tempel der Götter zerſtören ſollte. Da ſprach Coifi: „Das will ich tun; denn weil ich ſie am meiſten verehrt habe, ſo liegt es auch mir am meiſten ob, die Nichtigkeit dieſer Verehrung zu beweiſen." Er bat den König, daß er ihm ſeine Waffen geben möchte. Dann beſtieg er das Roß des Königs, obwohl es nach den Geſetzen des Heidentums dem Prieſter nicht geſtattet war, zu reiten und Waffen zu tragen. Mit dem Schwerte umgürtet und mit der Lanze in der Hand ritt er auf den Tempel zu, während der dabeiſtehende Volkshaufe meinte, Coifi wäre wohl nicht recht bei Sinnen. Als aber Coifi dem Tempel nahe genug gekommen war, ſchwang er die Lanze und warf ſie gegen den Tempel, alsdann befahl er ſeinen Genoſſen, Feuer anzulegen und das Gebäude mit allem, was daran ſtieß und dazu gehörte, zu verbrennen. So geſchah es, und der Ort, wo dies ſich ereignete, liegt nicht weit im Oſten von der Stadt York. Paulinus aber wurde Biſchof von York.

Der Friede und die Ruhe in Eadwins Reiche ſicherte die Ausbreitung des Chriſtentums; denn man ſagte, unter ſeiner Regierung könne eine Frau mit einem Säuglinge von einem Meere zum andern ungefährdet ziehen. Der König ließ Brunnen an der Heeresſtraße graben und Becher zum Gebrauche der müden Wanderer daneben hängen; aber keine Hand als die dankbare des durſtigen Wanderers wagte ſie zu berühren; denn ſtiller Friede waltete im Northumberlande.

7. Der Tod des Königs Siegbert von Oſtangeln.

Als Eadwins Bemühungen für das Chriſtentum in ſeinem Reiche nördlich vom Humberfluſſe bereits großen Erfolg hatten, war das Land der Oſtangeln noch ganz der alten Verehrung

der Götter getreu geblieben. Damals kam Siegbert aus der Verbannung zurück, in welche er durch den vorigen König aus seiner Heimat vertrieben war. Er war lange im Reiche der Franken gewesen und dort im Christentume unterrichtet. Als nun nach seiner Rückkehr die Ostangeln ihn zu ihrem Könige machten, weil er aus königlichem Geblüte war, bemühte er sich, seine Landsleute der Segnungen der neuen Religion teilhaftig werden zu lassen. Er gründete Kirchen und stiftete eine Schule, aus welcher im Laufe der Jahrhunderte die Universität Cambridge erwuchs. Nachdem aber der König seine Bemühungen mit Erfolg gekrönt gesehen hatte, ward er der Herrschaft überdrüssig. Er beschloß, sie niederzulegen und in der Stille eines Klosters ruhiger Beschaulichkeit zu leben. Obwohl der König Penda von Mercia Siegberts Land mit Krieg zu überziehen drohte, vermochte diese Gefahr nicht, den Letzteren von seiner Neigung abzuziehen, sondern er überließ seinem Bruder Egrike die Verteidigung des Landes. Dieser aber ward geschlagen, und die Ostangeln verlangten mit Ungestüm ihren König Siegbert wieder. Sie klopften an die Türe seines Klosters, und als Siegbert sich weigerte, zogen sie ihn fast mit Gewalt hervor und flehten ihn an, daß er wenigstens durch seine Gegenwart das Heer stärken möchte; denn unter seinen Augen würden sich die Ostangeln nicht fürchten. Da gab Siegbert nach; aber er wollte keine andere Waffe tragen, als seinen Stab. Auf diesen gestützt, stand er allein ruhig und unbewegt im Kampfgewühl und war den Seinen ein mächtiger Sporn der Tapferkeit. Aber die Mercier stürmten heran und errangen den Sieg, und Siegbert und Egrike wurden mit einer großen Anzahl der Ostangeln erschlagen. Dennoch nahm der Sieger Penda das eroberte Reich nicht in Besitz, sondern er begnügte sich, seine Gegner besiegt zu haben, und ließ es zu, daß die Ostangeln einen andern Mann aus dem Geschlechte Siegberts zum Könige über sich setzten. Darum gingen auch die Be-

ſtrebungen Siegberts mit ihm nicht unter; denn ſein Nachfolger ſetzte das Werk fort, und bald war ganz Oſtangeln dem Chriſtentume gewonnen.

8. Oswald.

Der gewaltige Heidenkönig Penda ruhte jedoch nicht, ſondern er bekriegte auch Eadwin, den König von Northumberland, und erſchlug ihn im Treffen. Faſt ſchien es, als wenn das Chriſtentum wieder untergehen ſollte; denn es regierten nun zwei heidniſche Könige in Northumberland. Aber ihre Herrſchaft dauerte nur ein Jahr, da wurde Oswald König, deſſen Mutter eine Schweſter Eadwins war, und Oswald führte den Sieg des Chriſtentums durch. Sobald Oswald König geworden war, kam Ceadwalla, der letzte König der Briten, gegen ihn heran. Oswald errichtete ein Kreuz als Zeichen des Chriſtentums und trat dann dem ergrauten Helden Ceadwalla entgegen, der in ſechszig Treffen Sieger geweſen und darum den Briten für unüberwindlich galt. Nun aber war ſeine Stunde gekommen; denn gleich im Anfange des Treffens fiel er, und beſtürzt durch dieſes Unglück, wandten ſich die Seinigen zur Flucht. Es war der letzte Verſuch; Oswald unterwarf ſie völlig und ward nun Bretwalda, d. i. Oberkönig der Angeln, der Briten und eines großen Teiles der Pikten und der Schotten.

Aber der Sieger war nicht bloß ein tatkräftiger Held, er war zugleich auch mild und gütig, und bald gaben ihm die unterworfenen Briten den Beinamen Sanigwin, d. i. die gütige Hand. Oswald war ſtreng gegen ſich ſelbſt und die Mächtigen ſeines Reiches, aber freundlich und wohlgeſinnt gegen die Armen und Unterdrückten. Er gründete Kirchen und Schulen; und ſeine Länder blühten unter ſeiner Herrſchaft; von da an verſchmolzen die verſchiedenen Völker ſeines Reiches zu einem einzigen. Noch lange nach ſeinem Tode

priesen ihn die Völker, und als einst eine Pest ausbrach, hörte sie auf an Oswalds Todestage.

Aber sein Leben war nicht von langer Dauer; denn noch lebte der gewaltige Heidenkönig von Südhumbrien oder Mercia, der unermüdliche Penda, und bereitete auch Oswald das Verderben. Penda zog heran, und Oswald fiel im Treffen, nachdem er erst achtunddreißig Jahre alt geworden war und acht Jahre regiert hatte. Sein Volk verlangte, daß man die Dauer seiner Regierung auf neun Jahre setzen sollte, damit das Andenken an seinen Vorgänger erlöschen und Oswald als der Nachfolger Eadwins gelten möchte.

Nicht lange hernach fand Oswald seinen Rächer. Der übermütige Penda war nicht zufrieden, daß die Northumbier ihm jährlich Tribut verhießen; er forderte immer mehr und drang wiederum raubend und plündernd über den Humberfluß vor. Da sprach Oswin: „Wenn der Heide unsere Gabe nicht zu schätzen weiß, so wollen wir sie dem opfern, der sie würdigt, unserem Gott und Herrn.“ Alsdann gelobte er, Kirchen und Klöster zu bauen, wenn ihm der Sieg verliehen würde.

Am Flusse Winwäd, der jetzt Broad Are heißt, nicht weit von Leeds, trafen die Heere aufeinander. Der Strom war von Regengüssen hoch angeschwollen, aber Penda ging mit seinen Scharen hinüber und der Kampf begann. Penda fiel und seine besten Heerführer mit ihm, da wandte sich das Heer von Mercia zur Flucht; aber Oswin und die Seinen verfolgten sie und erschlugen ihrer viele, und noch mehr ertranken in dem hoch angeschwollenen Strome. Das geschah im Jahre 654, und von da an wandten sich auch die Sachsen dem Christentume zu.

9. Egbert von Westsex, der erste König von England.

Egbert war der Sohn des Königs Alimud von Westsex; aber er selbst hatte keine sichere Zufluchtsstätte in seinem Vater-

lande, ſondern mußte als Jüngling über das Meer zu den Franken fliehen, um nur ſein Leben zu retten vor den Feinden ſeines Vaters. Dreizehn Jahre lang lebte Egbert am Hofe Karls des Großen; dann ſtarb der König von Weſtſex, und die Freunde Egberts luden ihn zur Rückkehr ein, da er nun ſein Reich ſich ſichern könne. Darum zog Egbert hinüber und ward freudig aufgenommen. Zur ſelben Zeit war das Heer des Königs von Mercia geſchlagen, und dieſe Siegesfeier vereinte ſich mit dem Jubel der Krönung.

Sobald Egbert ſeine Macht befeſtigt hatte, berief er eine Reichsverſammlung nach Wincheſter und ſchlug vor, den Namen der ganzen Inſel nach dem Namen der Angeln Anglia, d. i. England zu benennen; denn im Laufe der Zeit hatte der Stamm der Angeln ſich immer mehr ausgedehnt, und ihr Name war vielfach für die Bewohner der Inſel gebräuchlich geworden. Den Namen der Sachſen vermieden ſie, weil man ſie dann mit den Sachſen jenſeit des Meeres hätte verwechſeln können, die Karl der Große bezwungen hatte. Egbert hatte bei Karl dem Großen mancherlei gelernt, und wie dieſer ſeine Herrſchaft über alle deutſche Stämme des Feſtlandes ausgedehnt hatte, ſo wollte ſich auch Egbert alle Völkerſchaften der Inſel unterwerfen. Aber es verging darüber lange Zeit; denn länger, als das Viertel eines Jahrhunderts, regierte Egbert nur allein über das kleine Königreich Weſtſex, neben dem Mercia das mächtigſte Land der Inſel war. Dieſes aber bedrängte die andern kleinen Reiche, und der König von Oſtangeln kam zu Egbert und bat ihn um Hilfe gegen den Übermut Mercias. Zwar ſchien es anfangs, daß das Geſchick ſich gegen Weſtſex wenden wollte, denn die Mercier drangen weit vor; aber da trafen die Heere aufeinander bei Ellendune. Es war ein heißer, blutiger Kampf, ſo daß der Bach Ellendune rot ward von dem vergoſſenen Blute; aber nach langem Streite flatterte die Fahne der Sachſen mit dem Drachenbilde

in der Mitte ſiegreich auf dem Schlachtfelde. Viele Große und Angeſehene waren gefallen, unter ihnen Bernewolf, zu deſſen Andenken man noch ſpäter das angelſächſiſche Lied ſang:

Elendune, Elendune, the land is fulle rede
Of the blôde of Bernewolf, ther he tôke his dede.

D. h. Elendune, Elendune, das Land iſt voll der Sage
von dem Blute Bernewolfs, da er ſeinen Tod empfing.

Nachdem Egbert den mächtigſten Staat Englands ſich unterworfen, drang er raſch nordwärts vor und eroberte die andern Reiche. Zwar ließ er die Könige derſelben beſtehen, aber ſie mußten ihn als ihren Oberlehnsherrn anerkennen. So herrſchte Egbert als der erſte König von England, und fortan gingen auch alle Völkerſchaften des Landes in das eine Volk der Angelſachſen auf.

Aber es tat not, daß die Zerſtückelung Englands in viele kleine Reiche, die untereinander ſich zerfleiſchten, endlich aufhörte; denn es war ihnen allmählich ein gefährlicher Feind herangewachſen, der die ganze Kraft aller Angelſachſen erforderte. Das waren die Nordmannen, welche aus dem unbekannten Dunkel ihrer Heimat raubend und plündernd Jahrhunderte lang die Küſten Europas heimſuchten, und ſeit Egbert beſtehen die Taten der Könige Englands bis auf den größten ſeiner Könige, den herrlichen Älfred, nur in der Abwehr der Nordmannen. Egbert ſtarb im Jahre 836.

Von da an galt der Name der Briten nicht mehr für ein beſonderes Volk, ſondern ſie verſchmelzen ſo mit den Angelſachſen, daß in ſpäterer wie in unſerer Zeit der Name eines Briten oder Engländers gleichbedeutend iſt. Eine Anzahl Briten hatte ſich ſchon früh nach der Halbinſel des Frankenreichs begeben, die von ihnen den Namen Bretagne führt, ein anderer Teil hielt ſich noch lange in dem gebirgigen Wales. Aber im Laufe der Zeit ſind ſie alle mit den andern Einwohnern des

Landes verschmolzen, und der keltische Stamm, von welchem das Volk der Briten herstammte, ist dort nicht mehr unvermischt zu finden. Dies ist eher der Fall in Irland, wo der überwiegende Teil der Bevölkerung von den Kelten abstammt. In unserer Zeit hat sich auch hier das Schicksal der keltischen Stämme erfüllt, denn auch dieser muß weichen vor dem welterobernden Stamme der Angelsachsen. Einesteils kommt dies Zurückweichen von der Unterdrückung, welche die Angelsachsen gegen die Kelten noch jetzt ausüben, anderenteils aber und hauptsächlich von der größeren sittlichen Kraft des angelsächsischen Stammes.

10. Alfred der Große.

Egbert, der zuerst alle Königreiche Englands unter seiner Herrschaft vereinigte, hatte zwei Söhne, von denen Äthelstan zum Könige, Äthelwolf aber für die Kirche erzogen wurde. Aber als der älteste Bruder starb, mußte doch der milde und friedliebende Äthelwolf die Regierung übernehmen. Er hatte mit seiner Frau Osburga fünf Söhne, deren jüngster der Liebling beider Eltern war. Sein Name war Alfred und er war im Jahre 849 geboren. Weil Äthelwolf den Knaben um der herrlichen Gaben seines Leibes und seiner Seele willen über alles liebte, so gedachte er ihm im zarten Alter diejenige Segnung zuzuwenden, welche die Menschen seiner Zeit über alles schätzten. Dieses war, nachdem zuerst der König Karl der Große sich vom Papste in Rom zum Kaiser hatte krönen lassen, die Salbung durch den Papst. Mit dem erst fünfjährigen Knaben fuhr der Vater über das Meer und zog mit ihm weiter bis über die Alpen nach Rom. Dort hatte der Papst Leo seine Freude an dem herrlichen Knaben und salbte und krönte ihn auf die Bitte seines Vaters.

Dann kehrte Äthelwolf mit seinem Sohne wieder heim und verweilte auf der Rückkehr längere Zeit am Hofe Karls des Kahlen in Frankreich. Er heiratete dessen Tochter Judith

und brachte sie mit nach England. Aber Osburge, die Mutter Älfreds, lebte noch und hatte nach wie vor Einfluß auf des Knaben Erziehung. Sie liebte die alten Lieder und Heldengesänge des Volkes der Angelsachsen und lehrte sie ihren Älfred, der sie mit großer Aufmerksamkeit vernahm. Einst traten ihre Söhne zu ihr und fanden ihre Mutter lesend, da sprach sie zu ihnen: „Demjenigen von euch will ich dies Buch schenken, der es zuerst auswendig lernt!“ Da erwachte in dem Knaben Älfred die Begierde, lesen zu lernen, und als er das Buch besah, lockten ihn die schönen, großen Anfangsbuchstaben, und er hätte das Buch um jeden Preis gern das seinige genannt. Darum fragte er noch einmal, ob es denn wirklich Ernst sei, daß derjenige das Buch erhalten sollte, der es zuerst vorlesen könnte, und als sie ihm seine Frage bejahte, war Älfred schnell entschlossen und legte bald den Grund in sich zu denjenigen Kenntnissen, welche ihn später über alle seine Zeitgenossen erhoben.

Nicht minder aber übte sich Älfred in den Waffen, und es kam die Zeit heran, wo ihm diese Übung Früchte tragen mußte. Denn um jene Zeit brachen alljährlich die Nordmannen ein, die man in England Dänen nannte, und verheerten das Land mit entsetzlicher Grausamkeit. Ihre Schiffe waren nur klein, aber desto zahlreicher, so daß oft eine Flotte von dreihundert Schiffen zusammen auf einen Raubzug ausging. Denn Rauben und Plündern war für sie die ehrenvollste Beschäftigung; sie verachteten den Mann, der auf dem Bette starb; denn nur der Schwerttod, sagten sie, ist des Mannes würdig, und ihre größte Kraft zeigten sie darin, unter quälenden Wunden lachend zu sterben. Dieselbe Grausamkeit, die sie standhaft zu erdulden vermochten, zeigten sie auch gegen andere und nicht zufrieden damit, ihre unschuldigen Opfer zu berauben und zu ermorden, quälten sie diese auch auf ausgesuchte Weise. Sie drangen tief hinein in die Länder;

denn ihre Schiffe waren klein, und wie sie mit ihnen auf der stürmischen See der Wut der Wellen trotzten, so fuhren sie mit ebendenselben Fahrzeugen die Ströme hinauf bis tief in das Land. Wenn sie an eine Stelle kamen, wo das seichte Wasser die Schiffe nicht mehr tragen konnte, so hoben sie ihre Fahrzeuge auf und trugen sie über die seichte Stelle. Dasselbe geschah auch, wenn sie aus einem Flusse in den andern wollten, auch dann trugen und schleppten sie ihre leichten Fahrzeuge über das Land. Wo sie nahten, da ging Schrecken vor ihnen einher; denn ihre Wut war nicht zu versöhnen. Sie wollten nicht herrschen, nicht Land sich erwerben, wie es vordem doch die wandernden Stämme gewollt hatten, vor denen sich die Menschen fürchteten; denn ruhige Niederlassung im eroberten Lande war gegen ihre Gewohnheit, sie wollten nur rauben und nach dem Raube auch noch zerstören. Darum bewahren noch bis auf den heutigen Tag alle Küsten der westeuropäischen Länder grauenvolle Erinnerungen an die Nordmannen, und nicht bloß die Küsten, sondern Städte, wie Paris und Köln sind manchmal von den entsetzlichen Räubern heimgesucht worden.

Zur Zeit von Älfreds Jugend brachen diese Nordmannen alljährlich in England ein und verheerten, was sie in ihre Gewalt bekommen konnten. Wenige Jahrhunderte waren erst vergangen, als auch die Sachsen durch ihre Räubereien dieser Art sich den Küstengegenden furchtbar gemacht hatten; aber sie hatten in ihrer neuen Heimat den Einfluß erfahren, welchen der Ackerbau auf die Gesittung der Menschen ausübt, und zugleich hatte das Christentum die alten Gewohnheiten gebrochen und sie das als unrecht erkennen lassen, was ihren Vorfahren und deren Sinnesgenossen als das verdienstlichste Werk galt, Raub und Plünderung. Mit der wachsenden Gesittung geht aber oft nicht bloß die Übung in den Waffen, sondern zugleich die Fähigkeit und Bereitwillig-

keit dazu unter, und darum drängten sich die Angelsachsen nicht zum Kampfe, wie die Nordmannen, deren Fest es war, sondern sie verteidigten sich nur, wenn die Not sie zwang, gegen die übermütigen Feinde aufzutreten. Dafür mußten sie oft bitter büßen. Furchtbar war besonders ein König der Dänen, namens Inguar, ein Mann, vor dessen Namen die Engländer schon erschrecken mußten. Als er den König Edmund in seine Gewalt bekam, forderte er von diesem, daß er sich vom Christentume lossagen sollte. Aber Edmund weigerte sich dessen; da ließ ihn Inguar an einen Baum binden, ihn erst schlagen und dann mit Pfeilen nach ihm schießen. Auch da noch blieb Edmund standhaft und unerschüttert, so daß Inguar zuletzt aufgebracht und ermüdet durch diese Festigkeit, ihm das Haupt abschlagen ließ. Dafür wurde Edmund in der Sage und im Liede verherrlicht, und seine Verehrung hat viele Jahrhunderte überdauert.

Älfreds vier ältere Brüder stritten mutig gegen diese entsetzlichen Feinde; aber einer nach dem andern erlag in diesem Kampfe, bis zuletzt, woran bei seiner Geburt kaum zu denken gewesen, Älfred im Alter von zweiundzwanzig Jahren nach dem Wunsche des gesamten Volkes auf den Thron berufen wurde. Denn wenige Monate vor dem Tode Äthelreds, des letzten seiner Brüder, hatte Älfred in dem Treffen bei Äscesdun sich die Bewunderung und die Liebe aller Sachsen erworben. Es war an einem Sonntag und die Heiden rückten schon in ihre Schlachtordnungen, da ging Äthelred noch in die Kirche, um dem Gottesdienste beizuwohnen. Vergebens baten ihn seine Anführer, daß er doch für dies Mal den Besuch der Kirche aufschieben möchte; Äthelred erwiderte, daß nichts ihn vom Gottesdienste abhalten könnte, und daß er, bevor die Messe geendigt sei, den Ort nicht lebendig verlassen würde. Da warf sich Älfred, der die andere Heeresabteilung anführte, mit kühnem Jugendmute

auf die Feinde, die den Angriff noch nicht erwarteten, und brachte sie in Verwirrung. Zwar leisteten sie noch einige Zeit hindurch Widerstand, weil Älfreds Haufe zu klein war; aber als nun auch Äthelred nach Beendigung der Messe mit seiner Schar nachrückte, konnten die Dänen das Feld nicht mehr behaupten, sondern suchten in wilder Flucht ihr Heil. Bald darauf wurden die Dänen, die durch andere Züge verstärkt waren, noch einmal geschlagen; aber Äthelred wurde verwundet und starb im Jahre 871. Da ward Älfred König.

Er weigerte sich erst, die Krone anzunehmen, bis die Bitten der Angelsachsen nach Monatsfrist ihn dazu vermochten. Trotz seines Jugendmutes schlug er die Gefahren der Dänen nicht geringer an, als sie wirklich waren, und gedachte wohl auch seiner Krankheit, die ihn oft unerwartet erfaßte. Denn im Jünglingsalter hatte ihn einmal ein schmerzhaftes Übel ergriffen, dessen Ursprung und Wesen den Ärzten seiner Zeit unbekannt war, und gegen das sie vergebens ihre Mittel versuchten. Nach einigen Jahren schien es ihn verlassen zu haben; aber als er sich im zwanzigsten Jahre seines Lebens verheiratete, brach auf einmal am Hochzeitstage wieder das schmerzhafte Übel aus. Von da an kehrte der Schmerzenanfall fast bis an sein Lebensende hindurch täglich wieder, und nur Älfreds mächtiger Geist konnte diese Schmerzen so überwinden, daß er dabei an Leib und Seele immerfort für den Ersten seines Volkes gehalten werden mußte. Denn an Übung und Geschicklichkeit in den Waffen war ihm ebenso wenig ein Mann seines Volkes gleich, als in der Wissenschaft und in allen Kenntnissen seiner Zeit.

Während Älfred die Leiche seines Bruders nach Winburn in die Gruft begleitete, drangen wiederum die Dänen so vor, daß Älfred von diesem Zuge ablassen mußte, um ihnen mit einer kleinen Schar entgegentreten zu können. Er besiegte die Dänen und traute ihren Versprechungen, daß sie fortan sich

friedlich und ruhig verhalten wollten; aber vergebens, denn weder an ein einfaches, schlichtes Versprechen banden sich die Dänen, noch an Geisel und Eid. Alljährlich kamen wieder neue Scharen nach und diese hielten sich durch die Versprechungen der andern noch weniger verpflichtet. Darum kam Älfred auf den Gedanken, lieber mit den Dänen auf dem Wasser zu kämpfen, als sich ihnen erst nach ihrer Landung entgegenzustellen. Er erinnerte die Angelsachsen daran, daß auch ihre Vorfahren gewandt und mächtig zur See gewesen waren, und forderte sie auf, in allen Häfen Schiffe zu bauen, damit sie mit ihnen die Mündungen der Ströme bewachten, und die Dänen zu schlagen, bevor sie noch ins Land gekommen wären. Dies gelang auch, und eine ganze Flotte der Dänen wurde vernichtet. Während dies im Westen, in Westsex geschah, fiel eine andere Dänenschar unter ihrem Anführer Hubbas im Norden Englands ein. Aber auch sie erlitt eine schwere Niederlage, und der Sieg der Angelsachsen war um so unheilbedeutender für die Dänen, weil diese ihre Fahne verloren hatten. In diese Fahne hatten die drei Schwestern des schrecklichen Inguar und Hubbas den Vogel Odins gewebt, einen Raben, den die Dänen für lebend ansahen und auf den sie die Blicke richteten, wenn eine Unternehmung sie lockte. Schien der Rabe zu flattern oder die Flügel zu heben, so bedeutete es Heil und Sieg für die Dänen; wenn er sie aber senkte, so stand ihnen Unglück bevor.

Aber dennoch kam das Unglück über Älfreds Haupt. Sein Heer wurde wiederholt geschlagen und er mußte mit wenigen Begleitern in den Sümpfen und Marschen der Grafschaft Somerset seine Zuflucht suchen. Viele der Angelsachsen flohen übers Meer in andere Länder, noch andere hielten es mit den Dänen und verließen ihren König, der mit seinen wenigen Getreuen jedem Zufall ausgesetzt war und selbst durch List oder Gewalt sich den notdürftigsten Unterhalt erwerben

mußte. Einmal hatte er bei einem Kuhhirten sichere Zuflucht gefunden. Eines Tages saß er am Herde desselben und schnitzte Bogen und Pfeile. Die Hausfrau aber, welcher keine Ahnung von ihrem hohen Gaste innewohnte, hatte ihm anbefohlen, auf das Brot zu achten, daß sie buk und an das Feuer gesetzt hatte. Aber Älfreds Gedanken blieben nicht beim Brote, sondern schweiften hinaus ins Weite, und er sann auf Mittel, sein Volk zu schützen gegen die Dänen; da fing das Brot an zu brennen, und die geschäftige Wirtin gewahrte es und sah den Älfred ruhig daneben sitzen. Zornig rief sie ihm zu: „Du törichter Mensch, siehst du nicht das Brot brennen, dessen Sorge ich dir befahl! Freilich, du verschlingst es lieber, wenn es gar ist.“

Ein anderes Mal, erzählt die Sage, saß Älfred allein im Hause, während seine Begleiter auf den Fischfang ausgegangen waren, und las in den Geschichten seines Stammes und Landes. Da klopfte ein Bettler an die Tür und bat ihn um einen Bissen Brot. Es war aber nur noch ein Stück da, das letzte; dieses nahm Älfred, zerbrach es in die beiden Hälften und reichte dem Bettler die eine. Dann schlief er ein und während seines Schlafes hatte er ein Traumgesicht, daß ihm verkündete, bald würde er sein Reich wieder erobern. Er teilte den Traum sogleich seiner treuen Mutter Osburge mit, die ihn auch da nicht verlassen hatte, und beide schöpften wieder neuen Mut.

Nachdem einige Zeit verflossen war und die Dänen in ihren Nachforschungen nachgelassen hatten, ging Älfred mit seinen wenigen Begleitern aus seiner Zufluchtsstätte hervor und suchte sich eine andere. Diese lag in derselben Grafschaft Somerset und war durch zwei Flüsse, die sich dort vereinigten, und den sumpfigen Boden, der sie umgab, zu einer völligen Insel gemacht. Älfred nannte sie Äthelingsey, d. i. Insel der Edelinge, der Edeln. Nur eine einzige Zug-

brücke führte zu ihr, und diese war leicht zu beschützen. Über sie hinaus eilten oft die Angelsachsen, um sich Nahrung zu verschaffen oder auch um kleine Züge der Dänen anzugreifen und dann schnell wieder in ihren sicheren Versteck heimzukehren.

Wenn aber auch solche Angriffe meist wohl gelangen, so war doch der Vorteil so gering und konnte gegen die sich immer mehr begründende Macht der Dänen kaum gerechnet werden. Darum entschloß sich Älfred zu einem kühneren Schritte. Er war ein Meister des Gesanges und des Saitenspieles und diese Kunst gedachte er zu nützen, um sowohl die Macht der Dänen zu erforschen, als auch selbst im Lande zu erfahren, auf welche Hilfe er zu rechnen habe. Als Harfner verkleidet, machte er sich auf und fand Eingang ins Lager der Dänen, die sich gern an seinem Spiele und Gesange ergötzten, ja in das Zelt des Königs Gutrum selbst gelangte er mit leichter Mühe. Da sah er die Beschaffenheit ihres Heeres, alle ihre Zurüstungen, er sah, wie sie sorglos und fahrlässig an keinen Feind und keinen erheblichen Widerstand mehr dachten, sondern nur auf Raub und Plünderung ausgingen und selbst den Schutz und die Bewachung ihres Lagers versäumten.

Dann erforschte er auch die Stimmung der Bewohner der drei zunächstgelegenen Grafschaften und da er glaubte, sich auf ihren Eifer und ihren Mut verlassen zu dürfen, kehrte er wieder in seine Wasserburg zurück. Sieben Wochen hatte sein Häuflein sich durch diese beschützt, da berief Älfred um die Pfingstzeit alle seine Getreuen nach dem östlichen Ende des Selwood, d. i. Weidenwald in Somerset. Sie erschienen zahlreich und hießen mit Jubel ihren König willkommen. Mit kühnem Mute rückten die Sachsen auf die Hauptmacht der Dänen ein, die von der neuen Anstrengung der Sachsen bereits unterrichtet waren. Es war ein heißer

Kampf und die Dänen den Sachsen an Zahl überlegen; aber diese kämpften für ihr Vaterland und ihre Freiheit und wurden geführt von einem Könige, der an Klugheit, wie an Mut es allen zuvor tat; darum wurden die Dänen geschlagen und zogen sich fliehend in ihr festes Lager zurück. Aber Älfred rückte nach und umschloß sie eng von allen Seiten. Da gingen den Dänen bald die Lebensmittel aus und sie schickten hin zu Älfred und erboten sich, das Land zu verlassen und nimmer wiederzukehren, wenn ihnen freier Abzug bewilligt würde. Älfred gewährte ihnen diese Bitte, und die Dänen hielten dies Mal den Vertrag. Aber ihr König tat noch mehr. Älfreds herrlicher Sinn hatte ihm die Bewunderung des Königs Gutrum gewonnen, und als dieser mehrmals mit dem Sachsenkönig sich unterredet hatte, gelobte er ein Christ zu werden. Mit ihm faßten viele andere der vornehmsten Dänen den Entschluß, und nicht lange hernach wurden mit Gutrum dreißig seiner Mannen getauft, wobei Älfred selbst Pate war. Dann beschenkte er den Dänenkönig mit reichen Gaben, und dieser zog in sein Land Ostangeln, das Älfred ihm zu Lehen gegeben hatte.

Von da an blieb Älfred für immer der Sieg. Es kamen noch neue Dänenscharen; aber Älfred hatte für Schiffe gesorgt, fuhr ihnen schon auf dem Meere entgegen und schlug sie dort. Einmal traf er eine Dänenflotte, deren einen Teil er ganz vernichtete, so daß die übrigen Dänen in ihren Schiffen die Waffen weglegten, auf die Kniee fielen und ihn um Gnade baten. Die gewährte ihnen Älfred, und von da an hatte England längere Zeit Ruhe; denn die Dänen wandten sich lieber den andern Küsten zu, wo sie nicht die Gegenwehr fanden, wie bei Älfred. Namentlich waren den Dänen auch die Schiffe Älfreds furchtbar; denn er hatte sie größer bauen lassen, als es damals Sitte war, mit sechszig Rudern, während die Fahrzeuge der Dänen nur klein waren.

Doch konnten die Angelsachsen Älfreds neue Bauart nicht gleich liebgewinnen und wußten nicht mit ihr umzugehen; darum ließ er Seeleute aus Friesland kommen, die von jeher um ihrer Erfahrung willen berühmt waren.

Nachdem Älfred sein Reich nach außen gesichert hatte, war die ganze Sorgfalt des jungen Königs darauf gerichtet, es auch innerlich zu befestigen und ihm eine gute Verfassung und gute Gesetze zu geben. Darum ließ er eine Sammlung der Gesetze veranstalten, welche frühere weise Könige schon hatten niederschreiben lassen, und ließ sie durch seine Ratgeber prüfen. Er änderte nicht viel darin; denn er sagte, er wüßte nicht, wie solche Abänderungen dem Volke gefallen würden, denen diese Gesetze durch den Brauch der Vorfahren mündlich überliefert waren. Namentlich dachte er nach über die Rechtspflege und prüfte deshalb die Urteile der Richter, ob sie mit den Gesetzen und dem Herkommen seines Volkes übereinstimmten, und einmal soll er in einem Jahre vierundvierzig Richter mit dem Tode bestraft haben, weil ihnen bewiesen war, daß sie falsches Urteil gesprochen hatten. Darum verlangte er auch von den Richtern, daß sie eifrig in den Gesetzen ihres Volkes forschen sollten, damit sie vertraut würden mit denselben. Als wichtigsten Rechtsgrundsatz bei allen Vergehen aber hielt er die alte deutsche Überlieferung fest, daß jedermann nur von seinesgleichen gerichtet werden dürfe. Darum sollten zwölf Männer, die Volks- und Standesgenossen des Angeklagten wären, den Wahrspruch fällen, ob schuldig oder nicht. Dies Gesetz, das dem Keime nach auch bei den andern deutschen Völkerschaften galt, ist Jahrhunderte lang der Stolz des englischen Volkes gewesen, weil es in ihm die sicherste Schutzwehr gegen alle Willkür erblickte, und es ist Älfreds unsterblicher Ruhm, dies Gesetz bei seinem Volke ausgebildet zu haben.

Aber Älfred wollte auch Ruhe und Sicherheit schaffen,

ohne daß der Angelsachse zum Gerichte seine Zuflucht zu nehmen hätte, und darum sann er darüber nach, wie er am besten allen Gewalttätigkeiten und Räubereien steuern könnte. Das beste Mittel dazu schien ihm zu sein, wenn er seine Angelsachsen selbst verantwortlich machte, und dies geschah auf folgende Weise. Er teilte England in Grafschaften ein und die Grafschaften wieder in hundreds, d. i. Hundertschaften und die Hundertschaften wieder in Zehnschaften. Zehn beieinander liegende Häuser machten eine Zehnschaft aus, und ihre Bewohner waren sich untereinander und alle zusammen dem Gesetze verantwortlich für alles Unrecht, das bei ihnen vorfiel. Sie urteilten auch untereinander über kleinere Dinge; aber wichtigere wurden vor das Gericht der Hundertschaft gebracht. Wenn ein Mann unterließ, seinen Namen in eine Zehnschaft eintragen zu lassen, so wurde er wie einer betrachtet, der außer dem Gesetze stand; er wurde für vogelfrei erklärt. Von dem Gericht der Hundertschaft ging man weiter an das Gericht der Grafschaft und von diesem an den König. So kam es dahin, daß man sagen durfte, der Reisende, welcher seine Börse auf der Straße verloren hätte, könnte sich ruhig schlafen legen, weil er sie sicher wieder finden würde. Und ferner erzählte man, daß goldene Armbänder an Scheidewegen aufgehängt unangerührt dageblieben wären, weil niemand sie hinwegzunehmen wagte. Aber nicht genug, daß Älfred so den innern Frieden sicherte, er begründete durch diese Einteilung auch die beste Wehr gegen den Feind nach außen. Denn jede Zehnschaft und jede Hundertschaft mußte ihre bestimmte Anzahl Krieger stellen, und der Graf oder Aldermann der Grafschaft war zugleich auch ihr Kriegshauptmann, der auf den ersten Ruf die Seinen bald herbeiführen konnte.

Ferner sorgte Älfred für die Bildung seines Volkes und leuchtete auch darin als das erhabenste, von keinem Könige der Erde jemals erreichte Muster seinem Volke voran.

Vor allen Dingen hielt er auf seine Muttersprache, das Angelsächsische, und sorgte dafür, daß die Jugend seines Volkes die alten Heldenlieder lernte und sich am Gesange derselben erfreute. Dann berief er ausgezeichnete Männer seiner Zeit zu sich, und sie kamen willig und gern zu dem Könige, der wie kein anderer die Wissenschaften ehrte und liebte. Älfred selbst erlernte die lateinische Sprache in seinem sechsunddreißigsten Lebensjahre und bemühte sich auch sogleich, sein Wissen dem Volke nützlich zu machen. Denn weil er ihnen gern gute Bücher in ihrer Muttersprache geben wollte, welche solche noch nicht besaß, so wählte er selbst mit seinen gelehrten Freunden aus den Schriften der Römer diejenigen aus, welche ihm die tauglichsten schienen, und übersetzte sie in die angelsächsische Sprache. Da wählte er sich namentlich ein Buch aus, welches wenige Jahrhunderte vorher einer der letzten römischen Weisen sich zum Troste geschrieben hatte, als der ostgotische Theoderich in seiner Leichtgläubigkeit gegen die Einflüsterungen seiner Höflinge und in seiner rohen Willkür seine glänzende Laufbahn mit einem ungerechten Todesurteile befleckte. Ferner übersetzte Älfred auch geschichtliche Bücher, z. B. die Geschichte der Angelsachsen, die der ehrwürdige Beda in lateinischer Sprache geschrieben hatte.

Aber er legte auch großen Wert auf die lateinische Sprache selbst und wollte, daß alle Söhne der Adeligen diese lernten, und wie weit ihm diese Bemühungen um die lateinische Sprache gelangen, sehen wir am besten aus einem Briefe, den er geschrieben hat, als er seine Übersetzung einer Rede des heiligen Gregor an die Bischöfe Englands schickte. Er sagt darin: „Die Gelehrsamkeit war so in Verfall gekommen (nämlich bei seiner Thronbesteigung), daß es nördlich vom Humberflusse wenige Priester gab, welche die Gebete soweit verstanden, daß sie die Bedeutung derselben in angelsächsischer Sprache wiedergeben konnten, oder welche überhaupt einen

lateinischen Satz angelsächsisch übersetzen konnten, und ich glaube, südlich vom Humberflusse waren auch nicht viele dazu fähig. In der Tat waren es so wenige zur Zeit, als ich die Krone erlangte, daß ich mich auch im Süden der Themse nicht eines Mannes mehr entsinne. Gott dem Allmächtigen aber sei Dank, daß es jetzt doch einige Bischöfe gibt, welche selbst imstande sind, Latein zu lehren." Das alles aber war nur Älfreds Werk, der Schulen stiftete, wo und wie er nur konnte, und der auch die Universität Oxford gegründet haben soll.

Auch in andern Dingen wirkte Älfred für die Bildung seines Volkes. Einmal kam zu ihm ein Mann, namens Other, und erzählte dem Könige, daß er im nördlichen Teile des Landes Norwegen wohne, dort wo das Eismeer die norwegische Küste im Nordwesten bespült. Er beschrieb ihm das Land, wie es so öde und verlassen sei, daß nur einsam und zerstreut hier und dort einige Finnen wohnten, die sich mit Jagd und Fischfang beschäftigten. Er selbst habe einmal erforschen wollen, wie weit sich das Land noch nach Norden und Osten ausdehne, und darum sei er nordwärts gefahren, während zur rechten Hand ihm immer Land geblieben sei. Dann aber habe er wieder abwarten müssen, bis der Wind von Nordwest geweht habe, und zuletzt habe er ganz nördlichen Wind haben müssen. Alsdann habe er einen großen Fluß gesehen, der sich dort ins Meer ergösse; er habe aber aus Furcht vor den Anwohnern nicht gewagt, ihn hinaufzuschiffen, und die Fahrt dahin nur eingeschlagen um Walroßzähne zu holen. Solche brachte er auch dem Könige Älfred zum Geschenk. Other war ein sehr reicher Mann in seiner Heimat; denn er besaß sechshundert Renntiere und unter ihnen sechs Lockrenntiere zum Fangen der wilden; jedoch nur zwanzig Rinder, zwanzig Schafe und zwanzig Schweine. Dagegen bestand sein hauptsächlichster Reichtum in dem

Tribute, den ihm die Finnen bezahlten, nämlich Pelzwerk, Flaumfedern der Vögel, Walfischbarten und Stricke, die aus der Haut der Walfische und Seekälber gemacht waren.

Dieser Bericht Others von seiner Heimat war dem Könige Älfred sehr lieb, und als er wieder ein geschichtliches Buch der Römer in die angelsächsische Sprache übersetzte, nämlich die Kirchengeschichte des Orosius, erzählte er darin auch das, was er von Other vernommen hatte. Er selbst war dadurch angeregt zu neuen Forschungen und entsandte deshalb einen andern Seefahrer, namens Wulfstan; dieser schiffte ostwärts, bis er durch das Kattegat und den kleinen Belt in die Ostsee kam. Dort suchte auch er die Völker und ihre Sitten zu erforschen, um hernach seinem Könige Bericht abzustatten von den Menschen und Sitten, die er daselbst gesehen hatte. Wulfstan fuhr bei der Insel Burgundaland, d. i. Bornholm vorbei und nahe an dem Lande hin, das zu seiner Rechten lag und Weonadland hieß, bis an den Ausfluß der Weichsel. Auch die Berichte, die Wulfstan ihm dann machte, erzählte Älfred wieder seinem Volke.

Wahrlich, wir müssen uns wundern und staunen über die seltene Tätigkeit dieses rastlosen Mannes. Er konnte aber so viel mehr leisten, als andere Menschen, weil er mit seiner Zeit so sparsam und haushälterisch war, daß er sie den ganzen Tag hindurch genau eingeteilt hatte und dadurch auch viel mehr Zeit gewann, als andere Menschen. Da man damals noch keine Uhren hatte, und wegen des häufigen Nebels in England der Gebrauch der Sonnenuhren nicht immer zweckmäßig ist, so war er selbst darauf bedacht, einen Zeitmesser zu erfinden. Er nahm dazu sechs Lichter, von denen jedes in einer gegen Luftzug geschützten Kapsel vier Stunden nach unserer Rechnung brannte. Die Kapsel war eingeschlossen von durchsichtigen Häuten; denn der Gebrauch und die Bereitung des Glases war in den Dänenkriegen untergegangen.

So haushälterisch wie mit seiner Zeit ging er auch mit seinen Einkünften um. Denn obwohl diese nicht groß waren und mancher Kaufmann in unserer Zeit viel bedeutendere Einkünfte hat, als dieser große König, so war doch alles aufs genaueste verteilt und dadurch wußte Älfred viel zu schaffen. Die eine Hälfte seiner Einnahmen war für weltliche, die andere für geistliche Zwecke bestimmt. Die erste zerfiel wieder in drei Teile, von denen einer für seine Krieger bestimmt war; denn abwechselnd mußten die Krieger seiner Leibwache je einen Monat vom Vierteljahr bei ihm sein und während der beiden andern konnten sie ihren eigenen Geschäften nachgehen. Das zweite Dritteil der ersten Hälfte war für die unzähligen Bauleute und Künstler, welche Älfred aus allen Gegenden zu sich herberief, damit sie sein Reich durch herrliche Gebäude verschönerten und seinem Volke die nötige Anleitung gäben, sich weiter fortzubilden. Das dritte Dritteil der ersten Hälfte war den Zwecken der Gastfreundschaft geweiht für alle diejenigen Fremden, welche aus weiter Ferne den König aufsuchten. Die andere Hälfte seiner Einkünfte, welche für geistliche Zwecke bestimmt war, teilte er in vier Teile. Von diesen war das eine Viertel für die Armen bestimmt, das zweite für die beiden Klöster, welche er selbst gestiftet hatte, das dritte zugunsten der Schule für den jungen Adel seines Landes, welche er mit großer Mühe ins Leben gerufen hatte, das vierte Viertel war für die gelegentliche Unterstützung aller andern Klöster und Kirchen bestimmt, die sich bittend an ihn wandten.

Lange Zeit hindurch genoß Älfred Frieden; aber am Abend seines Lebens drangen nochmals die Dänen in das Land und hausten nach ihrer alten Weise. Sie waren von dem kräftigen deutschen Könige Arnulf im September des Jahres 891 bei Löwen aufs Haupt geschlagen und wie sie sich früher nach den Siegen Älfreds ganz auf das gegen-

überliegende Festland von Deutschland und Frankreich geworfen hatten, so wollten sie nach dieser Niederlage umgekehrt wieder England heimsuchen. Aber Älfred empfing sie, und nach manchem harten Kampfe kehrte die größere Mehrzahl der Dänen heim, die wenigen Zurückbleibenden konnten leicht abgewehrt werden. Dabei war Älfred darauf bedacht, die wenigen Briten, die sich noch von den Angelsachsen gesondert hielten, mit den Seinigen zu versöhnen. Diese wenigen noch übrigen Briten wohnten in dem gebirgigen Wales im Westen von England und waren von da aus nur gar zu gern geneigt, mit den feindlich einfallenden Dänen gegen die Angelsachsen gemeinschaftliche Sache zu machen. Aber der Charakter Älfreds gewann ihre Achtung, und ihr letzter König kam zu Älfred, welcher ihn ehrenvoll aufnahm und als seinen Sohn behandelte.

Friede und Ruhe war wiederhergestellt; aber unerwartet schnell war Älfred sein Ende beschieden. Am 28. Oktober des Jahres 901 raffte ihn der Tod dahin, nachdem er neunundzwanzig Jahre und sechs Monate regiert hatte. Älfred ist ein Spiegel aller Könige, und wenn man jemals einem Könige den Beinamen des Großen mit Recht gegeben hat, so ist es Älfred, der ihn vollkommen verdient, als Held zugleich und als Weiser. Wir haben außer ihm zwei andere Könige genannt, die man mit dem Beinamen der Großen bezeichnet: Theoderich den Ostgoten und Karl den Franken. Daß der Bau Theoderichs nach ihm zusammensank, würde ihm von seiner Größe nichts nehmen; aber es fehlt dem mit dem Blute des Weisen befleckten Manne die Treue und Gerechtigkeit, es fehlt ihm bei seinen Schöpfungen die versöhnende Milde, die Älfred in so hohem Maße ziert, es fehlt ihm die Krone Älfreds, der Eifer für menschliche Bildung; denn dieser Eifer ist dasjenige Gewicht, welches vor dem Richterstuhl der Geschichte die Wagschale eines Fürsten und jedes

Menschen sinken und steigen macht. Darin wetteifert vielleicht der fränkische Karl mit Älfred, aber doch nicht mit der eigenen Tätigkeit. Und auch bei diesem schreckt uns die Willkür, die Sucht nach Eroberungen, welche das Glück von Tausenden zertrat, um seinen Willen zu haben, und wenn das heilige Recht der Notwehr sich gegen die Willkür stemmte, mit eiserner Faust alles niederschmetterte. Nichts von allem diesem bei Älfred. Auch er kämpfte als Held, aber er kämpfte einen heiligen Kampf, den Kampf menschlicher Gesittung gegen die planlose Grausamkeit des heimatlosen Räubers, und als alle um ihn verzagten, war er es allein, der nicht abließ und durch seine Kraft auch die andern kräftigte, daß ihm endlich der Sieg blieb. Keine Eroberungssucht befleckt den schönen, herrlichen Charakter; ja er nannte sich bis an sein Lebensende, auch noch in seinem uns erhaltenen Testamente nicht König von England, wie er es doch wirklich war, sondern nur nach seinem Stammlande: König von Westsex. Man hat oft gesagt, daß die Geschichte uns die Leiden des menschlichen Geschlechts erzähle, insbesondere aber die Leiden der Völker, welche ihre Könige verschuldet haben; — der Name Älfred des Großen söhnt uns aus mit vielen der Urheber solcher Leiden und tröstet uns, wenn wir zu andern Zeiten sehen, daß da, wo der Mensch leichtgläubig gar zu oft das Höchste und das Herrlichste erwartet, die Lüge und die verworfene Selbstsucht thront. Darum hat der Engländer ein Recht, wenn er mit Stolz den Namen des Königs Älfred nennt, und sein Andenken wird dort nimmer erlöschen. Im Jahre 1849 hat man in vielen Gegenden, wo zum Teil noch die Grundlagen der alten Gemeindeeinteilung König Älfreds bestehen, den Tag gefeiert, wo vor tausend Jahren der Welt dieser König geschenkt ward. Die Völker vergessen die Könige, welche nur zum Unheil und Verderben ihrer Mitwelt geschaffen zu sein scheinen; aber den Namen Älfred

wird eine andere Nachwelt nach abermals tauſend Jahren noch mit Liebe und Verehrung nennen.

11. Das Vaterunſer angelſächſiſch.

Damit meine Leſer ſich eine Vorſtellung davon machen können, wie die angelſächſiſche Sprache jener Zeit war, will ich das Vaterunſer auch in dieſer Sprache herſetzen.

Fäder ûre thû the eart on heofenum, si thin nama
Vater unſer du der biſt in Himmeln, ſei dein Name
gehâlgod. Tô becume thin rice. Gewurdhe thin willa on
geheiligt. Zu komme dein Reich. Es werde dein Wille auf
eorthan, swâ swâ on heofenum. Urne dägwamlican hlâf syle
Erden, ſo wie in Himmeln. Unſer tägliches Brot gib
ûs dô däg. And forgyf ûs ûre gyltas, swâ swâ we
uns heute. Und vergib uns unſere Schulden, ſo wie wir
forgifath ûrum gyltendum. And ne gelædde thû ûs on
vergeben unſern Schuldnern. Und nicht geleite du uns in
costnunge. Ak âlŷs ûs of yfele.
Verſuchung. Sondern erlös uns von Übeln.

Dieſe angelſächſiſche Sprache, mit welcher unter den andern deutſchen Sprachen die frieſiſche und dann die plattdeutſche die meiſte Verwandtſchaft haben, iſt der Kern des jetzigen Engliſchen; denn faſt alle Ausdrücke des täglichen Lebens ſind aus dieſer Sprache übriggeblieben, und daher kommt es, daß die engliſche Sprache für den plattdeutſch Redenden ſehr leicht zu erlernen iſt. Wilhelm der Eroberer, der i. J. 1066 von der Normandie aus hinüberſchiffte und ſich die Inſel unterwarf, führte daneben die damalige franzöſiſche Sprache ein. Aus beiden Sprachen, verſchmolzen mit den wenigen Überbleibſeln der altbritiſchen und lateiniſchen, iſt die jetzige engliſche Sprache erwachſen.

Inhaltsverzeichnis nebst Angabe der Quellen.

Seite

Franken 5

1. Sagen von dem Ursprunge der Franken. Ekkehard. Chron. Univ. bei Pertz Mon. VIII. 115. . . . 5
2. Der Charakter der Franken. Prologus legis Salicae bei Mascov I. p. 392. 6
3. Wohnsitz der Franken und ihre Wanderung im fünften Jahrhundert. Greg. Turon. histor. Francorum II. 9. 8
4. Childerich, König der Franken. Greg. Turon. h. F. II. 12. 9
5. Chlodwigs Kampf gegen Syagrius und der Kirchenkrug von Soissons. Greg. Turon. h. F. II. 27. . 10
6. Chlodwigs Bekehrung zum Christentume. Greg. Tur. II. 28 sqq. 11
7. Chlodwig und Chararich. Greg. Tur. II. 42. . . . 14
8. Chlodwigs Treulosigkeit gegen Siegbert und dessen Sohn. Greg. Turon. h. F. II. 40. 15
9. Die Bewaffnung der Franken. Agathias II. 49. Mascov II. p. 5. 16
10. Beschreibung des Aufzuges eines fränkischen Großen an seinem Hochzeitstage. Sidon. Apoll. IV. 20. . 17
11. Vom Ursprung der Burgunden und ihrer Bekehrung zum Christentume. Nach J. v. Müllers Schweizergeschichten p. 86 sqq. Socrates hist. eccl. VII. Orosius VII. 18
12. Gundobald und Godegisel von Burgund. Greg. Turon. h. F. II. 32. 20
13. Gottesurteil zwischen einem Katholiken und einem Arianer. Greg. Tur. de miraculis I. 81. 24
14. Der Zweikampf bei den Burgunden. Mascov in den Anmerkungen hinter seiner Geschichte der Teutschen. Nr. III. p. 13. Er führt daselbst den Titul XLV. der Burgundischen Gesetze an und eine Stelle aus Agobardus adv. legg. Gondob. p. 120. 26
15. Der Westgotenkönig Alarich II. zahlt Buße an Chlodwig. J. Grimm, Rechtsaltertümer p. 670. Legg. Ripuar. Tit. LXX. 1. — Legg. Frisionum tit. XXII. §. 71. 27
16. Chlodwig besiegt die Westgoten. Greg. Tur. h. F. II. 37. Einzelheiten sind nach Gibbon. 28
17. Ragnacher. Greg. Turon. h. F. II. 42. Die letztangeführte Stelle ist aus II. 40 am Schlusse. . . 31
18. Der Untergang des burgundischen Reiches. Greg. Tur. h. F. III. 5. 33
19. Theoderich und Munderich. Greg. Tur. h. F. III. 14. 36
20. Die Flucht des Attalus. Greg. Tur. h. F. III. 15. 38
21. Herminfried von Thüringen. Mascov, Anmerkungen

Seite

zu seiner Gesch. der Teutschen. V. p. 18. und die dort angeführten Belege. 43
22. Die Besiegung Herminfrieds von Thüringen. Greg. Tur. h. F. III. 47. 45
23. Radegundis. Grimms Mythol. p. 51. 48
24. Der heilige Gallus in Köln. Grimms Mythol. 52. Greg. Tur. vitae patr. 6. 49
25. Der Tod der Söhne Chlodomers. Greg. Tur. h. F. III. 18. 49
26. Theodeberts Einfall in Italien. Procop. de bello Goth. II. 25. 51
27. Theodeberts Kampf gegen seinen Oheim und sein Tod. Greg. Tur. h. F. III. 24. 28. Agathias I. 5. . . 54
28. Der Untergang des Leutaris und Bucelin. Agath. I. 7. II. 5. 56
29. Chlotar kämpft gegen seinen Sohn Chramnus und stirbt bald darauf. Greg. Tur. h. F. IV. 20. 21. 62
30. Die Behandlung der Sklaven. Greg. Tur. h. F. V. 3. 64
31. Die Blutrache bei den Franken. Greg. Tur. h. F. X. 27. 65
32. Das Asylrecht der Kirche. Greg. Tur. h. F. V. 14. 66
33. Die Hochzeitsreise der Tochter des Königs Chilperich. Greg. Tur. h. F. VI. 45. VII. 29. 68
34. Sage von dem Walde und den Schellen. Aimoin gest. Franc. III. 82. 72
35. Sage von den Schätzen des Königs Guntram. Paul. Diacon. 35. Paul hat diese Sage, wie andere Einzelheiten seiner Geschichten, aus Gregor entnommen. 73
36. Die Königin Austrigild. Greg. Tur. h. F. V. 35. . 74
37. Die Gesandtschaft an den König Guntram. Greg. Tur. h. F. VII. 14. 75
38. König Guntrams Unternehmung gegen die Westgoten. Greg. Tur. VIII. 30. 77
39. Der Kriegszug der Franken gegen die Langobarden. Greg. Tur. X. 23. 79
40. Kolumban. Pertz Mon. II. 727. Grimms Mythol. p. 75. — Der Fortsetzer des Greg. Tur. im Appendix cp. 36. 83
41. Der Tod der Königin Brunhilde. Appendix ad Greg. Tur. cp. 41. 86
42. Sage von Chlotars II. Sieg über die Sachsen. Aimoin. gest. Franc. IV. 18. Grimms Sagen II. 93. . . 87
43. Pippin der ältere von Heristall. Annales Mettenses ad annum 687 bei Pertz Mon. Tom. I. 90
44. Pippins steigende Macht und die Schlacht bei Testri. Annal. Mett. ad. a. 687 sqq. 91
45. Das Auftreten Karl Martells. Annal. Mettens. ad. a. 714. in Pertz Mon. I. 96
46. Das Treffen gegen die Mauren zwischen Tours und Poitiers. Annal. Mettens. und andere in Pertz Mon. I., ferner Notizen aus Pertz Geschichte der Hausmeier, 76. 98

Seite

47. Karl Martells zweiter Sieg über die Araber. Ann. Mett. ad a. 737. — Pertz. Geschichte der Hausmeier p. 79. 101
48. Ogdilo, der Bayernherzog. Annal. Mett. ad a. 743. 103
49. Karlmann geht ins Kloster. Annal. Mett. ad a. 747. 105
50. Die letzten Könige aus merovingischem Stamme. Eginhardi vita Caroli M. cp. I. Ann. Mett. ad a. 752. 108
51. Die Kraft Pippins. Monach. Sang. II. 15. bei Pertz M. II. 758. 110
52. Pippin und Papst Stephan. Ann. Mett. ad a. 753. 111

Sachsen 114

1. Die Abstammung der Sachsen. Sachenspiegel III. 44. nebst Glosse. 114
2. Sage von dem Kampfe der Sachsen mit den Thüringern. Witt. Corb. b. Pertz V. 418 u. sonst vielfach abgedruckt. 116
3. Sächs. Sagen von Dieterich, Irmenfried und Iring. Witt. Corb. bei Pertz M. V. p. 420 sqq. . . . 118
4. Die Einteilung der Sachsen. Witt. Corb. 14. bei Pertz Mon. V. 424 u. A. 129
5. Die Seeräuberei d. Sachsen. Sidon. Apoll. VIII. 6. p. 222. 130
6. Rückkehr der Sachsen aus dem Langobardenzuge in ihre Heimat. Greg. Tur. h. F. IV. 37. V. 15. und nach ihm Paul. Diac. III. 5. 131
7. Chlotars Kampf gegen die Sachsen. Greg. Tur. IV. 14. 133
8. Die ersten Missionäre aus England bei den Sachsen. Beda Venerab. h. e. Anglorum V. 10. — Grimms Geschichte der deutschen Sprache II. 627. 135
9. Die Predigt Lebuins an die Sachsen. Hucbald. vita Lebuini Pertz Mon. II. p. 361. 136
10. Die Friesen und ihre Lebensweise. Plin. H. N. XV. 1. 140
11. Wilfried, der erste Apostel bei den Friesen. Nach Lappenbergs Geschichte von England. I. 173. . . 142
12. Fositesland. Albuin. vita Willibrordi cp. 10. Grimms Mythologie p. 144. 144
13. Der Friesenfürst Radbod entzieht sich der Taufe. Annal. Xant. ad a. 718. in Pertz Mon. II. p. 221. . . 146
14. Das Wirken des Bonifatius. Masc. II. 315. — Vita Bonifatii in Pertz Mon. II. 323 sqq. . . . 148
15. Bonifatius haut die Eiche bei Geismar um. Vita Bonifatii in Pertz Mon. II. 149
16. Der Tod des Bonifatius. Pertz Mon. II. 349. . . 152
17. Die Aussetzung der Kinder bei den heidnischen Friesen. Alfried. vita Ludgeri in Pertz Mon. II. 155

Karl der Grosse und seine Zeit. 159

1. Der erste Zug Karls gegen die Sachsen und die Irminsul. Pertz Mon. II. 676. — Leibnitii Annal. Imperii ad a. 772. 159
2. Der Sieg der Sachsen über Geilo und Adalgis und Karls

Seite

Sieg über die Sachsen. Pertz I. 163. Annal. Eginhardi ad a. 782. Leibnitii Annal. Imperii ad a. 783. . 161
3. Sage von dem Treffen an der Hase und Widukinds Belagerung in seiner Burg. Nach mündlicher Mitteilung. 165
4. Widukind wird Christ. Pertz I. 167. — Leibn. Ann. Imperii ad a. 807. 169
5. Wittekinds Denkstein. Aus den Verhandl. der Mindener Gesellschaft für vaterländische Kultur. Westphäl. Provinzialblätter 1r Bd. 4s Heft p. 124 ff. Minden 1830. 172
6. Der Friede mit den Sachsen und ihre Bekehrung zum Christentume. Saxo poeta ad a. 803. Grimms Geschichte der deutschen Sprache. Pischon, Denkmäler der deutschen Sprache I. 22. u. m. a. 173
7. Geschichtlicher Rückblick auf den Sachsenkrieg. Einzelne Notizen aus Eginhardi annal., Grimms Mythologie, Hegewisches Geschichte Karls des Großen. . 177
8. Der Kampf Karls des Großen gegen die Mauren und Rolands Tod. Iohannis Turpini historia de vita Caroli M. et Rolandi cp. XXI. sqq. . . . 183
9. Unternehmung der Franken gegen die Araber über den Ebro. Vita Ludovici in Pertz Mon. II. p. 614. 190
10. Das Gottesgericht des Kreuzes. Nach Muratoris Geschichte von Italien IV. 453. 192
11. Karl und der Herzog Grimoald. Nach Muratoris Geschichte von Italien IV. 450. 193
12. Tassilo der Bayernherzog. Leibnitii annal. Imp. ad a. 788. 196
13. Die Avaren. Mon. Sang. II. 1. bei Pertz Mon. II. 784. — Eginhardi ann. ad a. 791. 197
14. Die Empörung der Thüringer. Ann. Vazariani ad a. 786 bei Pertz Mon. I. 41. 202
15. Alcuin. Monach. Sang. I. 9. bei Pertz Mon. II. 734. — Leibnitii Ann. Imp. ad. 781. 203
16. Kaiser Karl bei den Schülern. Mon. Sg. I. 3. bei Pertz Mon. II. 732. 204
17. Der junge Bischof. Mon. Sang. I. 4. 205
18. Ernennung und Absetzung eines Bischofs. Mon. Sg. I. 5. 206
19. Wie der Kaiser sich vorlesen ließ. Mon. Sang. I. 7. 208
20. Wie der Gesang zu Karls Zeit beschaffen war. M. Sg. I. 10. 208
21. Demütigung eines Bischofs. Mon. Sang. I. 16. . 210
22. Der Kriegsdienst der Geistlichen. Capit. de immunitate episc. bei Baluz. I. p. 405. Murat., Gesch. Ital. IV. 893. 212
23. Die arabische Gesandtschaft. Mon. Sang. II. 8. in Pertz Mon. II. p. 750. 213
24. Der Hof des byzantinischen Kaisers. Mon. Sang. II. 5. 217
25. Der Stolz zweier fränkischer Jünglinge. Mon. Sg. II. 4. 221
26. Wie Karl Gold und Eisen gegeneinander schätzt. Mon. Sang. II. 18. 222

Seite

27. Karls Vorhersagung von den Nordmannen. M. Sg. II. 14. 223
28. Die Jagd des Königs Karl. Mon. Sg. II. 17. in Pertz Mon. II. p. 760. 224
29. Die friesischen Mäntel. Legg. Frisionum ed. Gartner p. 74. Origines Franc. VI. cp. 18. von J. Portanus. 225
30. Die Krönung Karls zum römischen Kaiser. Eginhardi ann. ad a. 799 sqq. — Anastasius in vita Leonis III. papae. 226
31. Der dänische Einfall in Friesland (810). Saxo Grammaticus, hist. Dan. VIII. am Ende. — Ubbo Emmius rer. Fris. hist. V. p. 70. J. Grimm, Rechtsaltertümer. Asegabuch oder Rüstinger Landrecht. ed. Wiarda 1785, an verschiedenen Stellen. 231
32. Beschreibung der Person Karls des Großen. Einhard. vita 22. in Pertz Mon. II. 455. — Leibnitii Ann. Imp. ad a. 791. 238
33. Die Verordnungen Karls des Großen über den Ackerbau. Capitul. de villis imp. bei Pertz Mon. III. 181. 245
34. Das Wergeld zur Zeit Karls des Großen. Legg. Fris. Titul. XIV. §. 1. 2. 3. 248
35. Karl ernennt seinen Sohn Ludwig zu seinem Nachfolger. Leibnitii Annal. Imp. ad a. 813. . . . 253
36. Karls Tod und Begräbnis. Einhardi vita Caroli M. in Pertz Mon. II. 455 sqq. 255
37. Der Sagenkreis von Kaiser Karl. Ruolandes liet von W. Grimm. 258

Ludwig der fromme und seine Söhne 263

1. Ludwig der Fromme. Theganus, vita Ludovici cp. 19 b. Pertz II. 594. — Das Leben des Kaisers Ludwig ist uns von zwei Männern ausführlich beschrieben, deren einer Theganus allzusehr für ihn eingenommen ist, der andere, dessen Namen wir nicht kennen, unparteiischer über das Leben des Kaisers spricht, wenn er auch sein tiefes Mitgefühl über die Schicksale des Kaisers nicht verleugnet. Dieser zweite Erzähler wird wegen seiner astronom. Kenntnisse gemeiniglich Astronomus genannt. — Murat. IV. 469. . . . 263
2. Bernhard. Astronomus in vita Ludovici cp. 29. bei Pertz Mon. II. 622. 266
3. Der Kaiser Ludwig und die Bekehrung der Nordmannen. Leibnitii ann. Imp. ad a. 826. — Mon. Sang. II. 19. bei Pertz Mon. II. 761. 267
4. Die Wegführung der Gebeine der Märtyrer Vitus und Lucanus aus dem Frankenlande nach Sachsen. Leibn. Ann. Imp. ad 836. 271
5. Ludwig der Fromme teilt das Reich unter seine Söhne. Leibn. Ann. Imp. ad 817. 273

Seite

6. Die Gottesgerichte zur Zeit Ludwigs. Leibn. ann. Imp. ad 829. Muratori, Geschichte Italiens IV. 577. 274
7. Ludwigs Heirat mit Judith, der Bayernfürstin. Astron. vita Ludov. bei Pertz Mon. III. 625. — Leibn. ann. Imp. 829 ff. 277
8. Die altsächsische Evangelienharmonie zur Zeit Ludwigs. Die angeführten Stellen siehe in Heliand oder die altsächs. Evangelienharmonie, herausgegb. von J. A. Schmeller. München, Stuttg. u. Tüb. 1830. Ferner das Evang. Matth. im Hochdeutsch des 9. Jahrh. Stuttg. u. Tüb. 1827. 284
9. Die weiteren Kämpfe Ludwigs mit seinen Söhnen bis zu seinem Ende. Die beiden vitae Ludovici des Theganus und Astronomus, ferner Leibn. Annal. ad a. 832—33. — Nithard in Pertz Mon. Tom. II. 650. 288
10. Der Kampf der Brüder. Nithardi historia II. cp. 1 sqq. bei Pertz Mon. II. 655. Leibnitii ann. imp. 840 sqq. 308
11. Der Eid bei Straßburg. Nithardi hist. III. 5. bei Pertz Mon. II. 665. 312
12. Der Vertrag von Verdun (843). Nithardi hist. III. 6 ff. — Leibn. annal. ad. 842. 843. 317

Angelsachsen 323

1. Sage von den ältesten Bewohnern von England und Schottland. Beda Venerab. hist. eccl. Anglorum I. 1. 323
2. Die Einfälle der Pikten. Beda Ven. hist. eccl. Angl. I. 12. 324
3. Die Briten rufen die Angeln und Sachsen zu Hilfe. Beda. V. h. e. gentis Anglorum I. 14. 15. — Nennius cp. 37 bei Mascov. I. p. 443. — Lappenberg Gesch. Engl. I. 107. 325
4. König Artus und die Tafelrunde. Die letzte Notiz ist aus Beda h. e. gentis Angl. IV. 24. . . . 330
5. Die Vorbereitung zur Bekehrung der Angelsachsen zum Christentume. Nach Lappenberg Gesch. Englands I. 137. und den daselbst angegeb. Notizen. 332
6. Wie das Christentum zu den Angeln kam. Beda V. h. eccl. gent. Angl. II. 12. — Lappenberg I. 147. 335
7. Der Tod des Königs Siegbert von Ostangeln. Beda Ven. h. e. g. A. III. 18. 339
8. Oswald. Nach Lappenbergs Gesch. Englands I. 151. 341
9. Egbert von Westsex, der erste König von England. Nach Lappenberg I. 367. 342
10. Aelfred der Große. Aelfredi Magni vita tribus libris comprehensa a. Spelman. Oxonii 1678. Folio. 345
11. Das Vaterunser angelsächsisch. Nach der Ausgabe von F. Junius zugleich mit dem got. Texte. Dortrecht 1665, nur sind hier, wie beim got. Vaterunser, statt der eigentümlichen angelsächs. Buchstaben die gewöhnl. gesetzt. 362

Geschichten, charakteristische 20g
Widener Library
003399831
3 2044 086 037 397